Magazin
für
Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der
Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Siebzehnter Band.

Dreiundvierzigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.
1915.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1915.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 17. Band. St. Louis, Mo. Januar 1915.

Vorwort.

Wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist; ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft. — Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht. Röm. 7. 14, 18. vrgl. 8, 5—8.

Der Ausbruch des schrecklichen europäischen Krieges hat gar viele Leute irre gemacht. Es ist ja bekannt, mit welchem Eifer sich so viele optimistische Staatsmänner der undankbaren Aufgabe unterzogen haben, einen Krieg unmöglich zu machen. Millionen wurden z. T. dafür gespendet, um durch ein internationales Schiedsgericht im Haag ein Tribunal zu schaffen, das alle Welthändel schlichten sollte, ohne daß es zum Krieg kommen sollte. Als dann doch der Krieg ausbrach, riefen viele entsetzt aus, was denn das Christentum wert sei, wenn es nach so langer Zeit noch nicht einmal so viel ausrichten konnte, die Völker vom männermordenden Kriege abzuhalten. Man meinte, das zeige den Bankrott des Christentums u. s. w.

Leute jedoch, die nicht nur oberflächlich zu urteilen pflegen, waren durch diesen plötzlichen Ausbruch des Krieges nicht überrascht. Wir haben nie viel erwartet von allen den menschlichen Bestrebungen, den Krieg als unmöglich ganz aus der Welt zu schaffen. Alle diese Bestrebungen gründen sich auf den Grundfehler der heutigen Welt, den wir bei Gelehrten und Staatsmännern aller Art beobachten können. Sie alle lassen die *Verdorbenheit des menschlichen Herzens und die Schwachheit auch des besseren Willens* des Menschen ganz aus dem Spiel. Die „*Sünde*" *wird von der heutigen Welt für ein nichts geachtet!* Auch von den *Theologen!* Sie wissen nicht und glauben's nicht, daß eine *Macht des Verderbens* die Menschen *gefangen hält* und sie auch wenn sie ganz anders wollen, doch treibt, Dinge zu tun, die *sie in der Tat nicht wollen*. Das gilt nicht nur für Individuen, sondern auch für die Völker und Staaten. Wir glauben es sind nur wenige Menschen, die in tiefster innerster Herzenserfahrung es gelernt haben, was für ein radikaler Gegensatz besteht zwischen

Fleisch und Geist, so wie ihn der Apostel Paulus Röm. 7 so ergreifend beschreibt. Es kann ja gar kein Zweifel sein, daß auch die sogen. christlichen Völker angehaucht sind vom Geiste Jesu Christi. Diesem Geisteshauche entspringen alle jene allgemein humanitären Unternehmungen unserer Zeit, zu denen wir auch getrost die Versuche rechnen dürfen, den Weltfrieden endgültig festzulegen.

Allein die Völker als solche sind noch viel, viel weiter davon entfernt als die einzelnen Individuen, sich durchweg einzig und allein vom Geist Christi leiten und treiben zu lassen. Der „Sauerteig" ist wohl eingemengt in das Mehl der Völkerwelt, aber die brausende Gährung ist noch lange nicht zur Klärung und Reife gekommen. Auch von den Völkern gilt noch heute: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht tut, was ihr wollt." Gal. 5, 17.

Wenn nun auch unter den Millionen sich viele einzelne finden mögen, die ernstlich bestrebt sind, sich in ihrem persönlichen Wandel einzig und allein vom Geist Christi regieren und treiben zu lassen, so glaube ich doch, daß auch diese bei sich selbst noch oft den schmerzlichen Gegensatz zwischen Fleisch und Geist empfinden, erfahren und sich tief gebeugt fühlen dabei.

Im „Reisepsalter" findet sich ein Lied, das die Erfahrungen der Pilger Gottes beschreibt. Es fängt an: Ich bin ein Pilger Gottes hier auf Erden; beschreibt im 2. Vers die Erfahrung der Gnadennähe des Heilandes, wenn er der Seele den Trost der Sündenvergebung zuspricht.

Dann aber heißt's im 3. Vers:

Doch ach, sie bleiben nicht, die selgen Zeiten,
Weil sich im Busen noch die Sünde regt,
Weil Fleisch und Geist noch täglich müssen streiten,
Und Satan mir noch oftmals Wunden schlägt.
Das beugt den Mut darnieder,
Verstimmt die Jubellieder
Und preßt der Brust den tiefen Seufzer aus:
Ach, wär ich doch nur erst im Vaterhaus!

Ich wundere, ob es wohl viele Gotteskinder gibt, die von sich sagen können: Ueber diesen Kampf und Zwiespalt bin ich hinaus! Ich wohne in ungetrübtem Gottesfrieden und weiß nichts mehr von Sündenkampf und Streit! Jene Versicherungen von Sündlosigkeit, die wir in den letzten Jahren so oft vernehmen mußten, haben wir stets mit starkem Zweifel gelesen.

Nun was ich hier sagen wollte: Es sind nur einzelne Gotteskinder, die in dieser Kampfesschule stehen und diese Erfahrungen machen; und diese einzelnen verschwinden so zu sagen unter der großen Masse der Völkerwelt. Sie spielen keine große, oder überhaupt keine Rolle in den großen Völkerfragen. Man konnte in der Milwaukeer „Germania" vom 18. Sept. auf der vierten Seite einen Brief abgedruckt finden, den der Direktor der bayrischen Handelsbank, Dr. Wilh. Freiherr v. Pechmann

an den Kaplan der englischen Kirche in München gerichtet hat. Dr. von Pechmann ist bekannt als lebendiger und überzeugter Christ und war durch langjährige Freundschaft mit Kaplan Cowling verbunden. In diesem Briefe stellt Dr. von Pechmann an den Kaplan die Gewissensfrage, wie die Christen Englands schweigen konnten zu der Blutschuld, die die englische Politik durch ihr gemeines selbstsüchtiges Verhalten auf sich und das ganze Volk geladen hat. Der Brief ist der Protest eines christlichen Gewissens gegen die Blutschuld des Krieges.

Die Antwort auf diese eindringliche Frage dürfte wohl die sein: Die Christen blieben stumm, so wie die Jünger Jesu stumm blieben, als man ihren Herrn zum Tod verurteilte und hinrichtete! Da gibt's noch eher „Schächer", die für die Unschuld Jesu eintreten*) und laut Zeugnis dafür ablegen. Ja, müssen nicht auch die Pastoren in ihrem kleinen Kreise die Erfahrung machen, daß, wenn boshafte Gemeindeglieder und Geldprotzen anfangen zu lästern, zu schimpfen und zu wühlen gegen den Pastor, daß dann die sogen. besseren Elemente nicht da sind, sich verkriechen in ihre Löcher, bis das Wetter vorüber ist und die Bosheit gesiegt hat? Ich meine, wer die Welt und die Menschen kennt, braucht sich nicht zu wundern, wenn die Volksleidenschaften nach jahrelangem geheimen Brodeln endlich wie ein Vulkan mit elementarer Gewalt ausbrechen und überall Ruin und Verderben anrichten, wo sie sich entladen. Solche Ausbrüche zeigen nur, was für boshafte Abgrundstiefen in der menschlichen Natur schlummern. Es ist töricht von Bankrott des Christentums zu reden. So können nur Leute reden, die von dem Geist des Christentums noch wenig eigene Erfahrung haben und von dem furchtbaren Kampf zwischen Fleisch und Geist noch wenig wissen. Man redet ja wohl von „christlichen" Völkern, aber nach dem, was ich vorstehend gesagt habe, hat man kein Recht dieses Prädikat auf eine ganze Volksmasse von 50, 70 oder 100 Millionen anzuwenden. Weiß man denn gar nichts davon, daß bei vielen, die dazu gehören, das ganze Christentum in den paar Tropfen Wasser besteht, das bei der Taufe auf sie gesprengt wurde? Bei wie vielen ist's nur ein äußerlicher Schliff oder Firnis, der nur wenig das ungöttliche Wesen verdeckt! Nur ein ganz verschwindend kleiner Bruchteil kennt den Gegensatz und den Kampf zwischen dem Fleisch, dem natürlichen Menschen, und dem Geist, dem neuen innerlichen Menschen, der von Christi Geist sich bewußterweise will leiten und regieren lassen. Und dieser kleine Bruchteil steht für sich selbst noch täglich im Kampf und Streit. Wie soll man aber nun die Volksgenossen nennen, die noch nicht in diesem Kampf stehen? Die Millionen und aber Millionen, die noch gar nicht angefangen haben in ihrem eigenen persönlichen Leben den Kampf wider ihr eigenes verderbtes Fleisch und Blut zu führen? Sie sind, nach der

*) Flammenden Protest hat der vielgeschmähte Atheist und radikale Materialist Dr. E. Häckel erhoben und die schwere Blutschuld Englands in diesem Kriege dargelegt. Wir müssen ihm Kredit geben für dieses mutige Zeugnis.

Sprache der Schrift noch einfach natürliche Menschen, die nicht vernehmen, was des Geistes Gottes ist. (1. Kor. 2, 14.) Sie lassen auch natürlich sich in ihrem ganzen Tun und Treiben nicht etwa vom Geist Gottes leiten, sondern von den Trieben des natürlichen Menschen, wenn diese auch einigermaßen gebändigt sind von dem Anhauch der sog. christlichen Kultur, in welcher z. Z. sich der Gährungsprozeß vollzieht, den der Sauerteig des Evangeliums erzeugt hat.

Ich erwarte kaum ernstlichen Widerspruch zu finden, wenn ich sage: Die überwältigende Masse der sogen. christlichen Völker sind zu diesen natürlichen oder Fleischesmenschen zu rechnen. Die Kultur mag das Fleisch wohl etwas verfeinern, aber sie kann es nicht in Geist verwandeln im Sinne der Schrift. Steht das fest, so ist es auch unwidersprechlich, daß: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch! D. h. die Werke oder Produkte des Fleischesmenschen tragen eben ihre natürliche Art in und an sich, da hilft keine Kultur und Zivilisation etwas dagegen.

Kann es uns nach alle dem wunder nehmen, daß dieser Krieg ausbrechen konnte? Bei wie vielen Menschen, denen wir das Christentum nicht absprechen können, findet sich Streit und Hader; sogar bei hochfeinen Professoren der Theologie, die sich wider Andersgläubige ereifern im Verdammungsgeist, ohne an des Apostels Warnung zu denken 1. Kor. 3, 3—6. Kann man da von Bankrott des Christentums reden? Versagt denn wirklich die Kraft des Sauerteigs in dieser Völkerwelt? Nur der Unverstand kann das sagen, der nichts davon versteht, wie langsam sich das Prinzip des Geisteslebens im Menschen auswirkt. Wer an sich selbst die Verderbensmacht des Fleisches schon schmerzlich erfahren hat, wundert sich nicht, wenn der Umwandlungsprozeß in der Menschheit so langsam fortschreitet, zumal selbst die Kirche, die berufene Hüterin des Evangeliums, so weit entfernt ist, ihre eigene Aufgabe zu erfüllen. Was hat denn die griechische Kirche mit ihrem Popentum für erneuernde Kraft auf das Volk? Was die Papstkirche mit ihren Irrlehren und falschen Göttern, die sie an die Stelle des einzigen Heilandes gesetzt hat? Was kann eine dem Liberalismus, Nationalismus und Unglauben verfallene protestantische Kirche für Heilskräfte in das Volk bringen, eine Kirche, die wahrhaft gläubige Christen kirchlich entrechtet und unbarmherzig dem zerstörenden Einfluß eines heilands- und christuslosen Pfaffentums überliefert?

Wir haben bisher den Grundcharakter des Menschentums in so allgemeinen Zügen beschrieben, daß das wohl fast auf jede Zeit und Generation angewandt werden kann mit zutreffender Wahrheit.

Wenn wir nun aber speziell die Grundzüge der heutigen Weltzeit ins Auge fassen, finden wir da nicht den Abfall von dem lebendigen Gott, den frivolsten Weltsinn und Mammonsgeist, die leichtsinnige Vergnügungs- und Verschwendungssucht, die erschreckende Zunahme der allgemeinen Degeneration des verweichlichten Volks, die Zunahme der Verbrechen, der Selbstmorde, Ehescheidungen, Korruption im Staat

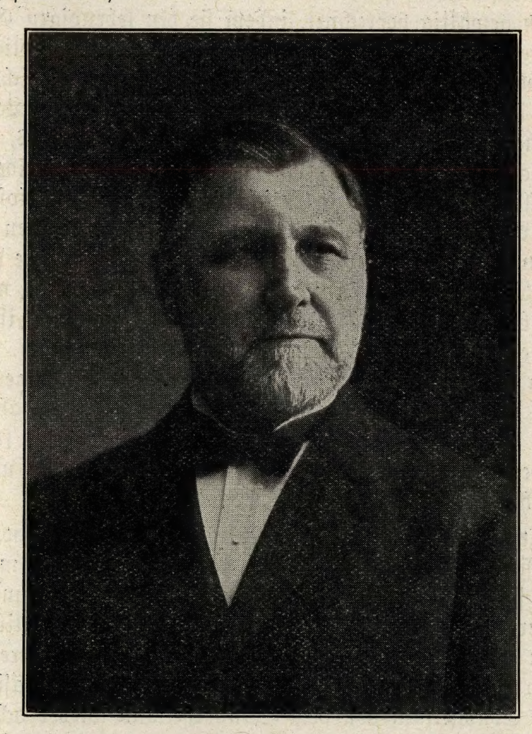
und in Stadtverwaltungen — sind das nicht charakteristische Grundzüge eines heuchlerischen Geschlechts, das da spricht: „Ich bin reich und habe gar satt." Das sich brüstet mit seiner Industrie, Wissenschaft und Zivilisation und glaubt auch ohne Gott fertig werden zu können. Unsere Optimisten, die mit papierenen Pflastern glaubten den Grundschaden des menschlichen Geschlechts heilen oder verdecken zu können, haben sich eben gewaltig verrechnet, indem sie den lebendigen Gott aus ihrer Rechnung ausschieden. Ja, die glaubenslose, gottfeindliche Welt will nichts mehr davon wissen, daß Gott der Herr der Heerscharen ist, und daß er es ist, der dem Schwert des Krieges ruft über ein Land oder Volk, um seine Gerichte herbeizuführen über ein fleischliches, gottentfremdetes Geschlecht.. „Der Herr hat zu rechten mit den Heiden (Völkern) und will mit allem Fleisch Gericht halten. Die Gottlosen wird er dem Schwert übergeben, spricht der Herr . . . . da werden die Erschlagenen vom Herrn zu derselben Zeit liegen von einem Ende der Erde (des Landes) bis ans andere Ende. Die werden nicht geklagt, noch aufgehoben, noch begraben werden" (Jer. 25, 31. 33). Hesek. 33 ist gesagt, daß es der Herr ist, der das Schwert über das Land führt. Da erscheinen einem die menschlichen Machenschaften so klein, so gering, die da wollen mit menschlichen Mitteln das Unheil des Krieges abwenden. So berechtigt ja auch die Friedensbemühungen sein mögen, so sollten die Friedensvermittler doch nie vergessen, wer die oberste und letzte Entscheidung hat in diesen Fragen.

Wenn dieser Krieg die Völkerwelt wieder ernüchtert von ihrem Taumel und sie sich wieder besinnt, daß sie einen Herrn im Himmel hat, der sie zur Rechenschaft zieht und sie strafen kann mit unabwendbaren Gerichten, gegen die alle Menschenweisheit und Politik nichts vermag, wenn sie von dem Götzen „Wissenschaft", der sie irre geführt hat, zurückkehrt zu dem lautern Brunnen des lebendigen Wassers und das verachtete Evangelium von dem Sünderheiland wieder achten und ergreifen lernt, dann kann dieser Krieg eine neue Aufwärtsbewegung zu dem Gott des Lichtes und Lebens inaugurieren und es können nach den schweren Zuchtruten neue Zeiten des Heils über die unglücklichen Völker hereinbrechen. Möchte doch das Volk von den falschen Propheten des Liberalismus sich energisch abwenden, die ihm Steine für Lebensbrot, Menschenwitz für unverfälschtes Gotteswort darbieten. Möchte es lernen, daß sein Heil allein von dem lebendigen Gott kommt, den es verkannt, vergessen, verachtet, verworfen hat, um sich dem Sinnentaumel der Weltlust zu ergeben. Laßt uns ohne Furcht rufen: O Land, Land, Land: höre des Herrn Wort.

Louis J. Haas.

† Synodalpräses Dr. J. Pister. †

Der im vergangenen Herbst entschlafene Synodalpräses, Dr. J. Pister, war, nach Amtsperioden gerechnet, der vierzehnte, nach Amtsinhabern dagegen der elfte, die an der Spitze unseres kirchlichen Gemeinwesens gestanden haben.



Da in der früheren Zeit des Evangelischen Kirchenvereins der Vereinspräses alle Jahre neu gewählt wurde, und das Vereinspräsidium nur Nebenamt eines der Vereinsglieder war, so ist es leicht begreiflich, daß ein öfterer Wechsel sich viel leichter vollzog als heutzutage.

Mit der Vergrößerung des Vereins und seiner Umgestaltung zur Evangelischen Synode von Nord-Amerika wurden auch die Aufgaben des Präses mehr und mannigfaltiger.

Die Einteilung der Synode in Distrikte, welche auf der Synode in Evansville erfolgte, machte das Amt eines Synodalpräses im Unterschiede von dem der Distriktspräsides zur Notwendigkeit. Dieses wurde auch von einem der Synodalglieder als Ehrenamt neben dem Pfarramt versehen. Der erste Inhaber des Synodalpräsidiums war Pastor A. Baltzer 1857, dem die Pastoren G. Wall 1859 und G. Steinert 1864 in diesem Amte folgten.

Doch schon 1866 wurde auf der Generalsynode zu Evansville beschlossen, der Präses solle hinfort kein Pfarramt verwalten, sondern

seine ganze Zeit und Kraft den Synodalgeschäften und der Visitation der einzelnen Gemeinden widmen. Zu dem Ende wurde der Präses auf unbestimmte Zeit gewählt und ihm ein Gehalt von $2000 jährlich bewilligt. Die Wahl fiel auf Pastor A. Baltzer, der damals als Professor am Predigerseminar zu Marthasville, Mo., tätig war. „So segensreich sich auch diese Einrichtung erwiesen hatte, und so sehr man allerwärts die Trefflichkeit der Kirchenvisitation einsah, so hielten doch viele Brüder das neugeschaffene Institut für unsere damaligen finanziellen Verhältnisse zu kostspielig.

So wurde denn im Jahr 1870, nachdem schon auf der Generalsynode von 1868 ein Antrag, zur früheren Praxis zurückzukehren, nicht durchgegangen war, die Angelegenheit dahin geändert, daß der Synodalpräses fortan wieder von einer Generalsynode zur andern zu wählen sei, und daß zur Beschaffung seines Gehaltes außer dem Honorar für die Redaktion des Friedensboten (die damals mit zu den Amtspflichten des Präses gehörte), und den ihm erlaubten Prozenten des Bücherverlags noch $500 bewilligt wurden. So ist es denn auch geblieben bis zu dem im Jahr 1880 erfolgten Tode des Präses Baltzer."

(So berichtet Pastor A. Schory in: Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, die wir unseren Lesern in empfehlende Erinnerung bringen.)

Wir erlauben uns zu erinnern, daß die Synode damals kein eigenes Verlagsgeschäft und keinen Verlagsverwalter hatte, sondern alles lag noch echt patriarchalisch in den Händen des Synodalpräses. Der Druck ging durch Herrn Wiebusch in St. Louis, der auch die von der Synode herausgegebenen Bücher: Agende, Gesangbuch, Schulbücher u. s. w. in eigenen Verlagsgewölben zu halten hatte. Sämtliche Bestellungen gingen an den Synodalpräses, der dann das weitere zu besorgen hatte. Es läßt sich denken, daß dem Präses damit eine ganz bedeutende Arbeitslast aufgebürdet war, obgleich damals der Friedensbote nur einmal monatlich erschien. Auch ohne Lehr- und Pfarramt war seine Zeit und Kraft reichlich in Anspruch genommen, da er ja auch die Distriktskonferenzen jährlich alle besuchen und die Lehranstalten mit zu überwachen hatte.

Trotzdem wurde dieser Modus, ohne Zweifel unter dem finanziellen Druck der Synode, im Jahr 1880, nach Pastor Baltzers Tode, bei der Generalsynode zu St. Louis, Mo., abermals abgeändert. Der Präses sollte hinfort wieder ein Pfarramt bekleiden, sein Präsidialamt unentgeltlich verwalten, aber dafür auch nicht verpflichtet sein, jährlich alle Distriktskonferenzen zu besuchen.

Gewählt wurde damals Pastor C. Siebenpfeiffer von Rochester, N. Y., als Nachfolger des sel. Pastors Baltzer.

Nun hatte aber dieselbe Generalsynode zu St. Louis, Mo., den Beschluß gefaßt, das alte Predigerseminar zu Marthasville, Mo., aufzugeben und ein neues in St. Louis, Mo., zu bauen. Da war es denn

besonders ungeschickt, daß der Synodalpräses so weit entfernt wohnte in Rochester und daneben noch eine Gemeinde bedienen sollte. Die Last war offenbar zu viel, und so sah sich Präses Siebenpfeifer schon 1882 genötigt, wegen geschwächter Gesundheit das Amt aufzugeben. Es ging über auf Pastor J. Zimmermann von Burlington, Ja., der dann auch von der Generalsynode 1883 zu St. Louis gewählt wurde.

Auch er behielt zunächst seine große Gemeinde neben dem Präsidium und hat erst in späteren Jahren nur noch eine kleine Gemeinde in West Burlington bedient. Bei der Generalsynode von 1901, die in St. Louis gehalten wurde, sah er sich genötigt, wegen vorgerückten Alters von der Leitung unserer Kirche zurückzutreten, der er nahezu 20 Jahre so hingebend und unermüdlich gedient hatte.

Der treue Knecht des Herrn hat dann noch einige Jahre in der Stille zugebracht, und die Synode hoffte, ihn nochmals in Burlington, Ja., begrüßen zu können, als sie 1909 wieder sich dort versammelte. Doch der Herr hatte es anders beschlossen. Wenige Tage vor dem Zusammentritt der Generalsynode, am 13. Sept. 1909, wurde er vom Haupt der Kirche aus der streitenden in die triumphierende Kirche versetzt und die Versammlung konnte nur am Grabe des entschlafenen Vaters und Leiters der Synode ihm die letzte Ehre erweisen.

Als Präses Zimmermann 1901 sein Amt niederlegte, wurde Pastor Jak. Pister von Cincinnati von der Generalsynode zu St. Louis als sein Nachfolger erwählt.

Da zugleich mit seinem Amtsantritt die revidierten Statuten in Kraft traten, so war die Stellung des Synodalpräses damit zwar keine wesentlich andere geworden als vorher, aber viel bestimmter umschrieben. In dieser Stellung hat er sich, man darf wohl sagen, mit Erfolg bestrebt, den als berechtigt erkannten Anforderungen der verschiedenen Distrikte und Synodalbehörden gerecht zu werden und so die ganze Tätigkeit der Synode zu einem harmonischen Zusammenarbeiten zu gestalten. Dabei fiel ihm oft genug die allerdings etwas undankbare Arbeit zu, zwischen widerstrebenden Ansichten und Absichten vermitteln zu müssen. Aber er unterzog sich derselben mit Hingebung und Geschick und einem Rechtssinn, der für die Angegriffenen und Bedrückten eintrat und nicht wollte, daß irgend einem Unrecht geschehen sollte.

Ebenso zeigte er den mannigfachen, oft schwierigen und mühsamen Arbeiten in der Gemeinde und Synode gegenüber eine Arbeitswilligkeit, die ihn seine ganze, nicht geringe Arbeitskraft auch da einsetzen ließ, wo die Art der Arbeit keine solche war, daß man von Arbeitslust reden konnte. Allerdings erwartete er auch von andern willige und energische Arbeit, und wo Trägheit und Gleichgültigkeit unverkennbar waren, konnte er auch ganz energisch auftreten.

Dabei hat er aber — um in den Worten der Fabel Jothams zu reden — nicht über den Bäumen geschwebt, d. h. die Pastoren waren ihm nicht bloße Nummern, die durch ihre Summen nur die Größe des

Distrikts oder der Synode angeben, sondern sie waren für ihn Persönlichkeiten, die er kennen zu lernen suchte; wie er denn auch die meisten Pastoren der Synode mit Namen kannte.

Ihm wurde wieder eine vom Predigtamt möglichst unabhängige Stellung angewiesen und von ihm erwartet, daß er so viel als möglich jährlich alle Distrikte besuche oder sich vertreten lasse durch einen Stellvertreter.

Da im Laufe der Jahre die Synode sich durch das ganze Land ausgedehnt und sich in 19 Distrikte geteilt hatte (ohne die Missionsgebiete), so war es eine physische Unmöglichkeit für den Präses, bei allen Distrikten zugegen zu sein, zumal da dieselben ihre Versammlungen zeitlich so nahe beisammen hatten, daß oft zwei bis drei Distrikte gleichzeitig tagten.

Trotzdem versuchte Präses Pister auch darin sein Möglichstes zu leisten, und so viel es anging, persönlich zugegen zu sein.

Wohl waren dem Präses im Lauf der Zeit verschiedene Geschäfte abgenommen, von denen oben berichtet worden ist. Dagegen wurden neue Pflichten ihm auferlegt. Die Synode hat ja im Lauf der Jahre Arbeitskommissionen bestellt, die im Namen der Generalsynode die verschiedenen Zweige der Synode leiten sollten: Innere Mission, Heidenmission, Verlag, Lehranstalten u. s. w. Diese Kommissionen hielten zu bestimmten Zeiten ihre Versammlungen und der Präses hatte sie zu besuchen, um mit allen verschiedenen Zweigen der Synodalgeschäfte auf dem Laufenden zu bleiben. Das, zusammen mit den Distriktskonferenzreisen, die ihn auch öfters an die Pacific-Küste führten, nötigte den entschlafenen Bruder zu viel unruhigem Reiseleben. Er mußte da auch erfahren: „Kein Reisen ist ohn Ungemach." Einen schönen Nachruf hat ihm der Friedensbote gewidmet in No. 43 v. J., Seite 678 und 679. Da ist sein Lebensabriß gegeben, den wir nicht wieder in extenso herausschreiben wollen. Wir wollen nur die Hauptdata zusammenstellen für diejenigen unserer Leser, die den Friedensboten nicht halten.

Jakob Pister war der dritte Sohn der Eltern Georg Pister und Anna Maria. Geboren den 27. März 1843 zu Haßloch in der Rheinpfalz. Seine Jugendbildung war mit viel Beschwerden verknüpft. Auf den Universitäten Erlangen und Tübingen durfte er zu den Füßen treuer Zeugen Christi, wie Prof. Ebrard, Dr. Delitzsch und Joh. Tob. Beck seine Studien vollenden.

Im Jahr 1866 kam er nach Nord-Amerika und bediente von 1866 bis 1881 nach einander erfolgreich drei große Gemeinden in Baltimore, Md.

Dann folgte er dem Ruf der Matthäus-Gemeinde in Cincinnati, Ohio, wo unter dem kräftigen Zeugnis des treuen Zeugen sich die leere Kirche füllte. Ernste Kämpfe gab es da aber auch auszufechten, da der rationalistische Unglaube das Feld nicht gutwillig räumen wollte. Eine Spaltung führte zur Gründung der Philippus-Gemeinde, die er noch

eine Zeitlang im Segen bediente, auch nachdem er das Synodalpräsidium (1901) angetreten hatte. Er schob den Abschied so lange hinaus als möglich und erst 1907 gab er das Amt auf und Pastor Dr. Dorn wurde sein Nachfolger in der Gemeinde.

Außer dem Gemeinde- und Synodalamt war der entschlafene Bruder noch besonders tätig für die Diakonie. Eine prächtige Anstalt in Cincinnati „verdankt zum größten Teil seiner Liebe zur Sache und seiner weisen, kräftigen Leitung ihre Existenz und heutige Größe."

Ueber 25 Jahre lang hat Dr. Pister Ehrenstellungen und verantwortliche Aemter bekleidet, teils als Vorsitzender des Verwaltungsrates des Diakonissenhauses zu Cincinnati, dann als Präsident des Indiana-Distrikts; als Mitglied in Erziehungskommissionen, als Vizepräses der Generalsynode und zuletzt, seit Oktober 1901, als Synodalpräses der ganzen Synode.

Am schwierigsten ist es wohl über seine Theologie zu reden. Nicht bloß deswegen, weil er sich — wenn man so sagen darf — an der zunftmäßigen theologischen Arbeit so gut wie gar nicht beteiligt hat, sondern auch, weil sie ihm nicht eine bloße Sache war, von der er sich auf der Universität den für das ganze Leben nötigen Vorrat derart zugelegt hatte, daß er sie als fertige Ware, noch in Originalverpackung und mit dem Stempel ihrer Herkunft versehen nur weiterzugeben brauchte. Was er von seinen theologischen Vätern in Tübingen und Erlangen hatte, das hat er sich in inneren und äußeren Kämpfen auch erworben, um es zu besitzen.

Theologie, in ihrem umfassenden Sinn, ist ja ebenso Sache des Herzens, wie der Erkenntnis und des Willens. Da aber der rechte Mensch sein Herz in sich trägt und es überall gilt, der Herr siehet das Herz an, so wollen auch wir hier nicht versuchen, mehr zu sehen, als ein Mensch sehen kann. Aber das andere Wort gilt auch hier, daß das, was der Mensch an Gutem wie an Bösem hervorbringt, aus dem Schatz seines Herzens kommt. Daraus kam es auch, daß die Theologie des Verewigten nicht eine bloße Blume gefühlvoller Betrachtungen im wohlumzäunten Garten des eigenen Selbst oder offizieller kirchlicher Lehrvorschriften war, sondern die entschiedene Darlegung dessen, was er von der christlichen Wahrheit wußte und mit dieser Wahrheit wollte.

Die evangelische Kirche der Rheinpfalz, der er entstammte, trägt den offiziellen Namen evangelisch protestantisch. Beides ist er im besten Sinne des Wortes gewesen. Evangelisch sein war bei ihm nicht das Bestreben, sich nur auf der oft kaum sichtbaren Scheidelinie zwischen Aberglauben und Unglauben in der Schwebe zu halten, sondern das Feststehen auf dem Grunde des Evangeliums, wie er in Christus gelegt und in der Heiligen Schrift beschrieben ist, und zwar so, wie es die Reformatoren taten, indem sie weder bloße Menschenweisheit, noch bloße Menschenwerke als den Grund des Heils ansahen, sondern den göttlichen Gnadenwillen, durch den alle gerechtfertigt und gerettet werden, die das im Evangelium dargebotene Heil im Glauben ergreifen.

Protestantisch war er in seinem entschiedenen Auftreten gegen jede Vermischung der Wahrheit des Evangeliums mit römischem oder romanisierendem Aberglauben, aber ebenso auch in seinem fortwährenden Kampf gegen jede Verkürzung und Auflösung derselben durch das vermeintliche oder angebliche Besserwissen des Unglaubens. Diese seine theologische Stellung ist sowohl in seinen Berichten an die Distrikts- und Generalsynoden, als auch in seinen Predigten klar zu Tage getreten.

Er war ein ernstgesinnter, gläubiger Prediger des Evangeliums, durch dessen Einfluß in die Hochburg der sogenannten frei-protestantischen Prediger in Cincinnati eine gewaltige Bresche gelegt wurde, so daß wir jetzt dort zehn evangelische Gemeinden haben. Seine Gesinnung in Sachen des Glaubens und der Kirche trat besonders in seinen Hirtenbriefen zutage, wie wir seine Botschaften nennen mögen, die in den jährlichen Synodalberichten und in den Protokollen der Generalsynode erschienen sind. Er hat ernstes Zeugnis abgelegt nach allen Seiten hin: gegen die liberal-moderne Theologie des Unglaubens, gegen die maßlosen Machtansprüche des römischen Klerus, gegen die fanatisch-politischen Umtriebe der Prohibitionisten; er stand fest auf dem evangelischen Glaubensprinzip, wie es seit Luther in der evangelischen Kirche verkündigt wurde, gegen jede Trübung und Abweichung jeder Art; auch dem konfessionellen Treiben war er abhold. „Nichts war ihm mehr zuwider, als jene kalte, richtende und verdammende Orthodoxie, die sich als einzige Hüterin der göttlichen Offenbarung betrachtet."

Das Wohl der Synode, der er mit ganzer Treue und hingebender Liebe diente, lag ihm sehr am Herzen. „Bis in seine letzten Fieberphantasien war sein Geist mit Synodalangelegenheiten beschäftigt."

Seine letzten Lebensjahre waren getrübt durch mancherlei körperliche Leiden. Auf Anraten des Arztes suchte er in Deutschland, im Bad Wildungen in Waldeck, Linderung des Leidens. Doch das sollte nach dem Rat des Höchsten die Entscheidung zu Ende herbeiführen. Denn der Ausbruch des Krieges gab Anlaß zu großen Gemütsbewegungen, zu eiligster Heimreise, die mit allerlei Mühseligkeiten und Aufregungen verbunden war. So erfolgte denn, statt Genesung, ein ernster Rückfall und nach einer Krankheit von nur 18 Tagen starb er zu Hause inmitten seiner zahlreichen Familie: 6 Söhne, 3 Töchter, 5 Schwiegertöchter, 2 Schwiegersöhne, 13 Enkelkinder, am 8. Oktober 1914.

Er erreichte ein Alter von 71 Jahren, 6 Monaten und 11 Tagen. Begräbnis am 13. Oktober bei zahlreicher Trauerversammlung. Man sehe Friedensbote a. a. O.

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach."

Der Krieg.

Das Vorwort war geschrieben und lag druckfertig vor, als die nachfolgenden Gedanken sich mir aufdrängten, die ich nicht mehr in das Vorwort hineinpressen konnte, aber auch nicht unterdrücken und zurückhalten wollte. So wolle der geneigte Leser es verzeihen, wenn noch ein Kriegsartikel kommt aus prophetischer Perspektive.

I. Betrachtet im Licht der göttlichen Weltregierung.

II. Betrachtet vom menschlichen Standpunkt:

1. Der rein natürlichen Menschen;
2. Der Gottesfürchtigen.

I. Im Licht der göttlichen Weltregierung betrachtet, bekommt der Krieg eine andere Bedeutung, als wenn man ihn bloß zeitgeschichtlich, d. h. vom Standpunkt der augenscheinlichen politischen Konstellation betrachten will und nur auf die menschlichen Werkzeuge schaut, die ihn herbeigeführt haben. Ein viel höherer Standpunkt wird gewonnen, wenn wir die Entwicklungsgeschichte der Völker und der Weltreiche ins Auge fassen und bedenken, daß nach Daniel 2 auch diese Entwicklungsgeschichte ihren von Gott zuvor bestimmten Gang geht und daß jedes Volk und Reich seine Periode des Aufstiegs und des Niederganges hat. Diese Betrachtungsweise haftet dann nicht mehr an den augenblicklichen Mittelursachen und Werkzeugen, die solchen Völkerkrieg herbei geführt haben. Sondern sie schaut im Lichte göttlicher Führung die Knotenpunkte, wo solche Konflikte eintreten und eine neue Phase der Weltentwicklung einleiten.

Nach Matth. 28, 18—20 ist Jesus Christus, das erhöhte und verklärte Haupt des Weltalls, der Weltregent, der durch seine zwar langsam aber doch unwiderstehlich wirkende Geistesmacht ganz im verborgenen, gleichsam wie ein machtvolles Triebrad, aller Weltentwicklung der Menschheit die Wege vorschreibt und das Ziel steckt und sie demselben (ihr selbst unbewußt) unwiderstehlich entgegentreibt. Das Ziel ist Ausreifung des Guten und des Bösen zur Ernte; das kann nur durch Kampf erreicht werden. Und zwar stehen sich die Gegensätze von Gut und Böse nicht in reiner Sonderung gegenüber, so daß auf der einen Seite nur das Gute, auf der anderen nur das Böse zu finden wäre. Sondern die Mischung von Gut und Böse, die Halbheit, ist die Signatur unseres ganzen Weltwesens. Und diese Erkenntnis sollte Christen davor bewahren, zu einseitig Partei zu nehmen für die eine oder die andere Seite. — Dabei aber kann man doch einen weiten Blick gewinnen in den allgemeinen Verlauf der Weltgeschichte unter dem gekrönten Haupt der Menschheit. Er gebraucht Menschen und Völker als Werkzeuge zur Förderung seines Reiches. Ist ein solches Werkzeug aber verbraucht aus irgend welchen Gründen, so wirft er es

weg (wie einst Israel) und schafft und erwählt sich ein anderes Werkzeug, das ihm vielleicht tauglicher ist.

Wir haben schon bei früherer Gelegenheit gezeigt, daß England, das als protestantische Weltmacht als ein Werkzeug zur Ausbreitung des Reiches Gottes diente, den Zenith seiner Weltmacht überschritten hat und daß es im Niedergange begriffen ist. Das allgemeine Weltgesetz dieses Niedergangs wirkt — wie wir glauben — unwiderstehlich, wenn einmal auf Gottes Weltenuhr die Zeit dafür gekommen ist, so wie der Tod unwiderstehlich eintritt, wenn Gottes Stunde gekommen ist. Ein vielleicht unbewußtes Gefühl dafür hat ohne Zweifel auch die regierende Klasse in England. Und wer soll der Erbe des englischen Reiches sein? Die im Aufsteigen begriffene Weltmacht Deutschlands muß bei dem Engländer das instinktive Gefühl erwecken: Das ist der Rivale Englands, der um jeden Preis vernichtet werden muß, ehe er uns gefährlich werden kann!

Zugleich aber war es den Staatsmännern Englands klar: Wir können *allein* mit diesem Riesen nicht anbinden! Da kam die traditionelle *Schlauheit* der englischen Politik ihnen zu Hilfe: Wir müssen unsere Pläne maskieren und unter allerlei Vorwänden solche Bundesgenossen gewinnen, die *für uns die Schlachten schlagen* und so uns den gefährlichen Rivalen vom Hals schaffen! Und dieser traditionellen schlau-perfiden Politik Englands kam die ebenfalls traditionelle *Blindheit* der andern Nationen hilfreich entgegen. Sie durchschauten die Perfidie Albions nicht, sondern ließen sich aufhetzen gegen Deutschland, um dieses Reich zu vernichten und damit die Suprematie Englands als Welt- und Seemacht auf lange Zeit hinaus festzustellen.

Nun, wir maßen uns nicht an, in den geheimen Ratschluß Gottes geschaut zu haben. Es kann ja sein, daß Deutschland der furchtbaren Uebermacht unterliegen muß, wenn der Herr es so beschlossen hat. Es kann aber auch anders kommen. Gerade der furchtbare Ernst der Gegenwart rüttelt das deutsche Volk bis in seine tiefsten Tiefen auf und das kann tief verborgen schlummernde, edle Kräfte wecken, die das deutsche Volk befähigen, nicht nur als Sieger über diese unheilige Allianz hervorzugehen, sondern auch, nach Gottes Rat hinfort die führende Weltmacht in Europa zu werden. Lange schon ging das Wort um:

„An deutschem Wesen
Soll einst die ganze Welt genesen."

Wir waren mißtrauisch in diesem Stück, denn die Zeichen der Dekadenz auch im deutschen Volk mehrten sich massenhaft in der letzten Zeit. Wer weiß, ob der Allmächtige nicht diese schwere Heimsuchung über das deutsche Volk kommen ließ, um durch eine Krisis die Keime der Dekadenz auszustoßen und die gesunden Wurzeln seiner Kraft und Frömmigkeit zu neuen lebenskräftigen Trieben zu erwecken. Sollte das der

Fall sein, dann allerdings hat Deutschland noch eine Zukunft vor sich und kann von Gott berufen werden, das britische Erbe anzutreten als Vormacht der Völker. Dann kann sich an England das alte zweideutige delphische Orakel wiederholen: „Wenn du in den Krieg ziehst, wirst du ein großes Reich zerstören!" Wenn Deutschland selbst einen Heilungsprozeß durchmacht, dann würde hier der gesunde, lebenskräftige Ort innerhalb des menschlichen Organismus hergestellt, von dem dann allerdings auch Heilungskräfte auf die große Völkerwelt ausgehen könnten. Die unheilvolle Judenmacht, die den Unglauben und allerlei Verderbensmächte verbreitet hat, müßte machtvoll im Glauben niedergekämpft werden und die Segensmacht des Evangeliums müßte die Vorherrschaft bekommen.

II. Haben wir so im Vorstehenden versucht, ein Verständnis im Licht der göttlichen Weltregierung für diesen Krieg zu gewinnen und ihn so zu sagen aus der Vogelschau göttlicher Ratschlüsse zu betrachten, so wollen wir im Folgenden nun herabsteigen und menschlich zeitgeschichtliche Auslassungen über diesen Krieg einer Betrachtung unterziehen. Wir vernehmen zuerst Urteile der rein natürlichen Menschen, die von Gottes Geist und Rat nichts verstehen; sodann Urteile gottesfürchtiger Menschen, die tiefer blicken als jene.

Der Krieg hat Veranlassung gegeben, daß gar vieler Menschen Tollheit, Unverstand und Unfähigkeit des Urteils offenbar wurden. Wie unfähig die rabiaten und unwissenden politischen Kannegießer im allgemeinen sind, zeigte sich vor allem darin, daß sie sich's nicht ausreden ließen, daß der Krieg die Folge der monarchischen Regierungen sei; daß eben die Fürsten ihre Soldaten auffspielen lassen wollten, wie zwei Schachspieler ihre Figuren.

Die Deutschen sollen nach dieser tollen Meinung nur willenlose Sklaven und Drahtpuppen sein. Da ist kein Funke eines Verständnisses, daß es sich in diesem Kriege um nichts anderes handelt als um Sein oder Nichtsein! Mancher tolle Schreiber meinte, dieser Krieg werde die Fürsten hinweg fegen und eine demokratisch-republikanische Regierung aufrichten. Als ob damit alle Kriege aus der Welt geschafft würden! Hat nicht die sogenannte Republik Frankreich die tollste Kriegshetzerei getrieben? Wegen ein paar widerrechtlich ergriffenen Matrosen hat unser demokratischer Präsident eine ganz formidable Kriegsflotte nach Vera Cruz geschickt und Genugtuung gefordert. Als die Maine explodierte, trotzdem es nicht zu beweisen war, daß es die Schuld der Spanier war, da gab's keine Ruhe, bis der Krieg mit Spanien im Gang war. — Krieg ist ja an sich eine entsetzliche Geißel und schweres Gericht über ein Land oder Volk. Aber er ist in Gottes Hand ein ausgezeichnetes Zuchtmittel, das schnelle Wirkungen herbeiführt. Die September-Nummer der „Positive Union" enthält eine ganze Anzahl von Stücken, welche zeigen, welche Segensfrucht der Ernst des Krieges sofort herbeiführte. Ein heiliger Ernst ist über das ganze Volk

gekommen, alle wissen: Es geht auf Leben und Tod! Der Krieg ist wie ein plötzliches Gewitter herein gebrochen und hat die schwüle, dumpfe Atmosphäre gereinigt und das Volk zur Selbstbesinnung und Umkehr gebracht.

Wir können uns nicht versagen, einiges aus der Monatsumschau in „Positive Union“ wörtlich wiederzugeben, um zu zeigen, wie man dort in ernstreligiösen Kreisen diesen Krieg beurteilt: Es heißt da:

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel herniederfährt und den Anfang eines mit elementarer Gewalt hereinbrechenden Gewitters bildet, so ist über unser geliebtes Vaterland plötzlich die Not des Krieges und seiner Schrecken, aber auch seiner reinigenden und läuternden Kraft hereingebrochen. *Der unserm Volk aufgezwungene Kampf — ein heiliger Krieg!* Das ist die Empfindung, die in allen Gliedern unseres Volkes lebt. Vom Thron bis zur Hütte sind wir nicht nur eins und einig, wir sind auch von der Gerechtigkeit unserer Sache überzeugt, und wir vertrauen Gott dem Herrn, daß er sich zu den Waffen unserer tapferen Krieger gnädig und mit sieghaftem Gelingen bekennen wird.

Es ist etwas Großes, wenn ein Volk einig und treu, wie ein Mann aufsteht, um die heiligen Güter, die ihm anvertraut sind, mit Einsetzen der Blüte seiner Mannschaft zu verteidigen. Deutschland führt keine Eroberungskriege. Es will den Frieden. Das hat die langjährige, gesegnete Friedensarbeit unseres geliebten Kaisers und Königs hinlänglich vor aller Welt kund gemacht. Aber wenn man uns den Frieden und das Gedeihen unserer Volksentwicklung in fleißiger Arbeit stört, wenn Neider und Hasser in großsprecherischer Weise uns den Platz an der Sonne nicht gönnen, dann gibt es nur eins, um das hohe Gut des Friedens unserem Volke zu sichern und zu bewahren. Wir müssen zum Schwerte greifen, um durch unsere Wehrhaftigkeit die Angriffe niederzuschlagen, mit denen man uns in unserer Friedensarbeit stört. Darum danken wir es unserem Kaiser, daß er fest zugegriffen hat, als die Gegner das Maß der Geduld Deutschlands durch Hinterlist und Herausforderung zugleich in unerhörter Weise reizten und im Dienst der Lüge, der Unwahrhaftigkeit und des Fürstenmords ein frevles Spiel mit der Ehre Deutschlands und Oesterreich-Ungarns wagten. Es bleibt dabei: bellum — ultima ratio, das heißt: die letzte Entscheidung über eines Volkes Geschick liegt beim Schwert. Auch der Krieg ist in der Hand unseres allmächtigen Gottes und Herrn ein Mittel, um grundsätzliche Scheidungen und Entscheidungen unter den Völkern herbeizuführen und der Sache seines Reiches neue Wege zum sieghaften Ueberwinden des Bösen, wie zur Ausbreitung wahrer Gottesfurcht, Gesittung, des Geistes der Wahrheit und der Liebe zu bahnen. Sehr zeitgemäß ist daher die in diesen Tagen erneut geschehene Erinnerung der Presse an jenes treffliche Lutherwort über den Krieg, das unser Reformator in seiner Schrift: „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“ ausgesprochen hat, wenn er dort schreibt:

„Daß man nun viel schreibt und sagt, welch eine große Plage Krieg sei, das ist alles wahr; aber man sollte auch daneben ansehen, wieviel mal größer die Plage ist, der man mit Kriegen wehrt. Ja, wenn die Leute fromm wären und gern Frieden hielten, so wären Kriege die größte Plage auf Erden. Wo rechnest du aber hin, daß die Welt böse ist, die Leute nicht wollen Frieden halten, rauben, stehlen, töten, Weib und Kind schänden, Ehre und Gut nehmen? Solchem gemeinen Aller-Welt-Unfrieden, davor kein Mensch bleiben könnte, muß der kleine Unfriede, der da Krieg oder Schwert heißt, steuern. Darum ehrt auch Gott das Schwert so hoch, daß er's seine eigene Ordnung heißt, und will nicht, daß man sagen oder wähnen solle, Menschen haben's erfunden oder eingesetzt. Denn wo das Schwert nicht wehrte und Frieden hielte, so müßte es alles durch Unfriede verderben, was in der Welt ist. Also muß man auch dem Kriegs- oder Schwerteramt zusehen mit männlichen Augen, warum es so würgt und greulich tut, so wird's sich selbst beweisen, daß es ein Amt ist, an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich, als Essen und Trinken, oder sonst ein anderes Werk. Daß aber etliche solches Amtes mißbrauchen, würgen und schlagen ohne Not, aus lauter Mutwillen, das ist nicht des Amtes sondern der Person Schuld. Denn, wo ist je ein Amt, Werk oder irgend ein Ding so gut, das die mutwilligen, bösen Leute nicht mißbrauchen?“

So ist denn unser Volk mitten aus seiner friedlichen Entwicklung herausgerissen worden, um vor aller Welt offenbar zu machen, daß es trotz aller Weltseligkeit und Versunkenheit in den entnervenden Mammonsgeist, der seine Söhne und Töchter während der langen Jahre des Friedens mehr und mehr umstrickte und zu entkräften suchte, doch noch die höheren und höchsten Güter zu schätzen weiß, die ihm anvertraut sind, daß es nicht nur friedfertig, sondern auch schlagfertig und bereit ist, sein Bestes zur Verteidigung der geliebten Heimat daran zu setzen. Und die in herzerhebender Weise allerorts aufflammende Begeisterung, mit der unsere wehrhafte Mannschaft in diesen denkwürdigen Tagen und Wochen zu den Fahnen geeilt ist, hat den höchst erfreulichen Beweis erbracht, daß unser Volk in seiner ganz überwiegenden Mehrheit vom öden Frondienst des geisttötenden Materialismus nichts wissen will, daß in der Tiefe der Seele unseres geliebten Volkes unausrottbar fest der Glaube an seine Zukunft und an die hohe kulturelle Aufgabe gewurzelt ist, die ihm der allmächtige Gott im Rate der Völker zugewiesen hat, und daß das köstliche Erbgut der Väter: heiliger Zorn, glühende Vaterlandsliebe, aufrichtige Gottesfurcht und der Geist treuen, brüderlichen Zusammenstehens nicht nur nicht vergessen ist, sondern unter den Stürmen der Kriegsnot und angesichts des uns unerbittlich aufgezwungenen Kampfes um unsere Existenz in lebendiger, kraftvoller Weise neu erworben und zum persönlichen Besitz angeeignet wird.

Ja, Gottlob! Unser Volk besinnt sich wieder auf die starken Wurzeln seiner Kraft, Auf Gottesfurcht und Mannestreue, auf die Pflege

der Religion und des Bandes der Bruderliebe. Wie Nebelschwaden vor der Sonne in nichts zerstieben, so haben die Geister der Verneinung und der Aufwiegelung zum Abfall vom deutschen Wesen, vom Glaubensgut der Väter und von der deutschen Treue sich in ihres Nichts dunkle Schlupfwinkel verkrochen, da sie vor dem strahlenden Glanze der fest in der Gemütstiefe unseres Volkes verankerten sittlichen und religiösen Kräfte nicht standzuhalten vermögen.

Wir alle stehen unter dem starken Eindrucke, daß Gott selbst in dieser Heimsuchung, die über unser Volk wie ein Sturmwind hereingebrochen ist, uns einen neuen, unverdienten Beweis seiner Gnade und Hilfe gibt. Und kann es etwas Herzergreifenderes, Glaubenstärkenderes geben, als wenn wir es wie mit Händen greifen können, daß Gott selbst sich aufgemacht hat, unser Volk zu besuchen, daß er sehe, ob es sich von ihm finden lasse und freudig bereit wäre, seinem Worte und Geist wieder Herz und Haus im privaten wie öffentlichen Leben weit zu öffnen, damit es bleibe, wozu es im Rate der Völker gesetzt ist, ein Hort des Friedens, der Gesittung und der Kraft zu sein?

Aber nicht nur dies! Wir empfinden auch den ganzen Ernst der Verantwortung, der in dieser göttlichen Heimsuchung für unser Volk und für alle liegt, die sein Bestes im Auge haben. Er besteht darin, daß wir es verstehen, die göttliche Segensfülle dieser großen und ernsten Schicksalsstunde unserem Volke und uns selbst dauernd zum Segen und Gewinn zu machen.

„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben." Die Wahrheit dieses alten, weisheitsvollen Bibelspruchs gilt es mit neuer elementarer Wucht des ganzen religiösen Empfindens in unserer Mitte zu bezeugen.

„Bleibe fromm und halte dich recht; denn solchem wird's zuletzt wohlgehen," auf den Segen und die Kraft dieses Mahnrufs und seiner Verheißung müssen wir beim grausigen und flammenden Fackelschein der Kriegsnot mit neuen Zungen hinweisen.

An der wunderbar stärkenden und festigenden Obmacht, die der verlangenden Seele in einsamem und gemeinsamem Gebet gerade zur Zeit der Bedrängnis zufließt, müssen wir unseren Gemeinden und ihren Gliedern neuen Anteil geben.

„Oeffnet die Kirchen!" Dieser Ruf ist mit Recht in diesen Tagen an die evangelischen Gemeinden neu herangebracht und von der Tagespresse weiter getragen worden. Möge er an allen Orten auf fruchtbaren Boden fallen und in seiner Ausführung den vielen verzagten, trostbedürftigen Seelen Gelegenheit zu aufrichtiger Vereinigung mit Gott im Hause des Herrn geben.

Zur Erfüllung eines reichen und umfassenden Liebeswerkes an den im Felde stehenden Mannschaften, an den aus dem Felde heimkehrenden, verwundeten Kriegern und an den zahlreichen trauernden Hinterbliebenen

der gefallenen Väter und Söhne fordert uns die Erhebung unseres Volkes im heiligen Kriege auf, geht uns die geliebte Landesmutter, unsere teure Kaiserin, mit leuchtendem Beispiel voran! Wie köstlich ist es für die Daheimbleibenden, auf diesem reichen Felde christlicher Barmherzigkeit sich zu betätigen, in immer neuen Formen Gutes zu tun und dem Geiste der dienenden Liebe unseres Herrn und Meisters Bahn zu machen in unseren Gemeinden und Familien!

Wo Gott der Herr uns so viele und so große Gelegenheiten gibt, für ihn Handlangerdienste zu tun, wo wir das Anklopfen seines Fingers an unser aller Herzen in so nachdrücklicher Weise verspüren, wo so viele Hände und Herzen nach Beweisen rechter Liebe und Fürbitte ausschauen, wahrlich, da ist es eine Lust zu leben, zu wirken und zu handeln in Jesu Geist und Sinn! Gott gebe uns und unserem Volke in dieser ernsten Zeit Einsicht und Willigkeit zu erkennen, was zu seinem Frieden dient. Er stärke sonderlich alle, die in führender Stellung mitten unter unserem geliebten Volk tätig sind, daß sie sich von Gottes heiligem Geist leiten lassen, dem Geiste der Kraft, der Liebe und der Zucht, damit durch ihren Dienst uns recht geholfen werde, draußen vorm Feinde wie daheim unter uns. So laßt uns stark werden in allen den Gütern, die allein von bleibendem Werte sind für ein Volk beim Dahinrauschen dieser flüchtigen Zeit, im Glauben an Gott und in der Liebe untereinander, in wahrer Freiheit und in treu zusammenhaltender Einigkeit.

Laß dich's nicht verdrießen.

Unter dieser Ueberschrift schreibt der edle Passavant in seinem Buch über Naeman einiges über die Zahl sieben, die in der Bibel so viel vorkommt.

„Du magst es mir siebenmal vergeben, wenn ich es dir mit dieser Siebenzahl zu lang mache. Ich werde dich aber nicht siebenmal um Vergebung bitten." (Vergl. Luk. 17, 4 und Matth. 18, 21. 22.)

Unsere Leser mögen es dem Herausgeber auch siebenmal vergeben, daß er in dieser Nummer so viel vom Krieg schreibt. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund (und die Feder) über!

Wir bringen darum in dieser Nummer nachfolgend einige Stücke zum Abdruck, die uns zeigen, wie man in christlichen deutschen Kreisen die Kriegslage beurteilt. Da ist nichts von dem sentimentalen Gewimmer, dem wir in unseren Blättern begegnen; sondern ein opferwilliger Heldengeist und ein Geist der Buße und des Gebets, der auch die schwere Rute des Kriegs ohne Murren auf sich nimmt, so schwer und furchtbar auch die Opfer sein mögen. So dürfen wir auch hoffen, daß diese Züchtigung hernach eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit schaffen wird. (Hebr. 12, 11.)

Eine neue Zeit.

Plötzlich ist sie nach Gottes Zulassung und Willen über uns hereingebrochen mit der Kriegserklärung, nach den 44 Jahren friedlicher Entwicklung, — eine harte, eine eiserne, eine blutige Zeit. Die bisherige Zeit war gekennzeichnet allerdings auch durch ein Wachsen des Reiches Gottes, aber auf der andern Seite durch einen falschen Fortschritt auf vielen Gebieten, durch einen Fortschritt, gegen den wir uns wehren mußten, gewissenshalber wehren mußten, weil er rückwärts und abwärts ins Verderben führte. An Stelle des alten Bibelglaubens setzte man den Glauben „an die Wahrheit unserer Welt und die Welt unserer Wahrheit," an die Kultur, an die Fortschritte der Wissenschaft und Technik. Und diese Götzen erwiesen sich immer mehr als Tyrannen, welche den gesunden Kern unseres Volkslebens vergiften und vernichten, so daß uns nur noch eine mehr oder weniger glänzende Schale übrig zu bleiben drohte. Nun hat Gott eingegriffen und die alten Götzen zu Boden stürzen lassen. Sehen wir einigen derselben nach und verabschieden wir uns von ihnen, hoffentlich auf Nimmerwiedersehn.

Besonders wichtig gemacht haben sich in der letzten Zeit die Götzen Leibespflege, Gesundheitspflege, Sport und was damit zusammenhängt. Ihre Tempel: die Gesundheitsausstellung, der Tanzpalast, das Stadion, die so glänzend und großartig sich präsentierten, wo sind sie? Dahingesunken, verödet und verwüstet. Zwar soll der wertvolle wissenschaftliche Gehalt der Gesundheitsausstellung durchaus anerkannt werden; aber die ganze Aufmachung atmete den großartigen, modernen Geist von dem Firlefanz des Flaggen- und Wimpelschmucks bis zur Friedhofkunst-Ausstellung, wo bei den Grabsteinen das Kreuz nur noch in der katholischen Abteilung zu finden war. Eine frühere Stuttgarter Ausstellung trug am Haupteingang das Motto: „Tretet ein, hier sind auch Götter!" Die Gesundheitsausstellung bedurfte dieser Uebrschrift nicht in ausdrücklichen Worten, sonst hätte sie lauten müssen: „Hier sind die Götter!"

Was nützt diese „Nur-Gesundheitspflege", wenn plötzlich viele Millionen der Gesündesten und Kräftigsten hinaus müssen in den männermordenden Krieg und Tausende dahin gerafft werden? Nicht Leibespflege ist das erste Erfordernis, Seelsorge ist viel wichtiger. Diese Wahrheit hat das Geschlecht des falschen Fortschritts nicht hören wollen und steht nun entsetzt vor den Trümmern ihrer Götzen. Was hat unsere Jugend z. B. von biologischen und chemischen Kenntnissen in einer harten, schweren Zeit, wie es die neue Zeit ist, wenn ihr der lebendige Gott im Himmel unbekannt oder eine Phrase ist, wenn sie keinen persönlichen Heiland und Erlöser kennen gelernt hat, bei dem wir in großen und kleinen Nöten und Gefahren Zuflucht und Hilfe finden?

Ein anderer moderner Zeitgötze war die Gleichheit. Es ist eine heillose Begriffsverwirrung, wenn man meint, Gleichheit sei ein Gottesgedanke, den er von Anfang an bei der Schöpfung der Welt im

Auge gehabt habe und der bei seiner Weltregierung zum Ausdruck komme. Das Gegenteil ist wahr. Mannigfaltigkeit, Differenzierung, Gliederung bis ins Kleinste hinein ist der Plan und Wille Gottes. Wir sehen freilich ein Prinzip der Gleichheit, bezw. der Gleichmacherei wirksam, aber erst seit dem Sündenfall. Es ist ein Zug zur Entartung, zum Verderben, der es dahin gebracht hat, daß das schmerzliche Urteil lauten mußte: „Sie sind allzumal Sünder!" „Die Menschen sind Fleisch und wollen sich von meinem Geist nicht mehr strafen lassen." Es fiel ein Reif in den Frühling des ursprünglichen herrlichen und mannigfaltigen Gottesplanes, und da entstand dieselbe Gleichheit, wie sie auf unsern bunten Fluren zu sehen ist, wenn der eisige Reif alles mit der Farbe des Todes überzieht und zeichnet. Also nicht ein Gottesgedanke, sondern ein Gedanke aus dem Abgrund ist dieser Gedanke der Gleichheit, und doch bezauberte er in der letzten Zeit immer mehr die Massen, vergiftete insbesondere auch die Bestrebungen auf dem Gebiet der Pädagogik: Einheitsschule, Simultanschule sind Früchte dieses falschen und verderblichen Prinzips, durch das schließlich das Reich Gottes auf Erden gehindert und zerstört und das Reich des Antichrists gebaut werden soll.

Was für ein schlimmer Tyrann die Gleichheit ist, hat der Schöpfer des Schicksalsbrunnens beim Hoftheater in Stuttgart treffend zum Ausdruck gebracht. Die Figur der Schicksalsgöttin in ihrer vollendeten Symmetrie und Starrheit ist eine bezeichnende Darstellung dieser falschen widergöttlichen Gleichmacherei. Nur ein vom modernen Geist Verblendeter kann die Schicksale der Einzelnen und der Völker, kann das Walten Gottes in der Geschichte so darstellen.

Ein Verwandter des Gleichheitsgötzen ist der Mehrheitsgötze. Die Masse, die Menge, die Majorität soll überall das Uebergewicht haben, soll alles entscheiden. Ist wieder kein ursprünglicher Gedanke Gottes. Nirgends, weder bei der Schöpfung noch bei der Regierung der Welt hat Gott dieses demokratische Prinzip befolgt, im Gegenteil: Einer ist zum Herrscher eingesetzt über die Menge der Geschöpfe; einer erlöst die Unzahl der in Sünde Gefallenen. Wir übergehen die Verwüstungen, die dies falsche demokratische Prinzip in unseren sozialen und politischen Verhältnissen angerichtet hat und beschränken uns hier auf das Schulgebiet. Weil in der Schule viele Schüler sind und nur ein Lehrer steht, sollen die vielen Schüler berechtigt und befähigt sein zur Selbstregierung. Ueberall, auch in der Schulverwaltung, sollen die Leiter und Vorgesetzten durch die Menge, durch die geheime Wahl bestimmt werden, nicht von einem Einzelnen, Verantwortlichen: lauter Gedanken, die letzten Endes aus dem Abgrund stammen und nur das Reich des Antichrists fördern.

Ist nun in unsrem deutschen Volk noch so viel Gefühl und Verständnis für die ursprünglichen Gottesgedanken, für die ewigen Wahrheiten, daß diese falschen Begriffe überwunden, diese falschen Bahnen

verlassen, diese Götzen zerschlagen und gestürzt werden können? Ich beantworte diese Frage mit einem zuversichtlichen, festen Ja. Pfand und Gewähr für diese freudige Hoffnung, für diesen Optimismus ist mir das große Wunder, das Gott in den ersten Tagen des August an unsrem deutschen Volk getan hat. Der innere Hader ist weggetan worden, „ohne Hände," ohne daß es jemand erwartet, erhofft, erbetet hatte, durch ein göttliches Wunder ohnegleichen in der deutschen Geschichte. Und, „der bisher so viel getan, hat noch mehr im Sinne." Er wird unsere verführten und verirrten Volksgenossen wieder auf den rechten Weg bringen, daß sie die Wahrheit, das Heil erkennen und die falschen Götzen verlassen. Dann wird er unser deutsches Volk als einen heiligen Sauerteig in der Völkerwelt benützen zum Bau seines Reiches. All das aber nicht ohne unsere Mithilfe. So nötig es ist, daß unsere Soldaten draußen mit Gottes Hilfe die Feinde besiegen, ebenso nötig und wichtig ist es für uns daheim, diese Zeit zu benützen zur Gewinnung der Abgefallenen. Und das wollen wir tun nicht dadurch, daß wir ihre Irrtümer widerlegen und bekämpfen, sondern dadurch, daß wir einladen und das Evangelium verkündigen allenthalben und auf allerlei Weise nicht bloß mit Worten, sondern namentlich mit der Tat und mit Geduld. Tausende in unserem Volk sind jetzt herrenlos, sind wie Schafe, die keinen Hirten haben, weil ihre Führer, weil die Stimmen der Verhetzung und Verführung jetzt schweigen.

Zu dieser Arbeit, zu dieser Besiegung des inneren und innersten Feindes mache der Herr uns alle willig und tüchtig, dann wird, wenn auch nach schweren und tiefen Heimsuchungen, eine neue, eine bessere Zeit angebrochen sein.

Lehrer Widmann im Lehrerboten. (Württ.)

Zum Krieg.

Ein Krieg ohnegleichen ist ausgebrochen. Er gilt vor allem dem Deutschen Reiche. Eine Welt von Feinden hat sich dagegen erhoben. Das mit dem Deutschen Reich verbündete Oesterreich-Ungarn steht in zweiter Linie; der Kampf gegen Deutschland ist das große Weltereignis. Wer Deutschlands Kaiser und Volk kennt, der weiß: Niemand in Deutschland hatte Verlangen nach weiterem Landerwerb; niemand wollte andere Staaten berauben; niemand wollte den Krieg. So haben wir die Gewißheit, daß wir nach allen Seiten hin nur einen Verteidigungskrieg führen. Das ist unsere Gerechtigkeit, der wir uns getrösten, die uns nach dieser Seite hin ein gutes Gewissen gibt.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Man erörtert überall die Frage: Wer ist an diesem entsetzlichsten aller Kriege schuld? „Die Russen," sagen die einen, „die Engländer," rufen die andern. Wahr ist: Rußland und England haben eine ungeheure Verantwortung in dieser Sache auf sich geladen; und England trifft die größere Schuld, weil es mit uns stammverwandt und glaubensverwandt ist, weil das

englische Volk eine tiefere Wahrheitserkenntnis hat als das russische, und weil nicht nur Englands König, sondern auch seine mächtige Regierung noch bis in die letzten Tage vor dem Ausbruch des Krieges uns mit der Maske aufrichtiger Freundschaft begegnet sind. Von einer Aufhetzung Japans gegen uns wollen wir schweigen, weil wir nicht in die geheimen Schiebladen der Diplomatie hineinblicken können und somit auch nicht beweisen können, ob und wieweit englische Aufhetzung die japanische Regierung zu ihrem unerhört frechen Vorgehen veranlaßt hat. Der Verdacht liegt allerdings sehr nahe, daß England dabei die treibende Macht gewesen sei. Aber kommt nicht alles von Gott? Hätte er uns den Frieden nicht noch länger erhalten können? Hat er nicht die Herzen der Könige und der Völker in seiner Hand? — Gewiß! Aber Gott mußte das deutsche Volk züchtigen, wenn es noch weiter zur Förderung des Reiches Gottes dienen sollte. Unser Volk stand am Abgrund. Nie ist die Gottesleugnung unter unserem Volk so verbreitet gewesen wie in unsern Tagen. Und wenn Millionen unter unserem Volk noch nicht so weit gingen, Gottes Dasein und des Menschen Ewigkeit ausdrücklich zu leugnen, so zählen doch diejenigen auch nach Millionen, die Gott und sein Wort verachteten, die Furcht Gottes von sich warfen und die Freiheit des Fleisches für sich in Anspruch nahmen. *Verachtung Gottes* ist eine große Sünde, die Gott nicht ungestraft lassen kann. Aus Gottesleugnung und Gottesverachtung kommt das Ueberhandnehmen der Fleischeswerke, besonders der Unkeuschheit, die ein ganzes Gefolge anderer Sünden nach sich zieht. Monismus und Sozialdemokratie haben viel zur Gottesverachtung beigetragen, aber auch eine gottlose Wissenschaft und nicht zum wenigsten eine irreleitende falsche Theologie, die nichts mehr weiß und wissen will von Gottes Zorn und Gericht. Wäre es so fortgegangen, so wäre das deutsche Volk sicherlich der sittlichen Fäulnis verfallen, und das hätte auch zu seinem politischen Untergang geführt. So weit wollte es Gott nicht kommen lassen. Er hat noch etwas vor mit dem deutschen Volk, darum hat er jetzt diesen furchtbaren Krieg über uns kommen lassen. Auch wenn wir ihn siegreich beendigen können, welche ungeheure Einbuße an Gut und Blut wird er bringen, wie viel Trauer und Not in Tausende von Familien! Und der siegreiche Krieg, wird er nicht die Ursache werden zu weiteren Kriegen? Manche sagen jetzt kühn: Wir werden den Russen, den Engländern, den Franzosen nach dem Krieg schon die Rechnung machen und uns schadlos halten. Aber wissen wir denn, ob unsere jetzigen Feinde ihre Schulden auch werden bezahlen können? Und wie lang wird der jetzige Krieg dauern? Welche Nöte wird er uns noch bringen? Niemand kann das wissen. Darum wollen wir fein demütig bleiben, uns unter Gottes Hand beugen und vor Gott und Menschen bekennen: *Wir, das deutsche Volk, sind schuld, daß es so kommen mußte.*

Aber auch die Gläubigen? Ja, auch sie, auch wir, die wir uns Gläubige nennen. Es hat auch bei uns gefehlt, weit gefehlt, gefehlt

an der Treue, an der Selbstlosigkeit, am Eifer für die Sache des Herrn, an der Einigkeit, an der Liebe, am Bekenntnis und Zeugnis. Wir sind zu wenig Licht und Salz im Volksleben gewesen, darum konnte unser Volk so tief heruntersinken, daß die gegenwärtige Züchtigung notwendig wurde. Wir haben uns alle in Buße und Demut zu beugen.

Aber wir haben Hoffnung und Glauben. Und Gott läßt uns Hoffnungssterne leuchten. Seine Verheißungen geben uns die Zusicherung, daß Gott der gerechten Sache hilft, daß er das Flehen der Gläubigen erhört, daß er nicht zu schanden werden läßt, die auf ihn harren. Ein lichter Hoffnungsstern ist unser Kaiser, der öffentlich bezeugt: Gott allein die Ehre! und der sein Volk auf die Kniee weist. Unser Gebet darf wohl auch sein: Herr, laß unsern Kaiser nicht vor seinen Feinden zu schanden werden! Und wie der Kaiser, so denken und fühlen wohl die meisten der deutschen Fürsten. Ein weiterer Grund zur Hoffnung ist die geradezu wunderbare Einigung aller politischen Parteien in Deutschland. Auch der Kampfesmut, der die deutsche Riesenarmee beseelt, ist eine gnädige Gottesgabe, ebenso die Opferwilligkeit, die alle Volkskreise ergriffen hat. Ein besonders ermutigender Hoffnungsstern ist die weitgreifende Bewegung der Herzen zu Gott hin. Davon zeugen die so zahlreich besuchten Gottesdienste und Kriegsbetstunden. Viele Tausende haben endlich den Weg ins Gotteshaus wieder gefunden. Auch unsere Gemeinschaften haben es zu spüren und werden zu größerem Ernst, zu tieferer Buße und zu neuem Eifer erweckt. Man darf sehen: die Züchtigung wirkt noch, sie wirkt Gutes in weiten Kreisen.

Wir haben jetzt viel zu beten, zu danken und zu bitten; zu bitten für Kaiser und Reich, für unser tapferes, todesmutiges Heer, für die gläubigen Brüder im Heer, für die Verwundeten und Sterbenden, für die Trauernden und Leidtragenden in der Heimat, für die Deutschen, die noch in den uns feindlichen Staaten sind, besonders für unsere Missionare, ihre Familien und ihre Arbeit in den Ländern und Kolonien des englischen Weltreichs. Laßt uns treu sein, und laßt uns helfen, wo wir helfen können! Gedenken wir auch in christlicher Fürbitte der Gläubigen in den Reihen unserer Feinde. Sie sind trotz allem unsere Brüder in Christo und haben den Krieg nicht verhindern können, sind vielleicht auch politisch irre geleitet. Auch über unsere Feinde ist das Gericht Gottes hereingebrochen. Möchte es Gott gefallen, dem Blutvergießen und allen Greueln des Kriegs bald ein Ende zu machen!

Eins dürfen wir sicher glauben: Auch der gegenwärtige Krieg muß dazu dienen, daß dem Evangelium neue Bahnen geöffnet und die Gläubigen auf den Tag der Offenbarung Christi zubereitet werden. Der Geist Gottes möge uns erleuchten, damit wir wahres Licht haben auch in der Dunkelheit! (Aus „Philadelphia.")

An die altpietistischen Gemeinschaften in Württemberg.

Ausgegeben den 8. Aug. 1914. Abgedruckt aus dem Württ. Gemeinschftsbl.

Stuttgart, den 5. August 1914.

Liebe Brüder und Schwestern!

Ein Krieg ohnegleichen, ein Weltkrieg ist entbrannt. Es erfüllt sich, was unser Herr Matth. 24, 6 und 7 vorausgesagt hat: Kriege und Kriegsgeschrei werden in den „letzten Tagen" die Welt erfüllen. Ein Volk wird sich über das andere empören und ein Königreich über das andere. Wir Christen, denen die Heilige Schrift Gottes Wort ist, haben das längst vorausgesehen, denn die Weissagung muß erfüllt werden. Nun ist's da, und es fragt sich, wie wir als Christen dazu stehen. Wer einen lebendigen Gott hat und an seine Allmacht und Treue glaubt, der verzagt auch in den ärgsten Stürmen nicht. Und wer durch Christum Vergebung der Sünden hat, fürchtet selbst den Tod nicht.

Als heute am 5. August in der Morgenfrühe bekannt wurde, daß neben Rußland und Frankreich auch England und Belgien uns den Krieg erklärt haben, wurden wir sehr getröstet durch die Tagestexte im Losungsbüchlein. Hieß doch die Losung: „Siehe, da ist euer Gott!" (Jes. 40, 9.) Und der Lehrtext: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" (Röm. 8, 31.) Welch ein Trost! Als die Herrnhuter Brüdergemeine diese Sprüche für den 5. August 1914 festlegte, ahnte noch niemand, welche Bedeutung dieser 5. August für uns haben werde. Aber Gott wußte es und bestimmte diese Trostworte für uns. Auch in solchen kleinen Zeichen dürfen wir die Hand der Vorsehung erkennen.

Viele Söhne und Männer auch aus unsern Gemeinschaften sind nun zu den Waffen gerufen. Wir haben herzliche Teilnahme für alle die Familien, die so schwere Opfer bringen müssen. Wir stehen fürbittend vor Gott für die ins Feld ziehenden Brüder, daß Gott sie stark mache und stark erhalte vor allem am inwendigen Menschen, damit sie als Christen ihre Pflicht tun und als betende Soldaten heilige Hände aufheben auf dem Kriegsschauplatz wie in den Kasernen und in den Spitälern. Je mehr Betens, je mehr Siegs! Auch das ist ein Trost in unsern Nöten, daß doch durch ganz Deutschland hin eine große Betgemeine täglich und nächtlich vor Gott steht. Diese Betgemeine ist im Bunde mit den himmlischen Heerscharen eine feurige Mauer um unsere Heere her.

Aber unser Beten muß aus bußfertigem Herzen kommen. Wir alle haben gesündigt, unser Volk hat viel und schwer gesündigt. Daniels Bußgebet (Kap. 9) steht uns wohl an. Aber zur Buße soll der Glaube kommen, der Glaube an die vergebende Gnade, an die ewig treue und allmächtige Hand Gottes. Jeder einzelne soll auch für sich glauben:

Es kann mir nichts geschehen,
Denn was Gott hat ersehen,
Und was mir selig ist.

Sorgen wir nur, daß zwischen Gott und uns nicht unvergebene Schuld sei, nicht verborgener Bann, nicht sündhaftes Tun! Was auch dem Deutschen Reich an Demütigungen beschieden sein mag: wenn nur wieder ein Geist der Gottesfurcht und der Zucht die Oberhand bekäme, wollten wir gern alle Opfer bringen.

Liebe Geschwister! Laßt unsere Versammlungen rechte Buß- und Glaubensversammlungen sein! Es muß sich in diesen Zeiten zeigen, wie viel Kraft des Glaubens in uns ist. Das Gottesleben in uns muß energischer werden; dazu soll der Krieg dienen. Nehmt eifrig und von Herzen auch teil an den kirchlichen Kriegsgebetstunden. Wir wollen unsern Mitbürgern auch in diesem Stück mit gutem Beispiel vorangehen. Aber auch unsere eigenen Gebetskreise sind von besonderer Wichtigkeit in diesen Tagen. Da soll besonders auch der jungen und älteren Brüder gedacht werden, die im Felde und in den Garnisonen stehen, in den Spitälern und Lazaretten dienen oder leiden. Sie können es von uns erwarten, daß wir betende Hände über ihnen halten.

Von besonderer Wichtigkeit scheint mir zu sein, daß jetzt auch in der Heimat die Bruderliebe und die allgemeine Liebe recht zum Ausdruck kommen. Es gibt jetzt so viel Betrübte zu trösten und den vom Krieg Betroffenen zu helfen. Wir wollen aufmerken, wo und wie wir andern helfen können. Helft den Familien, die jetzt den Hausvater, die Söhne, die Knechte und Arbeiter haben hergeben müssen. Helft ihnen, wo und wie Ihr könnt! Helft ihnen die Ernte einbringen, die nötigen Feld- und Gartengeschäfte ausrichten. Nehmt Euch der Kinder an, die den Vater vermissen, der Frauen und Mütter, die ihrer männlichen Stütze entbehren! Helft, wo Not ist! Helft vor allem den Gläubigen, aber auch den Ungläubigen! Helft auch, wo Ihr könnt, Euren persönlichen Feinden! Vielleicht können sie durch Eure dienende und helfende Liebe gewonnen werden. Helft aber uneigennützig, ohne Lohnsucht, sonst ist's nicht ein Dienst der Liebe.

Es werden in diesen Zeiten auch falsche Propheten aufstehen, die die Zeit der Aufregung benützen werden, um zu versuchen, Euch in ihr Netz zu locken. Sagt nicht der Herr ausdrücklich von solchen? (Matth. 24, 4. 5.) Die Millenniumsleute*) wollen uns weis machen, daß schon im Oktober dieses Jahres Christus offenbar werde und der Tag der Rache komme. Andere werden anderes prophezeien. „Sehet zu, daß euch nicht jemand verführe," sagt der Herr Matth. 24, 4. Und gerade im Zusammenhang mit der Weissagung von den Kriegswirren der

*) Das sind die Russeliten, die immer dran sind, Zeit, Tag und Stunde ausrechnen zu wollen, wann der Herr kommt. Wohl mag der Christ aus der allgemeinen, ernsten Zeitlage sich die ernste Frage nahe dringen lassen, ob vielleicht der Tag der Zukunft nahe ist. Das Achten auf die Weissagungen der Schrift, besonders Daniel und Offenbarung Johannes, sollte kein ernster Christ versäumen. Aber es gilt dabei die rechte Nüchternheit zu bewahren und Herz und Sinn hinzurichten auf das Kommen des Herrn. „Blick täglich auf sein Kommen hin als ob es heute wär!" Das ist die rechte Herzensstellung des Christen in dieser Zeitlage. (S. Ges. B.: No. 197: Der Herr bricht ein etc...)

Letztzeit fügt er hinzu: „Aber es ist noch nicht das Ende da," und wiederum: „Da wird sich allererst die Not anheben." (Matth. 24, 6. 7.)

Wir müssen gerade jetzt in dieser ernsten Zeit brüderlich zusammenstehen zu gegenseitiger Stärkung, Ermahnung, Tröstung und Unterstützung, damit unser Glaube, unsere Liebe und unsere Hoffnung offenbar werde zur Ehre unsere Heilandes. Am Ende alles Streites steht die glorreiche Wiederkunft Christi und sein Friedensreich. Aber erst muß der Kampf durchgekämpft, die Trübsal durchgekostet sein. Wir können nicht erwarten, daß der Herr uns vor den letzten Kämpfen durch eine plötzliche Entrückung hinwegnehme. Den Ueberwindern, nicht den Flüchtigen verheißt er Kronen.

Mehrere unserer Gemeinschaftspfleger sind schon zum Heer einberufen, andere werden mit dem Landsturm einberufen werden. Wir können sie nicht ersetzen. Wir erwarten, daß sich die einzelnen Gemeinschaftskreise um so eifriger selbst untereinander bedienen, wollen auch so viel als möglich je und je für auswärtigen Besuch sorgen. Der Herr wird uns nicht Waisen lassen.

Ich sende Euch, liebe Geschwister, diese Zeilen jetzt zu, indem ich dem Drang meines Herzens folge.

Der Herr gebe uns viel Gnade und Frieden — auch in dieser Kriegszeit! Mit herzlichem Gruß Euer Chr. Dietrich, Rektor.

(Aus „Philadelphia".)

Vergleichung unseres Evangelischen Katechismus mit der lutherischen und der reformierten Glaubenslehre.

Referat, erstattet bei der Distriktskonferenz in Illinois, v. Past. K. Barkau.

Ohne Zweifel hat mancher der geehrten Anwesenden den Kopf geschüttelt, als er das Programm für unsere diesjährige Distriktskonferenz erhielt und daraus entnahm, daß er ein Referat über unsern Evangelischen Katechismus über sich werde ergehen lassen müssen. Vielleicht hat sich mancher mit dem bloßen Schütteln des Kopfes nicht begnügt, sondern hat seinem Unwillen auch durch Worte Ausdruck verliehen wie: „Ein solches Referat ist ja gar nicht zeitgemäß. Was kann das Schelten auf den Katechismus nützen, nachdem die letzte Generalkonferenz beschlossen hat, ihn in seiner bisherigen Gestalt unverändert beizubehalten?" Nur gemach, verehrter Freund, ehe du über das Referat ein ungünstiges Vorurteil fassest, höre zuvor einige Worte der Erklärung und Entschuldigung.

Zunächst wurde dies Referat bereits im Sommer v. J. geraume Zeit vor der Generalkonferenz verfaßt und in einem Pastorenkränzchen vorgelesen und besprochen. Dabei äußerte ein maßgebendes Mitglied desselben, — und die übrigen schlossen sich seinem Urteil an, — daß man zwar mit dem Referat nicht in allen Stücken übereinstimmen könne, daß es jedoch manche wichtige Fragen berühre, deren Besprechung

auch für einen größeren Kreis nützlich und förderlich sein könne. Das ist, wie ich annehme, der Grund, weshalb das Referat von unserer Konferenzleitung auf die Tagesordnung gesetzt wurde.

Sodann will ich nicht auf unsern Katechismus schelten, noch seine Mängel an das Licht ziehen, sondern versuchen, seine Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit nachzuweisen und auf seine Vorzüge aufmerksam zu machen.

Bei den Verhandlungen über die Revision des Katechismus wurde ihm von manchen Kritikern geradezu die Daseinsberechtigung abgesprochen. Da hieß es: „Warum ist man nicht bei dem Katechismus Luthers oder bei dem Heidelberger Katechismus geblieben? Warum hat man nicht den einzelnen Gemeinden die Wahl zwischen diesen beiden überlassen? Warum mußte man denn durchaus einen neuen Katechismus verfassen?“ Die Antwort auf diese Fragen ist nicht schwer.

Die Gründung unserer Synode ist dem Bestreben entsprungen, den eingewanderten evangelischen Christen deutscher Zunge eine ihrer heimatlichen ähnliche kirchliche Versorgung darzubieten. Sie waren in ihrer heimatlichen Landeskirche an ein friedliches Nebeneinanderwohnen von Lutheranern und Reformierten gewöhnt; sie fühlten sich abgestoßen von der hierzulande vielfach üblichen schroffen Geltendmachung des eigenen konfessionellen Standpunktes und der schnöden Verachtung und rücksichtslosen Bekämpfung aller abweichenden Glaubensansichten; sie hielten sich deshalb vom kirchlichen Leben fern und standen in Gefahr, vom Christentum gänzlich abzukommen. Diese der Kirche wieder zu gewinnen und sie in Gemeinden zu sammeln, das war die hohe Aufgabe, die sich die Gründer unserer Synode stellten, und die sie unter Gottes Beistande auch gelöst haben.

Es erhob sich dabei aber eine große Schwierigkeit. Welchen Katechismus sollte man der religiösen Unterweisung der heranwachsenden Jugend zu Grunde legen? Wollte man einer Gemeinde den Katechismus Luthers aufdrängen, so stieß man die Reformierten ab; machte man aber den Heidelberger Katechismus zur Lehrnorm, so verlor man die lutherisch Gesinnten. So ergab sich die unbedingte Notwendigkeit, einen neuen, beiden Seiten annehmbaren Katechismus zu schaffen. Derselbe mußte die Uebereinstimmung beider Konfessionen in den meisten Dogmen zu klarem Ausdruck bringen und für die Unterscheidungslehren eine allen annehmbare Fassung finden. Das war nur zu erreichen, wenn man auf den Versuch, in den strittigen Punkten zwischen den beiden Konfessionen zu vermitteln, von vorneherein verzichtete und zu den klaren Aussagen der Bibel zurückkehrte, um von hier aus einen neuen, unanfechtbaren Standpunkt zu gewinnen. Nach diesen Grundsätzen ist unser Katechismus verfaßt. In allen Punkten, in denen die Kirchen der Reformation übereinstimmen, schließt er sich ihrer Lehre an, wenigstens soweit sie schriftgemäß erscheint, sobald aber Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen eintritt, geht er auf die Schrift zurück und gelangt zu selbständigen Ergebnissen. Daß diese bald mehr nach lutherischer,

bald nach reformierter Seite hinneigen, liegt in der Natur der Sache. Von großer Weisheit und tiefem Verständnis der Verfasser unseres Katechismus zeugt es, daß sie in denselben einzelne besonders schöne, ja wahrhaft klassische Stücke aus Luthers kleinem Katechismus, zum Teil mit geringen Abweichungen, zum Teil auch unverändert aufgenommen haben. Doch haben sie sich nicht etwa damit begnügt, den Katechismus Luthers und den Heidelberger Katechismus zu vergleichen und zu benützen, sondern sie haben auch die Ergebnisse der theologischen Arbeit seit der Reformation sowohl auf lutherischer als auch auf reformierter Seite in Betracht gezogen.

Lehrreich ist es, unsern Katechismus in diesem Sinne zu betrachten und ihn mit der lutherischen und der reformierten Glaubenslehre zu vergleichen. Dies soll in Nachfolgendem geschehen. Der besseren Uebersicht wegen folge ich dabei dem Gange unseres Katechismus.

Einleitung.

Ueber die Einleitung unseres Katechismus ist nicht viel zu sagen nötig. Daß eines jeden Menschen vornehmste Sorge sein Seelenheil sein muß, zu dem er nur durch den Glauben an Jesum gelangen kann, und daß in der Heiligen Schrift geoffenbart wird, was wir zu glauben haben und wie wir zum Glauben gelangen: darüber herrscht Uebereinstimmung bei allen christlichen Gemeinschaften. Auf den Begriff der Inspiration einzugehen, liegt hier keine Veranlassung vor.

Erstes Hauptstück.

Für den Text und die Teilung der Gebote gibt es von altersher drei verschiedene Fassungen: die talmudisch-jüdische, die augustinisch-römische und die hellenistische. Die talmudisch-jüdische hat als erstes Wort das Selbstzeugnis Gottes: Ich bin Jehova, dein Gott, der ich dich aus Aegyptenland geführt habe, als zweites die beiden Verbote: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir, und: Du sollst dir kein Bildnis und Gleichnis machen! Als zehntes das Doppelverbot des Begehrens. — Bei Augustin und nach ihm in der römisch-katholischen Kirche bis zur Gegenwart lautet das erste Gebot: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben. Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, dasselbe anzubeten. Das zweite: Du sollst den Namen deines Herrn nicht eitel nennen. Das dritte: Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest. Das neunte im Anschluß an 5. Mose 5: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Das zehnte: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch alles, was dein Nächster hat. Nach der hellenistischen Zählung (Origenes) wird im ersten Gebot die Abgötterei verboten, im zweiten der Bilderdienst, im dritten der Mißbrauch des Namens Gottes u. s. w., im zehnten das Begehren nach dem leblosen und lebendigen Besitz des Nächsten. — Luther hat die Fassung der katholischen Kirche beibehalten, jedoch das Bilderverbot ganz fallen gelassen, weil es in der evang. Kirche seine Gegenständlichkeit verloren habe, und

das neunte und zehnte Gebot umstellt. Die reformierte Kirche folgt der hellenistischen Zählung und gestaltet die Gebote genau so, wie sie sich bei der Gesetzgebung 2. Mose 20 finden. Unser Katechismus hat entschieden Recht, wenn er ebenfalls diese biblische Fassung angenommen hat. Näheres hierüber bei H. Niefer: Die Hauptunterschiede zwischen unserer evang. Kirche und den orthodox-lutherischen Synoden. S. 46 ff. und im Theologischen Magazin von 1909, S. 275 ff.

Gehen wir ins Einzelne, so läßt, wie schon bemerkt ist, Luthers Katechismus das Bilderverbot aus. Das ist nicht richtig. Aber ebenso falsch ist es, wenn die reformierte Kirche dies Verbot dahin auslegt, daß der Gebrauch von Bildern und Zeichen im Kultus überhaupt nicht zu gestatten sei.*) So rigoros ist dies Verbot nicht einmal zur Zeit des alten Bundes aufgefaßt worden. Zwar von dem unsichtbaren, unendlichen Schöpfer sollte kein Bild von Menschenhand angefertigt werden; sonst aber fand die Bildnerei auf Gottes ausdrücklichen Befehl im Kultus mehrfach Anwendung (2. Mose 25, 18). Unser Katechismus verfährt also ganz biblisch, wenn er in der Erklärung dies Verbot auf Gott beschränkt und den sonstigen Bildergebrauch freigibt. Die Bilder sind also in der evang. Kirche nicht verboten. Und es wäre sicherlich keine Sünde, wenn auf unsern Kirchtürmen statt des verblümten kreuzartigen Gebildes, das sich gewöhnlich darauf befindet, ein wirkliches, deutliches Kreuz angebracht würde, oder wenn auf dem Altar ein Kruzifix stände, wenigstens in den Kirchen, die nicht als Konzertsäle dienen und nicht zur Abhaltung von Vergnügungsabenden gebraucht werden. — Das auf die Sabbatheiligung bezügliche Gebot gibt Luther in der verkürzten und veränderten Form: Du sollst den Feiertag heiligen! wieder. Der Heidelberger Katechismus folgt dem Wortlaut der Bibel. — Daß das Heiligen des Sabbats eine negative und eine positive Seite hat, daß leibliche Arbeit verboten und das Feiern des Tages zur Ehre Gottes geboten wird, unterliegt nach 2. Mose 34, 21 und 12, 14 keinem Zweifel. Deshalb muß man sich darüber wundern, daß Luther sowohl im Gebot als auch in der Erklärung nur auf den letzteren Punkt Rücksicht nimmt und die Sabbatruhe nicht erwähnt, und daß auch der reformierte Katechismus das Hauptgewicht auf die Sorge für die Seele legt und das Gebot der Ruhe dahin erklärt, „daß ich *alle* Tage meines Lebens von meinen *bösen* Werken feiere."**) Es wird dadurch dem Sabbat seine Sonderstellung als Ruhetag vor allen andern Tagen genommen. Unser Katechismus trifft das Richtige, wenn er auf die Frage: „Wodurch wird der Sabbat geheiligt?" beide Seiten hervorhebt und antwortet: Durch Ruhe von irdischer Arbeit, durch andächtigen Gebrauch des Wortes Gottes in Kirche und Haus u. s. w.

---

*) Frage 98 des H. K.

**) Frage 103 des H. K.

Zweites Hauptstück.

Ueber den ersten Artikel des christlichen Glaubens herrscht Uebereinstimmung. Dagegen gehen über die Person des Erlösers im zweiten Artikel die Meinungen auseinander. Zwar, daß in ihm zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, vereinigt sind, wird von beiden Kirchen anerkannt; aber das Verhältnis dieser beiden Naturen zu einander wird verschieden dargestellt. Die Lutheraner lehren, bei der Menschwerdung habe der Sohn Gottes die menschliche Natur in seine göttliche aufgenommen, so daß jede der beiden Naturen teil hatte an den Eigenschaften der anderen. Im Stande der Erniedrigung habe aber Jesus nach seiner menschlichen Natur die derselben mitgeteilte göttliche Majestät nicht immer und nicht völlig angewandt. Der Stand der Erhöhung bestehe darin, daß Jesus nach seiner menschlichen Natur die derselben mitgeteilte göttliche Majestät beständig und völlig gebrauche. Er sei auch als Mensch allgegenwärtig, allmächtig, allwissend gewesen, während er in der Krippe lag oder am Kreuze hing; aber dies im Stande der Erniedrigung verhüllte Faktum sei im Stande der Erhöhung offenbar geworden. (Brenz.) Im Gegensatz dazu steht die reformierte Lehre: Der ewige Sohn Gottes, der wahrer und ewiger Gott ist und bleibt und also in bezug auf seine Eigenschaften unveränderlich war und ist, hat bei der Menschwerdung die wahre menschliche Natur aus dem Fleisch und Blut der Maria an sich genommen und ist seinen menschlichen Brüdern in allem gleich geworden, ausgenommen die Sünde.*) Daß der einen Natur in der Person Christi die wesentlichen Eigenschaften der anderen Natur mitgeteilt werden, wird entschieden geleugnet. Daraus folgt für den Sohn Gottes eine doppelte Seinsweise, die eine innerhalb, die andere außerhalb der menschlichen Persönlichkeit. Dies tritt im Stande der Erhöhung klar zu Tage. Es heißt deshalb im Heidelberger Katechismus Frage 47: Ist denn Christus nicht bei uns bis an der Welt Ende, wie er verheißen hat? Christus ist wahrer Mensch und wahrer Gott. Nach seiner menschlichen Natur ist er jetzt nicht auf Erden, aber nach seiner Gottheit, Majestät, Gnade und Geist weicht er nimmer von uns. Frage 48: Werden auf diese Weise die zwei Naturen in Christo nicht von einander getrennt, so die Menschheit nicht überall ist, da die Gottheit ist? Mit nichten; denn dieweil die Gottheit unbegreiflich und allenthalben gegenwärtig ist, so muß folgen, daß sie wohl außerhalb ihrer angenommenen Menschheit und dennoch nichtsdestoweniger auch in derselben ist und persönlich mit ihr vereinigt bleibe. Der evangelische Katechismus geht auf die Bibel zurück, aus der sich folgendes ergibt: In Christo sind die göttliche und die menschliche Natur mit einander vereinigt.**) Mit seiner Menschwerdung trat er in das Wesen und in die Natur des gefallenen Gottesbildes ein, Röm. 8, 3, d. h. er stieg in einen Zustand hinab, aus dem

*) Neostadt. admonitio S. 66.

**) Irion, Kat., Erklärg., S. 171 ff.

er sich erst durch Kampf und Entwicklung seines Wesens wieder zu Gottes Herrlichkeit erheben konnte. Er ist, wie unser Katechismus Frage 75 sagt, in die menschliche Natur eingegangen und uns in allen Stücken gleich geworden, ausgenommen die Sünde. Wie die beiden Naturen neben einander bestehen und eine Person ausmachen, ist ein Geheimnis. Sie sind nicht zwei Hälften, die sich zu einem Ganzen zusammensetzen, sie schließen sich auch nicht aus. Christus hat bei seiner Menschwerdung nicht aufgehört Gott zu sein. Ebenso hat er bei seiner Himmelfahrt nicht aufgehört Mensch zu sein, auch zur Rechten Gottes ist er Mensch. Weil er gehorsam war bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz, darum hat ihn Gott erhöhet, und durch diese Erhöhung hörte der innere Widerspruch auf zwischen seinem Wesen und seiner geschichtlichen Wirklichkeit. Nun ist er nach seiner ganzen Person als Gott im Himmel, so daß ihm als dem verklärten Menschensohn von dem allmächtigen Vater alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden (Frage 83). Die menschliche Natur ist zwar nicht in der göttlichen aufgegangen, aber sie nimmt teil an ihren Eigenschaften.

Ueber die Bedeutung des Leidens Christi, als eines Sühnopfers, ebenso über seine Auferstehung und Himmelfahrt herrscht Uebereinstimmung, aber nicht über seine Höllenfahrt. Die reformierte Kirche bestreitet, daß Christus wirklich zur Hölle niedergefahren sei. Sie nimmt vielmehr das Niederfahren zur Hölle als bildlichen Ausdruck für sein Seelenleiden, „für die unaussprechlichen Schmerzen und die höllische Angst, welche er stellvertretend bis zum Sterbemoment an seiner kreatürlichen Seele erduldet hat."*) Die Höllenfahrt wäre somit ein innerer Zustand im Erdenleben des Erlösers, die tiefste und letzte Stufe der Erniedrigung. Nach dem Heidelberger Katechismus besteht ihre Bedeutung darin, „daß ich in meinen höchsten Anfechtungen versichert sei, mein Herr Christus habe mich durch seine unaussprechliche Angst, Schmerzen und Schrecken, die er auch an seiner Seele am Kreuz und zuvor erlitten, von der höllischen Angst und Pein erlöset" (Frage 44). Als erklärende Sprüche stehen bei diesem Lehrpunkt Psalm 18, 5: Denn es umfingen mich des Todes Bande, und die Bäche Belials erschreckten mich! und Matth. 27, 46: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Auch die lutherische Lehre trifft in dieser Beziehung nicht das Rechte. In ihrer Abneigung gegen das katholische Fegefeuer leugnet sie den Zwischenzustand der Seelen im Jenseits bis zum Weltgericht und versteht unter Himmel das Paradies, unter Hölle den Ort der vollendeten Verdammnis. In diese Hölle, dem Aufenthaltsort des Teufels und der Verdammten, fuhr Jesus unmittelbar vor seiner Erscheinung als Auferstandener am Ostermorgen mit Leib und Seele hernieder, nachdem er bis dahin im Paradiese geweilt hatte.**) Er

*) Calvin Instit. II, 16, 8—12.

**) Luther: Torg-Predigt 1533.

überwand den Teufel, zerstörte der Hölle Gewalt, nahm dem Teufel seine Macht und entriß uns dadurch der ewigen Verdammnis und der Hölle Rachen. Deshalb ist die Höllenfahrt als erste Stufe der Erhöhung anzusehen. Ueber die Predigt Jesu an die Verdammten wird entweder gänzlich geschwiegen oder es wird behauptet, daß sie keine das Heil anbietende, sondern eine gesetzliche, die Verdammnis als berechtigt hinstellende gewesen sei. (Hollaz.)

Biblisch und darum evangelisch ist es, wie Irion richtig bemerkt,*) hier unter Hölle den Hades zu verstehen, den Sammelplatz für die Gesamtheit der Gestorbenen, in dem entsprechend dem relativ seligen oder relativ unseligen Zustand der Seelen unterschiedliche, von einander getrennte Räume anzunehmen sind, auf der einen Seite γεέννα, βάσανοι, ἄβυσσος, auf der anderen κολποι' Αβραάμ, παράδεισος. In diesen Hades fuhr Christus in der Form der abgeschiedenen Seele hinab und setzte seine ihm eigentümliche Wirksamkeit fort: er predigte das Evangelium. Ueber den Erfolg dieser seiner Predigt gibt uns die Bibel keine Auskunft; doch dürfen wir wohl annehmen, daß sie ebenso wie im Diesseits den einen ein Geruch des Todes zum Tode, den anderen ein Geruch des Lebens zum Leben gewesen ist. Die einen erkannten ihn mit ohnmächtigem Ingrimm als den Sieger über das Reich der Finsternis, die anderen als den Erlöser der Welt, auch als ihren Erlöser. Diese beiden Seiten finden ganz richtig in Frage 80 unseres Katechismus ihren Ausdruck; nur sollte der Begriff der Hölle näher bestimmt sein.

Ueber die Notwendigkeit der Erlösung durch Christum und die Mitteilung des durch ihn erworbenen Heils an die einzelnen Menschen wird ebenfalls verschieden gedacht. Zwar darin stimmen die lutherische und die reformierte Kirche überein, daß durch den Sündenfall eine völlige Verderbnis der menschlichen Natur eingetreten sei.

Nach den lutherischen Dogmatikern ist nach dem Sündenfall in der Natur des Menschen durchaus kein Funken geistlicher Kräfte übrig geblieben. Der Mensch ist in geistlicher Hinsicht zu vergleichen mit einem truncus, einem Klotz, einem Stein, einer leblosen Bildsäule. Er ist eigentlich noch schlechter als ein Klotz, weil er dem göttlichen Willen rebellisch und feindlich gegenüber steht. Er hat nicht nur keine Sehnsucht nach dem Heil, sondern widerstrebt halsstarrig dem Gnadenwillen Gottes. — In ähnlicher Weise wird im Heidelberger Katechismus Frage 5 behauptet, daß der Mensch von Natur geneigt sei, Gott und seinen Nächsten zu hassen, und auf Frage 8: Sind wir dermaßen verderbt, daß wir ganz und gar untüchtig sind zu einigem Guten, und geneigt zu allem Bösen? lautet die Antwort: Ja, es sei denn, daß wir durch den Geist Gottes wiedergeboren werden.**)

Daraus folgt für beide Kirchen, daß die Mitteilung des Heils einzig und allein durch die Gnade Gottes ohne irgend ein Zutun des

*) Irion Seite 195 ff.

**) F. C. 2, 20 ff.

Menschen bewirkt wird. Gott hat vorherbestimmt, prädestiniert, welche Menschen des Heils teilhaftig werden sollen; er schenkt es diesen Erwählten und erhält es ihnen. Jedoch herrscht in der Lehre von der Prädestination ein kleiner Unterschied zwischen beiden Kirchen. Die Reformierten lehren nach Calvin: Gott hat einen Teil der Menschen zum Heil, den anderen zum Verderben geschaffen. Nur für die ersteren ist Jesus gestorben, für die Nichterwählten sind die Gnadenmittel signa inania, leere Zeichen, der Grund hierfür ist allein Gottes unbedingter Wille. — Die lutherische Lehre, wie sie besonders von der Missouri-Synode festgehalten wird, verdammt zwar die calvinische Behauptung, daß Gott einige Menschen zur Verdammnis geschaffen habe, daß Christus nur für die Erwählten gestorben sei, und daß die Gnadenmittel nur an diesen Wirkung hätten; sie bekennt, daß kein Mensch verloren gehe, weil Gott ihn nicht habe selig machen wollen, sondern daß er verloren gehe, weil er dem Wort und der Gnade bis ans Ende widerstrebt habe: trotzdem hält sie an der Prädestination fest, beschränkt sie aber auf die wahrhaft Gläubigen. Für diese sei die Gnadenwahl die Ursache der Seligkeit, insofern an ihnen die Gnade unwiderstehlich wirke und von ihnen nicht verloren werden könne. Was Gott zur Prädestination bewogen habe, sei allein seine Gnade und das Verdienst Christi und nicht etwa das von Gott in den Auserwählten vorhergesehene Gute. Der Mensch könne auch nicht das geringste zur Seligkeit tun; die göttliche Gnade müsse alles allein bewirken. Die Missouri-Synode ist sich des Widerspruchs wohl bewußt, der darin liegt, daß Gott allein die Ursache der Seligkeit ist und der Mensch doch allein Ursache seiner Verdammnis bleibt, daß ferner viele Menschen durch ihre eigene Schuld verloren gehen und doch die Geretteten ohne irgend ein Zutun von ihrer Seite selig werden; sie beruhigt sich aber damit, daß die Gnadenwahl ein Geheimnis Gottes sei, das man nicht mit Menschenvernunft ergrübeln und nicht durch Menschenlehre erklären könne.*) Sie verdammt deshalb die lutherischen Synoden, die den Versuch machen, diesen Widerspruch aufzuheben, sei es dadurch, daß sie behaupten, Gott habe einen Teil der Menschen zur Seligkeit bestimmt, intuitu fidei, d. h. weil er ihren Glauben vorhergesehen habe, oder indem sie dem Menschen eine gewisse Mitwirkung zur Erlangung des Heils zugestehn.

Wir Evangelischen verwerfen die Lehre von der Prädestination. Wir halten daran fest, daß Gott aus Erbarmen von Ewigkeit her beschlossen hat, das gefallene Menschengeschlecht durch seinen eingeborenen Sohn zu erlösen. (Frage 69.) Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; Christus ist für alle Menschen gestorben; der Heilige Geist fordert durch die allgemeine Berufung die Menschen insgesamt auf, ins Reich Gottes einzugehen. Durch die besondere Berufung bringt

*) T. Johannes Grosse: Unterscheidungslehre S. 35 ff.

er die allgemeine Berufung so wirksam an den einzelnen Menschen, daß er nicht anders kann, als sie entweder annehmen oder verwerfen. (Frage 92.) Und dies Annehmen der Berufung ist dasjenige, was der Mensch leisten muß, was er aber auch leisten kann. Denn wenn er nach dem Sündenfall auch in seinem Wesen verderbt, daher zu allem Guten untüchtig, aber zu allem Bösen fertig ist (Frage 65), so behält doch der auf Gott gerichtete Mensch die Erlösungsfähigkeit, die facultas applicandi ad gratiam, ein Fünklein göttlicher Kraft, die sich als Sehnsucht nach dem Heil, als ein widerstandsloses Wirkenlassen der göttlichen Gnade äußert. Gott ist und bleibt zwar die alleinige causa des Heils, aber für die Zueignung des von Gott gewirkten Heils ist die Entscheidung dem Menschen anheimgestellt; es bleibt ihm überlassen, wie er sich zu der angebotenen Gnade stellen, ob er sich zu einem Erwählten machen lassen will.

Als ein unverzeihliches Verbrechen wird es unserer Synode von dem evangelisch-lutherischen Pastor T. Johannes Große in seinem Buche: Unterscheidungslehren u. s. w. Seite 120 angerechnet, daß in ihrem Katechismus Buße und Glaube mit einander vermischt wurden. Er schreibt: „Die Heilige Schrift lehrt, daß zur Buße zwei Stücke, die Reue und der Glaube gehören, Luk. 18, 13; Ps. 51, 19; Apg. 16, 30. 31, daß das Lossagen von der Sünde, wie überhaupt alle guten Werke, erst aus dem wahren Glauben an Christum hervorfließen können und daß die guten Werke, also auch das Lossagen von der Sünde, kein Stück der Buße, sondern eine Frucht der Buße sind. Dagegen lehrt der unierte — gemeint ist Irions — Katechismus Seite 226: Wahre Buße besteht in folgenden Punkten: Erkenntnis und Bekenntnis der Sünde, Reue über die Sünde, Lossagen von derselben und Verlangen nach Gnade. S. 230: Das Verlangen nach Gnade ist das Stück der Buße, welches zum Glauben hinüberleitet. Die Buße allein kann den Menschen nicht umwandeln, das heißt, zu einem neuen Menschen machen. Darum darf der Mensch nicht bei der Buße stehen bleiben, sondern muß zum Glauben fortschreiten. S. 232. In der Buße will sich der Sünder von seiner Sünde losreißen; im Glauben wendet er sich an Gott. Welch eine Verwirrung ist das! Kein unierter Prediger, der diesem Katechismus folgt, wird je imstande sein, seinen Zuhörern den rechten Weg zur Seligkeit klar vorzulegen und ihr Führer auf demselben zu sein. Gott erbarme sich des armen Volkes, das solche Hirten hat!" Soweit der Missouri-Mann. Was sagt dazu die Konkordienformel, die für die Missouri-Synode in jeder Hinsicht maßgebend ist? Sie stellt in Art. V, 7, fest, daß das Wort poenitentia, d. h. die Buße, in den heiligen Schriften nicht immer dieselbe Bedeutung habe. An einigen Stellen werde es in weiterem Sinne gebraucht, die ganze Bekehrung zu Gott umfassend; an anderen Stellen stehe es in engerem Sinne, von der fides, dem Glauben, deutlich verschieden. In diesem letzteren Sinne, heißt es dann weiter: Poenitentiam agere nihil aliud significat, quam peccata

vere agnoscere, serio dolere, a peccatis in posterum abstinere. Als schriftgemäße Stücke der Buße werden hier also angegeben: Erkenntnis der Sünde, ernste Reue über die Sünde und Enthaltung von der Sünde. Enthaltung und Lossagen von der Sünde ist ungefähr dasselbe; die Enthaltung geht eigentlich noch weiter. Wir stehen also nach der Konkordienformel auf dem Boden der Heiligen Schrift, wenn wir poenitentia im engeren Sinne nehmen und das Lossagen von der Sünde zur Buße rechnen. Unser einziges Verbrechen würde demnach darin bestehen, daß wir das Verlangen nach der Gnade mit unter den Begriff der Buße fassen oder als den Uebergang zum Glauben ansehen, während T. J. Große es als die Frucht des bußfertigen Glaubens hinstellt. Und darum jener emphatische, uns tief beleidigende Stoßseufzer. Auch die von ihm beanstandete Behauptung Irions, daß der Mensch nicht bei der Buße stehen bleiben dürfe, sondern zum Glauben fortschreiten müsse, wird in der Konkordienformel als richtig anerkannt, wenn es dort unter V, 9, heißt: Ex vero peccatorem agnitio ex Lege est et ad salutarem conversionem ad Deum non sufficit si non fides in Christum accedat.

Zum 2. Hauptstück ist noch zu bemerken, daß der Heidelberger Katechismus bekennt: Ich glaube in Gott Vater, in Jesum Christum, in den Heiligen Geist. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses „in" die griechische Präposition εἰ und die lateinische in mit dem Akkusativ genauer wiedergibt, als unser „an", und daß es ganz passend das Wesen des Glaubens als eine innere Hingabe an den unsichtbaren Gott bezeichnet; aber besseres Deutsch ist jedenfalls: Ich glaube an Gott, wie es in Luthers Katechismus und auch in dem unsrigen zu finden ist. Dasselbe gilt von der Abweichung unsers Katechismus von dem lutherischen und reformierten in dem Ausdruck „Auferstehung des Leibes." Darüber schreibt Irion S. 269: „Auferstehung des Fleisches oder des Leibes? Luther im Großen Katechismus: Daß aber hie stehet Auferstehung des Fleisches, ist nicht wohl deutsch gered't. Auf recht deutsch würden wir also reden: Auferstehung des Leibes, oder Leichnams. Doch liegt nicht große Macht dran, so man nur die Worte recht verstehet."

Als ein Hauptunterschied zwischen Lutherischen und Reformierten ist von jeher angesehen worden, daß die ersteren bekennen: „Ich glaube an eine heilige, christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen," während es bei den anderen heißt: „eine heilige, allgemeine christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Auch unser Katechismus hat das Wort „allgemeine" beibehalten, was eigentlich nicht richtig ist. Luther hat das Wort catholica — ebenso wie einige vorreformatorische Symbolformeln — durch christlich wiedergegeben, während es soviel wie allgemein bedeutet. Wenn es nun in unserem Bekenntnisse „allgemeine christliche" heißt, ist der Zusatz „allgemeine" ein Pleonasmus, ein überflüssiges Beiwort, das besser fehlen sollte. — Dagegen ist unser Katechismus in vollem Rechte, wenn er den Glauben an die Gemeinschaft,

nicht Gemeinde der Heiligen bekennt. κοινωνία und communio heißen niemals Gemeinde, sondern immer Gemeinschaft. Es ist damit gemeint die Gütergemeinschaft, in der alle wahren Christen stehen, in der sie sich, wie unser Katechismus das sehr zutreffend ausdrückt, als Glieder eines Leibes fühlen, alle geistlichen Güter gemein haben und einander Handreichung tun zum Wachstum in der Heiligung (Frage 108).

Drittes Hauptstück.

Das Gebet des Herrn beginnen die Lutherischen mit „Vater unser", die Reformierten mit „Unser Vater". In Luthers Bibelübersetzung heißt es wohl Matth. 6 als auch Luk. 11: „Unser Vater". In seinem kleinen Katechismus hat Luther die damals übliche, sich an den griechischen und lateinischen Text anschließende, aber nach der deutschen Grammatik falsche Wortfolge beibehalten. Unser Katechismus handelt deshalb korrekt, wenn er sich an die Bibelübersetzung anschließt und das Gebet mit „Unser Vater" anfängt. Zur Sache darf man mit Goethe sagen:

> Das Unservater ein schön Gebet,
> Es dient und hilft in allen Nöten:
> Wenn einer auch Vaterunser fleht,
> In Gottes Namen laß ihn beten.

In der Erklärung der Bitten gibt unser Katechismus in der Hauptsache die lutherische Auslegung, jedoch in verkürzter Form. So fehlen bei der 1. Bitte die Worte: „Wer aber anders lehret und lebet, denn das Wort Gottes lehret, der entheiligt unter uns den Namen Gottes." Die Verfasser unsers Katechismus hielten diesen Zusatz jedenfalls für überflüssig, weil er nur in negativer Form das wiederholt, was der vorhergehende Satz positiv aussagt. Sicher war der Grund der Auslassung nicht die Furcht, sich durch Aufnahme dieser Worte selbst wegen falscher Lehre zu verdammen, wie der Missouri-Lutheraner Große S. 112 und 113 vermutet.

Die Erklärung der 2. Bitte enthält sehr passend den Hinweis auf die Mission, der in Luthers Katechismus fehlt.

Die fünfte Bitte übersetzt Luther nach dem griechischen Urtext ganz richtig: Und vergib uns unsere Schulden. Trotzdem beten die Lutheraner: „Und vergib uns unsere Schuld," weil das Wort „Schulden" leicht ungehörige Nebengedanken veranlassen könnte. Unser Katechismus läßt diesen Grund nicht gelten, sondern hält sich an den Wortlaut der Bibel.

Bemerkenswert ist, daß der Heidelberger Katechismus nur sechs Bitten hat, weil er die sechste und siebente in eine zusammenfaßt und zwar in der Form: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Bösen, nämlich vom Teufel." Unser Katechismus ist im Recht, wenn er beide Bitten trennt; denn die Worte: „Erlöse uns von dem Uebel" enthalten unbedingt mehr, als das negative: „Führe uns nicht in Versuchung."

Der Sakramentsbegriff.

Der Sakramentsbegriff wird von der lutherischen und von der reformierten Kirche verschieden dargestellt. Nach dem Heidelberger Katechismus Frage 66 sind die Sakramente sichtbare, heilige Wahrzeichen und Siegel, von Gott dazu eingesetzt, daß er uns durch den Brauch derselben die Verheißung des Evangeliums desto besser zu verstehen gebe und versiegele. Nach Calvin sind die Sakramente dem Wort verwandt; sie sind bildliche Darstellungen der im Wort gegebenen Verheißungen.*) An sich wäre es, meint er, nicht notwendig, daß zu der göttlichen Wahrheit die Sakramente bekräftigend hinzuträten; aber wegen unserer sinnlichen Natur, wegen der Trägheit unseres Fassungsvermögens und wegen der Schwankungen unseres Glaubens, der nach allen Seiten hin der Stütze bedarf, ist es notwendig, daß das Geistliche uns in dieser Vermittlungsform nahe tritt. In den Elementen der Sakramente liegt in keiner Weise eine geheime geistige Kraft, auch durch das göttliche Wort wird eine solche in sie keineswegs hineingelegt, sondern sie erhalten dadurch nur für unser Bewußtsein die Analogie zu der Wahrheit, die sie uns versinnbildlichen, so daß wir verstehen, was das sichtbare Zeichen bedeutet. Zu der äußeren Sakramentsverwaltung muß die Wirksamkeit des Heiligen Geistes in den Herzen der Gläubigen d. h. der Erwählten hinzukommen, damit das im Sakrament Dargestellte an der Seele zur Wahrheit werde. In dem Geist ist die wirkende Kraft; die Sakramente leisten nur einen unterstützenden Beistand. Wie die Frucht der Sakramente objektiv auf dem Wirken des Heiligen Geistes beruht, so subjektiv auf dem Glauben. Den Ungläubigen, d. h. den Nichterwählten, werden nur die Zeichen, nicht die Sache gegeben. Das Ziel der Sakramente ist im inneren Leben die Aneignung Christi und die Gemeinschaft mit ihm durch den Glauben, im Gemeindeleben das Bekenntnis dieses Glaubens.

Auch für Luther ist das Ziel der Sakramente das Einwohnen Christi, Vergebung der Sünden, ewiges Leben. Auch er ist davon überzeugt, daß in den Sakramenten nichts anderes geboten werde, als was nicht auch die bloße Predigt wirken könne. Den einzigen Unterschied sieht er darin, daß die Predigt des Wortes den Schatz Christi der Gemeinde im ganzen, dagegen die Sakramente dem einzelnen für seine besonderen Bedürfnisse mitteilen. Während aber nach Calvin die Kraftwirkung neben dem Empfang der Elemente vor sich geht, bringt Luther beide in innige Verbindung durch die unio sacramentalis der materia terrestris und der materia coelestis. Durch das Wort werden die Elemente zu Vehikeln der göttlichen Gnade. Nicht neben, auch nicht bloß gleichzeitig, sondern in, mit und unter den sichtbaren Zeichen werden unsichtbare Gnadengaben mitgeteilt.

Was nun die Definition des Sakramentsbegriffes in unserm Katechismus betrifft, leidet sie nach meinem Dafürhalten an einem for-

*) Calvin Instit. XIV, 5 ff.

malen Mangel. Eine Definition soll die Merkmale zusammenfassen, die jedes der dem Hauptbegriff untergeordneten Einzeldinge besitzt. Das tut unsere Definition aber nicht. Sie bezieht vielmehr auf den Sakramentsbegriff Eigenschaften, die den ihm untergeordneten Sakramenten nicht gemeinschaftlich sind, sondern ihren Unterschied ausmachen. Die Taufe ist das Gnadengut, durch das der Herr das neue Leben darreicht; das Abendmahl ist das Gnadengut, durch das der Herr das neue Leben erhält. Aber beide Tätigkeiten kann man zusammen weder von der Taufe noch von dem Abendmahl aussagen. Läßt man aber die Worte: „durch welches der Herr das neue Leben darreicht und erhält" fort, dann ist die Definition in Frage 124 formal korrekt und sachlich richtig. Ein Sakrament ist uns, wie Irion S. 324 schreibt, nicht nur ein Gnadenmittel, sondern ein Gnadengut, d. h. wir haben unter demselben unter sichtbaren Zeichen und Mitteln einen Besitz, der in allerdings unsichtbaren, aber doch gewissen, wirklichen Gnadengaben besteht. Die Elemente wollen uns nicht bloß äußerlich vorbilden, was Christus geistlich an uns tun will; sie sind uns nicht bloß Siegel und Pfänder davon, daß der Herr uns gewißlich geistlich nahe kommt, sondern sie sind die Mittel, durch die der Herr uns die geistlichen Gnadengaben mitteilt, die Träger dieser Güter. In den Sakramenten wirkt der Herr durch äußere Zeichen und Mittel auf den Leib, um zu gleicher Zeit dadurch auch auf das geistliche Leben zu wirken. Es soll aber auch der Leib geheiligt und zu seiner Verklärung vorbereitet werden.

Die Taufe.

Gemäß seiner Lehre von der unio sacramentalis behauptet Luther, das Wort Gottes wirke auf das Taufwasser so ein, daß es nicht mehr ein natürliches, irdisches Wasser bleibe, sondern zu einem göttlichen, himmlischen, heiligen und seligen Elemente werde. Es sei in Gottes Namen eingeleibt, ganz und gar von ihm durchzogen, ein ganz und gar göttliches Wasser. Darum müsse es auch in der Taufe reine und heilige und eitel himmlische und göttliche Menschen machen. Sie wirkt, sagt er in seinem Sermon vom Sakrament der Taufe, die neue Geburt, d. h. das Sterben der Sünde und die Auferstehung in Gottes Gnade. Dieser innere Vorgang geht durch das ganze Leben hindurch und wird erst im Tode vollendet; denn bis dahin bleibt das sündige Fleisch und muß täglich ertötet werden. Gleichwohl gibt es keinen größeren Trost als die Taufe; denn Gott sagt uns darin zu, er wolle uns die Sünden, die nach unserer Taufe in unserer Natur sind, nicht anrechnen, sondern sie mit Uebung austreiben. Fällt daher der Mensch in Sünde, so denkt er am stärksten an die Taufe; daher ist auch die Buße nur Erneuerung und Wiederaneignung der Taufe, ihre Wirkung Wiedereinsetzung in der Taufe Werk und Wesen. Die Wirkung der Taufe ist an den Glauben geknüpft, der zugleich durch die Taufe entsteht.

Wesentlich dasselbe lehrt auch die reformierte Kirche. Calvin

nennt die Taufe eine besiegelte Urkunde, die uns versichert, daß unsere Sünden so vergeben seien, daß sie nie wieder vor Gottes Angesicht kommen. Er nennt sie das Sakrament der Wiedergeburt, da sie unsere Ertötung in Christo und unser neues Leben anzeige und uns bezeuge, wir seien mit ihm so vereinigt, daß wir teilhaben an allen seinen Segnungen. Die Bedingung, unter der die Taufe als göttliche Gnadenverheißung uns zum Segen gereiche, sei der Glaube, zu dessen Aufrichtung, Stärkung und Nährung sie uns gegeben werde. Der einzige Unterschied ist der, daß alle diese Gnadengaben nicht an die Taufe geknüpft und in ihr eingeschlossen sind, sondern durch das neben der Taufe einhergehende Wirken des Heiligen Geistes angeeignet werden, dessen Tun das Sakrament nur unterstützt.

Die Sündenvergebung werde durch das Abwaschen mit dem Wasser nur äußerlich besiegelt, bewirkt werde sie innerlich durch das Blut Christi. In Uebereinstimmung damit lautet Frage 72 im Heidelberger Katechismus: Ist denn das äußerliche Wasser die Abwaschung der Sünden selbst? Nein; denn allein das Blut Jesu Christi und der Heilige Geist reinigt uns von allen Sünden. Auch für die Wiedergeburt ist die Taufe nicht der Grund, sondern die öffentliche Bezeugung der vom Heiligen Geist bereits bewirkten Erneuerung und Heiligung zu einem Gliede Christi und zugleich eine Mahnung, je länger je mehr der Sünde abzusterben und in einem gottseligen, unsträflichen Leben zu wandeln (Frage 70).

Unser Katechismus stimmt in der Lehre von der Taufe mit der lutherischen überein. Die Taufe ist ein Gnadengut; sie wirkt die Wiedergeburt. Es heißt in Frage 98: Die Wiedergeburt ist die Entstehung des neuen Lebens im Menschen, wie dieselbe von dem dreieinigen Gott durch die Taufe aus Wasser und Geist gewirkt wird. Das Ergebnis der Wiedergeburt ist das neue Leben. Frage 126: Die Taufe ist dasjenige Sakrament, durch welches dem Menschen das neue Leben von dem dreieinigen Gott dargereicht wird. Irion sagt von der Taufe S. 329: Durch die Taufe wirkt Gott auf den Leib des Menschen und damit auf sein inneres Leben. Die Hauptsache ist, daß das neue Leben in ihm gepflanzt wird. Zugleich wird der Leib zum Tempel des Heiligen Geistes geweiht, damit er einmal in der Verklärung an der himmlischen Herrlichkeit teilhaben kann. S. 331: Gott schenkt dem Menschen das ganze, volle, selige Heil, das Christus erworben hat. Dazu gehört vor allem die Vergebung der Sünden. S. 334 ff.: Dieses Gnadengut ist verfasset und gebunden in das Wasser; denn die Taufe ist nicht allein schlecht Wasser, sondern ist das Wasser in Gottes Gebot gefasset und mit Gottes Wort verbunden. Zur rechten christlichen Taufe gehört also 1. das Wasser, als Zeichen und Mittel der geistlichen Gabe, 2. das Wort Gottes, als die göttliche Kraft, 3. der Glaube, der keimartig in dem Täufling durch die Taufe gewirkt wird. Das durch die Wiedergeburt in der Taufe gewirkte Leben ist ein unbewußtes; es muß aber in das Bewußtsein treten. Dies geschieht durch die Bekehrung. Darum

heißt es in Frage 99: Die Bekehrung ist das gläubige Ergreifen des von Gott gewirkten neuen Lebens. Die Bekehrung hat sich täglich in dem Herzen zu betätigen. Demgemäß lautet die Antwort auf Frage 128: Wozu verpflichtet uns die heilige Taufe? Daß wir durch tägliche Reue und Buße dem alten Menschen absterben und durch den Glauben auferstehen zu einem neuen Leben.

Das Abendmahl.

Es ist höchst bedauerlich, daß über das Abendmahl, dieses höchste Kleinod der christlichen Kirche, so viel Streit in der Christenheit geherrscht hat und noch bis in unsere Tage herrscht. Noch jetzt gibt es zwischen dem lutherischen und reformierten Abendmahlsbegriff keine Vermittlung. Worin beide übereinstimmen, ist einzig und allein, daß beim Abendmahl Brot und Wein von allen Kommunikanten genossen werden müssen. Was außer Brot und Wein empfangen wird, darüber herrscht verschiedene Meinung.

Die lutherische Kirche faßt die Einsetzungsworte nach ihrem eigentlichen Wortsinn und behauptet, daß Christi Leib und Blut im Abendmahl wirklich und wahrhaftig gegenwärtig sind und darin ausgeteilt und hingenommen werden. Es handelt sich dabei um den Leib Christi, der für uns gelitten hat und sich nun im Zustande der Verklärung befindet. In diesem Verklärungszustande sind die beiden Naturen in Christo zwar nicht vermischt; aber jede von beiden hat teil an den Kräften und Eigenschaften der anderen. Infolgedessen kommt dem Leibe Christi Ubiquität zu, d. h. nicht eine räumliche Ausdehnung durch das ganze Weltall, sondern das Vermögen leiblich an allen Orten sich gegenwärtig zu erweisen, wo er seine Gegenwart verheißen hat, also namentlich im heiligen Abendmahl. Brot und Wein als materia terrestris und Leib und Blut als materia coelestis treten beim Abendmahl in die unio sacramentalis, so daß, wer das eine empfängt, auch das andere empfangen muß. In, mit und unter dem Brot und Wein empfangen alle Abendmahlsgäste ohne Ausnahme den Leib und Blut Christi. Das Empfangen geschieht mit dem Munde, aber doch geistlich, weil Christi Leib und Blut, als eine geistliche, himmlische Speise, nicht nach irdischer Art in den Körper eingeht und von ihm angeeignet wird. Die Wirkung des Genusses von Christi Leib und Blut ist verschieden je nach der Würdigkeit oder Unwürdigkeit des Empfängers. Dem Gläubigen wird dadurch die Sündenvergebung individuell appliziert; auch seine Naturseite enthält Anteil an der gottmenschlichen Natur Jesu. Der Ungläubige hat keinen Segen von dem Genuß des Leibes und Blutes Christi, sondern großen Schaden: er isset und trinket sich selber das Gericht, damit daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.

In direktem Gegensatz hierzu steht die Abendmahlslehre der Reformierten. Sie fassen die Einsetzungsworte nicht buchstäblich, sondern tropisch und behaupten, daß Brot und Wein nur Wahrzeichen des Leibes und Blutes Christi seien. Es heißt in Frage 78 des Heidelberger

Katechismus: Wird denn aus Brot und Wein der wesentliche Leib und Blut Christi? Nein, sondern wie das Wasser in der Taufe nicht in das Blut Christi verwandelt oder die Abwaschung der Sünden selbst wird, deren es allein ein göttliches Wahrzeichen und Versicherung ist, also wird auch das heilige Brot im Abendmahl nicht der Leib Christi selbst. In Frage 79 heißen Brot und Wein ein sichtbares Zeichen und Pfand. Eine Anmerkung zu Frage 76 lautet: Er (Jesus) ist also im heiligen Abendmahl in leiblichem Sinne nicht gegenwärtig. Er kann es nach der schon erwähnten Frage 47 auch nicht sein. Trotzdem reden die reformierten Dogmatiker von einer sacramentalis unio panis et vini mit dem Leibe und Blute Christi wenigstens für den gläubigen Empfänger, wenn eben zugleich die unio spiritualis der Seele mit Christo stattfinde. Ohne dieselbe seien die Elemente völlig leer und bedeutungslos. Diese unio spiritualis wird aber nicht vermittelt durch die Elemente, sondern durch den Heiligen Geist. Deshalb lehrt Calvin: Während die Gläubigen leiblich Brot und Wein genießen, teilt der Heilige Geist ihren sich in den Himmel erhebenden Seelen die göttlichen Lebenskräfte des Leibes Christi mit. Dasselbe wird auch in Frage 76 des Heidelberger Katechismus ausgesprochen. Die Ungläubigen haben auch nach reformierter Lehre keinen Segen, sondern Nachteil vom Genuß des heiligen Abendmahls (Frage 81 des Heidelberger Katechismus).

Gehen wir nun zu unserer evangelischen Lehre über, so ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß zwischen unserem Katechismus und seiner Erklärung durch Irion in der Abendmahlslehre eine Differenz besteht. Dies ist dem schon mehrfach erwähnten Große nicht entgangen. Er beginnt in seinem Buche die Charakterisierung unserer Abendmahlslehre mit den Worten: „Nirgends im jetzigen großen unierten Katechismus zeigt sich so deutlich die böse Kunst, rechte und falsche Lehre zu unieren (vereinigen), deutlicher als in der Lehre vom heiligen Abendmahl."*) Er beweist dies dadurch, daß der große Katechismus echt lutherisch die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl auch die unio sacramentalis zwischen den Elementen und der verklärten Leiblichkeit Christi und demgemäß den Empfang des Leibes und Blutes Christi auch bei unwürdigem Genuß lehre, daß er dabei aber doch an der Lehre des Schulkatechismus festhalten wolle, daß der n e u e Mensch den Leib und das Blut Christi empfange, und daß der w ü r d i g e Genuß das Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi sei. Ich glaube, es ist etwas Wahres an dieser Behauptung. Irions Auslegung scheint auch mir nicht genau dem Wortlaut unseres Katechismus zu entsprechen. Unser Katechismus lehrt zwar die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in Brot und Wein, sagt aber über die Art und Weise ihrer Verbindung nichts aus. Jedenfalls behauptet er nicht eine unio sacramentalis zwischen beiden, so daß Gläubige und Ungläubige in gleicher Weise Christi Leib und

*) S. 122.

Blut empfingen. Das beweisen die beiden von Große angeführten Stellen aus den Fragen 132 und 133. Nur der würdige Abendmahlsgast, in dem das neue Leben noch vorhanden ist, empfängt Christi Leib und Blut. Wo das neue Leben erstorben, der Mensch also gottlos geworden ist, fehlt jegliches Organ, eine göttliche und geistliche Gabe in Empfang zu nehmen. Es läßt sich nicht denken, daß Christi Leib und Blut in die Seele des Gottlosen eingehen und dort das Gericht wirken soll. Unsere Lehre ist also: Christi Leib und Blut verbindet sich im heiligen Abendmahl mit dem Brot und Wein bei würdigem Genuß. Der neue, im Glauben und in der Heiligung stehende Mensch erhält den Leib und das Blut Christi zur Nährung seines geistlichen Lebens und zur Erhaltung und Befestigung seiner Gemeinschaft mit Christo und allen Gläubigen. (Frage 132.) Zugleich mit der Mitteilung der Leiblichkeit Christi wird dem Gläubigen die Vergebung der Sünden zugeeignet und sein ganzes Wesen immer mehr in Christi Art und Leben gewandelt. An der Gnadenwirkung des heiligen Abendmahls nimmt auch der kreatürliche Leib teil; seine Verklärung wird dadurch begründet und angebahnt.

Schlußwort.

Wir sind zu Ende. Aus dem Gesagten geht klar hervor, daß unser viel geschmähter Katechismus doch manche Vorzüge besitzt, daß wir uns seiner nicht zu schämen brauchen, sondern uns freuen können, in ihm eine schriftgemäße Richtschnur unsers Glaubens und Lehrens zu besitzen. Eine solche Lehrnorm ist durchaus notwendig, und zu ihrer Beachtung und Benutzung sollte sich jedes Mitglied der Synode verpflichtet fühlen. Es ist sehr bedenklich, die Worte in unserem Grundbekenntnisse: „Die Synode bedient sich in Differenzpunkten der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit" so auszulegen, wie es der Missourier Große tut, wenn er S. 111 von unserer Synode, die er mit Vorliebe die unierte nennt, spöttisch behauptet: Uniert ist daher Freiheit zu glauben und zu lehren, was jeder für recht und gut hält. Diese Gewissensfreiheit hat die Synode nur für die Aufstellung ihres Bekenntni,es in Anspruch genommen. Das einzelne Mitglied der Synode hat nicht die Freiheit, zu lehren, was ihm recht und gut erscheint, sondern die Richtschnur seines Glaubens und Lehrens ist das schriftgemäße evangelische Bekenntnis, wie es im evangelischen Katechismus niedergelegt ist. Es ist die Pflicht eines jeden Mitgliedes der evangelischen Synode, sich den Inhalt des Katechismus anzueignen, sich in denselben zu versenken und ihn zu begreifen suchen. Wenn er dies tut, wird er nichts darin finden, was ihm schriftwidrig oder unannehmbar erscheinen könnte. Sollte er aber in manchen Stücken eine von unserem Katechismus abweichende Meinung haben und diese um seines Gewissens willen festhalten zu müssen glauben, wird ihn deshalb kein evangelischer Christ verdammen. Doch darf von ihm erwartet werden, daß er sich jeder Polemik gegen den Glaubensinhalt des Ka=

techismus enthält und sich bei jeder religiösen Unterweisung unbedingt nach ihm richtet, dabei aber fort und fort an der Vertiefung seiner Glaubensüberzeugung arbeitet, um zu völliger Uebereinstimmung mit unserem Bekenntnisse zu gelangen.

Von unseren Gegnern wird unserer Synode vielfach die Existenzberechtigung abgesprochen und eine kurze Lebensdauer prophezeit. Ja, im eigenen Lager fehlt es nicht an Stimmen, die die Befürchtung laut werden lassen, daß unsere Synode über kurz oder lang in irgend einer der anderen protestantischen Denominationen aufgehen werde. Zu einer solchen Befürchtung liegt nicht der geringste Grund vor. Unsere Synode ist der Kristallisationspunkt gewesen, um den sich in wenigen Jahrzehnten Tausende und aber Tausende aus allen möglichen kirchlichen Gemeinschaften gesammelt haben, darum können wir mit Fug und Recht hoffen, daß sich diese Kristallisation fortsetzt und schließlich unsere Synode mit ihrem schriftgemäßen, maßvollen und zielbewußten Bekenntnis der Hafen wird, in den, wenn auch nicht alle, so doch viele protestantische Gemeinschaften einlaufen. Das walte Gott! Amen.

Leitsätze.

1. Die Schaffung eines eigenen Katechismus war für die neugegründete evangelische Synode notwendig, um für die religiöse Unterweisung eine sichere gemeinsame Grundlage zu gewinnen.

2. Der evangelische Katechismus schließt sich in der Lehre den beiden Kirchen der Reformation an, insofern sie darin übereinstimmen; in ihren Differenzpunkten geht er auf die darauf bezüglichen Stellen der Heiligen Schrift zurück und gelangt von dort aus zu selbständigen Ergebnissen.

3. Soll die evangelische Synode weiter wachsen und gedeihen, muß ein jedes Mitglied derselben bei jeder religiösen Unterweisung den evangelischen Katechismus als allgemeine Richtschnur anerkennen und benutzen.

Von einer Besprechung der Leitsätze hat die Distriktskonferenz wegen Zeitmangels abgesehen.

Haben sich die Mormonen gehäutet?

Von Pastor H. Kamphausen.

Dieser Artikel ist am 18. September 1914 geschrieben. An der Aisne im nordöstlichen Frankreich tobt der Kampf zwischen Deutschen und Verbündeten. Es handelt sich darum, ob Deutschland die Vormacht sein soll auf dem europäischen Kontinent oder das Slaventum; auch darum, ob Britannia den Ozean wie bisher allein beherrschen soll, oder ob es sich mit Deutschland darin teilen muß. An dem Ausgang des Ringens hängt die Zukunft des deutschen Vaterlandes, kein Wunder, daß viele unserer Brüder in diesen Tagen nur schwer das innere Gleichgewicht behaupten. Dies eine große Interesse drängt alle anderen

in den Hintergrund. Der Krieg mit Mexico war auf einmal vergessen. Ein Papst starb, und ein neuer ward gewählt, ohne daß die Welt davon Notiz nahm.

Aber dennoch muß man leben, dennoch muß man arbeiten, dennoch sich mit den Problemen des Tages beschäftigen, und wenn es auch nur theologische Probleme wären, für welche man heutiges Tages weder Zeit noch Respekt hat, während sie früher in der allerersten Reihe geistiger Interessen standen. Aus gewissen und zureichenden Gründen wollen wir uns jetzt mit dem mormonischen Problem beschäftigen.

Der Hauptgrund, warum wir demselben jetzt unsere Aufmerksamkeit widmen wollen, ist merkwürdigerweise der, daß man allen Ernstes behauptet, es gäbe gar kein mormonisches Problem mehr.

Diese Behauptungen kommen von sehr respektablen Seiten her.

Im letzten Jahre, 1913, tagte in Salt Lake City die „National Educational Association" vom 5.—12. Juli. Sie fand in der Hauptstadt Utahs eine überaus glänzende Aufnahme. Ohne Zweifel wurde die Gelegenheit und Möglichkeit der Reklame von den mormonischen Führern voll anerkannt und aufs geschickteste ausgenützt. Die Anerkennung, die der mormonischen Kirche am Schluß der Konvention zu teil wurde, war eine über die Maßen schmeichelhafte. Thomas M. Bicknell, ein früherer Präsident der „National Educational Association", war der Mann, der nach unserem Erachten in seinen Lobeserhebungen entschieden über die Stränge schlug. Man weiß ja, wie leicht man bei solchen Gelegenheiten in Superlativen redet, besonders in Amerika. Doch höre man Mr. Bicknell. Nachdem er bemerkt, er rede aus 40jähriger Kenntnis mormonischer Zustände und nachdem er den Neuenglandvorfahren der Mormonen Tribut gezollt, die aus religiösen Gründen in die Wildnis gezogen seien und ein imposantes Staatswesen geschaffen hätten, sagt er: „Und was ist das Resultat dieser großen religiösen Bewegung? Eine Gesellschaft von Hundertausenden von Menschen, ausgezeichnet durch sittliche Tatkraft. Es kann kühn behauptet werden, daß sich hier eine Bevölkerung befindet, die in moralischer, ethischer und religiöser Beziehung weder in Amerika noch sonst wo ihres Gleichen hat. Die Geschlechtsverhältnisse hier sind normal und gesund. Es gibt keinen red light district in Utah, und die Reinheit und Lieblichkeit des Familienlebens sind über allen Vergleich erhaben. Der Sabbat wird mehr geehrt als in Neuengland als ein Tag der Ruhe und Anbetung, und in keinem Teil von Amerika wird Bibel- und Sonntagschulunterricht so allgemein geübt.

Eine wesentliche Rolle weist ihr Glaube der Jugenderziehung zu. Von dem Kindergarten bis zur Universität ist jede Erziehungsanstalt vertreten. Die Städte wetteifern mit einander im Punkte der Erziehung. 87 Prozent der Staatseinnahmen sind diesem Zweck gewidmet.

Der Fleiß, die Lebenshaltung, die Mäßigkeit der Leute sind über

alles Lob erhaben. Utah ist ein Bienenkorb. Wohin man geht, findet man Wohlstand und Ueberfluß, Armut kennt man nicht."

Und dies war nur eine Stimme von vielen. Alle zollten dem öffentlichen Schulsystem, den Normalschulen, besonders den musikalischen und gesanglichen Leistungen, dem wunderbaren Streben auf den Gebieten des Geistes wie der Industrie das allerhöchste Lob.

Dabei muß man doch bedenken, daß diese Leute auf einem hohen Grad geistiger Urteilsfähigkeit standen, man also ihre Aeußerungen nicht ohne weiteres von der Hand weisen kann.

Daß aber das Bild, das sie uns von dem mormonischen Utah entworfen, ganz verschieden ist von den Vorstellungen, die man sich gewöhnlich macht, ist wohl rückhaltlos anzuerkennen. Wir wissen alle, daß es dort schlaue Führer gibt, welche das Volk ihren Zwecken dienstbar machen, aber daß Bildung allgemein verbreitet, die besten Erziehungsanstalten in höchster Blüte stehen, das sittliche und Familienleben rein und vorbildlich seien, daß das weibliche Geschlecht nicht nur stimmberechtigt ist, sondern so hochbezahlte Vertreter hat, das wußten wir nicht. Wir konnten uns nicht denken, daß eine Religion und ein System wie das Mormonentum, dessen Grundpfeiler die Polygamie ist und dessen Geschichte so viel dunkle Flecken aufweist, so herrliche Resultate zu dieser Zeit aufzuweisen habe. Darum lohnt es sich gewiß, dieser Sache näher nachzugehen und von einwandfreien Quellen zu hören, ob dem wirklich so ist, oder ob sich die Herren Educators haben Sand in die Augen streuen lassen. Wir können nun nicht selbst nach Utah gehen, aber wir werden kompetente Zeugen anführen und zwar uns nicht an solche halten, die von Utahs Vergangenheit haarsträubende Sachen zu erzählen haben, sondern nur solchen das Wort geben, die in den letzten vier Jahren sich über diesen Gegenstand geäußert haben.

Die Agitation gegen die Mormonen gewann bekanntlich wieder an Stärke vor einigen Jahren, als es sich um den Sitz des Mormonen Smoot handelte, den Utah in den Senat geschickt hatte. Sein Vorgänger Roberts war ein Polygamist, und daher war seine Erwählung als ungültig erklärt worden. Besonders die Frauenwelt der Ver. Staaten machte Front gegen die Zulassung eines Mormonen zum Senat, weil sie erkannte, daß die mormonische Lehre der Vielweiberei die Frau zurückwerfen würde auf das Niveau des Islam.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, oder auch, um im Bilde zu wechseln, like a stab in the dark, wurde daher eine Auslassung eines Methodistenpredigers empfunden, der sich wie folgt über den Mormonismus hören ließ. Rev. F. B. Fischer von Utah schrieb im „Outlook" 1911: „1. Das Mormonentum sollte eher gelobt als getadelt werden. Es ist eine tiefreligiöse Körperschaft, eine e v a n g e l i s c h - p r o t e s t a n t i s c h e Kirche. Es hat einige der abergläubischen Ueberbleibsel seiner Vergangenheit länger behalten als wir, aber diese spielen keine Rolle. Es ist heute eine Kirche von einhalb Millionen betender, die

Bibel lesender, dem Gesetz gehorchender, strebsamer, gottesfürchtiger Männer und Frauen. Hingebendere Christen als einige der ersten Präsidenten, der Apostel und Führer dieser Kirche hat Amerika nicht aufzuweisen. 2. Die Mormonen stammen vom besten Neuenglandstock, sind schottischen, englischen oder teutonischen Ursprungs. Wie könnte man andere als gute Früchte von ihnen erwarten!

3. Sie sind nicht unwissend. Ihre Führer sind graduates der besten östlichen und europäischen Universitäten. Sie haben ein treffliches Schulsystem und gute Universitäten.

4. Die Hauptvorwürfe, die man ihnen macht, sind Polygamie, Betrug, Bigotterie und Streben nach politischer Macht. Dazu ist zu sagen: Die Polygamie ist tot. Dafür führt er an, daß Präs. Jos. Smith auf einer Konferenz gesagt habe, die Vielehen hätten aufgehört in der Kirche, und man werde alles tun, mit ihnen noch weiter aufzuräumen. „Goodwin's Weekly" (Antimormonisch) sage auch: Vielweiberei hat aufgehört. Es sei auch nicht eine sinnliche Vielweiberei gewesen, sondern eine aus religiösen Gründen hervorgegangene. Der sittliche und gesundheitliche Stand der mormonischen Studenten sei ein Beweis, daß die moralische Atmosphäre gesund sei.

Ferner die Mormonen seien nicht hinterlistiger als andere Menschen, im Gegenteil. Ferner Bigotterie gäbe es überall; und das Streben nach politischer Macht fände man nicht nur in der Mormonenkirche, sondern auch in andern. Was Utah brauche, sei nicht ein Kampf gegen das Mormonentum, sondern gegen die allgemeine Sünde. So der Rev. F. V. Fisher, ein Methodist, der anscheinend die mormonische Kirche höher einschätzte als seine eigene.

Es ließ sich erwarten, daß dieser Artikel einen sehr bösen Eindruck machen würde.

„Zion's Herald", eines der Hauptblätter der method. Kirche, erwiderte: Es ist uns unerfindlich, wie Rev. Fisher der Mormonenkirche Platz unter den evangelischen Kirchen machen will. Einer Kirche, die das Buch Mormons als Gottes Wort annimmt, die da sagt, Gott habe Fleisch und Bein, daß es viele Götter gäbe, und daß dieselben Frauen und Kinder haben u. s. w. Daß die Polygamie nicht tot ist, geht daraus hervor, daß bei der Smoot-Untersuchung Mormonenpropheten und -priester schockweise bezeugten, daß sie polygamische Beziehungen wieder aufgenommen hätten, und daß Jos. Smith selbst zugegeben habe, noch elf Kinder von verschiedenen Frauen erhalten zu haben, n a c h d e m ihm geoffenbart worden, daß Vielweiberei zu verbieten sei.

Der „Outlook" selbst bemerkt dazu in seiner bekannten optimistischen Weise, Polygamie sei in der Tat tot in Utah, oder doch im Sterben. Die Gefahr, die von Utah heute drohe, sei nicht eine religiöse, sondern eine politische. Auch andere Kirchen hätten in Politik gemacht, aber es sei vom Uebel, und Utah gehe weiter als billig darin. Daß es freilich noch immer Fälle von Polygamie in Utah gäbe, sei richtig, aber

solch tiefeingewurzelte Gewohnheiten seien schwer auszurotten. Sie bildeten aber keine Gefahr für das nationale Leben. Vielweiberei könne in der Luft und dem Licht des 20. Jahrhunderts nicht mehr leben.

Um die rechten Maßstäbe zum Urteil zu geben, wäre es hier wohl an der Zeit, das mormonische System zu skizzieren.

Hier wollen wir Rev. John D. Nutt von Cleveland, den Sekretär der „Utah Gospel Mission“, das Wort geben. Er ist seit zwanzig Jahren mit dieser Arbeit verbunden, hat mit 7000 Mormonen über ihre Religion gesprochen, war in 200 ihrer Niederlassungen und in hunderten ihrer Versammlungen. Er ist bekannt mit ihrer Literatur, und als Missionssekretär hat er an dem Zentrum gestanden, wo die Berichte der Missionsarbeiter einlaufen. Er sagt im „Missionary Review“ von 1912 folgendes über das mormonische System: 1. Es ist eine politische Maschine stärker als Tammany. 2. Ein Finanztrust, der mit den Seelen und Leibern der Menschen Geschäfte treibt; eine unsittliche Gesellschaftsordnung, durch das Selbstinteresse der Führer zusammengeschweißt. 3. Eine politisch-finanzielle Hierarchie. 4. Eine Wiedergeburt des phallischen Heidentums.

Dann geht er daran, diese einzelnen Thesen zu beweisen. Schlauen, zielbewußten Leitern steht gegenüber ein zum Teil unwissendes und vor allem gehorsames Volk, das gewohnt ist in allen Dingen, geistlichen wie weltlichen, sich den Führern zu unterwerfen. „Wenn einer sagt, du darfst mich geistlich leiten, aber nicht weltlich, so lügt er in der Gegenwart Gottes.“ Deseret News, 25. April 1895.

Die Organisation ist wunderbar. Jedem Dorf ist ein Bischof vorgesetzt mit zwei Lehrern für jeden Block unter ihm, über denen stehen die reisenden zwölf Apostel, und über denen der Hauptprophet, Seher und Offenbarer.

Der Einfluß der Priesterschaft ist stark. Sie bearbeiten das Volk geistlich und weltlich, besonders vor den Wahlen. Nachher werden wir sehen, daß der weitaus größte Teil der männlichen Einwohner zur Priesterschaft gehört.

Die Kirche führt eine Missionsarbeit, mit der sich nichts vergleichen läßt, das andere Kirchen tun, denn ihre finanziellen Quellen sind unerschöpflich und die Willigkeit junger Glieder zur Missionsarbeit ist wunderbar.

Das System des Zehnten wird streng durchgeführt. Es gibt dem Oberleiter Mittel und Methode, einen finanziellen Trust zu schaffen, der das ganze Volk umklammert: Kleider des Trusts sind gezeichnet: Made by the Jos. Smith Concern.

Es gab und gibt viele kooperative Unternehmungen, Milchereien, canneries, Strickfabriken, aber mehr und mehr werden sie alle von dem finanziellen Zentraltrust aufgesogen. Polygamie ist heute ein Teil des Systems wie früher, nur wird behauptet, daß sie nicht ausgeübt

wird. (?) Besonders wird uns interessieren die Beschreibung ihres Religionssystems.

1. Die Lehre von Gott. „Es gibt viele Götter, von welchen Adam der Gott dieser Welt ist. Er muß verehrt werden von ihren Bewohnern.“ Dies ist offizielle Lehre, obwohl viele gebildetere Mormonen nicht danach handeln. Andere Mormonen mehr gewöhnlichen Schlages geben ihre Verehrung Adams ohne weiteres zu.

Joseph Smith ist jetzt ein Gott und hat göttliche Kräfte. Hier folgt ein Vers eines Jubelhymnus auf ihn:

> “Hail to the prophet ascended to heaven!
> Traitors and tyrants now fight him in vain;
> Mingling with gods he can fight for his brethern,
> Death cannot conquer the hero again.”

„Gibt es mehr Götter als einen?“ fragt der Mormon. Katechismus. S. 13. Ja, viele.

„Gott selbst war früher wie wir und ist ein erhöhter Mensch.“

Jos. Smith. J. of D. VI. p. 4. „Und ihr müßt lernen, wie ihr Götter werdet, gerade wie alle Götter es vor uns zu lernen hatten.“ Sie haben dieselben Eheverhältnisse mit ihren Weibern wie zuvor. Selbstfortpflanzung ist auch noch die Glorie des himmlischen Daseins. Je mehr Kinder, desto größer der Gott, denn jeder herrscht nur über seine eigene Nachkommenschaft. „Jeder Gott erzeugt Söhne und Töchter durch sein Weib oder Weiber, und jeder Vater und jede Mutter werden in der Lage sein, sich in Ewigkeit zu vermehren.“ The Seer 1, 37; „denn sie haben körperliche Leiber.“

„Jeder Gott, wenn er Macht als solcher bekommt, geht in eine noch unbesetzte Ecke des Weltraums, gestaltet sich eine Welt aus dem Chaos und bevölkert sie mit seinen Weibern“ (die er zu dem Zwecke mitgenommen).

2. Die Lehre von Christo. Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit wird als unsinnig verlacht, obwohl eine Dreieinigkeitsformel nach mormonischer Auffassung gebraucht wird.

Christus hatte Präexistenz als ein geistiges Kind eines außerweltlichen Gottes. Er kam in die Welt als der Sohn der Maria, indem der fleischliche Adamgott sich mit ihr verband. Er ist nur ein älterer Bruder von uns. Er verheiratet sich mit Maria und Martha zu Kana!!! „Wir sagen, es sei Jesus, der sich mit Maria und Martha zu Kana verheiratete und in der Lage war, später seinen eigenen Samen (Nachkommen) zu sehen.“ Apostel O. Hide in einer Predigt.

3. Von der Sünde und Gerechtigkeit im biblischen Sinn findet sich keine Spur. Gerechtigkeit ist zweckmäßiges Handeln. „Klagten oder freuten sich Adam und Eva nach der Sünde?“ so fragt der Katechismus 32, 33. „Sie jauchzten,“ ist die Antwort.

4. So findet sich auch keine Idee von der christlichen Versöhnung. Christus starb nur, um aufzustehen und uns die leibliche Auferstehung zu verbürgen.

Die Mormonen haben vier Bibeln: die unsere, das Buch Mormons, die Lehre und Bündnisse und die köstliche Perle.

Das Heil kommt durch Werke und Gebrauch der kirchlichen Einrichtungen. Beim Abendmahl gebrauchen sie Wasser. Von der Taufe halten sie viel, ohne sie ist kein Heil möglich, selbst Abgeschiedene können durch sie gerettet werden durch Taufe von Stellvertretern.

Als Kampfmittel gegen das Mormonentum schlägt Nutt vor allen Dingen Predigt und Bibelunterricht vor. Gewöhnliche Schulen genügten nicht, denn es habe sich gezeigt, daß begabte Mormonen die besten östlichen Universitäten besuchen und doch Mormonen bleiben wie zuvor, ja anscheinend noch mehr.

Leser, denen diese Einzelheiten neu sind, werden sich wundern, daß solche Ungeheuerlichkeiten noch heute in den Ver. Staaten ernsthaft vorgetragen werden, und wenn das möglich, wie unbeschränkt und gefährlich die Macht dieses theokratischen Systems sein muß. Daher werden sie geneigt sein, den Schlüssen beizustimmen, zu welchen Mrs. John Paddock und Miß Eliz. Vermilyr im „Miss. Review" 1913 kommen.

Sie reden dort über die Macht, die Zwecke und Pläne des Mormonentums und sagen: Sie sind 1. politisch. Reed Smoot, der bekannte politische Vertreter des Mormonentums, ist eine Macht im Senat, hat oft die Stelle des Vorsitzenden innegehabt, ist Chairman des Publicity Bureau des V. St. Senates und hat von den files desselben alles geflissentlich ferngehalten, was zu Ungunsten der Mormonen ist und so in seiner Person gewissermaßen die Weissagung von Brigham Young erfüllt, daß die Ver. Staaten noch gezwungen sein würden, das Mormonentum mit samt seiner Polygamie herunterzuwürgen.

2. Sind die Ziele kommerzieller Natur. Durch weitreichende Trustverbindungen dominiert die Hierarchie alle Geschäftsinteressen des Landes. 3. Religiös. Da Staat und Kirche vereinigt sind, so hat der Mormonismus Kontrolle über beide. Und dieser Einfluß geht über die Grenzen hinaus, denn ihre Missionare gehen überall hin und verpflichten sich, jedenfalls zweimal mit jedem Zugänglichen zu reden.

Der weitausschauende Plan dieser unternehmenden Sekte geht dahin, unser Volk und alle Völker zu beherrschen und so das Reich Gottes (die mormonische Kirche), eine Regierungsform von göttlicher Autorität aufzurichten. Es ist nach ihrer Ansicht die einzige gesetzmäßige Regierung, die irgendwo erstehen kann. Christentum und christliche Kirchen zu verdrängen, ist ihre Hoffnung und ihr Streben. Polygamie, das Gesetz des Himmels, wollen sie zum Gesetz auf Erden machen. Im einzelnen wird Leben und Tätigkeit eines jeden Individuums beherrscht.

Die Methoden, die sie dabei befolgen, sind: 1. Kolonisation. Darauf wird immer wieder der Nachdruck gelegt. 2. Begabte Mädchen werden nach östlichen und anderen Universitäten geschickt auf Kosten des Staates, um günstige Vorurteile zu erwecken. 3. Begabte junge Männer werden in christliche Seminarien geschickt, um sie mit christlichen

Methoden bekannt zu machen, ja sie auf christliche Kanzeln zu bringen, um dort Unterminierungsarbeit zu tun. Daß darin eine große Gefahr liegt für unsere nationalen Ziele, für die sittlichen Anschauungen des Volkes, für die betroffenen und beeinflußten Individuen, ist nach Ansicht der Verfasserinnen selbstverständlich. Wenn das Mormonentum sich aufspielt als eine Wiederherstellung des ursprünglichen Christentums mit allen Mitteln der Ueberredung und Intrigue und dabei offenbar voranschreitet trotz der bekannten Doppelzüngigkeit der Führer, so kann doch nur ein unverbesserlicher Optimist dabei die Hände in den Schoß legen.

Es gibt bekanntlich solcher Optimisten viele in unserem Lande. Das tritt nicht nur in Bezug auf die Stellung zu der mormonischen Gefahr hervor, sondern in jeder Beziehung. Ein unverwüstlicher Optimismus gehört eben zur Originalausstattung des amerikanischen Volkes. Man muß oft an die Geschichte von dem Mann denken, der aus dem Fenster des 20. Stockes eines skyscraper fiel, und als er bei den Fenstern des zweiten Stockes in seinem rasenden Sturz nach unten vorbeikam, triumphierend ausrief: I am allright so far! Denke man doch nur z. B. an die Stellung gegenüber der katholischen Gefahr. Jedermann weiß, daß die katholische Kirche überall, wo sie konnte, sich in die Politik einmischte und politische Macht an sich riß. Man weiß auch, daß sie das hier tut und versucht, aber wer erhebt eine warnende Stimme? Lyman Abbott im „Outlook" ist nie so wohlwollend, so hoffnungsvoll, so anerkennend, als wenn er von der katholischen Kirche in Amerika redet. Jawohl, die katholische Kirche in Uruguay oder in Spanien war oft ein Staat im Staate, aber unter den Sternen und Streifen sind alle Patrioten!

Derselben Erscheinung begegnet man auch gegenüber den Mormonen. Darum bemühen sich die Andersgesinnten wieder und wieder zu betonen, daß das Mormonentum keine Metamorphose durchgemacht hat.

Rev. S. E. Wishard, D. D., schreibt unter dem Titel "Present Day Mormonism in Theory and Practice." (Miss. Review, 1910.)

Das Mormonentum ist noch dasselbe heute wie zuvor.

1. Seine Lehre ist unverändert. Man versucht zwar von einigen Torheiten des Buches Mormons sich frei zu machen, aber es wird immer noch gelehrt: Gott ist ein erhöhter Mensch im Himmel thronend, und Menschen, die selbst nach polygamischen Methoden leben und zahlreiche Nachkommenschaft haben, werden Götter werden: also derselbe Polytheismus wie früher. Er gibt der Priesterschaft noch denselben Rang. Gott hat ihr Macht auf Erden gegeben, und indem sie einen Teil seiner Macht besitzen, sind sie in Wirklichkeit ein Teil von Gott. Der Vorsteher der Kirche ist immer noch das Mundstück Gottes. Er kann seinen Willen in allen Beziehungen des Lebens geltend machen. Abgesehen von den immensen Mitteln, die ihm der Zehnte zuführt, ist er Präsident von 17 der größten Finanzunternehmungen in

Utah. Die Kolonisation bringt große Erträge. Irgendwo siedeln sich Leute an. Die Kirche offeriert ihnen die Anlage einer Zuckerfabrik; dafür geben sie einen hohen Bonus. Eine mormonische Kolonie entsteht und eine Kirche wird errichtet. Von dem Tage an macht sich ein neuer politischer Einfluß in jener Gegend geltend. Auf diese Weise ist die Kirche machtvoll geworden in Utah, Wyoming, Idaho, Colorado, Arizona und New Mexico. Die Kirche ist ein kontrollierender Faktor in dem Zuckertrust. In der materialistischen Atmosphäre unserer Zeit ist es ihr besonders möglich, ihr ungeistliches Eroberungswerk mit Erfolg zu betreiben.

2. Die Kirche ist unverändert. Die Herrschaft der Oberen und Führer ist so stark wie je in der Familie, dem Geschäft und der Politik. Die Priesterschaft, die 90 Prozent der männlichen Gliederschaft (darüber später) umfaßt, hat keinen Anspruch der Herrschaft, die sie je machte, aufgegeben. Ein mormonischer Apostel sagte: „Die Priesterschaft hat den Schlüssel der Offenbarung Gottes, die Macht und das Recht, Gesetze zu geben für einzelne, für Kirchen, Herrscher, Nationen, ja die Welt; Könige, Präsidenten, Gouverneure zu ernennen, sie zu ordinieren zu ihrem Beruf, zu unterrichten, zu warnen und zu strafen.“ Sie haben großen Einfluß in den öffentlichen Schulen, haben ihren eigenen Religionsunterricht dort eingeführt, denn die Mormonen haben von Salt Lake City abgesehen die Mehrheit in den Schulbehörden.

3. In ihrer religiösen Politik beobachten sie große und schlaue Verschwiegenheit. Touristen, die nach Utah kommen, hören nichts von der Vergangenheit und ihren schwarzen Flecken. Sie sehen die schönen Gebäude, hören die herrliche Musik, (so wie die „Educators“ von 1913), werden in die Schulen und Sonntagschulen geführt und gehen nach Hause mit der Ueberzeugung, daß die Mormonen schändlich verleumdet worden sind oder sich völlig geändert haben. Auf diese Weise wird auch die Proselytenmacherei betrieben.

Die Kirche verdankt ihr kompaktes Zusammenhalten nicht dem einheitlichen Leben und Geist, der sie beseelt, sondern der straffen Organisation. Der Zehnte liefert nicht nur Mittel zur Propaganda und Leitung, sondern ist auch ein einheitliches Band; die Organisierung der Männerwelt, die beinah jedem ein Amt, eine kirchliche Stellung, etwas zu tun gibt, die Vereine der weiblichen Bevölkerung, das System der Ward-Lehrer und -Besucher; ihre Missionsbestrebungen und -einrichtungen, alles dieses bietet eine wirksame und doch sich anpassende Form, innerhalb welcher der Mormonismus eine erfolgreiche, strebsame und eigenartige Tätigkeit entwickelt und behauptet. Es sind praktische, amerikanische Köpfe gewesen, die das alles ausgesonnen, und mit amerikanischer Energie und Anpassungskraft werden solche Modifikationen gemacht, die die Zeitumstände erfordern. Aber der Zügel bleibt in den Händen der Obern, Geld wird oben gemacht, und selbstverständlich breitet sich auch Wohlstand und Fortschritt auf das Ganze aus.

Also nach dem Vorstehenden ist das Mormonentum noch dasselbe wie früher, nur die Märchen des Book of Mormon und andere werden nicht mehr so gläubig hingenommen. Das ist aber auch kein Wunder, denn in denselben hat sich der ursprüngliche J. Smith doch auch zu starke Stücke geleistet. Bischof Spalding von der Protestant Methodist Kirche hat sich eins derselben darum auch aufs Korn genommen. Wie schon gesagt, haben die Mormonen neben der Bibel noch drei heilige Bücher: das Book of Mormon, von dem Jos. Smith behauptet, es von den Engeln auf goldenen Tafeln auf einem Hügel in New York empfangen zu haben. Er habe es dann ins Englische übersetzt, und die Engel hätten die goldenen Tafeln wieder mitgenommen — leider!

Dann Doctrine and Covenants und The Pearl beyond Price. Ein Teil dieses letzten Buches ist das Book of Abraham. In diesem Teil sind ägyptische Zeichnungen mit Erklärungen. Nach Jos. Smith sind dieselben eine Gabe der göttlichen Offenbarungen. Da wir aber wissen, daß die göttliche Offenbarung nicht auf die Weise vorgeht, so unterzog Spalding diese Zeichnungen einer besonderen Prüfung. Er hoffte wohl, daß, wenn er zeigen könnte, daß es sich hier um einen offenbaren Betrug handele, das Mormonentum einen Stoß erhalten werde, von dem es sich schwer erholen könne. Er hätte an die pseudoisidorischen Dekretalien bez. der Schenkung Roms an den Papst denken können, dann würde er gewußt haben, daß einem kirchlichen System, wenn es festgewurzelt, mit der Sprachwissenschaft und historischen Forschung schwer beizukommen ist.

Genug Spalding legte diese Zeichnungen bedeutenden Aegyptologen vor. Sayce in Oxford sagte: Die Facsimiles von dem Buch Abrahams stellen einen gewöhnlichen Tierkopf dar, die Hieroglyphen aber sind so schlecht kopiert, daß nicht eine einzige korrekt ist. Der Gott Osiris ist in Abraham verwandelt. Professor Petrie sagt: Die Bilder in dem Buch sind Kopien von ägyptischen Gegenständen, von denen ich Dutzende gesehen habe. Sie stammen aus einer Zeit, die mehrere Jahrhunderte hinter Abraham liegt. (Es wäre also ein göttlicher Anachronismus zu konstatieren zu Gunsten von Jos. Smith.)

Jos. H. Braisted von der Universität von Chicago sagt: Smith schriebe Abraham eine Reihe Dokumente zu, die Gemeingut eines ganzen Volkes, wenigstens der Gebildeten, gewesen seien. Die N. Y. Times sagt dazu: Smith habe mit diesen Dokumenten getan, was irgend ein anderer unwissender, aber mit Phantasie begabter Mensch habe tun können, nur daß er mit diesem Betrug Erfolg gehabt und Gläubige gefunden habe.

Natürlich die Führer der Mormonen waren um eine Auskunft nicht verlegen. Sie sagten, das Book of Mormon werde davon nicht berührt und das sei die Hauptgrundlage ihres Glaubens. Die „Deseret Evening News" bemerkte, es sei ein Unterschied zwischen den beiden Büchern, das Book of Mormon sei von Gott gekommen, das Buch Abrahams

zwar auch, aber nicht direkt, sondern durch die gewöhnlichen Kanäle der Untersuchung und Schlußfolgerung.

Peck, Prof. der Geologie in Utah meinte: Wir beanspruchen nicht, daß Mr. Smith absolut unfehlbar gewesen. Wenn er sich in diesem Fall geirrt, so wolle man gern davon Notiz nehmen, aber das berühre nicht ihren Glauben in den vielen Fällen, wo er Recht gehabt.

Dr. J. Widtzoe fügt dem aus voller Ueberzeugung hinzu: Smiths Schriften müssen göttlich sein, denn ihnen verdanke ich die Inspiration meines Lebens.

Judge R. W. Young (altes Mormonen) sagt: Keine Religion ist ganz frei von ungewissen Dingen, die Schwierigkeiten der Mormonen sind nicht größer als die der Christen. So wie der gewöhnliche Christ sich dadurch nicht in seinem Glauben irre machen läßt, so auch nicht der Latter Day Saint; wenn einige sonderbare Tatsachen ihm vorgeführt werden, so sinkt das in ein nichts zusammen im Vergleich zu den herrlichen Wahrheiten, die Smith je zum Siege gebracht hat.

Wir sehen also hier die Mormonen zum erstenmal im Zusammenstoß mit der „höheren Kritik" und nehmen wahr, daß sie im ganzen, was ihren eigenen Glauben anbetrifft, derselben noch keine Achillesverse darbieten.

Zum Schlusse wäre es gewiß interessant und rätlich, wenn wir einem Manne das Wort geben, der lange Zeit Mormone war, dann aber von der Kirche sich losmachte und ausgestoßen wurde. Man könnte sagen, daß sein Zeugnis gewiß nicht unparteiisch sein könnte, wird aber finden, daß er dem Volke selbst volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber seine Schärfe rückhaltlos gegen die Hierarchie richtet. Es ist Frank J. Cannon, früher V. St. Senator von Utah. Er schrieb seine Untersuchungen, die er in Verbindung mit H. J. O'Higgin gemacht, erst für „Everybody's", dann kamen sie in Buchform heraus, vor drei Jahren. Der Titel ist: Under the Prophet in Utah. Er sagt, die Vorarbeiten hätten ein Jahr in Anspruch genommen, und jede Behauptung sei absolut zuverlässig.

In der Einleitung heißt es: „Dies ist die Geschichte des großen amerikanischen Despotismus, die Geschichte der Errichtung eines absoluten Thrones durch einen amerikanischen Bürger über eine halbe Million Menschen, die Geschichte von Jos. Smith, der von Gott autorisiert zu sein behauptete und den Despoten spielte so grausam wie ein Sultan und so sicher wie ein Zar. Ihm zahlen die Mormonen einen Tribut von zwei Millionen Dollars das Jahr, und er gebraucht dies Einkommen, ohne Rechnung abzulegen. Er ist Präsident des Utah-Zweiges des Zuckertrust und des lokalen Salztrust. Er erstickt die Konkurrenz durch Interdikt und Exkommunikation. Er ist Präsident eines Systems von Companystores, von denen die Gläubigen ihre Sachen kaufen, einer Wagen- und Maschinengesellschaft, Lebensversicherungsgesellschaft, von Banken, von einer Eisenbahn, einer Strickfabrik, von

Zeitungen, welche die Mormonen lesen müssen, und von denen sie nur ausgebeutet werden zum alleinigen Nutzen des Souveräns und Despoten von Utah. Er ist der politische Boß des Staates, regiert die Stimmen seines Volkes durch göttliche Offenbarungen, ernennt den V. St. Senator, sowie alle anderen politischen Beamten, Gesetzgeber, Richter in seinem „Reich Gottes auf Erden". Er lebt wie der Großtürke öffentlich mit fünf Weibern, gegen göttliche und menschliche Gesetze und in Verletzung seines eigenen Uebereinkommens mit den Ver. Staaten 1890, zu welchem er sich verstand, um dem Staatsanwalt zu entgehen. Er predigt im geheimen ein System der Polygamie, gegen die Gesetze, aber nötig zur Seligkeit, dann leugnet er es in der Oeffentlichkeit. Indem er unbedingten Gehorsam fordert als das Mundstück Gottes und alleiniger Stellvertreter Gottes auf Erden, führt er seine Befehle aus durch seine religiöse, politische und finanzielle Kontrolle des Glaubens, der Stimmen und des Eigentums seiner Mitbürger. Er ist der moderne Geldkönig, der absolute politische Zar, der soziale Despot und der unfehlbare Papst seines Reiches."

Er gibt dann in seinem Buch eine Geschichte des Mormonentums und ihres Systems. Wir lassen das beiseite und führen nur an, was er von den Mormonen selbst sagt, den „Untertanen jenes Reiches."

Wie kommt es, daß sich die Leute dieses alles gefallen lassen? Die Leute selbst sind gerade so würdig wie die Bürger anderer Staaten. Darin unterscheidet er sich von anderen Berichterstattern, z. B. Bruce Kinney in seinem "Mormonism the Islam of America." Dieser behauptet, daß die Mormonen oft unanständig seien, Obscönität eine ihrer Hauptfehler sei u. s. w. Cannon spricht ganz anders. Er sagt, in dem gesellschaftlichen System der Mormonen sei viel von Wert für das Gemeinwesen. Der gewöhnliche, auch intelligente Mormone sei aufrichtig in seinen Behauptungen und Zielen. Er ist in die Kirche und ihre Anschauungen hineingeboren. Von jeher war er stolz, zu den Auserwählten Gottes zu gehören. Es wird ihm gesagt, obwohl fast alle ein gewisses Maß von Seligkeit bekommen mögen, daß er einer von den 144,000 sein werde, die um den Herrn stehen werden auf dem Berg Zion. Er hat immer gehört, daß Jos. Smith der Gründer dieses Glaubens ist und den größten Beitrag zur Seligkeit der Menschen geliefert habe. Daß die Jünger Smiths die Jünger Jesu seien, daß alle Gesetze seiner Autorität unterworfen, daß die größte Sünde überhaupt die wäre, sich gegen den Gesalbten des Herrn zu erheben, das saugt er mit der Muttermilch ein. Und was den moralischen Lebenswandel anbetrifft, so gibt C. ihnen das Zeugnis, daß sie strebsam, sittlich rein (von gelegentlicher Polygamie abgesehen), ehrlich im Geschäft sind und Liebe gegen andere zeigen. Dann enthält der Mormone sich des Gebrauchs des Tabaks, Tees, Kaffees und berauschender Getränke. Das rechnet er sich zur hohen Ehre an. Er wird schon in der frühesten Kindheit zur Sonntagschule geschickt, mit sechs kommt er in die primary

association, mit vierzehn nimmt er schon teil an den experience meetings und bezeugt, daß er als Jünger Jos. Smiths das wahre Heil gefunden, und daß jener der Prophet Gottes ist. Mit sechzehn wird er Diakon der Kirche, mit zwanzig Aeltester, dann einer von den 70, Priester und vielleicht Hohepriester. Ehe er zwanzig ist, wird er oft als Missionar in die Welt gesandt, sein Evangelium einer unerleuchteten Menschheit zu predigen. Er wird bekannt mit der übrigen Welt und freut sich, daß er nicht raucht und trinkt wie sie. Er kommt nach Haus, berichtet und wird vielleicht befördert. Dann heiratet er ein Mädchen derselben Art, die unter ähnlichen Anschauungen aufgewachsen ist. Sein häusliches Leben steht den ward teachers offen. Sie fragen von Zeit zu Zeit: Glaubt er an Jos. Smith, hält er alle Gebote, enthält er sich von Alkohol?

Abgesandte der ladies aid societies verrichten denselben Spionierdienst an dem weiblichen Teil.

Ihr Hauptglaubensartikel ist Gehorsam, der eine Beweis des Gnadenstandes ist Konformität. Beim ersten Zeichen des Abfalls wird der Mormone entweder in Disziplin genommen oder über die "battlements of heaven" geworfen.

Er sagt ferner: Die Führer haben versprochen, daß sie Vielweiberei und vieleheliche Beziehungen abschaffen würden, daß die Propheten von der politischen Leitung der Leute entfernt werden sollten, und daß sie Lehre und Praxis der Kirche in Uebereinstimmung mit dem Gesetz der Ver. Staaten bringen würden. Auf die Weise kamen sie in die Reihe der souveränen Staaten. Von allen diesen Versprechen haben sie keins gehalten: Theorie und Praxis der Vielweiberei ist wieder hergestellt, der Prophet hat absolute politische Macht in Utah, Idaho und Wyoming. Er ernennt Abgeordnete und Senatoren u. s. w. Brecht die politische Macht des Leiters und seiner Hierarchie, und jeder, der nach Bundespatronage trachtet in Utah, wird ihn verlassen. Kein Mensch kann sich wundern, daß der Mormone geistig abhängig ist von seinen Obern, die Macht der Obern muß gebrochen werden, und es fallen die Fesseln des Volkes.

Theodore Roosevelt hielt unsere Hand zurück in der Smoot-Untersuchung. Er erwirkte einen Aufschub, gab dem Propheten J. Smith die Hand, tadelte unsere Freunde und seine, indem er sagte, wir erhöben die Fahne des Religionskrieges.

Die einzige politische Maßregel, die Taft von seinem Vorgänger übernommen, war der Respekt für die politische Macht der Mormonen. In seiner gutmütigen Schwäche hat er seinen beigeordneten Herrscher, den Propheten, ermutigt und die exekutive Zustimmung zur Ausübung ihrer politischen Macht und deren Mißbrauchs gegeben.

So weit Cannon. Es lag auf der Hand, daß Roosevelt den hier und anderswo gegen ihn erhobenen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen würde. Seine Stellung zu dieser Sache legt er in einem langen Brief

auseinander in seiner bekannten forschen Weise, der in „Colliers" (April 1911) zu finden ist. In demselben weist er aufs entschiedenste die Unterstellung zurück, daß er mit der Mormonenkirche aus politischen Gründen einen Pakt eingegangen und in dem Smoot-Fall Konzessionen gemacht oder veranlaßt habe. Er sagt nur, daß er ausgesprochen habe, ist Smoot kein Polygamist, so können wir ihn nicht aus dem Senat halten, weil er Mormone ist. Ferner sagt er, sollte die Absicht vorliegen, in Utah wieder Polygamie einzuführen, so würde der Staat seinen eigenen Untergang herbeiführen. Die Ver. Staaten würden gegen solches Unterfangen aufs rücksichtsloseste und entschiedenste vorgehen. Er sagt, er habe viel Mormonen (in der Einehe lebend) gekannt, deren Familienleben exemplarisch gewesen und deren junge Leute freier von Geschlechtssünden gewesen wären wie andere, und dann fährt er fort, indem er den Finger wieder auf einen Grundschaden des amerikanischen Lebens legt: „Sie waren frei von dem Laster, das mehr beiträgt zum Untergang der Zivilisation als irgend etwas anderes, von der künstlichen Beschränkung des Nachwuchses, der Praxis der unfruchtbaren Ehe. Der Verlust des väterlichen und mütterlichen Instinkts, die Geringschätzung der Familienfreuden ist ein schlimmeres Uebel als die schlimmste politische Korruption! Ehescheidung ist schlimm genug, aber jenes Uebel ist ein Uebel, das die Brunnenstube des nationalen Lebens mit seinem Gift erfüllt. Männer, die nicht Väter, und Frauen, die nicht Mütter sein wollen, sind *Bürger der schlimmsten Sorte*, und die Nation, wo solche überhand nehmen, ist dem *Untergang geweiht*." Das sind starke, aber wahre Worte.

Wir haben unser Material beigebracht, soweit wir es in einem Magazinartikel tun konnten. Wir könnten es den Lesern überlassen, das Fazit zu ziehen. Es würde dahin gehen müssen, daß das mormonische System noch so schlecht ist wie es war, daß den Leitern nicht zu trauen ist und gegen sie und um ihretwillen ewige Wachsamkeit von nöten ist. Wir glauben aber ferner, daß sich die Vielweiberei aufs große und ganze gesehen nicht halten kann, ja daß sie zum Aussterben bestimmt ist und jetzt auf dem Aussterbeetat steht, was auch von einzelnen Führern Schlimmes gesagt werden mag. Auch wenn sie noch im Glaubensbekenntnis der Kirche steht, so ist sie doch ein toter Buchstabe. In der katholischen Kirche ist die Inquisition nie verurteilt worden, und doch ist sie im 20. Jahrhundert keine Gefahr mehr.

Die *politische Macht* der Hierarchie ist groß und verderblich. Sie muß bekämpft werden, wo und wie es möglich ist. Da Präsidenten die betr. Kongreßleute und Senatoren in der Patronage befragen, so ist es zu bedauern, daß ein Mormone im Senat sitzt. Solange die politische Macht der Mormonenkirche nicht gebrochen ist, ist in Utah eine Quelle alles Uebels im Fluß.

Was die Mormonen selbst anbetrifft, so scheinen sie ein strebsames, fleißiges, vorwärtsstrebendes Völkchen zu sein. Wenn die christlichen

Kirchen in Utah ihre Pflicht tun, so muß da mehr und mehr der Tag anbrechen.

Merkwürdig ist, daß in allen Besprechungen des mormonischen Problems eine Theokratie nicht genannt wird, an die das Mormonentum auf Schritt und Tritt erinnert. Es wird der Islam Amerikas genannt, es wird mit dem Judentum und Heidentum verglichen, kein Mensch aber spricht von der katholischen Kirche. Wir wissen, warum; viele denken an sie, aber nennen sie nicht. Wenn von einer Gefahr seitens des Mormonentums die Rede ist für Amerika, so ist eine solche in gewissem Maße vorhanden, aber sie ist wie das Wölkchen am Himmel so groß wie eines Mannes Hand verglichen mit der gewaltigen, immer wachsenden, oft so wenig erkannten Gefahr, die uns droht von der politischen Machtentfaltung der katholischen Kirche, und diese Gefahr ist um so größer, als niemand wagt, öffentlich davon zu reden. Es wäre töricht und ungerecht, gegen die Vermischung von Politik und Religion in Utah Front machen zu wollen und still zu schweigen zu den politischen Umtrieben Roms, in denen es seit Jahrhunderten Meister und von denen es sich auch in Amerika so viel verspricht.

Die Politik auf der Kanzel.

Referat, verlesen bei der Freeport (Ill.), Pastoral-Konferenz von Pastor M. Weber.

Ein eigenartiges, vielleicht selten behandeltes Thema ist es, welches wir zur Bearbeitung in Angriff genommen haben. Der Gegenstand ist zwar sehr bekannt und doch die Aufgabe, darüber sich zu verbreiten, durchaus keine leichte. Dessen ist sich der Schreiber wohl bewußt und auch das weiß er zum voraus, daß gegenteilige Meinungen sich geltend machen werden. In einem Punkte ist er aber der Beistimmung aller gewiß, daß die Politik auf der Kanzel ein ebenso wichtiges, wie zeitgemäßes Thema ist.

Irgendwo lasen wir den Satz, daß die Politik jetzt im Leben, Dichten und Trachten des Volksgeistes die Stelle einnimmt, die früher Religion und Theologie inne hatte. Das mag disputabel sein, aber das kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Politizismus seine größten Triumphe feiert. Zwei verschiedene Gegensätze machen sich da geltend: auf der einen Seite das Streben, das Alte festzuhalten, zu stützen und zu stärken, auf der andern Seite aber ein unruhiger Drang, die bestehende Ordnung der Dinge umzuwandeln, etwa nach dem Dichterwort: „Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten, und neues Leben wächst aus den Ruinen." Diesen Erscheinungen und Tendenzen des Geistes der Zeit kann und darf der Prediger nicht den Rücken zukehren, als ginge ihn das nichts an. Hier hat die Predigt eine große und wichtige Aufgabe zu lösen. Freilich steht auch der Prediger gleich wie jeder andere in der Zeit und ist ein Kind seiner Zeit. Er kann sich diesem Einfluß nicht entziehen und kann es auch nicht verhindern, daß der Zeit-

charakter auf seine Stimmung und Bildung Einfluß hat. Aber Fesseln darf ihm der Zeitgeist nicht anlegen. Wohl soll der Prediger das wahrhaft Gute in der Zeit würdigen und die Fortschritte zum wahrhaft Besseren beachten, ohne ausschließlich Pessimist oder Optimist zu sein. Aber er muß sich eine edle Unabhängigkeit zu bewahren suchen, die mit einem Gebundensein in Gottes Wort sehr wohl verträglich ist.

Mag es nun geschehen, daß ihm von der einen Seite her zugerufen wird: nur keine Politik auf die Kanzel bringen, oder daß von der andern Seite die Aufforderung kommt, doch gelegentlich einmal über Politik zu predigen: er muß sich darüber klar sein, was und welcher Art seine Aufgabe ist.

Dies führt uns konsequenterweise zu der Frage:

1. Sollen und dürfen wir Prediger des Evangeliums die Politik wirklich auf die Kanzel bringen, oder nicht?

Diese Frage hat zunächst den Sinn: ob die Kanzel in eine politische Rednerbühne verwandelt werden darf, und ob Predigten, die ausschließlich der Politik dienen und deren Inhalt nur Politik ist, auf die Kanzel gehören oder nicht? Darüber dürfte wohl nur eine Meinung unter uns bestehen, die in einem entschiedenen nein sich äußern würde. Denn jeder einzelne unter uns empfindet das als etwas selbstverständliches, daß die Kirche, besonders aber die Kanzel kein Ort ist für rein politische Erörterungen. Keiner unter uns würde sich aber das freie Wort der Rede nehmen lassen, wenn es sich darum handelte, außerhalb des Gotteshauses seine Stimme abzugeben, eventuell auch eine diesbezügliche Sache zu widerlegen, oder zu verteidigen. Abgesehen nun von dieser Zwischenbemerkung, möchten wir der vorhin verneinten Frage, eine andere sich näher erklärende Frage folgen lassen und zwar mit dem Verständnis: Ob denn jede, auch die entfernteste Bezugnahme auf die Politik in der kirchlichen Predigt statthaft sei, oder nicht? Und weiter fragen wir: Darf ein Prediger in seinen religiösen Vorträgen den politischen Bewegungen, wie Siegen oder Niederlagen der Völker, besonders seines eigenen Volkes und Landes und dessen inneren Ereignissen seine Aufmerksamkeit schenken, beziehentlich davon öffentliche Notiz nehmen, d. h. auf der Kanzel? Diese Frage könnte und dürfte nicht mit nein beantwortet werden, würde aber eine andere Frage hinsichtlich des „wie" bedingungsweise mit ergeben, deren Beantwortung wir uns für den zweiten Teil unserer Aufgabe vorbehalten haben. Wir glauben aber mit wohlbegründetem Rechte die obige Frage dahin bejahend beantworten zu können, indem wir behaupten, daß es mit zum heiligen Beruf eines Predigers gehört, auch dem politischen Leben seines Volkes, wie der ganzen Menschheit ein warmes Herz und eine beredte Zunge zu leihen, aber nicht in Worten menschlicher Weisheit, sondern in der Weisheit, die von oben stammt. Ist doch die Politik, recht verstanden, der Religion durchaus nicht fremd. Vielmehr wird eine

gesunde und nüchterne Politik getragen von der Macht religiöser Gedanken. Auch findet das politische Völkerleben seinen Ausgangs- und Endpunkt sicherlich in der Religion. Allerdings ist das Reich Christi nicht von dieser Welt, aber es ist bauend, veredelnd, heiligend in diese Welt hineingestellt. Darum darf ein Prediger sein Auge nicht wenden von den Schicksalen der unter Gottes Leitung stehenden Erdenvölker. Denn die christliche Religion ist ihrem Wesen nach ein Sauerteig, der das bürgerliche Leben der einzelnen Nationen läuternd, heiligend und kräftigend durchdringen und nach Gottes Willen umgestalten soll. Insofern muß es auch die Aufgabe und Pflicht der Prediger dieser Religion sein, mit dem Lichte des Evangeliums hineinzuleuchten in das wechselvolle Leben und Streben der Menschheit. Wiederum soll das Evangelium ein würzendes Salz sein, nicht allein für das einzelne Herz und die Familie, sondern auch für die Gemeinden und Staaten. Somit muß der Prediger als lebendiges Organ des Evangeliums auch aus dem Worte Gottes heraus Zeugnis ablegen von dem, was der Menschheit nach dieser Richtung hin frommt oder nicht frommt. Steht doch der Prediger nicht als eine besondere Persönlichkeit seinem Volke gegenüber, sondern weil er ein Bürger seines Landes ist, so lebt er in seinem Volk und arbeitet für das Wohl desselben. Und wenn sein Volk heiße Kämpfe zu bestehen hat, wenn große oder kleine Bewegungen sein Volk erschüttern, wenn Großes erstrebt und Großes erwirkt wird, oder das Gegenteil der Fall ist, sollte ihn das alles teilnahmlos lassen? Deswegen können wir auch dem Ausspruch des deutschen Kaisers in seinem seinerzeitigen Telegramm an den Geheimrat Hinzpeter, worin er die Absetzung Adolf Stöckers bestätigte, daß politische Pastoren ein Unding seien, nicht zustimmen, besonders nicht bei einem Volksfreunde wie Stöcker es gewesen. Wir glauben vielmehr, daß irgend eine Gemeinde mit Recht von ihrem Geistlichen und Seelsorger ein freimütiges, von dem Lichte des Evangeliums erleuchtetes Wort fordern kann über das, was die Gemüter der Nationen, besonders seines Vaterlandes in Bewegung setzt. Sicherlich wird ein Prediger, der das Wohl seines Volkes auf treuem Herzen trägt, sich berufen fühlen, auch auf dem politischen Gebiete für Wahrheit und Recht zu zeugen, verzagte Herzen zu tröften, falsche Begriffe ins rechte Licht zu stellen, die Sünde zu strafen und das Gute zu befürworten. Treffend sagte der bekannte Theologe Hagenbach: „Da das Gebiet des Religiösen und Ethischen, auf das sich die Predigt allerdings zu beschränken hat, nicht ein von den übrigen Lebensgebieten absolut getrenntes, vielmehr ein stets auf einer gegebenen, natürlichen oder sozialen Basis ruhendes ist, so wird ein teilweises Hineingreifen in diese Gebiete, wenn es vom religiösen Standpunkt aus geschieht, nicht nur nicht verwehrt werden können, sondern sogar notwendig sein, wenn die Predigt nicht abstrakt in der Luft hängen soll.“ Bei der engen Verbindung des staatlichen Lebens mit dem kirchlichen und religiösen wird es unvermeidlich sein, das Politische in so weit zu berühren, als die christliche Gesinnung sich ja auch in dem Verhalten

des Bürgers zur Obrigkeit und zu seinen Mitbürgern, besonders aber in der herzlichen Fürbitte für beide kundgeben muß, worin sich das religiöse Innenleben vorwiegend zu äußern pflegt und im allgemeinen Kirchengebet gleichsam als eine politische Tat zum Ausdruck kommt. Worin die wahre Vaterlandsliebe bestehe, und worin sie sich von der falschen unterscheidet und worin das Wesen der Freiheit bestehe, das sind Fragen, die nicht unberührt bleiben dürfen. Zudem gibt es politische Sünden zur Rechten und zur Linken, die gerade vom Standpunkte der Religion einer ernstlichen Rüge bedürfen. Gewiß ist die Aufgabe schwierig, aber darf sie etwa als unlösbar einfach beiseite geschoben werden, vielleicht mit der einseitigen Begründung auf das Wort, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt sei? Wie soll sich denn sein Reich erbauen, wenn nicht mitten in dieser Welt? Es soll sich bauen in der Welt, aber nicht von der Welt! Wir glauben darum als Diener am Worte, das ist unsere Resolution, ein Recht zu haben, die Politik auf die Kanzel zu bringen. Dies lehrt uns sowohl die Bibel als auch die Kirchengeschichte. Schon von alters her haben die Vertreter der Religion die öffentlichen Angelegenheiten des Landes in ihren Reden an das Volk erwähnt. Wir wollen hier zuerst auf die Propheten des alten Bundes verweisen. Das waren keine Männer, die mit religiösen, dem Volksleben fremden, überweltlichen Phrasen Streiche in die Luft führten. Es waren vielmehr Männer, die von glühendem Patriotismus beseelt, ohne aber Phantasten zu sein, das Himmlische mit dem Irdischen verbanden. Mit geistesmächtiger Rede legten sie nicht bloß gegen das unsittliche, der Abgötterei zuneigende Volk ihr Zeugnis ab, sondern eiferten auch gegen die Richter mit ihrer parteiischen Rechtspflege, sowie gegen die Regierenden und deren verkehrte Politik. (Micha 7, 3; Zeph. 3, 3.) Sie waren religiöse Volksredner, religiöse Politiker und politische Religionsprediger im besten Sinne des Wortes. Und sie predigten darum so gewaltig und wirkten deswegen so erhebend auf das Volk ein, weil sie in die Politik des Tages eingriffen, aber nicht nach Art sogenannter Brandredner und fanatischer Revolutionäre, sondern mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Allerdings kamen sie nicht selten mit der herrschenden Macht, die solches Zeugnis nicht annehmen wollte, in Konflikte. Man denke nur an Jeremias. Besonders aber Jesus, der Meister und das Vorbild für alle Redner dieses Falles, kann hier vornehmlich zum Beispiel dienen. Obwohl er keine eigentlich politische Reden gehalten hat, trug er doch das bürgerliche Wohl seines Volkes in treuem Herzen und hat manches freimütige Wort gegen die politischen Sünden seines Volkes gesprochen. Wenn er z. B. den Pharisäern auf die Frage: Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe, den Bescheid erteilte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, da hat er sich doch ganz offenbar mit der Politik als solcher befaßt und die Religion in engste Beziehung zu ihr gesetzt. Ferner wenn Christus das Volk vor den Pharisäern und Schriftgelehrten, die auf Mosis Stuhl sitzen, warnte, oder

wenn er den Untergang Jerusalems ankündigte, da zeigte er doch unzweideutig, daß bei religiöser Erziehung eines Volkes die Angelegenheiten des Staates nicht ausgeschlossen sind. Aber was geschah? Als politischer Neuerer und Gegner des Nationalkultus wurde er von der höchsten jüdischen Behörde, dem Synedrium, vor dem heidnischen römischen Statthalter angeklagt und lügenhafterweise als Steuerverweigrer gebrandmarkt. Auch aus dem Leben und Schriften der Apostel läßt sich erkennen, wie diese Männer des Volkes mit der Kraft der Religion auf das öffentliche Leben einzuwirken suchten. In Athen auf dem weltberühmten Richtplatze redet Paulus gegen die Staatsgötter und damit gegen den vom Staate für recht erklärten Kultus. Ferner welche klaren politischen Ansichten entwickelt er im Römerbrief hinsichtlich des Verhaltens zur Obrigkeit. (Röm. 13.) Wie tadelt er die Korinther (1. Kor. 6, 1—8), weil sie ihre Streitsachen vor heidnische Richter brachten, damit deren Rechtspflege in diesen Angelegenheiten für unzulänglich erklärend. So zeigt uns auch die Kirchengeschichte vielerorts, wie fast alle namhaften christlichen Prediger, von den ältesten Zeiten an bis heute, die Politik auf die Kanzel gebracht haben, indem sie mit dem Worte Gottes für die gedeihliche Entwicklung des bürgerlichen Lebens gearbeitet haben. Unter den Kirchenvätern war es vor allem Chrysostomus, der nach dieser Richtung hin zu seiner Zeit manches goldene Wort geredet hat. Ferner erinnern wir nur an Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Lavater, Klaus Harms, Schleiermacher, Krummacher, Ahlfeld, Gerock, Stöcker und andere. In einer Rezension über eine bei politischer Wahl gehaltene Predigt auf Grund von 1. Tim. 2, 1—6 wurde hervorgehoben, wie treffend sie den Einfluß der christlichen Religion aufs öffentliche Leben darstelle und wie auf der Kanzel große Zeitbewegungen mit dem Worte Gottes beleuchtet werden können. Das tat einer unter vielen, die ähnliches getan haben. Und gewiß gehören zu dieser Wolke von Zeugen auch viele englische und amerikanische Prediger älteren und neueren Datums als die Vorgänger, an denen wir ein Vorbild nehmen sollen und die es uns vor allem bestätigen,, welch Recht wir haben das Politische auf die Kanzel zu bringen.

(Schluß folgt.)

Römer 12, 1. 4. 5.

Predigt am 1. Sonn. n. Epiphanias von Past. Emil Stech, Stratmann, Mo.

Der 6. Januar ist ein Festtag, der sehr selten, in wenigen Kirchen oder auch gar nicht in unserm Lande gefeiert wird. Es ist das Epiphaniasfest oder das Fest der Erscheinung, mit der Epistel: „Mache dich auf und werde licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über dir.“ Die folgenden Sonntage heißen Epiphaniassonntage, grade wie die Sonntage nach dem Trinitatisfest Trinitatissonntage genannt werden.

Wie uns nun die Evangelien dieser Epiphaniassonntage zeigen, daß und wie die Herrlichkeit Gottes, die göttliche Natur Jesu herausleuchtete aus seiner irdischen Fleischeshülle, so wollen uns die Episteln der Epiphaniassonntage sagen und zeigen, wie das Licht, das uns in der Weihnachtszeit erschienen ist und beschienen hat, nun auch aus den Nachfolgern Christi herausleuchten und -strahlen soll.

Das Christenherz soll ein Reflektor sein, der die Gnade Gottes, seine Liebe und Barmherzigkeit nun im Leben zurückstrahlt, resp. wiederstrahlt, wie der Mond die Sonnenstrahlen, die er von der Sonne empfängt und aufnimmt, in der Nacht wiederstrahlt. So sollen wir Christen, nach der Mahnung des Apostels, nun auch die uns erschienene Gnade und Liebe unseres Gottes, die unsere Herzen in den hinter uns liegenden Wochen so warm beschienen hat, wieder ausstrahlen lassen in unserm Leben, in unserm Verhalten Gott und dem Nächsten gegenüber; gegen Gott in dankbarer Demut, gegen den Nächsten in dienender Liebe. Das wäre dann ein vernünftiger Gottesdienst, ein Christentum, das Grund und Ziel, Sinn und Zweck hätte.

Die uns für den heutigen Epiphaniassonntag auf Grund der aus unserer Epistel gewählten Texteswort nahegelegte Frage, die wir heute betrachten und beherzigen wollen, lautet deshalb:

Worin soll der Christen vernünftiger Gottesdienst bestehen?

1. Darin, daß wir Leib und Seele in den Dienst Gottes stellen.
2. Darin, daß wir einander helfen und fördern als Glieder eines Leibes.

„Herz und Herz vereint zusammen,
Sucht in Gottes Herzen Ruh.
Lasset eure Liebesflammen,
Lodern eurem Heiland zu.
Er das Haupt und wir die Glieder,
Er das Licht und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind sein.“ Amen.

I.

„Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer.“ Gottes Barmherzigkeit, Gnade und Liebe war es, die sich erbarmte über die gefallene, und darum dem ewigen Tode verfallene Menschheit, und ihr seinen Sohn sandte, daß wir durch ihn leben sollen. Jeder ernst gesinnte Christ, der an seinem eigenen Herzen nur etwas von dieser Gnade, Liebe und Barmherzigkeit Gottes erfahren hat, kann darum durch nichts mehr angespornt werden einen neuen Anlauf zu nehmen, christlicher und göttlicher zu werden, als durch die Erinnerung an diese Gnade, Liebe und Barmherzigkeit Gottes. Wer sich durch die Erinnerung an die Barmherzigkeit Gottes nicht rühren läßt, wer leicht davon

denken kann, oder sie hier als eine bloße Ausschmückung des Satzes ansieht, der hat noch nichts erfahren von der Gnade, Liebe und Barmherzigkeit unseres Gottes, an dem hat die Liebe Gottes umsonst gearbeitet. Von dieser Barmherzigkeit Gottes hatte Paulus in der vorhergehenden ersten Hälfte des Römerbriefes, den ersten elf Kapiteln gehandelt, und nun ermahnt er uns auf Grund dieser Barmherzigkeit Gottes, die er uns an der Geschichte Israels als göttliche Weisheit und Gericht geschildert hatte, zu fernerem Fortschreiten und Wachstum im christlichen Leben. „Daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei." Mit dem Worte „Opfer" erinnert der Apostel an die Opfer des Alten Testaments, welches die Frommen des Alten Bundes jedesmal bringen mußten, wenn sie zu ihm beteten, wenn sie abzubitten oder Dank zu sagen hatten. Wie das ganze Alte Testament eine Erziehungsschule für die Menschheit war, so waren auch die Opferdienste im Alten Testament nur ein Vorbild von etwas Höherem und Besserem. In erster Linie waren sie allerdings Vorbilder auf das vollgültige Opfer in dem Leiden und Sterben Christi, auf der andern Seite dienten sie dazu, das Herz, den Geist, die Seele des Menschen in die rechte Stimmung und Verfassung Gott gegenüber zu bringen; und endlich sollte das, was äußerlich geschah, der Ausdruck von dem sein, was innerlich, geistlich geschehen sollte: wie nämlich das Opfertier, so sollte der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist dem Herrn zum Opfer gebracht werden.

Das will der Apostel uns sagen: Hat Jesus es nicht verschmäht, sich selbst, seinen heiligen Leib am Stamme des Kreuzes zu opfern, um uns Gott angenehm, annehmbar und wohlgefällig zu machen — so bringt ihr Nachfolger Christi, ihr Christen, nun auch euch selbst, d. h. euer Leben, euren Leib Gott dar, „begebet eure Leiber zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei."

Lebendig sei dieses Opfer oder dieses „sich in den Dienst Gottes stellen." Nicht ein totes Formenwesen, ein Lippendienst, wobei das Herz ferne von Gott ist; unser Christentum oder Gottesdienst, unser Leben, unser Kirchengehen, unser Almosengeben, unser Tun und Lassen soll ein bewußtes, aus innerstem Herzen quellendes sein. Und wir sollen darin wachsen und zunehmen von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr; nicht stehen bleiben bei einigen toten Formen, oder bei dem, was wir in der Jugend gelernt haben, also nicht in „äußerlichen Gebärden", sondern ein lebendiges Opfer soll unser Leben durch unsern Gottesdienst werden.

Heilig sei dieses Opfer oder unser Gottesdienst. Im Alten Testament durften nur Opfertiere „ohne Fehl" zum Opfer gebracht und gebraucht werden; nichts Krankes, Elendes, Krüppliges, Untaugliches, sondern das Beste, Stärkste, Gesundeste war gut genug für Jehova. Darum sollen wir dem Herrn auch einen gesunden Leib zum Opfer

bringen, in seinen Dienst stellen. Der Leib ist das Haus der Seele. Und wenn wir Gott einen gesunden Leib zum Opfer bringen, so wird auch die Seele gesund sein und umgekehrt. Also nicht erst der Sünde dienen; nicht erst der Welt, dem Teufel und den Lüsten des Fleisches die besten Kräfte und Jahre opfern, ihr lieben jungen Leute, und was dann übrig bleibt, dem heiligen Gott, sondern „ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet oder darbringet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei."

Gott wohlgefällig wird unser Gottesdienst schon dadurch sein, daß er lebendig und heilig ist oder noch besser: geheiligt durch den Heiligen Geist; aber ein solcher lebendiger und heiliger Gottesdienst kann und wird nur dann wieder ein Gott wohlgefälliges Opfer sein, wenn es der Ausfluß eines lebendigen und heiligen Glaubens an Jesum Christum ist. Denn nur solches Opfer, nur solches Beten, Geben, Handeln und Wandeln, Tun und Lassen wird Gott wohlgefällig sein, das da geschieht im Glauben an und im Vertrauen auf das eine, heilige, reine und vollkommene Opfer, welches unser Herr Jesus Christus für uns dargebracht und wodurch er erst unser Opfer geheiligt und gereinigt und unsern Gottesdienst und Leben Gott angenehm gemacht hat.

Tun wir das, ist unser Gottesdienst ein Opfer unseres Leibes und Lebens, das da lebendig und heilig und Gott wohlgefällig sei, so wird das ein „vernünftiger Gottesdienst" sein, d. h. ein Gottesdienst, der seinen Zweck hat, der von der Welt und ihren Kindern nicht verlacht und verspottet wird; ein Gottesdienst, wodurch Gottes Name geheiligt wird und sein Wille geschieht auf Erden wie im Himmel, der ein Bekennen des Herrn Jesu Christi vor den Menschen ist. Das ist's, was unser Herr und Heiland meint mit den Worten: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen."

Wenn und wo unser Kirchengehen, der Gebrauch der Gnadenmittel, die Liebe und Barmherzigkeit und Gnade Gottes in Christo Jesu das bei dem Menschen, bei dem Christen erreicht, da ist sein ganzes Christentum ein „vernünftiger Gottesdienst", der dann auch wieder darin seine Reflexion findet

II. daß wir Christen einander helfen und fördern, als Glieder eines Leibes.

„Denn gleicherweise als wir in einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerlei Geschäfte haben, also sind wir viele ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied." Wie im Lieb oft das Leid seinen Ausdruck findet, so hat Gott uns in unserm Leibe ein Bild der Liebe gegeben. Es gibt nichts was die Größe und Weisheit des Schöpfers mehr erkennen läßt als der menschliche Körper mit seinem wunderbaren Organismus, in seiner Einheit und in seiner Vielheit. Der eine Körper oder

Leib hat viele Glieder, die alle wieder ihre Eigentümlichkeit, ihre besondere Bestimmung haben und in sich selbst wiederum ein abgeschlossenes Ganze sind, aber diese vielen Glieder sind wiederum eins vom andern abhängig, schaffen wieder eins ins andere und arbeiten alle zusammen zum Wohle des einen Leibes und grade dadurch gedeiht nicht nur der Leib, sondern auch jedes einzelne Glied.

Das Auge ist zum Sehen; das Ohr zum Hören; die Hand zum Arbeiten und der Fuß zum Gehen. Aber es ist nie eine Uneinigkeit unter den verschiedenen Gliedern. Das Auge dient der Hand und dem Fuß mit seinem Licht, diese wieder dem Auge mit ihrer Stärke. Das Ohr dient dem Auge, dem Fuß und der Hand u. s. w. Eines hilft dem andern und alle dienen dem Leibe, der sie alle erhält. Und wo dieser gegenseitige Dienst aufhören würde, da wäre es zum eigenen Schaden. Regiert und geleitet wird der ganze Leib mit seinen Gliedern von dem Haupte, in welchem alle Nerven und Fasern des ganzen Körpers zusammenlaufen.

Da hat uns Gott in unserm eignen Leibe, an uns selbst ein wunderschönes Bild gegeben von der Kirche Jesu Christi hier auf Erden. „Er das Haupt, wir seine Glieder," so heißt es in einem schönen Kirchenliede. Jeder individuelle oder einzelne Christ ist ein Glied an diesem Leibe Jesu Christi. Und von diesem wunderbaren Organismus der gesamten Kirche Jesu Christi ist jede Gemeinde wieder ein Miniaturbild, ein Bild im kleinen. Aber wie in einer Gemeinde das nur rechte Gemeindeglieder sind, die ihre Gaben, Mittel und Kräfte in den Dienst, zum Wohle der ganzen Gemeinde stellen, so sind auch nur die Christen und Gemeinden wiederum rechte Glieder an dem Leibe Jesu Christi, welche durch Tat und Bekenntnis, durch den Glauben an Jesum Christum und durch die Versöhnung in seinem Blut Kinder Gottes geworden sind, die herauswachsen und sich erziehen und leiten lassen zum göttlichen Mannesalter.

„Der Glaubensgrund, auf dem wir stehen,
Ist Christus und sein teures Blut;
Das einzge Ziel, darauf wir sehen,
Ist Christus, unser höchstes Gut.
Sein Wort die Regel, die wir kennen,
Sein Geist, das Band, das uns umschließt,
Die Gaben all, die er durchdringt,
Sind, was wir heilge Kirche nennen."

Das meint auch der Apostel, wenn er hier sagt: „Also sind wir viele (nicht alle) sondern „wir viele," die wir nämlich durch den Glauben an Christum und sein Blut zu Jesu gekommen sind, „ein Leib, aber unter einander ist einer des andern Glied." Und wie die Glieder in unserm menschlichen Körper einander dienen und helfen zum Wohle des Ganzen, so sollen auch Christen unter einander, die Glieder einer

Gemeinde, einander helfen und fördern zum Wohle des Ganzen. Wenn z. B. die Füße den Leib nicht mehr zur Arbeitsstätte tragen, die Hände die Arbeit nicht mehr tun, Auge und Ohr ihren Dienst kündigen wollten, wenn die Hand dem Munde nicht mehr die Speise reichen, der Mund die Speise nicht mehr kauen und der Magen die Speisen nicht mehr verdauen wollten, so würde der Leib und mit ihm auch die einzelnen Glieder zu Grunde gehen.

So sollen auch die Glieder einer Gemeinde, die Glieder an dem Leibe Jesu Christi nicht denken, daß sie sich allein dienen und die andern verachten wollen, sondern es soll eins auf das Wohl des andern und alle wieder auf das Wohl des Ganzen bedacht sein. Dazu gehört allerdings viel Demut, viel Selbstverleugnung, Opferfreudigkeit und -willigkeit — aber nur so kann das Ganze gedeihen, nur so kann eine Gemeinde bestehen, nur so kann das Reich Gottes gebauet werden auf Erden.

Und das laßt uns heute lernen und aufs neue beherzigen. Möchten auch unsere Gemeinden mit ihren einzelnen Gliedern es immer besser erkennen, daß und warum wir unter einander Glieder sind, daß wir einander dienen, helfen und fördern in der Liebe Christi, der nicht gekommen ist, daß er ihm dienen lasse, sondern diene und gebe sein Leben für viele.

Gebe der Herr durch seinen heiligen Geist uns erleuchtete Augen und Sinne, Kraft und Stärke, daß wir es nicht nur mit dem Munde bekennen, sondern mit der Tat und in der Wahrheit auch zeigen und beweisen, daß wir glauben an die „Gemeinschaft der Heiligen." Und das sei unser vernünftiger Gottesdienst im neuen Jahre.

„Laßt uns so vereinigt werden,
Wie du mit dem Vater bist,
Bis schon hier auf dieser Erden,
Kein getrenntes Glied mehr ist;
Und allein von deinem Brennen,
Nehme unser Licht den Schein:
Also wird die Welt erkennen,
Daß wir deine Jünger sein."

Epiphanias! Amen.

Konferenzbericht.

Vom 1. bis 3. Juni dieses Jahres fand in Bethel und Bielefeld die 7. Tagung der Konferenz von Religionslehrerinnen statt. Im Eröffnungsgottesdienst am Pfingstmontag predigte Pastor Bunke-Berlin, über Eph. 2, 19—22. Ziel und Aufgabe der Konferenz sowie die Richtlinien für die Arbeitsverhandlungen der Mitgliederversammlungen traten schon am zwanglosen Begrüßungsabend deutlich hervor, der sich dem Gottesdienst anschloß. Die

erste Vorsitzende der Konferenz, Fräulein Oberlehrerin C. Gleiß, gab zunächst, um die außerordentlichen Mitglieder der Ortsgruppe und die erstmaligen Tagungsteilnehmer tiefer in die Zwecke und Ziele der Konferenz einzuführen, einen Rückblick auf die Konferenzarbeit, die sich in den letzten sieben Jahren verdoppelt, ja, verdreifacht habe. Das beweise vor allem das Arbeitsprogramm, das die Konferenz vor nunmehr sieben Jahren in Hildesheim aufgestellt habe, und das — so ernst es schon damals lautete — heute noch weitaus ernster an Herz und Gewissen der Mitglieder appelliere. Denn die Liberalisierung des Religionsunterrichts und die Emanzipation vom Glauben der Väter habe in diesen sieben Jahren geradezu unheimliche Fortschritte gemacht. Damals die Popularisierung der religionsgeschichtlichen Theologie für die Lehrerwelt — heute der unheilvolle Einzug der religionsgeschichtlichen Theologie in sämtliche für die Hand der Schüler bestimmte Lehrbücher, selbst in die für den Schulgebrauch hergerichtete „Bibel in Auswahl." Gegenwärtig handle es sich also für die Konferenz darum, der Liberalisierung der Lehrbücher mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten, zumal man mit jeder neuen Auflage erleben könne, daß in denselben Büchern, die bisher den entschieden positiven Standpunkt vertraten, den Kindern plötzlich unter demselben Titel, aber mit völlig verändertem Text, die Theologie der modernen religionsgeschichtlichen Schule, zum Teil in ihren radikalsten Ausprägungen, aufgezwungen werde. Hieraus ergibt sich neben der Aufgabe der energischen Abwehr einer solchen radikalen Vergewaltigung unserer positiven Lehrbücher die weitere, überaus wichtige Pflicht, alles daran zu setzen, daß wir uns einen theologisch gebildeten, mit allem Rüstzeug modern-wissenschaftlicher und pädagogisch-psychologischer Ausbildung versehenen Nachwuchs junger Lehrkräfte erziehen, einen Nachwuchs, der begeisterte mütterliche Liebe zum Erzieherberuf verbindet mit lebendiger freudiger Bekenntnisstellung zum nicht nur ererbten, sondern auch erworbenen Glauben der Väter. Um dies zu ermöglichen, muß die Konferenz eine doppelte Vorarbeit leisten. Erstens muß sie die Ausbildung der künftigen akademisch gebildeten Lehrkräfte in den Oberlyzeen unterstützen, da diese Ausbildung die einzige ist, welche die Möglichkeit zu einer wirklichen Erziehung der Lehrkräfte im obengenannten Sinne bietet; daher ist es für die Konferenz von geradezu vitalem Interesse, daß sie für die Erhaltung des Oberlyzeums und des sogenannten vierten Weges zur Universität voll und ganz eintritt. Neben dieser idealen Aufgabe besteht aber noch eine zweite, sehr reale Pflicht: die Konferenz hat Mittel und Wege zu beschaffen, bzw. gangbar zu machen, um jungen, aus dem Oberlyzeum hervorgegangenen Lehrerinnen das theologische Studium zu ermöglichen, damit wir einen Nachwuchs von positiven Religionslehrerinnen haben für die Oberstufe des Lyzeums.

Am Dienstag übermittelte Geheimer Konsistorialrat Culemann-Münster (Westfalen) der Konferenz die Grüße der kirchlichen Behörde. Das Provinzialschulkollegium hatte einen persönlichen Vertreter nicht

entsandt. In bezug auf diese beiden öffentlichen Begrüßungen hatte die Konferenz auf der diesjährigen Tagung zwei auffällige Erfahrungen zu machen. Zum ersten Male hatte die Begrüßungsrede des offiziellen Vertreters der Kirchenbehörde eine stark liberale Tendenz, und zum ersten Male hatte die offizielle Schulbehörde es angezeigt gefunden, keinen persönlichen Vertreter zur Tagung zu entsenden. Beides gibt zu denken. Sind es bedeutsame Zeichen für den wachsenden Einfluß liberaler Strömungen innerhalb der Regierung? Nachdem noch Pastor Rahn die Konferenz im Namen der Anstaltsgemeinde Bethel aufs herzlichste begrüßt hatte und die von Freunden der Konferenz eingetroffenen brieflichen und telegraphischen Grüße verlesen worden, waren, folgten die angekündigten Vorträge. Professor D. Dr. Grützmacher-Erlangen sprach über „Die Durchführbarkeit der christlichen Ethik in der Gegenwart," Professor Dr. Hoppe-Hamburg über „Glauben und Wissen," Pastor Oestreicher-Bethel über „Die alttestamentliche Prophetie als Trägerin göttlicher Offenbarung" und Frl. Oberlehrerin M. von Tiling-Elberfeld über „Methodische Probleme des Religionsunterrichts."

Mit einer Schlußandacht, welche Pastor Sogemeier-Jöllenbeck über Röm. 1, 16 hielt, schloß der offizielle Teil der Tagung.

Kirchliche Rundschau.

Synodale Friedensbestrebungen.

Bei der deutsch-evang.-luth. Synode von Nebraska, die im September v. J. in Hastings, Nebr., gehalten wurde, wurden u. a. auch Versuche gemacht, einen friedlichen modus vivendi herbeizuführen zwischen der genannten Synode und dem westlichen Distrikt der luth. Synode von Jowa und anderen Staaten. — Wir entnehmen einem Zeitungsbericht, was wir darüber fanden.

Mehrere Stunden wurden dann einer wichtigen, seit Jahren schwebenden Angelegenheit gewidmet: dem Versuch einer Annäherung der luth. Synoden, hier besonders zwischen dem westlichen Distrikt der luth. Synode von Jowa und anderen Staaten und der deutsch-evang.-luth. Synode von Nebraska. Beide Synoden hatten je ein Komitee ernannt unter dem Vorsitz von Dr. Richter (Jowa) und Dr. Wellhaussen (Nebr.). Auf Grund der Berichte und nach längerer Beratung beschloß die Nebraska-Synode ungefähr folgendes: 1. Keine der beiden Synoden soll einen Pastor der andern Synode aufnehmen ohne ehrenvolles Entlassungszeugnis. 2. Keine Gemeinde der einen Synode soll von der andern Synode aufgenommen werden, es sei denn, daß der Präses der ersteren bezeugt, daß die Angelegenheiten u. s. w. der betreffenden Gemeinde geordnet sind. 3. Wenn die Beamten der beiden Synoden sich nicht einigen können über die Zulassung von Pastoren oder Gemeinden, soll ein Komitee beider Synoden den Fall untersuchen und entscheiden. Das Komitee wählt zum Vorsitzenden einen nicht zum Komitee gehörenden Pastor. 4. Auf einem Missionsfelde, indem nur eine Gemeinde lebensfähig und die Missionsarbeit erfolgreich sein kann, soll, wenn eine der

beiden Synoden bereits dort tätig ist, die andere nicht ihr Werk beginnen. Sind bereits beide Synoden tätig, so sollen die Beamten beider Synoden die Verschmelzung beider Felder versuchen. 5. Meinungsverschiedenheiten zwischen Beamten und Pastoren der beiden Synoden sollen nicht öffentlich in der Presse ausgefochten, sondern durch ein vereinigtes Komitee beider Synoden entschieden werden. Da die deutsch-luth. Nebraska Synode auf schriftgemäßem lutherischen Boden steht, empfiehlt sie neue Verhandlungen zur weiteren Annäherung, wie sie vor allem den Herrn der Heerscharen bittet um seinen Segen, den lutherischen Synoden der U. S. A. die Augen zu öffnen und seinen heiligen Geist zu geben, daß sie alle erkennen, wie drohend die Gefahr ist, und wie notwendig ein engster Zusammenschluß der lutherischen Kirche Amerikas ist zur Abwehr des gemeinsamen Feindes.

In Sachen der badischen Agende.

Wir haben schon öfters berichtet, welche Anstrengungen die gläubige Richtung in Baden machte, um das Unheil der Verwässerung der Agende durch die neue Vorlage abzuwenden. Die Gemeinschaften des Landes machten ganz energische Anstrengungen, um die durch die neue Agende drohende Gleichberechtigung der Richtungen innerhalb des Kultus der Kirche nicht zur Tatsache werden zu lassen. Zu dem Ende richtete der Verwaltungsrat des Gemeinschaftsverbandes unter dem 24. Juni 1914 eine Eingabe an den Großherzog, als Landesbischof der Kirche. Da es eine hochwichtige Aktion war, scheint es uns angebracht, das Schriftstück im Wortlaut abzudrucken und die darauf erfolgte Antwort.

An Seine Königl. Hoheit Großherzog Friedrich von Baden, den Landesbischof unserer evangelisch-protestantischen Kirche.

Getrieben von ernster Gewissensnot, erlauben sich die unterzeichneten Verwaltungsräte des evangelischen Vereins für Innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses in Baden, sich an ihren Landesherrn und Landesbischof in Sachen der neuen Agende unserer Kirche alleruntertänigst zu wenden.

Unser Verein besteht seit bald 70 Jahren. Er umfaßt die Mehrzahl der innerkirchlichen Gemeinschaften oder Stunden. Er zählt viele Tausende von Mitgliedern, verteilt auf die meisten evangelischen Gemeinden des Landes. Ernste Christen, gewissenhafte Staatsbürger und Menschen, reich an allerlei guten Werken zu sein — ist das ernste Bestreben der Glieder des Vereins. Den Kampf gegen alle zersetzenden Mächte in den Einzelpersönlichkeiten, in der Familie, in Kirche und Staat, in erster Linie mitzukämpfen; den Aufbau und Ausbau aller Kräfte des Guten, sonderlich des Reiches Gottes zu unterstützen — ist ihr Anliegen. In Kinderschulen, Sonntagschulen, Jünglingsvereinen, Jungfrauenvereinen, bei Verbreitung guter Literatur, im Kampfe gegen Trunksucht und Unzucht, bei der Unterstützung aller Anstalten, welche leibliches und geistliches Elend zu heben suchen, in den Werken der Aeußeren und Inneren Mission, aber auch in den Kirchengemeinderäten und Gemeinderäten unseres Landes findet man Glieder unseres Vereins hervorragend tätig. Das Prinzip unseres Vereins ist, das alles in der Stille und Zurückgezogenheit eines in Gott verborgenen Lebens zu tun; deshalb tritt er gewöhnlich nicht hervor. Nur außerordentliche Ereignisse vermögen ihn an die Oeffentlichkeit zu treiben. Ein solches Ereignis ist nun für uns die neue Agende.

Dieselbe bedeutet für uns die Festlegung der Gleichberechtigung der sogenannten „kirchlichen Richtungen" im gottesdienstlichen Leben der Kirche; sie bedeutet für uns einen mächtigen Schritt vorwärts in der Entleerung des biblisch-offenbarungsmäßigen Lehrgehaltes unserer Landeskirche; sie bedeutet für uns die Aufgabe der reformatorischen, ja der allgemein-christlichen Grundlagen unserer Heimatkirche. Die Tausende unseres Vereins hängen alle aufgrund allerpersönlichster Erfahrung an dem menschgewordenen, ewigen Gottessohn, als an ihrem Heiland; sie freuen sich der Vergebung der Sünden in seinem Blute, und der Gabe des Lebens im heiligen Geiste des erhöhten Herrn; sie sehnen sich nach der Wiederkunft ihres himmlischen Königs; sie nähren sich an der Bibel, als dem untrüglichen Gottesworte — und beten zu Jesu, als zu ihrem erhöhten Hohepriester und Haupte im täglichen Gebet für alle Fürsten, Obrigkeiten und alle Menschen. Wir glauben, daß Gottes Wort keinen andern Heiland kennt, als diesen; daß auch die Kirche nie einen andern gekannt hat, als diesen; und wir glauben, daß ein Abweichen von diesem Grund Gericht für Kirche und damit für das Land bedeutet. Davor fürchten wir uns. Es ist uns darum innerlich unmöglich, anzuerkennen, daß in der Kirche die Leugnung oder Verschweigung der ewigen Gottessohnschaft und des versöhnenden Leidens und der Erhöhung und Wiederkunft unseres Heilandes gleichberechtigt sein soll mit dem biblisch-reformatorischen Bekenntnis zu dem allem. Das aber schafft die neue Agende. Wir müßten uns selbst aufgeben, wollten wir sie anerkennen. Darum haben wir zu Eurer Königlichen Hoheit die große, herzliche Bitte, helfen Sie, daß unserer Kirche ihr Bekenntnisstand erhalten bleibe und daß nicht Ja und Nein in einer Kirche, amtlich genehmigt, darf gepredigt werden.

Zweimal sind die Vertreter unseres Vereins vom ganzen Lande in dieser Sache schon versammelt gewesen. Ueber 200 Vertreter unserer Gemeinschaften hat die tiefe Not jedesmal zusammengeführt. Beidemale ist einmütig beschlossen worden: „Sollte die neue Agende eingeführt werden, so ist es uns gewissensmäßig unmöglich, bei solchen Pfarrern, welche sie im verneinenden Sinne gebrauchen, ferner zur Kirche zu gehen und der Sakramente uns zu bedienen. Wir müßten zusehen, wie entweder die Kirche uns bekenntnismäßig versorgte, oder uns selbst helfen." Dieser Beschluß war für alle ein entsetzlich schwerer, aber er ist von unserer gewissensmäßigen Ueberzeugung gefordert. Wir wissen, unsere Kirche ist dadurch zerrissen; doch wissen wir auch, daß wir diesen Riß nicht gemacht haben. Mit der neuen Agende ist die Zerspaltung der Landeskirche Tatsache. Solch furchtbare Tatsache treibt uns zu dem außergewöhnlichen Schritte, uns an unsern geliebten Landesherrn und Landesbischof zu wenden mit der Bitte, das Aeußerste verhüten helfen zu wollen; mit der Bitte, diesen Agendenentwurf nicht zu genehmigen.

Eurer Königlichen Hoheit allezeit in Fürbitte gedenkenden Verwaltungsräte der Inneren Mission Augsb. Bek. in Baden:

Karlsruhe, den 24. Juni 1914.

T. Böhmerle, Pfarrer, Vorstand.

Folgen die Unterschriften des ganzen Verwaltungsrates.

Diese Eingabe hat Seine Königliche Hoheit dem hohen Oberkirchenrat zur Beantwortung übergeben, und dieser hat folgende Antwort uns zugesandt:

Evangelischer Oberkirchenrat.

Karlsruhe, den 7. Juli 1914.

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog ist uns Ihre Eingabe vom 24. v. M. zur Beantwortung übergeben worden. Wir haben von ihrem Inhalt Kenntnis genommen, können aber selbstverständlich die gegebenen Ausführungen nicht als zutreffend anerkennen und halten mit Seiner Königlichen Hoheit trotz aller ungerechtfertigten Bekämpfung der neuen Agende noch immer fest an der Hoffnung, daß aus ihr Segen für unsere Landeskirche hervorgehen werde. D. Helbing.

Diese Antwort wirkte tief betrübend auf sämtliche Gemeinschaftskreise. Aber noch hoffte man, die Generalsynode würde vielleicht das Unheil abwenden. Doch die nächste Nummer des „R. G.," dem wir diese Nachrichten entnehmen, brachte schon die letzte Entscheidung. Mit 29 gegen 26 Stimmen wurde die neue Agende von der Generalsynode angenommen. Damit ist die Bindung an das apostolische Glaubensbekenntnis aufgehoben.

Dr. Helbing soll erklärt haben: Die beiden Seiten seien nur „ungleiche Brüder" und die Ungleichheit käme ihm außerordentlich gering und unerheblich vor. Darauf antwortet Pf. Böhmerle (Editor des R. G.):

Wie man das sagen kann, angesichts der Tatsache, daß Tausende innerlich fast zugrunde gehen unter dieser Not, und diesen ihren Jammer der Behörde auch mitgeteilt haben — ist einfach unerfindlich. Glaubt man denn, wir wären Schauspieler oder Narren, die wegen Kleinigkeiten solches Geschrei anstellen? Und sagen wir es einmal hart auf die Spitze gestellt, ist der Unterschied gering und unerheblich, wenn die einen sagen: Christus ist Gott — und die andern: Er ist nur Mensch? — Nein — es gibt nichts in der ganzen Welt — was so weit auseinanderläge — wie der biblische Heiland und der Jesus — der Liberalen.

Wir sind nun angesichts des Beschlusses der Generalsynode zunächst unsern positiven Freunden vielen Dank schuldig, daß sie ritterlich gekämpft haben und daß sie einmütig und einhellig fest geblieben sind. Wir freuen uns der Erklärung, die sie zum Schlusse noch abgegeben haben und die folgenden Wortlaut hat:

Erklärung.

Wir bedauern, daß der Oberkirchenrat dem mit kleiner Majorität gefaßten Beschluß der Generalsynode vom 26. Juni 1909 Folge gegeben hat.

Wir protestieren dagegen ,daß durch die Zulassung eines andern Bekenntnisses neben dem Apostolikum die Bekenntnisgrundlage unserer Kirche in Frage gestellt wird.

Wir beklagen, daß dadurch Verwirrung in unsere Kirche getragen, ein großer Teil der gläubigen Gemeindeglieder in seinen heiligsten Empfindungen gekränkt und der vorhandene Gegensatz zwischen den Gliedern unserer Landeskirche vertieft wird.

Dieser mannhaften Erklärung der vergewaltigten Minderheit steht aber die andere Tatsache gegenüber, daß auch die zwei positiven Mitglieder des Evang. Oberkirchenrats in dieser Sache Verrat verübt haben an den positiv Gläubigen im Lande Baden. Wir geben wieder dem R. G. das Wort:

Wir haben in der Oberkirchenbehörde zwei positive Mitglieder und die Offenbarungsgläubigen der ganzen Kirche haben sich sehr gefreut über diese Tatsache. Als aber die Agendenfrage immer brennender wurde, da fragten viele, wo sind unsere Vertreter? Man sagte sich, sie müßten eher ihre Stellen niederlegen, als ihren Heiland lassen. Da kamen aber die Herzstöße. Der eine Stoß war die Nachricht, daß das eine positive Mitglied des Oberkirchenrats das neue Glaubensbekenntnis verfaßt habe. Man stand starr und konnte nichts mehr sagen. Der andere Stoß ist der, daß unser hochverehrter Herr Prälat, wir sagen dies „hochverehrt" in ganzem Ernste — sich bei der Abstimmung übers Glaubensbekenntnis der Stimme enthielt. Wir sagen es blutenden Herzens — unser Begreifen ist am Ende. Wo es sich um den teuren, gekreuzigten und erstandenen Heiland handelt — wie kann man sich da der Stimme enthalten? Wo ist der hohe christliche Zeugenmut — lieber sterben, als Jesum, den Sohn Gottes, lassen? Es geht eine tiefe innere und körperliche Erschütterung durch uns, angesichts solcher Tatsachen. Wir kommen uns vor, wie eine von ihren hochverehrten Offizieren verlassene Truppe. Doch sind wir froh, daß der sieggewohnte General — Jesus, der Christ — bei uns ist. Mit ihm können wir's auch ohne Offiziere.

Doch, um gerecht zu sein auch gegen die andere Seite, lassen wir das neu beschlossene „Glaubensbekenntnis" hier im Wortlaut folgen. Es besteht aus lauter zusammengestellten Bibelsprüchen:

„Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Er ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. Gott hat alle Dinge unter seine Füße getan und hat ihn gesetzt zum Haupte der Gemeinde über alles. Niemand kann Jesum einen Herrn heißen außer durch den Heiligen Geist. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Sind wir aber Gottes Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, denn wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft uns mag scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn."

Dieses „Bekenntnis" kann also fortan als Nebenformular neben dem apostolischen gebraucht werden.

Wir fragen: Kann man sich denn nicht mit diesem „Bekenntnis" genügen lassen? Warum sind doch die „Pietisten" gar nicht zufrieden mit solchen positiven biblischen Aussagen?

Hören wir, was Pfr. Böhmerle dazu zu sagen hat.

Wir bemerken dazu folgendes: Als wir zum ersten Mal vernahmen von dem Vorschlag, daß als Nebenbekenntnis neben dem Apostolikum ein solches aus Bibelsprüchen sollte aufgestellt werden, fiel uns zu allererst Matthäus 4, 1—11 ein. Satan hat den Sohn Gottes auch mit Bibelsprüchen versucht. Wenns gar nimmer anders geht, greift Satan zur Bibel. Es sei ferne von uns, die Verfasser des biblischen Tauffermulars mit Satan auf eine Stufe zu stellen — wir wollen nur sagen: Angeführte Bibelstellen beweisen noch lange nicht, daß der sie anführt biblisch richtig steht. Sollte es vielleicht den Herren der Linken unbekannt sein, daß alle Sekten, und die verkehrtesten am

eifrigsten, ihre Sache mit Bibelstellen verfechten? Eine Reihe zusammengestellter Bibelstellen ist kein Bekenntnis und kein Bekenntnisersatz. Das muß laut und hell betont werden. Es kommt auf die Auslegung der Bibelstellen an. Das ist eben das gewaltige am apostolischen Glaubensbekenntnis, daß es keine Auslegung zuläßt, weils lauter Tatsachen enthält. Wir wissen wohl, das ist den Herren das Unbequeme. In das neue Bibelspruch-Formular kann jeder hineinlegen, was er will — und wer nichts hat — auch gar nichts. Zum Beispiel, daß Bibelsprüche ohne Auslegung kein Bekenntnis sind, würden wir uns anheischig machen, aus lauter Bibelsprüchen ein Formular zusammenzustellen, das unsere Liberalen sicher verwerfen würden. Dann aber — sehen wir uns das neue Bekenntnis näher an. Nur eins sei herausgegriffen: „Wo ist der gekreuzigte Heiland; wo sein Versöhnungsblut; wo sein wahrhaftig Auferstehen?" Kein einziger Spruch, der dies bezeugte, ist eingefügt. Das Herzblatt des Christentums: „gekreuzigt, gestorben, begraben, am dritten Tage auferstanden," ist in diesem Bekenntnis ausgebrochen. Das sind Bibelmänner, welche den innersten Gedanken der Schrift alten und neuen Testaments: „Das Kreuz" — in ihrem Bibelbekenntnis weglassen. Das vorgelegte „Bibelspruchbekenntnis" kann keinen offenbarungsgläubigen Menschen befriedigen. Wir sind uns klar, man will unsern Heiland nicht, so wollen wir die nicht, die ihn verwerfen, und werden in aller Ruhe und Festigkeit die Maßnahmen treffen, die nötig sind, daß vom Main bis zum Bodensee unser bibelgläubiges Volk das volle Evangelium in Wort und Sakrament habe.

Hat Pfarrer Böhmerle nicht Recht? Man will mit diesem „Bekenntnis" den Leuten nur Sand in die Augen streuen, daß sie den Unterschied im Glaubensstand der verschiedenen Richtungen nicht sehen, oder für „außerordentlich gering und unerheblich" erachten sollen.

Wird nun die Agende durch den Großherzog genehmigt, — was zur Zeit, da wir dies schreiben noch aussteht — so sieht sich die gläubige Richtung in Baden vor die schwerwiegende Frage gestellt: Was nun? Können wir es mit unserm Gewissen vereinigen in einer Landeskirche zu bleiben, die offiziell die Gleichberechtigung von Glauben und Unglauben anerkannt hat? Oder wenn nicht, was dann? In Masse austreten und eine Freikirche bilden? — Wir werden der weiteren Entwicklung mit hochgespanntem Interesse folgen. Jedenfalls haben wir mit dieser Mitteilung ein hochaktuelles Stück Kirchengeschichte Badens auch in unserm „Magazin" festgestellt, das sicher viele unserer Landsleute sehr interessieren wird.

Kirchlicher Liberalismus und Gemeinschaftschristentum.

Dem Liberalismus gilt die „Gemeinschaft," wo lebendiges Glaubensleben gepflegt wird, als „Sektirerei." Es ist die alte Geschichte. Ein Liberaler darf die Leute mit seinem liberalen Quatsch zur Kirche hinauspredigen, daß sie ganz leer bleibt, darüber beklagt sich der Liberalismus nicht. Kommt aber ein Geistlicher, der den Leuten das evangelische Lebensbrot unverfälscht darreicht und der die nach dem Lebensbrot hungernden Seelen von weit und breit herbeilockt, so daß die Kirche sich füllt, da schreien die Liberalen

und beschweren sich beim Konsistorium über die „Sektiererei." Als Beleg geben wir folgende Notiz aus „Phil.":

Seltsame Klage.

Das Berliner Blatt „Kirchlich-Liberal" enthält in No. 11, Seite 163, folgenden Bericht eines Hildesheimer Blättchens aus Linden bei Hannover: „An der (Zions-) Kirche amtiert seit einigen Jahren ein Geistlicher, der der evangelischen Gemeinschaftsbewegung angehört, die sehr zum Verdruß des Kirchenvorstandes und des größten Teils der Gemeindemitglieder, die Kirche derart okkupiert (in Besitz genommen) hat, daß bei den Gottesdiensten oft mehr Fremde die Kirche besuchen als Gemeindeglieder. Auch in anderer Hinsicht hat die der Zions-Gemeinde früher völlig fremde Bewegung viel Aergernis in die Gemeinde getragen, so daß schon früher seitens des Kirchenvorstandes Beschwerde beim Kol. Konsistorium erhoben ist. Merkwürdigerweise zeigt sich die Hannoversche Landeskirche gegen diese Sektiererei außerordentlich duldsam."

Das erinnert uns an eine alte Anekdote, die Em. Frommel in dem Lebenslauf des sel. Pfr. Henhöfer erzählt. (Wir berichten nach dem Gedächtnis).

Henhöfer war aus der katholischen Kirche, wo er Priester war, zur evangelischen Kirche übergetreten und evangelischer Pfarrer der bad. Landeskirche geworden. Seine Pfarrei war Spöck, nicht sehr weit von Karlsruhe. Natürlich predigte Henhöfer das echte Evangelium, wie er's im Glauben an den Herrn selbst erlebt und erfahren hatte. Seine Predigt war sehr volkstümlich und packend und bald wurde Spöck der Wallfahrtsort für alle nach dem Lebensbrot und Lebenswasser hungernden und dürstenden Seelen. Von weit und breit, wer nur konnte, kamen die Leute nach Spöck. Denn es war noch die Zeit der Dürre und „das Wort des Herrn war teuer im Lande." Das war aber den glaubenslosen Amtsträgern der damaligen Zeit ein Dorn im Auge, daß dieser Henhöfer solchen Zulauf hatte, und es war des Klagens kein Ende.

Die Klage kam bis zum damals regierenden Großherzog.

Dieser kam nun eines Tages (am Werktag) unangemeldet nach Spöck, als alle Leute bei der Feldarbeit waren. Nun ließ er „zusammenläuten" und bestellte ohne weiteres Pfr. Henhöfer solle jetzt predigen. Den Text werde er auf der Kanzel finden. Das Volk strömte zur Kirche, Henhöfer fand auf der Kanzel ein weißes Blatt Papier. Da fing er an: „Hier ist nichts und da ist nichts, aus nichts hat Gott die Welt geschaffen." Damit war er im Gang. Und als dann der Großherzog nachher die Kirche verließ, sagte er: „Wenn ihr mir noch einmal über Henhöfer klagt, setze ich ihn euch als Hofprediger auf die Nase!"

Hätten wir doch mehr solche energische und für das Wort empfängliche Fürsten, dann wäre der „Summepiskopat" ein Segen für das gläubige Christenvolk und ein Schrecken für den Liberalismus, der nur zerstören aber nicht aufbauen kann.

Ein „zeitgemäßes" (!!) Glaubensbekenntnis

hat das offizielle Organ der kirchlich-liberalen Vereine von Groß-Berlin: „Kirchlich-Liberal" in seiner Nr. 4 veröffentlicht und damit seinen Inhalt zur Beurteilung gestellt. Es lautet:

Ich glaube an Gott, die wunderbare Kraft der Natur, die ich zwar nicht kenne, aber überall täglich empfinde, die Pflanzen wachsen, Sommer und Winter werden läßt, und die ich an jedem Menschen, an jedem Kinde, an allem Schönen mit inniger Freude fühle.

Ich glaube, daß Jesus ein Mensch war, ein Kind Gottes, wie wir es alle dem Ideale nach sind, der mit vollem Bewußtsein sein Leben eingesetzt hat, um sich selbst und seiner göttlichen Ueberzeugung getreu zu sein, und der durch sein ganzes Leben den Menschen das edelste Vorbild gegeben hat.

Ich glaube an den Heiligen Geist, den heiligen Funken in uns, der uns Menschen zum Denken anregt und uns begeistert zu allem Guten und Schönen, der uns unsere Lebensaufgabe erkennen und uns die Freude der göttlichen Natur empfinden läßt.

Ich glaube an ein ewiges Leben. Unser Tun hat einen Einfluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Das Gute fördert dieselbe und bleibt darum dauernd — ewig — bestehen. Darum sind wir alle, jeder einzelne und in jedem einzelnen Falle verantwortlich unsern Mit- und Nachmenschen gegenüber; wir sind winzige Körnchen am Berge der Menschheit.

Diese vier Sätze, von denen der letzte obendrein eine Reihe unklarer und lose aneinandergereihten Gedanken enthält, machen dem pantheistisch orientierten, unsern Herr Jesum Christum in die Reihe der sündigen Menschen herabdrückenden und auf Selbsterlösung eingestellten Dogma des kirchlichen Liberalismus alle Ehre. Sie lassen zugleich die abgrundtiefe Kluft erkennen, die uns in den Grundfragen der Religion überhaupt, wie des Christentums im besonderen, von den Kirchlich-Liberalen trennt. Sie bestätigen aufs neue mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß es einem systematisch betriebenen Selbstmord gleichkommen würde, wenn die Vertreter des Bekenntnisstandes unserer Landeskirche auch nur einen Finger reichen wollten, um die von den Anhängern der Mittelpartei und des kirchlichen Liberalismus sehnlichst herbeigewünschte Gleichberechtigung des letzteren mit dem kirchlichen Bekenntnisstande ihrer Verwirklichung entgegenzuführen. Daß davon keine Rede sein kann, steht bei allen Bekenntnisfreunden unserer Landeskirche von vornherein und ein für allemal fest.

Verwunderlich ist und bleibt hierbei nur, daß Männer des Kirchenregiments in einer geradezu auffallenden Weise, die darum weiteste Kreise unter den Freunden des kirchlichen Bekenntnisses mit großer Betrübnis erfüllt, ihre schützenden Arme über die Anhänger dieses kirchenauflösenden Liberalismus ausbreiten und systematisch darauf hinwirken, diese abgrundtiefe Kluft als praktisch nicht vorhanden hinzustellen und den Anhängern des kirchlichen Bekenntnisses zuzumuten, daß sie Hand in Hand mit diesen Zerstörern der unveräußerlichen Grundlagen unserer Landeskirche arbeiten. Wenn das ein Mann tut, der als einfaches Glied der Kirche nicht weiter Beachtung finden kann, so ist das verständlich und muß auch getragen werden; wenn aber in hoher kirchenregimentlicher Stellung stehende Männer so einseitig die Sache des kirchenauflösenden Liberalismus in Schutz nehmen, so finden wir das unverständlich und begreifen, daß diese Handlungsweise vielen Gliedern unserer Landeskirche unerträglich zu werden anfängt.

Aus „Positive Union."

Der Christliche Kolportageverein im Großherz. Baden ist, wie folgende Notiz in „Phil." zeigt, aufgelöst geworden.

Der Christliche Kolportageverein, eine Gründung des vor zwei Jahren heimgegangenen Freiherrn Julius von Gemmingen in Baden-Baden (früher Gernsbach), ist im Herbst 1913 aufgelöst geworden. Fräulein Emma Staiger, die frühere Gehilfin des Entschlafenen, hat den Bestand an Schriften und Büchern käuflich übernommen und führt jetzt die Buchhandlung auf eigene Rechnung unter ihrem Namen weiter. Sie gibt auch die damit verbundenen Blätter heraus unter ihrer eigenen Verantwortlichkeit.

Dieser Verein war fast ganz und gar nur das Werk des energischen und glaubensmutigen Barons v. G. Der Herr Baron hatte in Baden eine etwas isolierte Stellung, wie wir aus eigener Erfahrung wissen.

Vermöge seiner Bildung und sozialen Stellung konnte er dem weitherzigen Geist des Evangeliums sich nicht verschließen. Er pflegte brüderliche Gemeinschaft mit Leuten aus allerlei Kirchen, die bei dem gewöhnlichen Volk als „Sekten" verschrieen waren. Dadurch kam er etwas in Mißkredit bei den Brüdern des „Vereins für Innere Mission Augsb. Bekenntnisses." Der Baron war ein sehr demütiger und leutseliger Herr, der sein Leben und sein Vermögen mit Freuden in den Dienst des Herrn stellte. Um nicht in den Geruch zu kommen, daß er allein die Angelegenheiten des „Christl. Kolportagevereins" leite, und allein das Geld einnehme, bemühte er sich, aus den Gemeinschaftskreisen und aus dem Kreis gläubiger Pfarrer in Baden einen „Verwaltungsrat" zusammenzusetzen, mit dem er gemeinschaftlich das Werk der Kolportage christlicher Schriften betrieb. Es wurden kleine christliche Traktate und Zeitschriften geschrieben und verbreitet; Kolporteure angestellt, welche die Schriften unter das Volk bringen sollten. Aber, das Werk stand doch den Leitern des Inn. Miss. Ver. mehr oder weniger ferne (nach unserm Urteil) und es fehlte der rechte Trieb, die Sache aufrecht zu erhalten. So ist's denn kein Wunder, daß nach dem Abscheiden des Herrn Barons, der die Seele des Ganzen war, auch der Verein endgiltig entschlafen ist.

Liguori!

Unsere neuliche Bezugnahme auf die Moraltheologie des katholischen hl. Alfons Maria Liguori hat die bekannte „Kath. Volkszeitung" in Baltimore in arge Aufregung versetzt und einen nahezu dreispaltigen Artikel zu unserer Aufklärung veranlaßt. Der von uns erwähnten Frl. Lowry, die das unverzeihliche Vergehen sich hat zu Schulden kommen lassen, den sittlichen Unrat Liguoris vor die Oeffentlichkeit zu bringen, ergeht es schlecht, die wird einfach **mit Kot beworfen nach** dem jesuitischen Preßgrundsatz: „Gegenüber arroganten Gegnern der Kirche ist jede Beschimpfung gestattet, wenn zweckentsprechend."

Uns selbst gilt eine zweifache Belehrung: einmal, daß der heilige Liguori ein wirklicher Heiliger sei, und zweitens, daß, was er Anstößiges in seiner Moraltheologie auch geschrieben habe, nur für die Priester, die Beichtväter, geschrieben wurde, somit nicht in die Oeffentlichkeit gehöre. Was nun die „Heiligkeit" des Liguori betrifft, so wollen wir darüber heute keine Untersuchungen anstellen; was er geschrieben und zu welchem Zweck er es geschrieben hat, das interessiert uns augenblicklich mehr. Daß all das, was wir in Liguoris Schriften als „Schmutz" und „Unflat" bezeichneten, in

denselben wirklich enthalten ist, wird katholischerseits nicht beanstandet. Aber er habe nur für die Priester, die Beichtväter geschrieben, heißt es. Darüber herrscht bei uns kein Mißverständnis. Der Priester hat somit nach katholischer Moral ein Recht, all diese schmutzigen Fragen an seine weiblichen Beichtkinder zu stellen. Der Priester — der unverheiratete, der unsittliche sowohl als der sittliche Priester hat das heilige Recht, all diesen liguorischen Unflat seinen weiblichen Beichtkindern im Beichtstuhl vorzulegen!

Der Ex-Priester Jeremiah Crowley ließ neulich ein Buch unter dem Titel: „Der Papst, das Haupt der Weißen Sklaverei, der Hohepriester der Intrigue" erscheinen, in welchem er den „Beichtstuhl" als ein Institut der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit hinstellt. Er sagt an einer Stelle:

„Wenn amerikanische Mannhaftigkeit, die Mannhaftigkeit der zivilisierten Welt, sich vergegenwärtigte, welch niederträchtige Fragen unverheiratete Priester — viele von ihnen unanständige und chrarakterlose Menschen — an Mädchen und Frauen stellen, die doch der Mehrzahl nach sittlich und edel gesinnt sind, diese Niederträchtigkeit unter dem Deckmantel der Religion würde bald in der ganzen Welt ein Ende nehmen."

Crowley behauptet, daß die Mehrzahl der Dirnen in den verrufenen Häusern katholischen Familien entstammen, und daß der Beichtstuhl mit seinen unanständigen und schamlosen Fragen und Andeutungen bezüglich Geschlechtsumganges jungen Seelen tatsächlich Unterricht im Laster erteile. Von keiner andern Institution als der Papstkirche, sagt er, würde solch Verbrechen an der Jugend unseres Landes geduldet werden. Mit was für Schmutz, sagt er weiter, die Gemüter der jesuitisch unterrichteten Konfessoren angefüllt sind, möchte ich den Leser hinweisen auf „Sankt" Liguoris und „Vater" Gurys Moral (?) Theologie, die eine solche Menge von Abscheulichkeiten enthalten, wie sie nur die Hölle selbst einzugeben vermag.

Liguori und der unsittliche Priester — that's enough!

Aus „Christl. Botschafter."

Literatur.

Tschackert, Paul, Prof. d. Theologie in Göttingen. Die unveränderte Augsburgische Konfession — deutsch und lateinisch nach den besten Handschriften aus dem Besitze der Unterzeichner, Kritische Ausgabe. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Preis: ?

Wenn man auch die Einladung Karls V zum Reichstag zu Augsburg nicht dahin bestimmen kann, als sei es ihm um den Sieg der evangelischen Wahrheit zu tun gewesen, so muß man angesichts der ihm vom Papste empfohlenen Gewaltmittel doch den friedlichen Ton des kaiserlichen Ausschreibens anerkennen, denn er wünschte nichts weniger als daß „eines jeglichen Gutbedünken und Meinung sollte in Liebe und Gütlichkeit gehört, alle Zwietracht hingelegt, aller Widerwille gelassen und alles zu einiger christlicher Wahrheit gebracht und verglichen werden." Dieser Aufforderung ist dann auch der praeceptor Germaniae in einer Weise nachgekommen, die ihn zwar von verschiedener Seite in Verdacht kommen ließ, die aber durch Hervorhebung des Gemeinsamen und Motivierung der teilweisen Abweichungen die Staatsschrift mehrerer deutscher Reichsstände wurde, durch welche diese „historischen Bericht erstatteten, wie es bei ihnen mit Lehre und Kirchenregiment gehalten sei und einen Antrag implicite darüber stellten, was ihrer Ueberzeugung

nach überhaupt zu einem rechten evangelischen Zustand erforderlich sei." Das ursprüngliche sächsische Bekenntnis, dem die Namen aller andern lutherischen Stände und Städte beigefügt wurden, wurde dann am 25. Juni 1530 in deutscher Sprache verlesen und die Texte in beiden Sprachen übergeben. Von einem eigenartigen Geschicke aber wurden die Original-Texte des „Augapfels der evangelischen Kirche" betroffen, denn sie sind trotz aller Nachforschungen bis auf diese Stunde nicht gefunden worden. Wohl hatte sich der sächsische Kurfürst nach Mainz gewandt im Glauben, daß das dortige Reichsarchiv das deutsche Original berge, aber er sowohl als der Erzbischof wurden in ihrer vermeintlichen Annahme von dort eine Abschrift des Originals zu erhalten, von den Mainzer Archiv-Beamten betrogen, denn letztere hatten Kenntnis davon, daß es sich bei der Mainzer Handschrift um eine „ganz gewöhnliche Abschrift" handelte. Dieser mundartlich verdorbene Mainzer Text wurde von den Verfassern des Konkordienbuchtextes in die obersächsische Mundart transponiert, wobei es aber auch wiederum nicht ohne willkürliche Veränderungen und zahlreiche Schreibfehler abging. Für die Veränderungen des lateinischen Textes ist Melanchthon allein verantwortlich. Der lateinische Text Melanchthons und des Konkordienbuches ist also ganz gewiß nicht die am 25. Juni übergebene confessio invariata, sondern eine Privatarbeit Melanchthons. Mit andern Worten — eine unveränderte Augsburger Konfession gibt es nicht. Zwar beeinflussen diese Abweichungen nicht die orthodox-lutherische Lehre, aber das Pochen auf die U. A. C., wie dieses durch die Firmenschilder mancher Kirchen unseres Landes zu Tage tritt, entspricht genau genommen nicht den Tatsachen. Durch die gründlichen Studien des genannten Gelehrten sind wir heute erst in den Stand gesetzt, einen handschriftlich gesicherten Text zu haben, der, wie der berühmte Augustana-Forscher annimmt, mit dem Originaltexte übereinstimmt. —

J. H. S.

Tschackert, P., D. Dr. Die Entstehung der luth. und reformierten Kirchenlehre samt ihren innerprotestantischen Gegensätzen. 645 Seiten. Göttingen, Vandenhoeck und Rupprecht. Preis: ?

Wer sich über die Entstehung der Lehrformen innerhalb der beiden Reformationskirchen orientieren will, der greife zu diesem gediegenen Werke, das ihm in objektiver Weise dartut, was die Männer der Reformation wirklich gedacht haben, und wie es auf Grund ihrer Reflexionen zur Entstehung der beiden Partikularkirchen gekommen ist. In welch objektiver Art der Verfasser zu Wege geht, ist am besten aus seinem herrlichen Schlußartikel zu ersehen, in welchem er darauf hinweist, daß infolge der Streitigkeiten um die Sakramentstheorie die Stimmung zwischen den beiden Konfessionskirchen oft eine recht unfreundliche gewesen sei, daß aber heute, wo wir weiter als drei Jahrhunderte von der Zeit des Streites abgerückt sind und seine Wirkungen überschauen können, wir uns geschichtlicher Gerechtigkeit befleißigen müssen. Der Verfasser betrachtet es darum auch als seine Aufgabe, über all dem Trennenden der evangelischen Konfessionskirchen das Gemeinsame in das gebührende Licht zu stellen und die alle Unterschiede überragende geistige Einheit des Protestantismus zu betonen. J. H. S.

Wechselblätter. Siehe November 1914.

Die folgenden Stücke wurden zurückgelegt vom letzten Heft.

Der Reichs-Gottesbote. Erscheint wöchentlich in Karlsruhe im

Verlag des Evang. Vereins für Innere Mission. Preis jährl. im Ausland 4 M. Herausgeber: Pfr. Th. Böhmerle, Langensteinbach. Erbauliche Aufsätze; Nachrichten aus den Gemeinschaften in Baden. Chronika.

Philadelphia. Organ für evang. Gemeinschaftspflege. Erscheint monatlich in Stuttgart. Buchhandlung des Deutschen Philadelphia Vereins. Herausgeber: Rektor Chr. Dietrich, Stuttgart.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons. Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München hersg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1914.

Inhalt des 9. Heftes: Die Durchführbarkeit der christlichen Ethik in der Gegenwart. Von Professor D. R. H. Grützmacher in Erlangen. — Wer hat die Aussprüche des Propheten Amos gesammelt? Von Gymnasial-Professor D. Dr. Wilhelm Caspari in Erlangen. — Die Bedeutung der verschiedenen Textarten für die Methode der Predigt. Von Professor D. Steinbeck in Breslau. — Das Bekenntnis der Kirche und das Recht der Einzelgemeinde. Von Wirkl. Geh. Oberkonsistorialrat D. Dr. Th. Hoppe in Hildesheim. — Das allgemeine Priestertum als Grundlage für die organische Einheit von evangelischem Pfarramt und Gemeinde. Von Oberhofprediger Scholz in Gotha.

Inhalt des 10. Heftes: Beiträge zur deutschen Bibelsprache. Von Pfarrer D. Risch in Landau. — Die gegenwärtige Krisis in der Pentateuchkritik. Von Geh.-Rat. Professor D. Dr. Ed. König in Bonn. — Was können wir von der Predigtlehre des Rationalismus lernen? Von Pastor Lic. M. Peters in Hannover.

Die Theologie der Gegenwart herausgegeben von Professor D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. D. Dr. G. Grützmacher in Heidelberg, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. .D Wohlenberg in Erlangen. — Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. — Preis pro Jahr M. 3.50 (für Abonnenten der Neuen Kirchlichen Zeitschrift M. 2.80).

Das eben erschienene 5. Heft des Jahrgangs 1914 der „Theologie der Gegenwart" bringt den Bericht über die Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte seit der Reformation und auf dem der allgemeinen Kirchengeschichte; der Erlanger Kirchenhistoriker Professor D. Hermann Jordan ist der Verfasser des Heftes. Der reichhaltige Bericht berücksichtigt das Beste und wirklich Lesenswerte aus der protestantischen und ebenso aus der katholischen Literatur; wir verweisen hinsichtlich der Letzteren besonders auf die Besprechungen der Arbeiten von Pastor über die Päpste und über Gagern, auch über Kißlings Geschichte des Kulturkampfes, wie überhaupt die Geschichte der neuesten Zeit besonders in den Vordergrund tritt. Besonders eingehend werden die wichtigen Arbeiten Böhmers über Luthers Romfahrt und über die Gesellschaft Jesu, dann die neue Hoffmannbiographie von Wapler behandelt und auch schon die eben erschienene Koldebiographie des Referenten selbst erwähnt. Es ist deutlich das Bestreben des Verfassers des Heftes, möglichst objektiv und allseitig zu referieren und zu orientieren, aber doch auch mit dem kritischen Urteile in Anerkennung und Ablehnung

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 50. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Aus dem Inhalt der letzten Hefte (August und September) möchten wir den kurzen, packenden Aufsatz „Krieg“ (vom Herausgeber) und die längere Abhandlung von Prof. Dr. Muchau über „Das evangelische Christentum und die deutsche Friedensgesellschaft“ als besonders beachtenswert hervorheben. Weiter seien die folgenden Abhandlungen genannt: Zur Pflege des Gemüts. — Freidenkerweisheit. — Variationsthese und Selektionslehre. — Vom Zweck des Gebets. — Pommerscher Aberglaube und über den Aberglauben im allgemeinen. — Etwas vom Volkslied in der Gegenwart.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Aus dem Inhalt der Hefte für August und September: Unter den Kurden. Mit 9 Bildern.) — Aus der Kaffernmission der Brüdergemeine. (Mit 4 Bildern.) — Die Schleswig-Holsteinische Mission in der Telugatiefebene. — Die armenische Kirche. (Mit 12 Bildern.) — Die Generalsynode einer Missionskirche. — Die Mission auf der Bugra in Leipzig. (Mit 2 Bildern.)

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des Septemberheftes: Mit Gott! Von J. E. Freiherrn v. Grotthuß. — Der deutsche Krieg. Von Dr. Richard Bahr. — Eine Dämmerstunde. Psychologische Studie von Alwine von Keller. — Serajewo und die russische Politik. Von Dr. Franz Quadflieg. — Heimreise zur Kriegszeit. Von Carl Storck. — Eine alte deutsche Frau zu den jungen deutschen Frauen und Mädchen. Von Käthe Damm. — Die Verwelschung Belgiens. Von Kurd v. Strantz. — Der russische Soldat. — Englands Aufklärung der Inder. Von Max R. Funke.— Angstmeier.— Beschießung von Luftfahrzeugen.— Der deutsche Reichskriegsschatz. Von Paul Dehn.— Küstenkrieg.—Zar Nikolaus, König Peter und die Serben. — Der Zar als Soldat.— Die deutsche Reichskriegsflagge.— Mobilmachung in Berlin.— Mobilmachung in Rußland. — Nach der Kriegstrauung. — Die Waffen der Luft. — Die Bestie im Belgier. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Robert Hamerling, Alldeutschlands Dichter. Von Hermann Kienzl. — Der deutsche Kriegsroman. — Die Malerei des deutschen Barocks. (Zur Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung.) Von Karl Storck. — Behaltet die Musik im Hause! Von Karl Storck. — Hilfsstellen für Berufsmusiker. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen (Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des ersten Oktoberheftes: Das wirkliche Deutschland! Von Oskar A. H. Schmitz. — Kaiserin Friedrich. Erinnerungen der Fürstin Wilhelm Radziwill. — Die Verwundbarkeit Englands trotz seiner Insellage und übermächtigen Flotte. Von Baron von Ardenne, Generalleutnant z. D. — Das Prinzchen. Von Hans von Kahlenberg. — Warum sind wir Deutsche so verhaßt? Von A. Oskar Klaußmann. — Ein Totengespräch. Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. — Worte im Sturm. Von Marie Diers. — Das Seelische im Schlachterfolge. Von Paul Dehn. — Ein Sieg des Deutschtums in der Musik. Von Karl Storck. — Der Völkerkrieg und das Prophetentum. Von Ludwig Deinhard. — Buben und Bestien. — Die Schauspielhäuser im Krieg. Von Hermann Kienzl. — Unsere Wirtschaft hält durch. — Die Aufteilung Deutschlands. Von Dir. Dr. Schmidt-Hainichen i. S. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Wir möchten unsere Leser bitten zu beachten, daß der Türmer zweimal monatlich erscheint während der Kriegszeit und ausgezeichnet orientierende Aufsätze bringt. Der Preis für das Einzelheft beträgt 80 Pfg., das Abonnement wie bisher vierteljährlich 4.50 M.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 17. Band. St. Louis, Mo. März 1915.

Exegetische Studie über Ev. Joh. Kap. 3, 22-36.

Von Prof. em. E. Otto.

Es ist wohl mehr als eine bloße naheliegende Vermutung, daß der Evangelist, der ja zwar, so zu sagen, für die Ewigkeit geschrieben, zu den Menschen aller Zeiten geredet hat, doch zunächst einen Leserkreis vor Augen gehabt hat, für welchen Johannes der Täufer in unvergessenem hohen Ansehen und für den seine Stellung in religiöser Beziehung von autoritativer Bedeutung war. Dem steht der Umstand nicht entgegen, daß der Evangelist, wie seine Uebersetzung hebräischer Worte in griechische Sprache beweist, zugleich auch nicht jüdische Leser vor Augen hat, denn daß die Wirksamkeit des Täufers sich auch über die Grenzen seines Vaterlandes ausgedehnt haben wird, ist an sich wahrscheinlich und wird ja auch durch die Erwähnung von Johannis Jüngern in Ephesus, Act. 19, bestätigt. Offenbar geht auch aus der Darstellung des Evangeliums hervor, daß der Evangelist dem Täufer den größten Einfluß auf das Werden seines eigenen religiösen Lebens zugeschrieben hat, daß er sich also mindestens als einen Zeitgenossen des Täufers ausgibt; denn wenn er auch nicht ausdrücklich sagt: Ich, der Schreiber dieser Geschichte, war einer von den zwei Jüngern, die der Täufer zu Jesu gewiesen hat, so weist doch die ganze Darstellung mit der minutiösen Zeitangabe der zehnten Stunde, 1, 39, darauf hin, daß der Erzähler als Augenzeuge angesehen sein w o l l t e. Würde man nun, wie ja viele tun, von der Voraussetzung der Unechtheit des Evangeliums ausgehen, so wäre man genötigt, den ganzen Bericht von der Werbung der ersten Jünger als Fiktion anzusehen, und man könnte als Motiv für diese Fiktion nur die Absicht des Erzählers denken, daß er von seinen Lesern für einen solchen angesehen sein wollte, der über die Stellung des Täufers authentische Auskunft zu geben vermöge. Daß man dazu kein Recht hat, braucht hier nur beiläufig bemerkt zu werden, aber auch von diesem Standpunkte aus muß es als evident anerkannt werden, daß es dem Evangelisten darum zu tun ist, den Täufer als ausschlaggebenden Zeugen für Christum vorzuführen. Das beweist schon die Stellung, die er ihm im Prologe zuweist. Nachdem er in den ersten Versen von der göttlichen Dignität des unter den

Christen verkündigten Wortes geredet, das nicht eine Botschaft von Gestern her sei, sondern eine Geistesmacht in Gottes ewigem Wesen gegründet, lenkt er scheinbar desultorisch den Blick auf die geschichtliche Verwirklichung des göttlichen Heilsrates und, alle vorangehenden Träger der Offenbarung als dieser einzigartigen gegenüber minderwichtig überspringend, führt er als den eigentlichen Anfang der Heilsgeschichte das Auftreten des Täufers vor: „Es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Und am Schlusse des Prologes, nachdem er sein eigenes Zeugnis von der Herrlichkeit Christi abgelegt: „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit wie eines eingeborenen Sohnes vom Vater her,“ führt er als noch vollgewichtigeren Zeugen den Täufer herzu. „Johannes zeuget von ihm.“ Wer wir sind, will er damit sagen, die wir die Herrlichkeit des Eingebornen gesehen haben, das möget ihr nicht wissen, aber den Johannes habt ihr gekannt, auf sein Urteil habt ihr etwas gegeben, nun, so vernehmet, was er euch zuruft. Der Evangelist gebraucht ja allerdings sehr häufig das sogenannte historische Präsens auch in der Erzählung, um dadurch das Erzählte zu vergegenwärtigen, lebhafter zu veranschaulichen, aber hier, V. 15, ist das Präsens jedenfalls im eigentlichen Sinne zu nehmen, als Darstellung von etwas Gegenwärtigem: Johannes zeuget von ihm jetzt, er rufet laut, (das perf. 2 κέκραγε hat, wie viele perfecta 2, Präsenzbedeutung) lauter als er auf Erden seine Stimme hat schallen lassen können, und weist von der Ewigkeit her auf das einst auf Erden von ihm abgelegte Zeugnis zurück: „Dieser war es, von dem ich (damals in meiner Erdenzeit) redete.“ „Und er spricht“: Und nun gibt der Evangelist dem Zeugnisse des Täufers allerdings eine tiefere Deutung, einen vollwichtigeren Inhalt als man damals bei Lebzeiten desselben seinem Zeugnisse hat entnehmen können, als er selber hineinzulegen vermocht hat. Anknüpfend an einen Ausspruch, den jener wirklich in seinem Leben getan, zieht er aus demselben die Konsequenz und läßt den in der Ewigkeit nun zu vollendeter Erkenntnis Gereiften, ein Bekenntnis aussprechen, wie es nur von der Höhe des christlichen Glaubens ausgesprochen werden konnte, nachdem der Geist seine Jesum verklärende Wirksamkeit in den Jüngern geübt. Nach dem Zeugnisse der Synoptiker nicht bloß, sondern auch nach den Andeutungen unsers Evangeliums selbst, hat doch der Täufer nur im Vorhofe gestanden und die Höhe wahrhaft christlicher Erkenntnis nicht erreicht, „wer der Kleinere ist im Reiche Gottes, ist größer denn er.“ Hier aber läßt ihn der Evangelist ein lautrufendes Zeugnis ablegen, dem zu einem christlich apostolischen Bekenntnisse absolut nichts fehlt. Es ist durchaus kein Anhalt dazu vorhanden, den Inhalt der Verse 1, 15—18 zu teilen und das Zeugnis des Täufers nur bis zu einem bestimmten Punkte reichen zu lassen und das übrige als Zeugnis des Evangelisten selbst aufzufassen, sondern das Zeugnis des Täufers schließt sich mit dem aller Gläubigen zusammen, und er bekennt mit allen Gläubigen vereint: „Aus seiner Fülle haben wir alle genommen, ja, Gnade um

Gnade." Der Gedanke, der den Evangelisten dabei geleitet hat und der seiner Darstellung Berechtigung verleiht, ist der, daß die Wahrheit fortgehend freimachende Wirkung auf den Menschen ausübt, und wer aus der Wahrheit ist, von der Macht derselben weiter geführt wird, so daß sie sich ihm immer tiefer erschließt, und die Kehrseite davon, daß das ewige Leben, welches mit dem Wandel in der Wahrheit gesetzt ist, in den Schranken des irdischen Lebens keinen vollen Abschluß findet, sondern eine Entfaltung in der Ewigkeit verbürgt. Bei aller Beschränkung welcher die Erkenntnis des Täufers in seinem irdischen Leben unterlag, einer aus der Wahrheit ist er gewesen, und so wird sich an ihm erfüllt haben, was das Lied sagt: „Dort werd ich das im Licht erkennen, was mir auf Erden dunkel war."

Es ist also das ideale Zeugnis des Täufers, auf das sich der Evangelist hier beruft. Auf Erden ist der Mund desselben geschlossen, aber von der Ewigkeit her erklingt sein Zeugnis fort und zwar so, daß wir nun im Lichte der erlebten Erfüllung Inhalt und Tragweite seines Zeugnisses besser verstehen können, als er's selbst in seinem irdischen Leben vermocht hat. Wie Jesus von Mose sagen kann: „Er hat von mir geschrieben, 5, 36, obgleich doch in der Torah vom Namen Jesu nicht die Rede ist, weil doch im Grunde das Gesetz, als Ganzes, verhüllte Verheißung ist, so treibt auch die Wahrheit, welche der Täufer in der Umschränktheit seines irdischen Lebens vertreten hat, über sich selbst hinaus, und wenn er schon hier entschieden bekannt hat: „Der nach mir Kommende, ist größer, denn ich," so muß ihm auch, wenn er nun zum Schauen gelangt ist, die Erkenntnis geworden sein, w a r u m und inwiefern derselbe größer sei, weil nicht bloß ein Grad-, sondern ein Artunterschied zwischen ihnen bestehe.

Diese Auffassung konnte nun freilich nicht allen Johannisjüngern sofort einleuchten, mochten doch viele bei dem Täufer als dem größten von Weibern Geborenen stehen bleiben, als ob es über Menschengröße hinaus nichts Höheres gebe. Ihn hatten sie für den Mann gehalten, der zur Gründung des ersehnten Gottesreiches das Zeug habe, seinen Tod hatten sie beklagt, und ihre Ueberzeugung war, daß nur ein Mann wie der Täufer, ein zweiter Johannes, der Retter sein könne, daß einer, der nur im geringsten anders geartet sei als der Täufer gewesen, zum Messias tauglich sein könne, war ihnen undenkbar. Deshalb stellt der Evangelist nun dem idealen Zeugnisse des Täufers das Geschichtliche desselben zur Seite, 1, 19—25. Sollte jemand meinen, will er damit sagen, ich hätte zu viel gesagt, hier ist eine notorische Tatsache aus dem Leben des Täufers, geschehen da und da, berichtet von berufenen, so zu sagen, vereidigten Zeugen, die autorisiert waren, an Ort und Stelle ein entscheidendes Urteil zu schöpfen. Dies geschichtliche Zeugnis geht allerdings dem Wortlaute nach nicht darüber hinaus: „Er steht in eurer Mitte, den ihr nicht kennet, der nach mir kommende, dem ich nicht wert bin, die Schuhriemen zu lösen," *) aber im-

* Die Worte 27a: „Der vor mir gewesen ist," sind nach den besseren Handschriften hier zu tilgen.

plicite weist es die Richtlinien zu inhaltvollerem Bekenntnis. Negativ bezeugt der Täufer: „Ich bin nicht Christus," und entzieht damit allen denen den Boden, die in den Wegen des Täufers mit einer bloßen Rückkehr zum Gesetze das Gottesreich aufbauen wollen, positiv bezeugt er: „Ich taufe mit Wasser," angebrochen ist allerdings die neue Weltordnung, aber sie geschieht durch eine andere Taufe, durch eine Mitteilung göttlichen Lebens.

Die zwischen den beiden Abschnitten, Kap. 1, 19—28 und 3, 22—35, liegenden Ereignisse des Lebens Jesu rekapitulieren wir einfach nach den Angaben des Evangeliums. Zur Zeit der Pharisäergesandtschaft an den Täufer muß wohl die Taufe Jesu durch denselben, sowie auch die Versuchung in der Wüste, schon statt gefunden haben, denn eine frühere Bekanntschaft zwischen den beiden vor der Taufe wird durch das: „Ich kannte ihn nicht," 1, 31, abgelehnt, den Pharisäern gegenüber aber redet der Täufer von Jesu als von einem, den er kennt. Ja, man möchte sagen, daß mit dem: „Er ist mitten unter euch getreten," schon auf eine sich an die Oeffentlichkeit wendende Wirksamkeit Jesu hingewiesen werde. Es folgt die Werbung der ersten Jünger, die Rückkehr nach Galiläa, motiviert durch die einleitenden Worte: „Des andern Tages wollte Jesus nach Galiläa ziehen," 1, 44. Hierin liegt wohl mehr als die bloße Erwähnung eines Nebenumstandes, um Ort und Zeit der Begegnung mit dem Jünger Philippus näher zu bezeichnen: „Er wollte," heißt nicht bloß, wie oft im Deutschen: „Er war im Begriff," sondern: „Er beschloß." Der Beschluß muß motiviert gewesen sein, und die weiter folgende Begebenheit in Kana, wo Jesus seine Jünger auf eine Hochzeit geführt, was Johannes wohl nimmer getan hätte, und wo er die Wasserkrüge der jüdischen Reinigung mit neuem Inhalte gefüllt hat, zeigt, daß Jesus sich des Unterschiedes zwischen seiner Lebensauffassung und der des Täufers entschieden bewußt war. Es wird der Würde Jesu nicht zu nahe getreten sein, wenn man annimmt, daß in dem Verkehre der beiden Johannes zunächst der Anregende und Mitteilende, Jesus der Begehrende und Empfangende gewesen ist. Der Weckruf des Johannes hat Jesum aus der Verborgenheit des Privatlebens hervorgeholt, das Verwundern des Täufers: „Und du kommst zu mir?" zeigt, daß Jesus, obwohl ohne Schuldgefühl, doch ohne Sonderansprüche, wie irgend ein anderer heilsuchender Israelit, zu ihm kam, ja in seiner Demut wird Jesus zunächst zu Johannes, als zu dem Höheren, hinaufgeschaut und es als sein neues Lebensziel ins Auge gefaßt haben, die Bestrebungen des Täufers zu unterstützen; aber bei näherem Austausch ihrer Gedanken über das Reich Gottes und über die zur Teilnahme an demselben erforderliche Sinnesänderung, mußte sich Jesus immer klarer bewußt werden, daß er nicht dabei stehen bleiben könne, ein Anhänger und Mitarbeiter des Täufers zu sein, daß ihrer beider Wege bei aller Verwandschaft der Richtungen auseinander gingen, und daher das: „Er w o l l t e" nach Galiläa ziehen. Nach kurzem Aufenthalte daselbst folgt der Hinaufzug nach Jerusalem. Zur Wahl des Zeitpunktes

gab das Passahfest Veranlassung, aber der weitergehende Zweck war doch der Versuch eines öffentlichen Appells an das Gesamtvolk, die Aufforderung zu einer Reformation, wie sie durch die Tempelreinigung symbolisiert ward. Jesus darf oder muß die Erfahrung machen, daß ihm bis in die höchsten Kreise hinein viel Sympathie entgegengebracht wird, er wird als Wundertäter gefeiert, und es wäre ihm ein leichtes gewesen, sich zum Haupte einer Partei aufzuwerfen, wenn er zu den gang und gäben, namentlich von der Pharisäerpartei vertretenen politisch-religiösen Bestrebungen, die auf Verjagung der Römer und Errichtung einer Theokratie abzielten, die Hand geboten hätte. Aber „er vertraute sich ihnen nicht, sondern er kannte sie alle."

Nicht nur die Beendigung des Passahfestes, die die Festbesucher zur Heimkehr mahnte, veranlaßt Jesum, Jerusalem zu verlassen, sondern jedenfalls wohl auch die Absicht, den Anlaß zu ungezügelten Volksaufläufen zu meiden, der Verläumdung des feindlichen Flügels der Pharisäerpartei und der mißtrauischen Beobachtung der römischen Obrigkeit aus dem Wege zu gehen; deshalb verläßt er die volkreiche Stadt und begibt sich auf das Land, wohl nicht in allzugroßer Entfernung von Jerusalem. Was unter dem: „Er hatte daselbst sein Wesen," wie Luther gut übersetzt, zu verstehen ist, haben wir am einfachsten aus Act. 10, 38 zu entnehmen, er ist umhergezogen und hat wohl getan. Getauft hat Jesus, nach 4, 2, nicht selbst, hat aber die, welche die Taufe begehrten, nicht zurückgewiesen, noch seinen Jüngern gewehrt, die Taufe zu erteilen, und hat damit zu erkennnen gegeben, daß er der Wirksamkeit des Täufers Anerkennung zolle, aber er sucht denselben nicht wieder auf, verbindet seine eigene Tätigkeit nicht unmittelbar mit der jenes und zeigt damit, daß seine und Johannis Sache nicht identisch sind.

Der nun folgende Abschnitt, in dem der Evangelist das letzte berichtet, was er vom Täufer zu sagen hat, hat den Zweck, nachzuweisen, daß zwischen dem idealen, vom Himmel herab geredeten Zeugnisse des Täufers und seinem geschichtlichen vor Menschen abgelegten, kein Widerspruch und Unterschied besteht, sondern daß letztere ersteres in sich birgt, und der Täufer selbst die Konsequenz gezogen hat. V. 25: „Es entstand nun eine Streitfrage von den Jüngern Johannis aus samt dem Juden über die Reinigung." Die zweifellos besser bezeugte Lesart, welche den artikellosen Singular hat, „mit dem Juden," wodurch also ungewohnlicher Weise „der Jude", als zusammenfassende Bezeichnung des Volks- oder Parteiganzen zu nehmen ist, vielleicht wie bei uns im Deutschen mit etwas verächtlichem Beigeschmack, enthält wohl eine sprachliche Härte, ist aber beizubehalten; die den Plural bietende Lesart: „Mit d e n Juden," ist als erleichternde Korrektur anzusehen. Die Deutung des artikellosen Singulars auf ein einzelnes Individuum: „Mit e i n e m Juden," ist sprachlich unzuläſſig (es müßte τινὸς dabei stehen), und beruht auf der unrechten Auffassung der Präposition „mit", als ob die Disputation zwischen den Johannis-

jüngern und irgend einem ungenannten Juden stattgefunden hätte; es ist vielmehr dahin zu verstehen, daß die Streitfrage von den Johannesjüngern ausging und „der Jude" hierbei auf ihrer Seite stand, der Gegner, gegen den sie gerichtet war, war selbstverständlich Jesus und sein Anhang. Es gab nun zwei Taufen, und demgemäß zweierlei Arten der geforderten Sinnesänderung, die eine bedeutete strenge Rückkehr zum Gesetz, die andere Annahme der besseren Gerechtigkeit. Welche ist die richtige? Für die Johannesjünger war die Frage von vornherein entschieden, und die öffentliche Meinung des Judentums stellte sich zu ihnen; in die freiere Stellung Jesu zum Sabbaths- und den Speisegesetzen konnte man sich nicht finden. Deshalb kommen die Johannesjünger zu ihrem Meister und beklagen sich bei ihm über Jesum, nicht ohne Neid und Eifersucht. Sie werfen Jesu Selbstüberhebung und Undankbarkeit vor. „Er war bei dir jenseit des Jordans," er ist dein Schüler gewesen, alles was er hat, hat er von dir, und „du hast ihm Zeugnis gegeben," das hat er vergessen und nun tut er, als wäre er dir ebenbürtig, er verläßt deine Lehre und lockt den großen Haufen an sich, es ist kein Wunder, daß alle Welt ihm nachläuft.

Dem gegenüber läßt nun der Evangelist den von ihm selbst hochverehrten Meister, dem er so viel verdankt, von dem er zu Christo gewiesen ist, von seiner schönsten Seite erkennen als den selbstlosen, demütigen Mann, der, keiner eigenen Ehre begehrend, von Neid und Eifersucht unbedingt frei, der Schranken seiner Begabung bewußt, sich gern dem Höheren unterordnet. Es darf wohl kaum als Hyperkritik angesehen werden, wenn man annimmt, daß wir in der Rede des Täufers nicht gerade ipsissima verba vor uns haben, nach der Darstellung des Evangeliums wenigstens war der Evangelist zu der Zeit, als der Täufer seinen anklagenden Jüngern den zurechtweisenden Bescheid gab, nicht persönlich bei demselben gegenwärtig, sondern befand sich in der Umgebung Jesu; aber dessen muß der Evangelist doch unbedingt gewiß gewesen sein, daß der Täufer seinen Jüngern gegenüber dahingehende Aeußerungen getan hat, daß er nicht befürchten mußte, von einem Johannesjünger widerlegt zu werden, daß vielmehr diese Stellungsnahme unter allen seinen Anhängern anerkannte Tatsache sei. Er beruft sich also auf das geschichtliche Zeugnis des Täufers, es ist auch gar nicht ausgeschlossen, daß etliche von den hier wiedergegebenen Aeußerungen wörtlich dem Munde des Täufers entstammen, daß sie sich als geflügelte Worte des Meisters im Kreise seiner Anhänger erhalten haben und den Jüngern Jesu mitgeteilt sind, aber auf der andern Seite ist anzuerkennen, daß die Rede des Täufers in ein Bekenntnis ausläuft, wie es nur der gereifteste Christ aussprechen konnte, so daß zwischen dem Bekenntnisse des Täufers und dem des Evangelisten kein Unterschied zu erkennen und keine Grenzlinie zu ziehen ist.

V. 27: „Ein Mensch kann sich gar nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben aus dem Himmel." Damit sagt der Täufer ein zweifaches aus, über sich und über Jesum: Ich kann mir das nicht an-

maßen, was ihr mir andichten möchtet, was mir aber nicht gegeben ist; er aber hat es, und darum hat er sich's nicht eigenwillig genommen, sondern es ist ihm von Gott gegeben; ich bin nicht der Christus, er aber ist es. V. 29. Der Erfolg ist ja nicht in jedem Falle der Erweis des Rechtes, aber doch läßt sich aus dem irdischen Geschehen auch der leitende Wille Gottes erkennen. Der Zulauf der größeren Masse entscheidet nicht über den Wert der Männer, denen er gilt; aber die Braut, um die beide, der Täufer und Jesus, liebend geworben haben, ist nicht der große Haufe, sondern die Gemeinschaft der rechten Israeliten, in denen kein Falsch ist, die aus der Wahrheit sind, die auf die Erlösung in Israel warten. Darum ist der Täufer auch weit entfernt von der mißgünstigen Art seiner Jünger, die geneigt sind, den Beifall, den Jesus findet, aus der Vorliebe für losere Zucht zu erklären, sondern er sieht in den Anhängern Jesu erlösungsbedürftige und erlösungswerte Seelen, und darum kann er sich freuen über den größeren Zulauf, der sich Jesu zuwendet. Es ist nicht verkehrt, es ist nicht von ungefähr, daß das Volk Gottes sich um Jesum schart, er hat rechtmäßigen Anspruch darauf, er hat die Braut, weil er der rechte Bräutigam ist. Von sich selbst kann er sagen: Ich habe auch um die Braut geworben, aber nicht für mich, sondern für ihn. Wenn er jetzt an Einfluß gewinnt, und der meine abnimmt, so geschieht dies mit innerer Notwendigkeit nach Gottes Willen, es muß so sein: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Dies alles kann dem Sinne nach der Täufer in seinem irdischen Leben wohl gesagt haben, ohne daß man genötigt wäre, in der hier gegebenen Zeichnung seines Bildes einen Widerspruch gegen die synoptische Zeichnung aufzufinden. Offenbar ist doch aber die Hauptabsicht des Evangelisten nicht die, in historisch kritischer Weise festzustellen, wie viel seiner Zeit der Täufer geredet hat, sondern (nach 20, 31) zu zeigen, was wir an Christo haben. Es genügt ihm völlig, auf das feststehende Factum hingewiesen zu haben, daß der Täufer bei zwiefacher Veranlassung vor Zeugen bekannt hat: Ich bin nicht der Christus, sondern Jesus ist's. Warum dies so sei, inwiefern es in der persönlichen Beschaffenheit eines jeden der beiden begründet sei, spricht er mit einer Erkenntnis aus, wie sie nur durch gereifte Erfahrung, durch Mitdurchleben des Lebens Jesu, durch Mitteilung seines Geistes gewonnen werden konnte. Der Evangelist sagt aber nicht: So viel hat nun der Täufer gesprochen, das andere sagt nicht er, sondern ich, sondern er legt seine Worte dem Täufer in den Mund in der Gewißheit: Wenn der Täufer das miterlebt hätte, was wir erlebt haben, so würde er heute reden wie wir, und da er es von der Höhe aus mitgeschaut hat, so ist, was wir bekennen, auch sein Bekenntnis.

V. 31: „Der von oben Kommende ist über alles," u. s. w. Wohl ist es ja Gottes Fügung, die Schicksal und Erfolg eines Menschen bestimmt, „ein Mensch kann ihm nichts nehmen," und diese Verfügung

Gottes ist manchmal, oder oft, so merkwürdig und rätselhaft, daß sie uns wie vernunftloses Schicksal oder blinder Zufall erscheint. Den einen treffen erschütternde Schläge, dem andern gestaltet sich alles nach Wunsch, der eine kann alle seine Kräfte frei entfalten, sich ausleben, der andere wird überall gehemmt, dem einen schaden scheinbar alle Irrungen nicht, dem andern zieht kleinste Verfehlung die schwersten Folgen zu. Da scheint es oft, als komme auf das innere Wesen des Menschen gar nichts an. Jeder nur ein Spielball dunkler Mächte, jeder nur, was zusammenströmende Einflüsse aus seinem Leben machen. Aber das ist doch nur eine einseitige Betrachtung, die nicht das Ganze überschaut. Des Menschen Leben, ja das Leben der ganzen Welt, hat eben, so zu sagen, zwei Hälften, eine sichtbare und eine unsichtbare; der beurteilt das Leben nicht recht, der nur auf die eine Seite schaut. Auf der einen Seite ist ja allerdings der Mensch in den Naturzusammenhang verflochten, dem Kausalitätsgesetz unterworfen, unfrei, ein Wirbel im Strome; aber es gibt eben noch eine andere Hälfte des Daseins, das Reich des geistigen, ewigen Lebens, und in dem gilt das Gesetz der Freiheit, da ist der Mensch nicht, wozu ihn Schicksal, Umgebung, Naturanlage macht, sondern da gilt, was der Mensch *ist*, und was er ist, kann keine Ungunst des Naturverlaufes, Schmach, Leiden und Tod, ihm rauben, wie keine Gunst des Schicksals ihm geben kann, was er selbst nicht ist. Aber auch im Reiche der Freiheit gilt: „Ein Mensch kann ihm nichts nehmen," er kann nur nehmen, was Gott ihm gibt. Warum hat Gott diesen Jesum, Josephs Sohn von Nazareth, zu einem Herrn und Christ gemacht, warum hat er ihm die Braut gegeben, so daß jedermann zu ihm kommt, alle, die aus der Wahrheit sind, seine Stimme hören? Um seines persönlichen Wertes willen, den sein Erdenschicksal nicht hat rauben können. Diesen persönlichen Wert hat er erwiesen in seinen freien Taten, „*darum* hat Gott ihn erhöhet," aber schließlich weist doch alles zurück auf das Geheimnis seines Ursprungs, „er war von oben," und darum, so zu sagen, von Haus aus über allen, höher als alle, und alles, was ihn im Leben und Wirken vor andern ausgezeichnet hat, war nur die natürliche Folge seines inneren Wesens. Dem Evangelisten ist die ganze Person Jesu ein heiliges Wunder, er steht allerdings nicht neben der Menschheit als ihr nicht angehörig, sondern an der Spitze derselben und dadurch allerdings von allen anderen ausnahmslos verschieden. Es handelt sich nicht bloß um die größere Vortrefflichkeit seiner Lehre, denn die konnte er ja auch von einem andern überkommen haben, sondern eben diese Einzigartigkeit seiner Lehre ist nur ermöglicht durch das Wunder seiner Person. „Wer von der Erde ist, der *ist* von der Erde und redet von der Erde aus," er kann nur wiedergeben, was ihm die Erde, die Menschheit in ihrer bisherigen Entwicklung überliefert hat. Wer von der Erde ist, und darin schließt der Täufer sich mit ein und zielt damit insonderheit auf sich, der kann sich, so zu sagen, auch beim besten Willen nicht über seinen Mutterboden erheben. Der Täu=

fer hat sich in seinen Lebtagen neidlos und hoffnungsvoll über die Erfolge Jesu gefreut, aber sein Jünger ist er doch nicht geworden, in den Schranken der Gesetzesreligion ist er doch geblieben, und seine Freude über die Erfolge Jesu war doch getragen von der Hoffnung, daß sich Jesus immer mehr als ein Messias israelitischer Art, als Strafrichter der sündigen Menschheit offenbaren werde, ja er ist mit Absicht in seinen Schranken geblieben: Mag der nach mir Kommende größer sein denn ich, seine Auffassung des Gottesreiches besser sein denn die meine, es ist nicht meine Art, ich bleibe, was ich zu sein berufen bin, ein Wegbereiter. So läßt der Evangelist den von der Ewigkeit her zeugenden Täufer Selbstkritik über sein Erdenwirken aussprechen und zugleich dann den Lobpreis Jesu und des von ihm stammenden Evangeliums. „Der aus dem Himmel Kommende ist über allen, er zeugt, was er gesehen und gehöret hat." Die Herrlichkeit des Evangeliums hängt mit der Person Jesu zusammen, mit ihm ist etwas neues in die Welt eingesenkt worden, eine Wahrheit, die nicht aus der bisherigen Evolution des menschlichen Geisteslebens stammt.

„Und sein Zeugnis nimmt niemand an." Hier fällt, möchte man sagen, der Evangelist aus seiner schriftstellerischen Rolle. Er hat im bisherigen den Täufer reden lassen, aber, auch dies Wort als Aeußerung des Täufers aufgefaßt, würde sich ein seltsamer Widerspruch in der Stimmung des Täufers ergeben. Soeben hat er seine hohe Freude darüber ausgesprochen, daß Jesus die Braut hat, das Volk Gottes sich zu ihm findet, und nun hier die wehmütige Klage. Das ist ja wohl richtig, daß ein und derselbe Hergang von verschiedenem Standpunkte aus verschieden beurteilt werden kann, den einen kommen viel zu viel Leute zu Jesu, den andern viel zu wenig, aber ein solcher Umschlag der Stimmung in e i n e m Kopfe wäre doch ein Zeichen von bedenklicher Versatilität des Urteils. Hier spricht darum nicht mehr der Täufer, sondern der Evangelist, der Apostel, aus den schmerzlichen Erfahrungen einer lang geübten Missionsarbeit heraus. Selbst erfüllt von der Herrlichkeit der empfangenen Gnade und Wahrheit, kann er's nicht begreifen, daß nicht jedermann sich beglücken läßt; daß niemand das Zeugnis annehme, ist ja natürlich Uebertreibung des Affekts, der Missionar hat ja auch erfreuende Erfahrungen machen dürfen. V. 33: „Wer sein Zeugnis annahm, der versiegelte es, daß Gott wahrhaftig ist." Der Aorist bezeichnet das zeitlose Geschehen: Der hat es von jeher versiegelt und versiegelt es jetzt und wird's immer versiegeln. Ein Siegel setzt man ja unter eine Schrift, die so wie so schon Wahrheit bekundet. Daß Gott wahrhaftig ist, ist so wie so schon wahr, kein Mensch, der überhaupt nur einen Begriff von Gott hat, wird's bestreiten, aber die Vollerkenntnis und der Vollgenuß davon, daß Gott wahrhaftig ist, wird erst dem zu teil, dem die Gnade und Wahrheit, die in Christo g e w o r d e n ist, eine auch sein Leben füllende Realität geworden. V. 34: „Denn der, den Gott sandte, der redet die Worte Gottes." Der Satz scheint etwas selbst-

verständlich, Gott wird doch keinen Lügner oder Schwätzer zu seinem Gesandten machen; was damit gesagt sein will, muß der Zusammenhang zeigen. Der Satz soll den Gedanken näher begründen, daß derjenige, der Jesu Zeugnis annimmt, die schon anderweitig anerkannte Tatsache, daß Gott wahrhaftig ist, durch seine persönliche Erfahrung bestätigt. Folglich will nicht im allgemeinen gesagt sein, daß Jesus die Wahrheit geredet hat, sondern daß er ihn, den Gläubigen, in der Wahrheit befestigt, indem er ihm die Worte Gottes einprägt. Es dürfte auch darauf hingewiesen werden, daß der griechische Ausdruck ῥῆμα und noch mehr der hebräische Dabar eigentlich etwas mehr bedeutet als unser deutsches „Wort" was leicht bloß für artikulierten Schall angesehen wird, die beiden Fremdwörter bedeuten zugleich so viel als Ding, Sache, Realität; dem Evangelist, der als geborener Israelit angesehen werden muß, muß diese Nüancierung des Begriffs „Wort" geläufig gewesen sein. Der Sinn würde also sein: Der Gläubige, der Jesu Zeugnis annimmt, kann durch persönliche Erfahrung bestätigen, daß Gott wahrhaftig ist, denn der Gottgesandte redet zu ihm Worte, die in sich selbst, eben als Worte Gottes, Wahrheiten, erfahrbare Wirklichkeiten sind, er macht ihn der Wahrheit immer gewisser.

„Denn nicht aus Maß (maßweise) gibt er den Geist." Formell der schwerste Vers des Abschnittes, eine crux interpretum. Luthers Uebersetzung zunächst, „nicht nach dem Maß gibt G o t t den Geist," beruht auf einer nicht genügend bezeugten Handschrift, das Subjekt, „Gott", ist in den besten Handschriften nicht genannt, und die Lesart ist wohl als erleichternde Korrektur anzusehen. Also entsteht die Frage: Wer gibt, was wird gegeben und wem wird gegeben? Was die Bedeutung des etwas ungewöhnlichen Ausdrucks: „Nicht aus Maß," betrifft, wird man's dabei bewenden lassen müssen, ihn in der Bedeutung: „Nicht bruchstückweise, sondern unbegrenzt, ohne Maß, voll und ganz" zu fassen. Da das griechische Wort für Geist (τὸ πνεῦμα) nicht unterscheiden läßt, ob es als Subjekt oder als Objekt, im Nominativ oder im Akkusativ zu fassen sei, so könnte auch übersetzt werden: Nicht aus Maß, sondern schrankenlos gibt d e r Geist, selbstverständlich seine Gaben, wem? Entweder dem Gottgesandten, Jesu, oder den Gläubigen; das erstere würde nicht passen, das andere brächte wohl einen richtigen Gedanken, aber fraglich wäre doch der Platz desselben im Zusammenhange. Also fassen wir es lieber als Objekt: „Ohne Maß gibt e r den Geist. Wer? Die korrigierende Lesart, der Luther folgt, setzt als selbstverständlich als Subjekt „Gott" ein. Auf die Frage: Wem? antworten die einen: Jesu, von dem an sich richtigen Gedanken bestimmt, daß der Sohn im Gegensatz zu allen Menschen, denen nur ein beschränktes Maß des Geistes gegeben (cf. Röm. 12, 3), denselben in unbeschränkter Fülle besitze; allein sehr fraglich ist es doch, ob die Behauptung, daß Gott seinem Sohne den Geist gebe, johanneischer Denkweise gemäß sei. Also würde doch vorzuziehen sein: Gott

gibt den Gläubigen den Geist ohne Maß; auch richtig, aber doch wieder der Zusammenhang fraglich. Bleibt also als dritte Möglichkeit, als Subjekt des Gebens den von Gott Gesandten zu verstehen: Er, Jesus, gibt denen, die sein Zeugnis annehmen, den Geist ohne Maß. Der Zusammenhang muß entscheiden. Da fragt's sich aber wieder: Welches ist dieser? Der Satz fängt mit „denn" an, soll also begründen. Aber auch schon der vorhergehende Satz hat mit „denn" angefangen, und so fragt's sich: Ist das zweite „denn" mit dem ersten parallel auf gleiche Stufe zu setzen und die beiden etwa durch ein erstens und zweitens zu verbinden? Dann würde es also heißen: Der Gläubige versiegelt, daß Gott wahrhaftig ist, denn erstens: Der von Gott Gesandte redet die Worte Gottes, und zweitens, er gibt den Gläubigen den Geist ohne Maß. Oder endlich: Der zweite mit „denn" eingeführte Gedanke soll den ersten Begründungssatz begründen, da dieser hinwiederum auch einer Begründung bedarf und derselben fähig ist. Dies letztere ist wohl entschieden das Richtige. Also Hauptgedanke war: Die Gläubigen, die Jesu Zeugnis aufnehmen, erfahren erst recht, was Wahrheit ist, so daß sie aus persönlicher Erfahrung bezeugen können, daß Gott wahrhaftig ist. Wie kommt das? Wie geht das zu? Darauf antwortet der erste Begründungssatz: Das können sie nicht aus eigenen Anstrengungen, durch Grübeln und Forschen, sondern der von Gott Gesandte redet (zu ihnen) die Worte Gottes, stattet sie mit immer neuen und reicherem Wahrheitsbesitze aus. Ist das auch so, läßt sich das nachweisen? Darauf antwortet der dritte Satz mit einem freudigen Ja. Wieder redet hier der Missionar aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung. Wie es ihm in seiner langjährigen Zeugnisarbeit nicht an schmerzlichen Erfahrungen gefehlt hat, daß niemand das Zeugnis angenommen hat, so hat er doch anderseits auch oft die zur Bewunderung auffordernde freudige Erfahrung machen dürfen, daß wahrhaftig geistliches Leben entstanden ist, wo man's kaum glaubte erwarten zu dürfen, eine Fülle des Geisteslebens auf scheinbar unfruchtbarstem Boden erwachsen, nicht nach Maß, nach einer bestimmten Regel, den natürlichen Begabungen angemessen, sondern frei nach der göttlichen Wahl. Das, ist sich der Missionar bewußt, hat nicht er selbst ausgerichtet durch eigenen Eifer und Kunst, sondern das ist geschehen durch die Macht des Wortes. Darum begründet er den Satz: „Der von Gott Gesandte redet die Worte Gottes," mit dem Beweise der Erfahrung: „Denn nicht nach Maß gibt er den Geist."

Den Satz als Ausspruch des Täufers aufzufassen geht doch ganz und gar nicht an, und dem Evangelisten die Meinung und Behauptung aufzubürden, daß der Täufer während seines irdischen Lebens gesagt haben solle: „Gott gibt den Geist ohne Maß," heißt ihn in Widerspruch mit sich selbst setzen. Der Täufer kann bei seinen Lebzeiten noch nicht von einer unbeschränkten Geistesausgießung über die Jünger geredet haben, denn eine solche hat es zu seinen Zeiten noch nicht gegeben, cf. Kap. 7, 39. Man könnte höchstens verstehen, daß damit eine Ver-

herrlichung Jesu ausgesprochen sein sollte: „Gott gibt Jesu den Geist ohne Maß.“ Dann wäre das Wort aber nicht bloß überflüssig, sondern der Täufer würde damit auch eine unvollkommene Erkenntnis von Christo aussprechen, nicht als eigentlicher Zeuge für die Wahrheit vorgeführt werden können. Nach dem Evangelium ist Jesus der Messias nicht dadurch, daß ihm Gott den Geist in vollem Maße gegeben hat, sondern er ist es vermöge seiner eigenen inneren Natur, vermöge seiner Herkunft von oben.

Die übrigen Worte des Textes bedürfen wohl kaum einer Erklärung.

Die Eigenart des Markus-Evangeliums in ihrer Bedeutung für den modernen Menschen.

Vortrag gehalten von F. W. Brepohl, Wiesbaden.

Eigenart des Evangeliums? Für moderne Menschen? Kann bei Betrachtung des Wortes Gottes von solchen Themen die Rede sein? So wird mancher fragen. Ich glaube diese Frage bejahen zu können; denn die geistigen Bedürfnisse der Menschen waren zu allen Zeiten verschieden. War auch das Wort Gottes unwandelbar, so haben doch die Menschen in den verschiedenen Zeiten ihren geistlichen Hunger auf mancherlei Art mit demselben gestillt, und es kann nur unserer Erbauung dienen, wenn wir sehen, daß das prophetische Wort für alle Zeiten paßt. Auch ist der Gedanke, daß die Schrift für mancherlei Bedürfnisse und mancherlei Strömungen der Zeiten geeignet sei, vollkommen biblisch. Betont doch schon der Ebräerbrief (Ebr. 1, 1), daß Gott vielfältig und auf mancherlei Weise zu uns geredet hat, und bestätigt damit die Eigenart der einzelnen biblischen Bücher.

Es braucht nun nicht lange philosophisch bewiesen werden, daß jegliche Eigenart auch auf eine bestimmte Zeitströmung mehr oder weniger Einfluß ausübt. Wie ein Paulus die Bewegungen hellenischer Kultur wahrnimmt, wenn er den Griechen das Evangelium verkündet und an sie anknüpft, so müssen auch wir, wollen wir erfolgreiche Reichgottesarbeiter sein, die großen geistigen Strömungen der Gegenwart berücksichtigten und beachten. Ja, wir müssen unsere Themen danach halten. Wir sollen ein feines Ohr haben für die „mancherlei Weisen,“ der Offenbarungen Gottes, um dieselben auch als wirksames Geschoß gegen die Bollwerke Satans schleudern zu können. Nur wer die Eigenarten der Reden Gottes und der verschiedenen biblischen Bücher kennt, ist auch in der Lage dieselben je nach Art, Verhältnissen und Denkungsweise der Menschen mit Erfolg im Interesse des Reiches Gottes zu verwerten.

Viele Christen sind allerdings der Meinung, daß alle biblischen Bücher für alle Zeiten denselben Wert haben. Sie stützen sich dabei auf biblische Aussprüche von der „Unvergänglichkeit des Wortes Gottes,“ vom „zweischneidigen Schwert,“ u. s. w. Dieses zeugt zwar von

einer großen Hochachtung vor der heiligen Schrift, aber jene übersehen dabei, daß auch Gott, je nach den Zeiten und nach der Entwicklungsstufe der Menschen, verschiedenartig redete und degradieren dadurch das Wort Gottes in seiner herrlichen Mannigfaltigkeit leider sehr oft zu einem Register göttlicher Aussprüche. Andere aber tun dem Worte Gottes Gewalt an, um dasselbe für ihre Meinung oder Verhältnisse zu verwerten; selbst dann, wenn es, so wie Gott es gesprochen hat, einen ganz andern Grund hat. Ich will solchen Leuten, die oft sehr treue Christen sind, nicht wehe tun, aber ich möchte herzlich bitten: „Laßt uns als Boten Jesu das innere Ohr der Seele offen halten, daß wir die Verschiedenart der Rede der Bibel verstehen lernen und dementsprechend richtig verwerten." Ein Uebersetzer kann nur dann gut übersetzen, wenn er beide Sprachen voll und ganz mit all ihren Eigenarten, beherrscht, laßt uns deshalb darnach trachten, daß wir die Eigenarten der Sprache unseres Gottes, aber auch die Eigenart unserer Zeit verstehen, damit wir die große Kunde von dem Heil in Christo der Welt nahe bringen können, nicht wie so viele meinen, in einer Sprache Kanaans, die von ihr nicht verstanden wird, sondern in einer Art und Weise, die sie am leichtesten versteht. Wenn der Ebräerbrief von Milch und starker Speise spricht, die in der Lehre Gottes enthalten sei und sagt, daß er dementsprechend für die Gläubigen die geistliche Nahrung wählt, so geschieht dadurch der Bewertung des Wortes Gottes keineswegs Abbruch. Ebensowenig büßen wir etwas von unserer hohen Meinung gegen dasselbe ein, wenn wir versuchen, je nach den bestehenden Verhältnissen und geistigen Strömungen, das eine oder andere Buch der Bibel als für die Verhältnisse mehr oder weniger passend zu bewerten.

Unser Thema heißt: „Eigenart des Markusevangeliums und seine Bedeutung für den modernen Menschen." Ich will hier keine literaturhistorische Abhandlung über das Markusevangelium geben, auch nicht eine Biographie des Markus versuchen, sondern lediglich mich auf einige seiner Eigenarten beschränken und diese im Sinne der modernen Kulturströmungen bewerten. Hierbei ist es Nebensache, ob Markus sein Evangelium für die Römer als populäre Schrift oder für sich selbst und seine römischen Mitarbeiter als Aufzeichnungsbuch verfaßt hat. Von Bedeutung ist es allerdings im Sinne unseres Themas, daß es für die Römer, dem kulturell am höchsten stehenden Volk geschrieben wurde. Eine Analogie der geistigen Strömungen der heutigen und der römischen Zeit unterlasse ich. Jeder der Kaiser Marc Aurels Selbstbetrachtungen gelesen hat oder die Kulturgeschichte kennt, wird manche Berührungspunkte zwischen römischen und heutigen Geistesströmungen finden. In diese Strömungen hinein warf Markus sein Evangelium. In den heutigen Geistesströmungen sollen wir als Boten Gottes dastehen. Was ist da selbstverständlicher, als daß wir versuchen die Eigenart der Verkündigung des Evangeliums durch Markus

zu verstehen; umsomehr, als wir uns sagen müssen, daß Markus in seinem Evangelium die Eigenart der Petrinischen Verkündigung mit einschließt.

Jeder weiß, daß seit den Tagen Roms dem Aeußern nach die Welt unverkennbar eine andere geworden ist. Kultur, öffentliches Leben, Sitten und Gebräuche sind mit dem Rad der Zeit fortgeschritten. Die Macht des Evangeliums brach die Macht Roms; keine Barbarei, Christenverfolgung, Kerker oder Tod waren kräftig genug, die Umwertung der Begriffe zu hemmen, die durch das Evangelium stattfand. Aus der Sklaverei der Zeitverhältnisse ging durch die Macht Jesu ein neues Geschlecht hervor, gehoben und getragen vom Reiche Gottes. Aeußerlich haben die Verhältnisse sich gebessert, aber die Natur des Menschen ist dieselbe geblieben, denn er ist Fleisch vom Fleisch geboren, und wenn er nicht dieselbe Wiedergeburt erlebt, welche die Römer, sowohl als Gesamtheit, wie als einzelne Individuen, durch das Evangelium erlebten, ist er genau noch wie sie, den Mächten leibeigen, welche die Natur beherrschen. Selbst wenn er an den Ketten dieser Leibeigenschaft, wie es heute viele versuchen, mit Anstrengung der brahmanischen oder buddhistischen Askese der philosophischen Weisheit oder wie die Römer durch Personenkult und Charakterstärkung rüttelt, es ändert sich nur die Art der Leibeigenschaft. Der Pessimismus unserer Zeit ist ein Zeichen dafür, daß die heutige Menschheit sich ihrer Leibeigenschaft noch bewußt ist, „und es gibt auch in unserer Zeit der Versuche so viele sie abzuschütteln. Die bedeutendsten Strömungen sind die tiefsinnig mystisch theosophische mit ihrem buddhistischen Anklang, die Pflege des philosophischen Scharfsinns und der Künste mit einem Anstrich hellenischer Kultur und die sogenannte „Pflege des höhern persönlichen Lebens." Die letztere ist die verbreitetste und zerfällt in viele Kategorien. Von den ethischen Bestrebungen zur Pflege und zum Schaffen der menschlichen Persönlichkeit und Originalität an, bis zum brutalen Uebermenschen = Kultus Nietsches, kann man diese Strömungen zusammenfassen als eine Gruppe.*) Die Gruppe des Persönlichkeitsideals. Nun ist gerade das Evangelium Markus aber seinen Eigentümlichkeiten nach das Evangelium der Persönlichkeit. Wie kann es denn anders sein, war es doch für Römer bestimmt, für jene Leute, bei denen Persönlichkeitsideal am ausgeprägtetsten war, und die ihr ganzes seelisches und geistiges Wohlergehen allein in ihrer Charakterstärke suchten. Und dieses Evangelium erhob seiner Zeit durch seine schlichten Erzählungen die Römer über das größte Uebel in der Welt, über die Sünde. Was keine „römische Charakterstärke hervorgebracht hatte, wurde durch dasselbe geschaffen, denn durch dieses hat sich in der altersmüden Welt ein neues Geschlecht erhoben, welches getragen wurde von dem Bewußtsein „Freigelassene und Geliebte Gottes, Bürger des Himmelreiches und Erben

*) Vergleich die Schrift: Eduard v. Hartmann und das Erlösungsproblem. Berlin 1910, Gerdes und Hödel. —.50 M.

des ewigen Lebens zu sein." Der Einfluß dieses neuen Geschlechtes auf die Kultur war ein enormer und ist auch im Laufe der Jahrhunderte nicht verloren gegangen; ja, in gewissem Sinne darf man sagen, daß das Christentum, wenn nicht die Grundlage der heutigen Kultur, so doch die Renaissance derselben wurde, nachdem es die Kultur Roms besiegt hatte. Ich weiß wohl, daß mancher einseitiger, aber treuer Christ hier, und besonders aus den Reihen der freikirchlichen Brüder, die Frage aufwerfen wird, was hat denn das Christentum mit der Kultur zu tun? Allein bei genauer Beobachtung der geschichtlichen Entwicklung des Kulturlebens werden wir, wenigstens dem Aeußern nach, die Einwirkung des Christentums zugeben müssen, trotzdem Forschung und Wissenschaft sich in scheinbar steter Spannung mit den Grundsätzen des Christentums fühlt. Traurig und wahr ist es, daß trotzdem man unsere heutige Kultur eine christliche nennt,*) diese Spannung gewisse Dimensionen angenommen und eine scheinbare Kluft zwischen Glauben und Wissen gebildet hat; Kunst und Literatur wandeln zumeist nicht mehr auf den Pfaden, die zum Kreuze Christi und zum Heil der Menschheit führen. Die großen Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts werden immer mehr und mehr dem christlichen Einfluß entzogen und in den bureaukratischen Zwang hineingedrängt. Auch die Fürsorge für Not und Elend werden durch die Werke der bureaukratischen Humanität immer mehr und mehr der christlichen Barmherzigkeit entzogen; aber trotzdem ist und bleibt das Problem Christi, die Frage: „Wer war und was wollte Jesus?" der Faden, der durch unser ganzes modernes Kulturleben hindurchzieht. Ja, man könnte sagen, daß auch in dieser Hinsicht, die heutige Zeit viel ähnliches mit der römischen hat, denn seit den Tagen des Urchristentums ist sie mit solchem Wahrheitsverlangen nicht mehr vorhanden gewesen. Woher kommt das? Im Getriebe des heutigen Kulturlebens mit seiner Mechanik, mit seinem Pessimismus der aus der Sündenschuld und Qual der Gottesferne entspringt, erfüllt von den Gefahren der Selbsttäuschung, ist die Menschheit heute, wie zur Zeit der Antike, wieder auf der Suche nach einem Idealtypus; denn sie ist erlösungsbedürftig. Was einen Sidhatta Gautama zu einem Buddha, Religionsstifter und geistlichen Führer für Jahrtausende machte, bringt die moderne Menschheit, sie mag wollen oder nicht, immer wieder zur Beschäftigung mit der Person Jesu. Es ist dasselbe Sehnen, das sich durch die Mythologien aller Völker hindurchzieht: das Sehnen nach Erlösung. Wenn nun im modernen Menschenleben trotz aller Ablehnung gegen die christliche Kirche dennoch das Erlösungsbedürfnis vorhanden ist und das Problem Christi dieselbe beschäftigt, so erhebt sich naturgemäß die Frage, welche Art der Schilderung des Lebens Jesu auf den modernen Kulturmenschen den größten Einfluß ausübt; denn auf die Wirkung der Schilderung auf das Gemüt kommt

*) Vergleiche in Schrift: Fried Nietzsche oder Jesus Christus. 3. Aufl. Seegefeld 1915.

es ja gerade bei der Verkündiung des Evangeliums hauptsächlich an. Nun leben wir ja bekanntlich auch heute in der Zeit der Kritik, und gerade deren eiskalter Hauch hat so manches Idealbild, das den Menschen anzog, zerstört. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß der moderne Mensch nur von dem Gesamtbild der **Person** Jesu angezogen wird, was ja aus den Fragen nach seiner Realität ersichtlich ist. Aber dennoch geht er trotz seines Ringens nach Erlösung und Wahrheit, des öfteren an ihm vorbei.

Ach, wir Prediger des Evangeliums verstehen es leider oft zu wenig, auf das feine Fragen in der Seele unserer Mitmenschen zu achten und diese Fragen zu beantworten. Wir reden so viel vom „Heiland", aber lernen zu wenig von ihm die Individualität unserer einzelnen Mitmenschen zu beachten. So lernt der moderne Mensch meistens den Christus der Bibel nicht näher kennen, denn was wir ihm erzählen, ist der Christus unseres Begriffes, vielleicht auch der Dogmatik der Spezial- und Sonderkirche, der wir angehören oder unseres konfessionellen Bekenntnisses. Daß ein solches Bild in seiner Einseitigkeit einem nach Wahrheit dürstenden Menschen nicht genügt, wird ein aufrichtiger Christ gern zugeben. So haben wir an unserm Teil oft selbst mit Schuld an der Tatsache, daß auf die Frage: „Wer war Jesus?" so wenig befriedigende Antwort gegeben wird. Man braucht nur zehn verschiedene Blätter, auch sogenannte Evangelisationsblätter, gleichzeitig zu lesen, um zu finden, wie einseitig, schablonenhaft die Frage nach der größten Realität, von ernsten wahrheitsliebenden Menschen oft behandelt wird. Jesus antwortet selbst auf diese Frage: „Suchet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darin, und sie ist es, die von mir zeugt."

Er gibt nicht bestimmte Stellen und Sprüche an, sondern fordert zum Suchen auf; nun ist die Art des Suchens beim Menschen immer nach seiner Individualität und daher sein Finden und Erleben auch ein verschiedenes. Ich glaube ganz im Sinne Christi sagen zu dürfen: Wir wollen trachten in aller unserer Kanzel-, Seelsorger- und Missionsarbeit Zeitströmungen und Individualitäten unserer Mitmenschen kennen und verstehen zu lernen, um demgemäß bei der Beantwortung der großen Lebensfrage nach Jesus, sie auf die Teile der Bibel hinweisen zu können, die ein ihrem Denken entsprechendes Bild von dem Heiland geben und daher die besten Wirkungen auf sie ausüben.

Allerdings geben dem Christen, alle vier Evangelien übereinstimmend und harmonierend Zeugnis von dem Reiche Gottes und von dem Himmelreich, aber auf verschiedene Art und Weise. Bei dem Suchenden aber kommt es darauf an, welche Schilderung der Wahrheit auf seine Seele mehr einwirkt. Ich führe hier an, daß

z. B. Renan Matthäus für das wichtigste Buch der Weltgeschichte hielt, weil seine, nach Taten dürstende Zeit, diese Schilderung Jesu für die schönste hielt. Der verstorbene Würzburger katholische Theologe Schell bezeichnet es ebenfalls als ein Evangelium der Tatkraft, welcher die Tat Gottes in der Menschheitserlösung schildert. Vom Lukas hat man den Eindruck, daß es hier sich um das Evangelium der Erbarmung handelt, da es die mitleidvolle Heimsuchung der sündenkranken Menschheit, durch den Arzt und Heiland, schildert. Hierauf ist auch wohl zurückzuführen, daß gerade im pietistischen Zeitalter dieses Evangelium, nächst dem Evangelium Johannis, so viel gebraucht wurde. Unbewußt, haben die Menschen das immer ausgewählt, was ihnen zu ihrer Erbauung am zuträglichsten war. Johannes könnte man das Evangelium der Liebe nennen. Daß es das Beliebteste bei den Mystikern und auch in vielen Gemeinschaftskreisen ist, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Zwar würden bei einer Rundfrage alle Christen ohne Ausnahme, einstimmig die Antwort erteilen, daß ihnen alle Evangelien gleich seien. Gewiß, der Theorie nach ist das wahr, aber die Praxis der Verkündigung des Wortes Gottes und die Beobachtung des religiösen Lebens zeugen gegen diese Behauptung. Ich schlug einmal einem Theologen zu einer Bibelbesprechung, in der die Texte frei gewählt wurden, ein Kapitel aus dem Johannes zur Besprechung vor, und bekam zu meinem Erstaunen die Antwort: „Lassen Sie uns lieber zu Markus gehen, denn das Lesen des Johannes-Evangeliums ist in den neuzeitigen christlichen Kreisen fast zum Sport geworden, während Markus außer Mode gekommen ist, und doch ist gerade Markus am geeignetsten für unsere Zeit." Ich verstand damals den lieben Bruder nicht, aber habe seitdem — es ist Jahre her — viel beobachtet und leider gefunden, daß er Recht hatte. Abgesehen von Gemeinden, wo man Perikopen liest, werden zu Predigten und Bibelstunden alle Bücher des neuen Testamentes benutzt, am meisten jedoch Johannes und Lukas, am wenigsten Markus. Ich gestehe auch ehrlich, daß ich erst durch jene Bemerkung besonders auf Markus aufmerksam gemacht wurde.

Dieses Markus-Evangelium ist nun der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit. Hat es nun schon dadurch, daß es für die Römer verfaßt wurde, eine besondere Bedeutung für unsere Zeit, weil verschiedene geistige Strömungen unserer Zeit denen des römischen Zeitalters ähneln, so hat es inhaltlich einen noch größeren Wert für unsere Zeit. Es betrachtet die Geschichte Jesu und die Lehre vom Reich Gottes oder Himmelreich vom Standpunkt der Innerlichkeit. Nun sind zwar Reich Gottes und Himmelreich, keine modernen Begriffe, und gerade dadurch, daß sie in subjektivistischen Kreisen, als Schlagworte benutzt werden, wird die scheinbare Kluft zwischen moderner Kultur und Evangelium noch erweitert. Wenn wir aber genauer zusehen, so finden wir, daß das Beste und Stärkste, was unsere Kultur erstrebt, die

geistige Persönlichkeit ist. (Dr. Johannes Müller und Lhotzky meinen allerdings, daß sie das Privilegium allein hätten, die Pflege des persönlichen Lebens zu treiben, aber sie entsprechen auch nur der Zeitströmung.) Das Evangelium Markus erzählt uns nun die Geschichte des Reiches Gottes und stellt in Harmonie mit den andern Evangelien für dasselbe als Grundforderung, Innerlichkeit, Tatkraft, und Gemeinschaft der Liebe in besonderer Weise in den Vordergrund. Wenn es aber diese Forderungen stellt und das Reich Gottes von diesem Standpunkt aus betrachtet, so fördert es die Pflege der Persönlichkeit. Es bedingt einen reichen Lebensinhalt für die Innerlichkeit der Persönlichkeit zur wechselseitigen Förderung und Verwertung für das Ganze. Markus bietet den ursprünglichsten Bericht, nicht in Geschichtsentwicklung, sondern seinem Gehalt nach. Er legt wenig Wert auf die Zeitfolge der einzelnen Lehren, Taten und Schicksale Jesu. Seine Darstellungen beginnen zum großen Teil mit der Einleitung: „Alsbald geschah," oder einfach mit dem Worte „alsbald", und gerade diese Tatsache zeigt, daß Markus großen Wert auf die Uebersichtlichkeit der Darstellung legte. Sein Interesse ging nicht auf die Kenntnis der einzelnen Reisen, sondern auf die großen Wendepunkte des Lebens Jesu. Er gibt ein Bild der Lehre und des Wirkens Jesu in Bezug auf das Reich Gottes, indem er zunächst die galiläische Wirksamkeit schilderte, die er jedoch nicht als die erste Tätigkeit Jesu bezeichnet, indem er ausdrücklich versichert, nachdem Johannes im Gefängnis war, kam Jesus nach Galiläa und predigte die frohe Botschaft des Himmelreiches. Das Reich Gottes zeigt sich bei ihm als das Leben von Innen heraus. Die Taufe mit dem Heiligen Geist und die Neuschaffung des Menschen von Innen heraus, erscheinen uns hier im Anfang des Markus-Evangeliums sofort als die großen Notwendigkeiten und Gottestaten, die durch die Sendung des Sohnes Gottes ausgeführt werden sollen. Als die große Aufgabe, welche der Vorläufer Jesu, Johannes, dem kommenden Messias stellt, wird uns die Taufe der Menschheit mit dem Heiligen Geiste bezeichnet. Eigentümlich ist es, daß Markus sein Evangelium sofort mit dem prophetischen Wort des Jesaias beginnt, und dadurch zeigt, daß Johannes die Stimme des Rufenden in der Wüste war. Ich glaube Schell hat recht, wenn er meint, daß Markus in dem Prophetentum des Geistes die Vorgeschichte der Messias*) und den wahren Kindheitsanfang des Sohnes Gottes erblickte. Eine Eigenart des Markus ist, daß er nach dieser Einleitung in knapper, gedrängter Form, die Ereignisse bis zur Versuchung folgen läßt, und auch bei der Letzteren nicht den Verlauf derselben, sondern nur die Kraft und Fülle des Geistes zeigt, durch welche Jesus den Sieg

*) Damit wäre der A. Drewschen Theorie vom „vorchristlichen Messias" neuer Stoß versetzt. Zeigt sich darin doch die Sehnsucht aller Geschlech-
uf Erden.

über die gottlosen Mächte erringt. Er will offenbar dadurch den Gegensatz des Geisteslebens Jesu zum Satan und zu dieser Welt hervorheben. Die Innerlichkeit des Reiches Gottes ist der bei Markus immer wiederkehrende Grundgedanke der Lehre Jesu. Man sieht oft den Heiland mit seinem tiefen Innenleben der Aeußerlichkeit des Priester- und Pharisäertums gegenübergestellt. Markus zeigt auch auffallend, wie gerade das Betonen des inwendigen Lebens von seiten des Nazareners den Widerspruch hervorruft. Von dem Moment an, da Johannes den Anfang des Evangeliums vom Reiche Gottes als die Stimme des Rufenden in der Wüste schildert, bis zu dem Moment, da er uns das Todesurteil, das der hohe Rat fällt, berichtete, finden wir bei aufmerksamer Betrachtung des Christusbildes des Markusevangeliums die Betonung der Innerlichkeit der Verkündigung und die Hervorhebung der inneren Vorgänge im Leben Jesu. Der Täufer Johannes ist bei Markus das Vorwort des Evangeliums Christi. Er ist so zu sagen der Notschrei nach der Geistestaufe, welche Jesus bringen sollte und den er tatkräftig durch die Wassertaufe der Buße bekundet. Man empfindet es beim Lesen des Markusevangeliums fast wie eine Antwort vom Himmel, daß die Stimme erschallt: „Dies ist mein lieber Sohn." — Mit dem Hauptgedanken: „Tut Buße und glaubet an das Evangelium," läßt Markus Jesus auftreten. Die frohe Botschaft von Gott und dem Heil ist der Grundgedanke, den Markus bei Betrachtung des Lebens Jesu bewegt. Schon im Anfang tritt es scharf hervor, daß Markus die Erkenntnis hat, daß durch Buße und Glauben das Evangelium für den Menschen eine Realität des Lebens wird, und diese Erkenntnis wird es auch wohl sein, die ihn veranlaßte, auf die Aeußerlichkeiten im Leben Jesu wenig Wert zu legen. Denn, wenn Markus auch die Wunder Jesu besonders hervorhebt, so ergibt sich aus der Art und Weise der Schilderung doch, daß er weniger das Wunderbare an diesen Handlungen Jesu im Auge hat, als die Kraft und den Geist der Innerlichkeit, aus welchen heraus Jesus die Wunder vollführte. Ich erinnere nur an das merkwürdige Wort, Markus 11, 22—26, bei der Verwünschung des Feigenbaumes. Hier ist die Offenbarung dessen, was es heißt glauben — und welche Kraft von der Erkenntnis Jesu ausgeht. Ja, man darf wohl sagen, daß in diesem Wort des Herrn, das uns Markus aufzeichnet, ein leiser Anklang, vielleicht sogar die Grundlage des petrinischen Wortes, 2. Petrus 1, Vers 3 und 4, liegt. Das ist der Glaube, der durch die Selbsthingabe als Tat der Buße in dem Menschen die Wiedergeburt schafft. Das ist sogar der Inbegriff des Evangeliums Jesu, das Neue in der Geschichte der Menschheit seit Jesus. Markus bringt es schon im ersten Kapitel seines Evangeliums zum Ausdruck, und in der Tat ist die Buße und der Glaube nur die Grundlage, auf der die Menschen allein ihr Glück für Zeit und Ewigkeit

aufbauen können;*) aber beide haben ihr Wesen im tiefsten Innern des Menschen. Sie sind die sittliche Grundforderung des Evangeliums, nicht nur für die offenbaren Sünder, sondern auch für die Gerechten. Die Grundforderung der Buße bedeutet die Ueberwindung der natürlichen Grundbeschaffenheit: Selbstsucht, Trägheit, Schwere und Aeußerlichkeit, zur Hingabe an die sich in Jesu offenbarenden Kräfte. Das ist zur Genüge bekannt, wird aber leider oft gebraucht, als ein dekorativer Aufputz, der über die innere Nichtigkeit hinwegtäuscht und dann fälschlich Frömmigkeit genannt wird. Man könnte sagen, die Buße ist der Anfang des neuen Lebens und die Erhöhung der ganzen Menschenstufe ins Unvergängliche. Ist es nun aber Eigentümlichkeit des Markusevangeliums, daß gerade auf diese so scharfe Betonung gelegt wird, so kann man annehmen, daß Markus durch sein Evangelium Persönlichkeiten schaffen wollte, denn die Innerlichkeit, die gerade der Buße zugrunde liegt, ist der Anfang der Persönlichkeit. Im ganzen Evangelium darum zeichnet Markus Jesus als Persönlichkeit, indem er die Innerlichkeit seines Wirkens auf sich wirken läßt und wieder ausstrahlt. Persönlichkeiten, waren es, die auf die Römer wirkten. Die Persönlichkeit Jesu allein wirkt auch in unserer modernen Zeit. Ich brauche nur an das Wort von Huston Steward Chamberlain zu erinnern, der in bezug auf Jesus sagt, daß er die schwerste und folgenschwerste Entdeckung gemacht habe, welche allein die Vergänglichkeit überwinden könnte. Er sagt wörtlich: „Christus wies auf eine verborgene Kraft, fähig den Menschen selber völlig umzugestalten, fähig aus einem elenden, leidbedrückten Wesen ein Mächtiges, Seliges zu machen.“ (Chamberlains Grundlagen des 19. Jahrhunderts, Seite 207. Chamberlain übernimmt hier einen Ausspruch seines Schwiegervaters, Richard Wagner.) Wenn Chamberlain Jesus auch nicht ganz erfaßt hat, so ist er doch eine sehr wichtige Stimme aus der modernen Welt, die uns zeigt, wo der Feind am leichtesten überwindbar ist, und wie wir Jesus zu schildern haben, um unser Zeitalter zu seinen Füßen zu bringen. Leider haben das Medium der Zeit, die Tradition, die verschiedenen Kirchenlehren, die persönlichen Anschauungen einzelner Menschen, das Bild der Persönlichkeit Jesu verschwommen und verwischt. Man hat sich ins Aeußerliche verloren, und das ist es, was den modernen Menschen auf seiner Suche nach Wahrheit des öfteren zurückstößt. Wollen wir für unsere Zeit tüchtige Menschenfischer werden, so müssen wir trachten, die Tiefe des Geheimnisses der Persönlichkeit Jesu auf uns wirken zu lassen. Gewiß werden wir selbst den größten Segen hiervon haben. Wir lernen dann mit dem Apostel ausrufen:

*) Vergl. Brepohl, F. W. „Die Wahrheit über Jesus von Nazareth.“ Verlag von Gerdes und Hödel, Berlin 1911.

„O, welch eine Tiefe des Reichtums und der Erkenntnis!" Es wird uns dann ohne weiteres klar, daß wir unsern, nach Persönlichkeiten suchenden Mitmenschen, mit Markus das Bild des Christus so vor Augen malen müssen, daß dessen tiefe Innerlichkeit und seine große, herrliche Gestalt, weniger seine einzelnen Taten zum Ausdruck gelangen. Der Gesamteindruck des Lebens Jesu ist ein derartiger, daß die Menschen, welche ihn begreifen, nicht anders können, als ihn lieben, und daß sie ihm nachfolgen müssen. Ich möchte in kurzen Zügen an einigen Beispielen noch zeigen, wie Markus die Persönlichkeit Jesu hervorhebt:

Im Markus kommt die grundsätzliche Verschiedenheit des Neuen und Alten, der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit zum Ausdruck. Markus reiht, z. B. fünf Vorkommnisse aneinander, wodurch er den Gegensatz allseitig kennzeichnet, und immer zeigt sich, daß die an ihrem äußeren Formwesen hängenden Schriftgelehrten Anstoß nehmen, und gerade der erste Anstoß behauptete sich unbesiegbar. Selbst die Wunder waren nicht imstande den Anstoß zu überwinden. Die Schriftgelehrten empfanden es als eine Gotteslästerung, daß Jesus, vom Glauben der Leute ergriffen, zu dem Gichtbrüchigen sagte: „Mein Sohn, dir sind deine Sünden vergeben." Jesus offenbarte damit die Wurzel alles Verderbens, und brachte die Quelle aller Uebel zum Bewußtsein, welche vor allem verschlossen werden muß, wenn wir in das Reich Gottes eingehen wollen. Hieran nahmen die Vertreter der Religion, die meinten, sie müßten Gott gegen die Menschen vertreten, Anstoß, und bewiesen dadurch, daß sie nicht Sendboten der Gnade und Liebe, wie Jesus, waren und zeigten, daß sie den Geist Gottes nicht kannten. Markus betont dies erste Aergernis, und dieser Anstoß blieb der tiefste, wie wir aus der späteren Geschichte Jesu ersehen, obgleich es sich nur um ein Wohltun und Heilungswunder handelte. Aber er betraf den tiefsten Sinn des Gottesglaubens und der Sittlichkeit. Auch heute noch ist die Liebe für den Geist der Enge und der Selbstsucht, ein Aergernis. Anlaß zum zweiten Anstoß, den uns Markus schildert, gab ihnen die Berufung des Zöllners. Durchhin legt Markus Wert auf die Antwort Jesu: „Ich bin nicht gekommen, um die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder." Damit war der Geist gerichtet, welcher im Namen der Religion, Gott von der Welt entfernt und in unnahbare Erhabenheit gerückt, es der ewigen Güte verwehrt, sich erbarmend zum Sünder herabzuneigen, in der Meinung, daß dadurch die Heiligkeit der sittlichen Ordnung gefährdet würde. Der dritte Anstoß war die Vernachlässigung des Fastens. Jesus antwortete: „Können die Hochzeitsleute fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist?" Er stellt sich dabei wieder in Gegensatz zur Aeußerlichkeit. So tritt der volle Gegensatz zwischen dem Alten und Neuen zu Tage. Zwischen dem alten Gottesbegriff der unberechenbaren Allmacht und dem geoffenbarten der Vaterliebe.

Wiederum erfaßt Markus die Tiefe der Bedeutung, wenn er das Wort Jesu erwähnt: „Niemand flickt einen neuen Lappen auf ein altes Kleid, und niemand faßt jungen Wein in alte Schläuche."

Als viertes Aergernis schildert Markus das Aehrenzupfen der Jünger am Sabbath. Jesus rechtfertigte sie aus der Schrift, und bringt die Würde der Persönlichkeit allen Einrichtungen und Ordnungen gegenüber zur Geltung, indem er sagt: „Der Sabbath ist um des Menschen willen da." Der Geist Gottes macht alles zum Mittel des Lebens. „Der widergöttliche Geist macht aus dem Sabbath eine Hemmung des Lebens und der Liebe. Infolgedessen war der fünfte Anstoß eine Wunderheilung am Sabbath. Die Gesetzeseiferer verstummten zwar auf die Frage: „Ist es erlaubt am Sabbath zu heilen." Das Endergebnis aller fünf Aergernisse war bei Jesus tiefer Schmerz, bei den Hütern der Religion, der gemeinschaftlich mit den Herodianern gefaßte Beschluß, Jesus müsse sterben. Warum? Wegen seiner tiefen Persönlichkeit und wegen seines göttlichen Wesens. (Schell.)

Eine Darstellung des Markus nach der andern zeigt, wie er die Innerlichkeit Jesu hervorhebt, ich erinnere nur an das 7. Kapitel des Markusevangeliums. Daran, wie Markus betont, daß Jesus nicht gekannt sein und kein Geschrei haben, sondern durch die Kraft Gottes wirken wollte. (Markus 9.) Es könnte scheinen, als ob jene alte Ansicht über Markus, die ja leider in vielen christlichen Kreisen auch heute vorhanden ist, nach welcher sein Evangelium, Christus als den magischen Wundertäter zeichnet, berechtigt sei; aber dies ist eben nur bei oberflächlicher Beachtung; denn die programmatische Kürze und Schärfe, mit der Markus aus jedem Ereignis aus dem Leben Jesu den Lehrgedanken herausschält und hervorhebt, läßt diese Ansicht nicht zu. Auch könnte man ja darauf hinweisen, daß der Glaube und das Wunder einen inneren Zusammenhang haben, indem in beiden ein Erleben Gottes stattfindet, und daß Glaube, Wunder und Schöpfung auf einer und derselben Weltanschauung beruhen, die allerdings auch die Weltanschauung des Markus ist. Doch ich verweise diesbezüglich auf Gerttells Schrift: „Die Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung." (Stuttgart, Kielmann.)

Man darf auch sagen, das Markusevangelium bringt in der Sprachweise der damaligen Zeit, einen höchst wichtigen Grundsatz des geistigen Wesens zur Geltung. Nämlich die innere Gegenüberstellung zwischen den Erlebenden, Denkenden und Fühlenden einerseits, und dem was er erlebt, was er als Macht und Beweggrund, und als Drang und Zwang in sich empfindet. Das Seelenleben und mit ihm das ganze Menschenleben erscheint wie der Schauplatz ringender Geistesmächte. Das Innenleben ist inneres Gegenüberstellen und wechselseitiges Sichgeltendmachen all des vielen Verschiedenen, was durch Wahrheitswert allgemeine Geltung beansprucht. Was sich als innerlich gütig zu Bewußtsein bringt, hat dem persönlichen Geist gegenüber

selber eine Art Persönlichkeit und wird als persönliche Macht vorgestellt. Damit ist indessen nicht gesagt, daß man berechtigt ist, jede innerlich empfundene Macht unmittelbar als solche, für eine Persönlichkeit zu halten.

Ich bin damit am Schluß meiner Ausführung angelangt. Ich haben versucht darzulegen, daß Markus das Evangelium der Innerlichkeit und der Persönlichkeit schrieb, und daß daher sein Evangelium für den Römer mit der idealen Charakterstärke das geeignetste war. Wenn meine Anregung dazu beigetragen hat, daß wir als Boten des Christus von Markus lernen, den Geist der Zeit zu verstehen und uns ihm anzupassen, so ist mein Zweck erfüllt. Ich glaube nach dem Dargetanenen sagen zu dürfen, daß ich das Christusbild des Evangeliums Markus als für unsere Zeit am wirkungsvollsten halte. Setzen wir daher unsere Vorliebe für die andern Evangelien einmal etwas zurück, studieren die Art und Weise des Markus vom Standpunkt des Persönlichkeitsideals und ich glaube, wir werden mit Erfolg der modernen Menschheit Jesus näher bringen.

Ich kann mir noch eine Nutzanwendung nicht versagen. Unsere Predigten betonen oft so lang und breit das Aeußere im Leben Jesu und so wenig seine innere Herrlichkeit. In Sonntagschulen, Konfirmandenunterricht, Religionsunterricht, wird so viel Wert darauf gelegt, daß die Kinder genau wissen, was Jesus getan hat. Ob wir nicht auch in dieser Beziehung von Markus lernen sollen und können mehr Wert auf das Innenleben und die Persönlichkeit Jesu zu legen? Es ging zu Anfang dieses Jahres durch die christlichen Blätter folgende Erzählung: Eine beliebte Sonntagschullehrerin besuchte eines ihrer Sonntagschulkinder. Als das Kind sie kommen sah, lief es zu ihrer Mutter und rief: „Mama, die Märchenerzählerin ist da!" — Nicht wahr, es ist Ernst, wenn wir mit all unserm vielen Erzählen von dem Heiland weiter keinen Erfolg haben, als daß man uns für gute Erzähler und Prediger hält. — Lassen Sie uns darum von Markus lernen, den Leuten die *Persönlichkeit* Jesu so vor Augen zu malen, daß sie nichts weiter sehen, als „*Jesus allein.*"

Die Politik auf der Kanzel.

Referat, verlesen bei der Freeport, (Ill.), Past. Konferenz, von Pastor M. Weber.

(Schluß.)

2. *Wie aber ist die Politik auf die Kanzel zu bringen?*

Das ist die Frage, auf welche wir anfangs Bezug genommen haben und die wir nun unter Hinweis auf verschiedene politische Bewegungen in unserer Zeit zugleich mit beantworten wollen.

Daß auf der Kanzel in der hier in Frage stehenden Sache viel gefehlt wird, sei es im Uebereifer, oder sonst welchen Ursachen, kann

nicht verschwiegen werden. Auch kann nicht unerwähnt bleiben, daß manche Kirchengemeinschaften prinzipiell ein Stück eigenartiger Politik treiben, indem deren Prediger bei Gelegenheit der stattfindenden Wahlen für besondere Kandidaten Stimmung zu machen suchen. Es ist unseres Erachtens höchst tadelnswert, wenn man von der Kanzel herab, z. B. die noch ziemlich gelind gefaßte Aeußerung vernimmt: Ein Mann, welcher nicht für Prohibition eintrete, sei auch nicht würdig, irgend ein staatliches Amt zu bekleiden. Solchen Politik treibenden Prädikanten dürfte mit Recht 2. Tim. 2, 4 entgegengehalten werden: „Keiner, der Kriegsdienste annimmt — hier auf das Amt angewendet — flicht sich in die Händel des Lebens." Dazu gehört in diesem Falle auch die Politik. Auch das wohlfeile Sprichwort dürfte hier anzuwenden sein: „Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz." Eine derartige Verquickung der Politik mit der Religion, wenn die Prohibition unter dieselbe rubriziert wird, und als das Aushängeschild wahren Christentums und echten Bürgersinnes gelten soll, kann Ihr Referent nicht befürworten. Wir wollen dem einzelnen Christen, der wirkliche, völlige Abstinenz gelobt und sich solcher, immerhin äußerlichen, Unterstützungsmittel bedienen zu dürfen glaubt, keinen Vorwurf machen und ihm unsere Achtung nicht versagen, wenn er allezeit und allerorts hält, was er gelobt. Aber ebenso bestimmt lehnen wir es ab, daß solche Praxis zu einem allgemeinen Gesetz für den Christen erhoben wird und als allgemeine Forderung christlicher Liebe gelten soll. Damit sei alles gesagt, was Ihr Referent hier zu erwähnen für nötig findet. Es bleibt jedenfalls das für und wider in dieser Sache am besten dem Gewissen des Einzelnen zur Entscheidung überlassen. Das sollte man bedenken, und es unterlassen, auf der Kanzel in dieser Angelegenheit Richter über die Gewissen anders Denkender zu sein.

So ist denn auch für die Diener der evangelischen Kirche eine Sache des christlichen Gewissens, uns gerechtfertigt zu wissen gegenüber den Vorwürfen von seiten einer gewissen politischen Volkspartei, daß wir die soziale Frage auf der Kanzel außer acht ließen, um unserer eigenen Existenz willen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier näher darauf einzugehen. Obwohl nun die Behandlung sozialer Probleme nicht direkt auf die Kanzel gehört, so darf die Predigt doch nicht stumm an der sozialen Frage vorübergehen, zumal dieselbe von gewissen Predigern als Parteisache auf die Kanzel gebracht wird. In allen sozialen Fragen muß die göttliche Wahrheit zum alleinigen Maßstab gemacht und die aus ihr resultierenden Pflichten allen Gesellschaftsklassen ans Herz gelegt werden. Das Wort Gottes will immer in die Tiefe führen und deckt die Quellen der sozialen Nöte und Gefahren auf, und die liegen nicht in den Verhältnissen, sondern in den Menschen. Denn am letzten Ende machen doch die Menschen die Verhältnisse und nicht die Verhältnisse die Menschen. Aber nicht nur die soziale Not will das Wort Gottes beleuchten, sondern auch den Weg zur Heilung zeigen. Solche Predigt kann man

sozial nennen und in diesem Sinne muß jede Predigt sozial sein. Weil nun das Wort Gottes für alle gleichermaßen ist, darum muß die Predigt alle Gesellschaftsklassen unter das Licht der göttlichen Wahrheit stellen. Die evangelische Kirche ist aber weit davon entfernt, von der Kanzel aus eine gewisse Volkspartei als solche zu bekämpfen. Freilich kann sie nicht umhin die Irrtümer und Inkonsequenzen ihrer Probleme aufzudecken. Wir haben zu unterscheiden zwischen dem einzelnen Sozialdemokraten und der Sozialdemokratie als politische Partei. Wir wissen, daß dieselbe viele harmlose Mitläufer hat, die über die eigentlichen Ziele ihrer Partei nicht klar sind, und die durch ihre Zugehörigkeit zu derselben nichts weiter als eine Besserung ihrer ökonomischen Lage zu erstreben suchen. Aber das sozialdemokratische Programm ist vom christlichen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigen. Nicht bloß deshalb, weil es antichristlich und antikirchlich ist, sondern auch weil es ein Todfeind der stehenden staatlichen Ordnung ist. Diese irrenden Volksfreunde unserer Tage lehren, daß an allem Verderben, an aller Not nur die bestehende gesellschaftliche Ordnung Schuld sei. Würde das Kapital und der Kapitalismus abgeschafft, so wäre der Himmel schon auf Erden. Jene legen uns Predigern, die wir nicht in diese Posaune blasen, zur Last, daß wir es nur mit den Reichen hielten und nur die Sünden der Armen zu strafen wagten. Sie vergessen aber, wie höchst selten, wenn zwei Parteien in Frage stehen, die Schuld nur auf einer Seite ist. Weil aber auf beiden Seiten gesündigt wird, so erfordert die Wahrheit, die Sünde auch ohne Ansehen der Person zu strafen. Und weil das Wesen des natürlichen Menschen, in allen Gesellschaftsklassen die *Selbstsucht* ist, hingegen das Wesen des Christentums *Liebe* sein soll, so hat die Predigt mit Rücksicht auf die soziale Bewegung mit Ernst und Entschiedenheit die Wahrheit zu verkündigen. Das einzige soziale Programm des Christentums ist und bleibt die Liebe, und *es fordert die Lösung der sozialen Frage in der Liebe*. Hier scheint es am Platze zu sein, ein Wort gegen das Programm der sozialistischen Gütergemeinschaft zu richten, die auch den Anspruch auf Liebe zu haben glaubt. Dieses Programm, so meinen sie, könne sich nur verwirklichen auf den Trümmern der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung. Sie wollen aber nicht verstehen, daß der Grund aller Unordnung und Verwirrung auf dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gebiete hauptsächlich in dem Niedergang christlichen Glaubenslebens ihre Ursache haben. Darum kann auch unsere Parole auf der Kanzel nur lauten: Nicht Umsturz, sondern Umkehr! Und wenn das erfolgt, dann wird der Umkehr Frucht soziale Zufriedenheit sein. Die Frömmigkeit ist der Weg zum sozialen Glück und zum sozialen Frieden der Gesellschaft. Die soziale Frage im Staat wird aber in dem Maße gelöst werden, als die religiöse Frage im Herzen der einzelnen Menschen eine befriedigende Lösung findet. Alle für einen und einer für alle, das ist und bleibt die Lö-

sung des christlichen Sozialismus. Wollten wir ein anderes Programm aufstellen, so würden wir als falsche Zeugen erfunden und wir würden Verführer des Volkes sein. Wenn wir aber auf der Kanzel die höchsten Ziele des Menschen anstreben, so ist dies sicherlich ein Stück edelster Politik zur Förderung der Volkswohlfahrt in der Schaffung von Eintracht und Frieden unter den verschiedenen Volksklassen. Eine eigentliche Sozialpolitik und technische Lösung der sozialen Frage liegt uns auf der Kanzel gänzlich fern und darf überhaupt damit nicht vermengt werden. In diesem Sinne, und in keinem andern, glauben wir ein Recht zu haben, die Politik auf die Kanzel zu bringen, mit bezug auf die soziale Frage. Dabei beselt uns mit allen wahren Dienern im Worte der Glaube, daß das Evangelium von Christo, und nur dieses allein, dazu angetan ist, die soziale Bewegung zum Wohle des Volkes in geordnete Bahnen zu führen. Daß es unter Gottes machtvoller Leitung und gnädiger Führung geschehen wird, ist unsere Zuversicht. Wenn wir nun alles erwarten durch die machtvollen Wirkungen des wahrhaft freimachenden, christlichen Geistes, wie er sich in der evangelischen Kirche bekundet, durch die geistesmächtige Predigt des Wortes Gottes, so treten wir damit in Gegensatz zu dem starren Konfessionalismus und der verknöcherten Orthodoxie, wie auch der freigeistischen Zeitphilosophie. Wollten sie versuchen, die soziale Frage zu lösen durch die bloße Form, den toten Buchstaben und die moderne Philosophie, dann könnte ihnen die Antwort gelten, die einst die Teufelsbeschwörer zu Ephesus zu hören bekamen: Jesus kenne ich wohl, von Paulus weiß ich auch, wer seid ihr aber? Wir müssen das Zeugnis der Wahrheit in uns tragen, um auf der Kanzel einen sicheren Halt zu haben inmitten dieser sozialen Bewegung. Und solchen inneren Zeugnisses der Wahrheit bedürfen wir auch noch nach einer andern Seite hin.

Wir sehen uns da einer großen, geschlossenen Kirchengemeinschaft gegenüber, die von allen evangelischen Denominationen, so verschieden sie auch untereinander sein mögen, als gemeinsamer Feind empfunden wird, und das ist die römische Kirche. Mit ihrem Pseudochristentum verbindet sich bei derselben schon von alters her eine übergewaltige, hierarchische Politik. In allen Ländern, überall sich der Situation gewachsen wissend, wo sie mit großer List und vieler Geschmeidigkeit auch heute noch in zielbewußter Weise ihre besondere Politik treibt, dahin gehend, überall eine dominierende Stellung zu gewinnen und zu befestigen. Rom treibt Politik und ist darin ein Meister, aber es ist die Meisterschaft des Fürsten dieser Welt. Und daß Roms Arbeit nicht vergeblich ist und im gegebenen Falle auch vor Gewaltmitteln nicht zurückschreckt, das beweist uns die Geschichte vergangener Zeiten und kommt auch heute noch in der einen oder anderen Weise vor. Die Absetzung des Gouverneur Sulzer ist uns ebenfalls ein Beweis hierfür. Rom verändert sich nie um sein priesterliches Herrsch- und Lohnsystem zu stützen. Wir sind nicht in der Lage, uns

weiter damit befassen zu können. Es genüge darum, dieser Hinweis, um anzudeuten, was wir von jener Seite hier zu erwarten haben und daß wir auf der Hut sein müssen. Die evangelische Kirche erkennt die kirchenpolitischen Maßnahmen Roms sehr wohl, und schenkt ihnen die gebührende Aufmerksamkeit. Aber sie verschmäht es, wie sie immer getan, jene Mittel zu gebrauchen, deren sich Rom bedient, wo beides zutrifft, daß der Zweck das Mittel, und das Mittel den Zweck heiligt. Die evangelische Kirche weiß, daß nur das lautere Wort Gottes, ohne Schalkheit und Täuscherei der Menschen, die feste und unüberwindliche Burg evangelischen Christentums ist, gegen welche Rom mit all seinem äußeren Glanz, seinem kolossalen Reichtum und seiner Macht nichts dauerndes auszurichten vermag. Die evangelische Kirche lebt aber des Glaubens: In dem allen überwinden wir weit, und unser Glaube ist der Sieg, der Rom überwindet. Deswegen sei und bleibe es der evangelischen Kirche Ruhm, daß die Waffen ihrer Ritterschaft nicht fleischlich, sondern geistlich sind, zu zerstören alle Höhen, die sich wider sie erheben. Alle jene geheimen und öffentlichen Machinationen Roms stehen im grellsten Widerspruch zu evangelischem Wesen. Deswegen leitet die evangelische Kirche ihre Diener nicht nur an, das Wort evangelischer Wahrheit geradewegs zu erschließen, sondern es auch recht zu teilen mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken. Sie will ferner nicht, daß ihre Diener alles heraussprechen, wie ein geschwätziger Sprecher auf der Volksrednerbühne, oder schwadronieren, wie jener bekannte Kapuziner in Wallensteins Lager, nach Schiller. Sie wünscht vielmehr, daß jeder Prediger ernstlich bedenke, wie die auf taktlose Weise verkündigte politische Weisheit sehr leicht zum Zankapfel für die Gemeinde werden kann und dem einzelnen den Besuch des Gotteshauses zum Aergernis macht. Ebenso verfehlt und zum Schaden des Predigers ist es, wenn er sich als Allerweltswisser auf der Kanzel geberdet und allerhand phantastische Pläne entwirft. Noch schlimmer ist es aber, wenn er in inquisitorischer Weise Machtsprüche ex cathedra von der Kanzel herabdonnert und vergißt, wes Geistes Kind er ist. Ebenso töricht und sündlich ist es, wenn der Prediger vom Parteistandpunkte aus redet und nicht bedenkt, daß er über den Parteien stehen muß und lediglich vom Standpunkte der Religion aus über Politik zu reden hat. Denn nicht eine politische Partei, sondern die religiös-sittliche Partei muß ihm die höchste Instanz sein. Nicht aus einem Parteibewußtsein heraus, sondern aus dem durch die Religion bestimmten Gewissen heraus muß er reden. Auch alles Räsonieren nach oben und nach unten, nach rechts und links ist zu vermeiden, desgleichen auch alle Parteilichkeit. Nie und nimmer darf der Prediger auf der Kanzel sich in den Dienst eines politischen Systems stellen und für irgend eine Partei Propaganda machen wollen. Er muß aber auch durchdrungen sein von einem sittlichen Ernst und erfüllt von Wahrheitsliebe. Wohl soll er offen und mit Freiheit das Verkehrte strafen, aber er soll nicht voll Leidenschaft richten und verdammen,

sondern für ethische Zwecke in Liebe wirken. Er hat ausschließlich Religion zu predigen und zwar Religion in ihrer Einwirkung auf das Leben, und hat zu zeigen, wie das Volksleben sich nur recht vollenden kann durch die Kraft des Christentums. Derartige politische Betrachtungen werden zu heilsamen Ergebnissen führen. Bei denen, die dafür das rechte Verständnis besitzen, wird der Prediger Zustimmung und Dank finden. Den Tadel der Abgeneigten kann er ruhig über sich ergehen lassen, wenn nur sein Gewissen ihm Zeugnis gibt, daß er vor Gott verantworten kann, was er geredet hat. Bei seinen politischen Reden, wie bei allen seinen Predigten, hat sich der Prediger zu hüten, daß er nicht über die Grenzen des Anstandes hinausgeht. Ebenfalls muß es ihm darum zu tun sein, daß er in seinen Worten und Wendungen, sowie Schilderungen alles das unterläßt, was eine Uebertreibung verrät und der Wahrheit nicht entspricht. Diese Art gehört nun und nimmer auf die Kanzel, höchstens ins Theater. Ferner ist es ein arger Verstoß gegen die gute Sitte, sich sogenannter „Kraftausdrücke" zu bedienen. Was aber dem politischen Volksredner auf der Volksrednerbühne in der Hitze des Streites, im Augenblick des Angriffs, oder bei der Verteidigung im parlamentarischen Kampfe zu Gute gehalten wird, das ist dem Prediger auf der Kanzel nicht gestattet. Wenn dieser aber innerhalb der ihm gesetzten Schranken das Politische in würdiger Weise, als Vertreter der Religion, auf die Kanzel bringt, so ist er in seinem vollen Rechte und wer ihn daran hindern wollte, machte sich einer schnöden Rechtsverletzung schuldig. Allerdings ist das zu viele Politisieren auf der Kanzel nicht ratsam. Es geschehe mit Bedacht und mit Berücksichtigung der Verhältnisse und Bedürfnisse der Gemeinde. Denn was der einen Gemeinde frommt, könnte einer andern nachteilig sein. Wenn und wo es immer geschieht, daß die Politik auf die Kanzel gebracht wird, dann geschehe es so, daß dadurch Gottes Ehre erhöht und das Heil der Einzelnen, wie des Ganzen gefördert werde!

Thesen:

1. Als Glied des Staates und der Kirche kann der Prediger von den politischen Bewegungen um sich her nicht unberührt bleiben. Und wenn er dann, davon angeregt, die öffentlichen Verhältnisse der Menschen als Staatsbürger in den Bereich seiner Rede zieht und mit dem Worte Gottes beleuchtet, so darf es die nicht befremden, die unter der Kanzel sitzen, als widerführe ihnen etwas seltsames, wo sie doch das gleiche Leben umflutet, und sie doch mit dem Manne auf der Kanzel glauben, im Worte Gottes das untrügliche Korrektiv des Lebens zu haben.

2. Die Politik gehört demnach in gewissem Sinne mit Recht auf die Kanzel. Sie gehört aber nicht dahin als Parteisache, zum Zwecke des Parteimachens, sondern lediglich vom parteilosen Standpunkte aus, getragen und durchdrungen vom Geiste der christlichen Religion in Wahrheit und Liebe.

3. Die Kirche hat ein besonderes Interesse daran, daß sich der Staat nach den Grundsätzen der christlichen Religion organisiere und sich immer mehr nach allen Seiten hin als ein christlicher Staat ausgestalte.

4. Ein nicht geringeres Interesse hat die Kirche aber auch daran, daß jeder Staatsbürger sich nach religiös-sittlichen Grundsätzen regieren lasse, und für eine Gesetzgebung eintrete, die das Volkswohl zu heben bestrebt und geeignet ist.

5. So muß der Staat es sogar wünschen und in seinem Interesse finden, wenn seine Angelegenheiten vom Standpunkte religiös-sittlicher Ideen dargestellt und aus schiefer, einseitiger Parteiauffassung herausgehoben werden zur gemeinsamen Arbeit am Volksganzen.

6. Ferner muß es der Staat gewiß auch nur gerne sehen, wenn das Volk von der Kanzel aus zur Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit ermahnt und zum treuen Gehorsam gegen die Obrigkeit und zur herzlichen Fürbitte für dieselbe angeleitet wird.

7. Wenn aber Uebelstände des öffentlichen Lebens und Unzuträglichkeiten durch die berufenen Diener der Kirche auf der Kanzel gerügt werden, im Hinweis auf das göttliche Gericht, so kann der Kirche niemand dieses Recht streitig machen.

8. Alle nach erwähnten Gesichtspunkten gehaltenen politischen Reden auf der Kanzel, die den christlichen Aufbau und Ausbau des Volkes anstreben, wie dies aber nur durch die Kraft des Christentums sich realisieren kann und wird, werden weniger den Beifall der verständnislosen Menge finden, um so mehr aber die Herzen derer erheben, denen es mit dem Manne auf der Kanzel um die Ehre und das Wohlgefallen Gottes zu tun ist.

Die Kriegsfurie als Gottesgericht über gottentfremdete Völker.

Man liest jetzt, seit dem Ausbruch des Krieges, so viel von einer religiösen Wiederbelebung des Volks infolge der großen Gefahren, die der Krieg heraufbeschworen hat. Nimmt man nun Blätter zur Hand, die vor dem Ausbruch des Krieges erschienen sind, so kann man da haarsträubende Berichte von der religiösen Verwilderung des Volkes in Deutschland finden, und man muß sich sagen, es war hohe Zeit, daß die Geißel des göttlichen Gerichts herniederfuhr, um ein wildes, gegen Gott rebellierendes, Volk in seine Zucht zu nehmen.

Das Komitee „Konfessionslos“, das eigentlich „Ruchlos“ heißen sollte, hat zusammen mit der gottfeindlichen Sozialdemokratie gearbeitet, um das Volk vom christlichen Glauben abfällig zu machen. Dazu kommt das wahrhaft gottlose, tyrannische Treiben der kirchlich-liberalen Kirchenregierungen und Parteien, die die positiv-gläubigen Christen einfach kirchlich entrechtet haben und ihnen nicht einmal ge-

statten wollen, daß sie je und dann in ihren angestammten Gottes-häusern von christgläubigen Dienern des Wortes bedient werden. Der Parochialzwang wird als Zwangsmittel angewandt, um solche Christen zu zwingen zu offenen Christusleugnern in die Kirche zu gehen oder von ihnen sich bedienen zu lassen.

Wir haben in früheren Ausgaben in der „Rundschau" schon oft Proben gegeben von der Tyrannei des Liberalismus gegen den Teil des Volks, der noch am alt-biblischen Evangelium unverfälscht fest-halten will. Daß das zum Untergang der Landeskirchen führen muß, wenn nicht eine entschiedene Wendung und Bekehrung zu dem lebendi-gen Christus, dem Haupt der Kirche, eintritt, das glauben auch wir.

Um das Vorstehende ins rechte Licht zu stellen, drucken wir hier ein Stück ab, das schon am 4. Februar 1914 im „Christlichen Apolo-geten" erschienen ist.

Es ist etwas lange her, seitdem ich den Lesern des Apologeten einiges aus dem kirchlichen Leben Deutschlands mitgeteilt habe. Jetzt, da ich das Versäumte nachholen möchte, weiß ich fast nicht, was ich aus der Fülle zuerst hervorheben soll. Deutschland wird von einer Flut des Unglaubens heimgesucht, wie es in seiner ganzen Geschichte kaum je hervorgetreten ist. Die gebildeten Schichten des Volkes sucht der Monistenbund zu einer geschlossenen Phalanx gegen das Christen-tum zusammenzuschließen. Die breiten Massen des Volkes drückt die Sozialdemokratie in fanatische Staats- und Kirchenfeindschaft hinein. Auf den Kanzeln macht sich ein vom Geiste des Evangeliums fast ganz verlassener Liberalismus breit. Zwar werden von gläubigen Kreisen ernste Anstrengungen gemacht, in Einzelrettung und Volksmission dem Verderben zu wehren, aber es tritt immer deutlicher zu Tage: *In dem Kampf mit dem Unglauben geht der jetzige Bestand der Landeskirchen zu grunde.* Als ich vor zwei Jahren in Amerika Gelegenheit hatte, einige Vorträge über die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands zu halten, da konnten es manche kaum glauben, daß es im alten Vaterlande so aussehen sollte. Was aber jetzt vor unseren Augen liegt, übertrifft doch bei weitem alles damals Befürchtete.

Massenstreik gegen die Kirche heißt das neueste Schlagwort. Das Komitee „Konfessionslos" (Monisten) hat im Bunde mit der Sozialdemokratie in Berlin, Braunschweig, Sachsen Massenversammlungen einberufen, in denen mit allen Mitteln der Ver-hetzung zum Austritt aus der Landeskirche aufgefordert wurde. Am 28. Oktober, so wird berichtet, unterschrieben in Berlin mehr als 1300 Personen ihre Austrittserklärung, am Tage nach dem Bußtage folgten weitere 4000 und Ende Dezember wurde aus richterlichen Krei-sen mitgeteilt, daß im Dezember bis zum 23. gegen 17,000 Austritte erfolgten und am Tage nach Weihnachten schon wieder 8000 ihren Austritt anmeldeten. Das sind gewiß erschreckliche Zahlen! Den Sozialdemokraten ist der kirchliche Massenboykott ein politisches Kampf-

mittel. Sie wollen der Kirche die Steuern entziehen und dadurch erreichen, daß ihre Last dem Staate zu schwer wird. Um allen „Streiklustigen“ die Beteiligung möglichst bequem zu machen, werden Restaurateure, Zigarrenhändler und andere Geschäftsleute, welche zur Uebernahme einer Abgabe-, Ausfüll- und Sammelstelle für Kirchenaustritts-Formulare bereit sind, gegen eine Entschädigung von 5 Pfennige pro Austritt gesucht. Die sozialdemokratische Parteileitung erklärt zwar, sie lehne entschieden ab, die Parteiorganisation in den Dienst dieser Bewegung zu stellen. Das hindert aber die maßgebenden Persönlichkeiten nicht, in den Versammlungen den Austritt aus der Landeskirche als Pflicht jedes zielbewußten Sozialdemokraten zu bezeichnen. Wie es in solchen Versammlungen zugeht, mögen einige Zeitungsberichte zeigen:

Dr. Liebknecht führte aus: „Die Kirche (speziell die preußische Staatskirche) ist keine religiöse, sondern lediglich eine politische Institution. Sie bedeutet eine Blasphemie gegen die Forderungen des Urchristentums. Sie will keine Verinnerlichung des Menschen schaffen, sondern sie ist bewußtes Instrument der herrschenden Klasse zur Unterdrückung der Massen und unterstützt wohlüberlegt unter dem Schutze des Staates die kapitalistische Ausbeutung. Als solche ist die Kirche auch ein Bollwerk des Militarismus. Andererseits ist der sogenannte „christliche“ preußische Staat lediglich ein Klassenstaat, der sich auf der Heiligsprechung derjenigen Schätze aufbaut, welche die Motten und der Rost fressen. . . . Diesen preußischen Staat gilt es, klein zu kriegen. Ein Mittel hierzu ist der politische Massenstreik, der sicher noch kommen wird. Vorläufig aber ist noch ein bequemeres und kaum minder aussichtsreiches Mittel der kirchliche Massenboykott als politische Kampflosung. Man kann dadurch schließlich die Kirche finanziell aushungern. Wer innerlich mit der Kirche gebrochen hat und doch noch in ihr verbleibt, ist ein Heuchler. Heraus aus der preußischen Polizeikirche! Los von der Kirche und damit von dem preußischen Junkerstaat!“

Diesen Gedankengängen folgte donnernder Beifall. Und der zweite sozialdemokratische Hauptredner stellte nunmehr fest: „Wer nicht austritt aus der Kirche, mit der er nichts mehr gemein hat, ist ein Schuft! Jeder Sozialdemokrat muß austreten, denn die Kirche kämpft mit allen Mitteln gegen die Sozialdemokratie.“

Die „Post“ schreibt: „Wir haben einer der zwölf Volksversammlungen beigewohnt, die das „Komitee Konfessionslos“ einberufen hatte. Es war die, welche in der Schloßbrauerei Schöneberg stattfand. Wir waren von vornherein auf einen unerquicklichen Abend gefaßt. Wir sagen auch nichts über die ätzenden Ausführungen der beiden Referenten, die kein gutes Haar an der Kirche ließen und nur Pfaffen, aber keine Pfarrer zu kennen scheinen. Wir nehmen auch die peinliche Tatsache mit in Kauf, daß sich Sozialdemokratie und Glaubenslosigkeit als identische Begriffe herausstellten. Aber eines

hat uns geradezu erschüttert: ein solches Maß von Roheit, eine solche Verlumptheit der Gesinnung hätten wir nicht für möglich gehalten. Nicht nur, daß jeder, aber auch jeder, der auch nur andeutungsweise für seine Kirche einzutreten wagte, niedergebrüllt, vom Podium gezischt und mit unflätigen Schimpfworten bedacht wurde. Nein, nicht einmal sich zu Idealen zu bekennen ward einem Diskussionsredner verstattet. Als er an die echten, inneren Gefühle im Menschen appellierte, als er meinte, jeder Mensch müsse sich doch den Glauben an etwas Höheres bewahren, da ertönte ein tausendstimmiges „Huh", schrille Pfiffe durchgellten den Raum, höhnisches Lachen aus vollem Halse quittierte über ein solches Bekenntnis. Man glaubte in einer Versammlung von Verbrechern zu sein, nicht unter Menschen von Gefühl und Gesinnung.

Will man Proben? Hier sind sie. Als ein Pfarrer die Rednertribüne bestieg, ertönten Zwischenrufe: „So siehste aus!" „Oller Pfaffenkopp!" und an einer anderen Stelle des Abends hörten wir die auf die Pastoren gemünzten Worte: „Verfluchte Lumpen!" „Schweinepriester!" Einem Herrn, der einen Zwischenruf machte, schrie man zu: „Raus mit dem Pfaffengesicht!" Und einmal drang ein hundsgemeiner Zwischenruf an unser Ohr, ein Ausdruck aus Zuhälterkreisen, der sich jeder Wiedergabe entzieht.

Man hatte die Pfarrer eingeladen. Einige beherzte Männer hatten den Leidensweg angetreten und die schwere Aufgabe übernommen, in dieser tollen Brandung ihrer Ueberzeugung Gehör zu verschaffen. Da stieg eine jener prächtigen Gestalten aufs Podium, deren geistvoller Charakterkopf, deren milde Züge allein schon zur Versöhnung einladen: mit ruhigen, wägenden Worten versuchte Pastor Le Seur-Groß-Lichterfelde der Masse den ganzen Ernst des Problems klarzumachen, mit dem hier von gewissenlosen Hetzern Fangball gespielt wurde. Freimütig gab er zu, daß die Landeskirche schwere Mängel aufweise. Unter einer Flut von Hohn, Gelächter und Beschimpfungen trat er ab. Und dann kam eine Arbeiterfrau. Die schrie den Pastoren, die dicht neben dem Rednerpult standen, ins Gesicht: „An zehntausend Teufel kann ich glauben in dieser Welt, aber nicht an Ihren Gott, Herr Pastor!" Und die Menge brüllte Beifall."

In der „Vossischen Zeitung" äußert sich Prof. Oswald, der Vorsitzende des Monistenbundes, über das Ziel, das er mit der Kirchenaustrittsbewegung verfolgt, folgendermaßen: „Bisher haben Versuche zur Befreiung von der Kirchenherrschaft durch die Wissenschaft sich nur auf die verhältnismäßig kleine Oberschicht der geistig höher Gebildeten beschränkt. Die gegenwärtige Bewegung ist nun dadurch gekennzeichnet, daß sie in der organisierten Arbeiterschaft eine nicht nur einflußreiche, sondern auch überaus zahlreiche Schicht unseres Volkes ergreift. Wenn die gegenwärtige Bewegung — was wahrscheinlich ist, sich aber natürlich noch nicht mit völliger Sicherheit behaupten läßt — den Charakter einer Lawine annimmt, so wird

es sich in ganz kurzer Frist nicht mehr um Tausende und Zehntausende, sondern um Millionen handeln. Hierdurch gewinnen praktische Fragen, wie namentlich die des kirchlichen Einflusses auf den Volksschulunterricht, alsbald ein ganz anderes Gesicht. Besteht ein Viertel, die Hälfte oder ein noch größerer Anteil der Volksschüler aus Dissidentenkindern, so ist es vollkommen unmöglich, dem konfessionellen Religionsunterricht die von ihm eingenommene Stellung noch weiter zu belassen, und die von sämtlichen einsichtigen Freunden unseres Volkes so herzlich ersehnte gründliche Reform unserer gesamten Volkserziehung auf rein weltlicher, d. h. wissenschaftlicher Grundlage wird eine unabweisliche, praktische Notwendigkeit." Das zeigt doch deutlich, welche Ziele die Gegner einer christlichen Volkserziehung verfolgen.

In einem Artikel: „Zerfall der Staatskirche", schreibt „Die Welt am Montag" (No. 38):

Daß es redlicher und sittlicher ist, aus der Kirche auszutreten, als in ihr auszuharren, wenn man unkirchlich ist, bedarf keines Beweises. In der Kirche zu bleiben, wenn man gar keine inneren Beziehungen mehr zu ihr hat, das ist im Grunde schwächlich und eine Heuchelei. Die Kirche selbst müßte wünschen, daß ihr ganz entfremdete Glieder ihr auch den Rücken kehren. Sie muß es wünschen, wenn sie wahrhaftig und „wirklich" sein will.

Die „liberalen" Pastoren sind sehr achtungswerte Männer — oft sind gerade sie wirklich geligiös, wie Jatho und Traub. (?) Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die „Positiven" etwas ganz anderes unter Religion verstehen, als die Liberalen. Darum kann man nichts Stichhaltiges vorbringen gegen die „Positiven", die sich weigern, zu einem liberalen Pastor zu gehen. Sie haben sich in Berlin zu einem „Verbande kirchlich-positiver Minderheiten Berlins" zusammengetan, und dieser Verband mietet jetzt in liberalen Gemeinden Säle, um in ihnen für die Minderheiten Nebengottesdienste abzuhalten. Wenn diese Leute auch noch nicht aus der Kirche austreten, so ist ihre Trennung von der Kirchengemeinde, zu der sie gehören, doch eine „Separation", und das Gewicht der Tatsachen muß aus diesen Konventikeln nach und nach freikirchliche Anstalten machen. Mit dem Staatskirchentum sind diese „positiven" Konkurrenzgottesdienste nicht vereinbar. So wird die Kirche da, wo liberale Pastoren und Gemeindekörperschaften am Ruder sind, auch von rechts her angefochten. Die Herrschaft der Liberalen regt die „Positiven" zur Flucht aus der Staatskirche an. Auf der anderen Seite treten die „Gleichgültigen" in immer größeren Mengen aus der Kirche aus. So kommen wir am Ende in Berlin dahin, daß die Landeskirche zusammenbricht.

Nachfolgender Aufruf „Freiwillige vor"

wurde uns von dem „Samariter Bund", „Vaterlands-hilfe", anfangs dieses Jahres zugeschickt. Für Aufnahme ins Januarheft war es zu spät; dagegen entsprechen wir gerne der Bitte des Bundes, und bringen den Aufruf um Hilfe zum Abdruck. Der volle Titel des Bundes heißt: Amerikanischer Bund zur dauernden Linderung der Kriegsnot in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Amerika.

Der vorbereitende Ausschuß hat seine Geschäftsstelle No. 941 Broadstreet, Newark, N. J. Unterzeichnet ist das an uns gerichtete Zirkular: Henry P. Richter.

Wir kommen freilich jetzt sehr spät, hintennach mit unserer Publikation, vermögen das aber leider beim besten Willen nicht zu ändern. Wollten wir es unabgedruckt lassen, so könnten wir in ein schlechtes Licht kommen.

Möge der Aufruf wenigstens bei unseren Lesern nicht ganz wirkungslos verhallen.

„Seit fünf Monaten tobt in Europa ein Krieg, so fürchterlich wie ihn die Welt noch nicht gesehen, heraufbeschworen durch russische Wühlarbeit, französische Rachgelüste, und am allermeisten durch Englands unersättliche Habgier und Sucht, das in Handel und Industrie immer mächtiger aufstrebende und ihm daher stets lästiger werdende Deutschland niederzuwerfen oder gar zu vernichten.

Ströme von Blut sind bereits geflossen und noch ist das Ende dieses fürchterlichen Ringens, in dem es sich um Sein oder Nichtsein unserer Stammesverwandten und Volksgenossen handelt, nicht abzusehen. Namenloses Elend, unsägliche Trauer und gar noch nicht übersehbare große Not sind das Gefolge dieses schrecklichsten aller Kriege. Hunderttausende sind bereits auf dem Felde der Ehre gefallen und wer weiß, wie viele ihnen noch folgen müssen. Hunderttausende kehren zurück, aber sie sind Sieche und Krüppel auf Lebenszeit. Zahllose Witwen, Waisen und betagte, hilflose Eltern sind der Ernährer beraubt; einsam, arm, trauernd, auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen.

An dieser großen, unverschuldeten Not können und dürfen wir nicht teilnahmlos vorübergehen. Auf den Schlachtfeldern können wir unseren Brüdern nicht zur Seite stehen. Sie brauchen uns auch dort nicht. Unser Glaube an ihren endlichen Sieg ist so stark wie der ihrige, und so unerschütterlich wie der Glaube an die Gerechtigkeit der Sache, für die sie kämpfen. Aber die Not zu lindern ist die Hilfe, die wir ihnen leisten können und die sie brauchen, sie ist der edle Samariterdienst, für den wir werben wollen.

Viel große und schöne Opfer barmherziger Liebe sind schon gebracht, und von den Regierungen unserer Heimatsländer wird das

Möglichste getan, um die geschlagenen Wunden zu heilen. Aber was will das alles bedeuten gegenüber dem, was noch getan werden muß, gegenüber den vielen Händen, die sich bittend ausstrecken werden? Es wird noch langer Jahre nach Beendigung des Krieges bedürfen, um all die Schäden zu heilen.

Das alles wohl erwägend, ist in Newark, im Staate New Jersey, die „Vaterlandshilfe" ins Leben gerufen worden, ein Bund, dessen Ausbreitung über das ganze Unionsgebiet angestrebt wird. Dieser Bund hat sich die Aufgabe gestellt, nicht nur die augenblicklich bestehende Not nach besten Kräften zu lindern, sondern er will durch Sammlung von kleinen, jährlichen Beiträgen, die auch der in den bescheidensten Verhältnissen Lebende zu leisten imstande ist, für die Zukunft sorgen, wie am besten aus folgendem Auszug aus den Satzungen des Bundes ersichtlich ist:

„Zweck des Bundes ist die dauernde Fürsorge für Invaliden, Witwen und Waisen, die Errichtung und Unterhaltung von Waisen- und anderen Fürsorge-Anstalten, und eine allgemeine Tätigkeit auf allen Gebieten der Nächstenliebe in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Amerika."

Das ist gewiß eine schöne Aufgabe, der man nur den besten Erfolg wünschen kann. Aber um dieses Ziel zu erreichen, ist es nötig, daß sich allerorts Freiwillige, Frauen sowohl wie Männer, melden, die den vom Bunde angeregten Gedanken in weiteste Kreise tragen helfen und ihm Mitglieder zuführen.

Wer also dem alten Vaterlande, sei es nun Deutschland oder Oesterreich-Ungarn, seine Dienste widmen will, um so an seinem Teil zur Linderung der großen Not und zur Trocknung der Tränen der Volksgenossen beizutragen, der möge sich ungesäumt mit der Bundesleitung in Verbindung setzen, die ihm gern alle weiteren Einzelheiten mitteilen wird. Alle Zuschriften sind an die „Vaterlandshilfe", 941 Broad Street, Newark, N. J., zu richten.

Die römische Gefahr.

Schreiber dieses hat dem „Friedensboten" No. 49 und 50 vor. Jahres ein Stück dargeboten mit der Ueberschrift: „Das Programm der römischen Hierarchie in den Vereinigten Staaten." (Seite 773 und 789.) Ich hielt es für besser, jenen Aufsatz durch den „Friedensboten" in viel mehr Christenhäuser kommen zu lassen, als das im „Magazin" möglich ist.

Heute bringen wir einen Abdruck aus dem „Christl. Apologeten", den wir mit gütiger Erlaubnis des Editors, Dr. Nast, abdrucken.

Wir halten es für eine heilige und ernste Pflicht der protestantischen Kirchenblätter, unser Volk nachdrücklich und ernstlich darauf aufmerksam zu machen, daß die römische Kirche die größte Gefahr für die Freiheit unseres Landes bildet. Nicht bloß unsere religiöse Freiheit

wird von ihr bedroht und bitter bekämpft, sondern eben so sehr die politische Freiheit. Die Papstknechte dieses Landes dürfen ja nicht wählen, wen sie wollen, sondern sie müssen sich von den Priestern vorschreiben lassen, wer der Mann ihrer Wahl sein soll. Nun kann ja bei geheimem Stimmrecht schließlich jeder wählen, wie er will, ohne daß der Priester es kontrollieren kann. Doch das ist nur Schein. Ein rechter, bigotter Katholik ist in seinem Gewissen gebunden an die Hierarchie und der Priester hat allerlei Mittel und Wege, um auszuschnüffeln, wie einer gestimmt hat. Der Beichtstuhl und das Fegfeuer sind sehr wirksame Mittel, um abergläubische Seelen zu quälen und zum Geständnis zu bringen. Die Gefahr der römischen Knechtung dieses Landes ist aber um so größer, je mehr die politischen Blätter sich fürchten vor der Macht der römischen Klerisei, und nicht wagen vor der römischen Gefahr zu warnen. Dazu kommt, daß auch die politischen Häuptlinge leicht sich beugen vor den maßlosen Ansprüchen der römischen Prälaten und zu Schleppträgern der ehrgeizigen Kirchenfürsten Roms werden.

Ferner kommt dazu die bodenlose Gleichgiltigkeit der Protestanten in diesen wichtigen Fragen; ja, sie sind so gleichgiltig gegen die evangelische Wahrheit geworden, daß sie es nicht gerne sehen oder hören, wenn protestantische Geistliche gelegentlich auf der Kanzel warnen vor der römischen Kirche.

Das wird von ihnen als Fanatismus und Religionshetzerei aufgefaßt. Gewiß, wir wollen mit unseren katholischen Nachbarn und Volksgenossen im Frieden leben und keine Hetze wider sie veranstalten. Aber wenn die römische Klerisei sich die Ausrottung des Protestantismus als Ziel steckt und das ganz frech und siegesgewiß öffentlich proklamiert (man sehe den Aufsatz im „Friedensboten"), wahrlich, der müßte keinen evangelischen Mannesmut mehr haben und sich als elender Feigling bezeichnen lassen, der es ertragen könnte, seinen evangelischen Glauben und Freiheit von frechen Papstknechten so schmählich in den Kot getreten zu sehen, ohne es zu wagen, den Frechlingen aufzudecken, was für ein armseliges Heidentum sie ihrem Volk als Christentum darzubieten wagen. Wir geben deshalb in dieser Ausgabe eine Anzahl Stücke, welche eben in ihrer Zusammenstellung am besten geeignet sind, uns die römische Gefahr lebhaft vor Augen zu stellen. Möge kein evangelischer Geistlicher, dem der Fortbestand der evangelischen Kirche ein Herzensanliegen ist, leicht hinweggehen über diese wichtige Sache.

Das deutsche Volk hat wie ein Mann sich aufgemacht zum Kampf für seine Existenz gegen eine trostlose Ueberzahl von Feinden rings umher. Und das protestantische Christenvolk dieses Landes, das den Katholiken in fünf- bis sechsfacher Ueberzahl gegenüber steht, sollte feig die Waffen strecken vor den frechen Kreaturen des römischen Papstes, die sich die Ausrottung des Protestantismus zum Ziel gesteckt haben? Sollte die Freiheit, zu der Christus uns be-

freit hat, nicht des Kampfes wert sein gegen einen heimtückischen Feind, der mit triefender Frömmigkeit umherschleicht, den Dolch im Gewande, nicht um den Tyrannen, sondern um die Freiheit zu morden, die der arme Papstknecht nie kennen gelernt hat in ihrem Wert und Kraft. Wollt ihr Protestanten euch die Lügen des Papsttums für die evangelische Wahrheit unterschieben lassen, ohne dabei mit der Wimper zu zucken? Wollt ihr den Untergang dieses freien Landes in römischer Versumpfung ruhig über euch ergehen lassen, ohne euch zu wehren für eure heiligsten Güter?

Roms Ziele in unserem Lande und unsere Stellung ihnen gegenüber.*)

Von. Rev. Wm. Schutz.

Wir gebrauchen das Wort „Rom" in diesem Artikel im engeren Sinn als Bezeichnung für die römisch-katholische Hierarchie, d. h. Priesterherrschaft dieser Kirche, mit dem Papst an der Spitze.

I.

Das Hauptziel Roms in diesem Lande ist: die Vereinigten Staaten römisch-katholisch zu machen. Dies ist seine frei ausgesprochene Parole. Der Papst ist der Gott der treuen römischen Katholiken. In ihrer kirchlichen Sprache heißt er: „Heiliger Vater", „Vikar Christi", „Unser Herr Gott, der Papst", „König des Himmels, der Erde und der Hölle". Der Priester Phelan, Editor des „Western Watchman" in St. Louis, Mo., erklärte unlängst in einer Predigt: „Der Papst ist der Beherrscher der Welt." Für diesen Herrscher unser Land zu erobern, ist das begehrenswerteste Ziel der römischen Hierarchie. Unsere Republik soll ganz unter des Papstes Kontrolle gebracht und die römisch-katholische Kirche und der Staat unzertrennlich miteinander verbunden werden. Andere Ziele, die Rom in unserem Lande mit beispielloser List und Ausdauer anstrebt, sollen alle zu seinem großen Hauptziele führen.

1. Zunächst zielt es Rom darauf ab, unsere öffentlichen Schulen so schwarz wie möglich zu malen; die Bibel aus denselben zu halten, weil es sich vor der Heiligen Schrift als Gottes Wort und geistlicher Lichtquelle fürchtet, und verschreit unsere Volksschulen dann als „religionslose Sümpfe des Lasters". Unsere Schulen werden von Rom als „Brutstätten der Unsittlichkeit" gebrandmarkt; hingegen seine eigenen Schulen angepriesen als Anstalten, in welchen die alleinseligmachende Religion gelehrt und die reinsten Sitten gepflgt werden.

---

*) Nachfolgendes Stück entnehmen wir mit Bewilligung des Editors dem „Christ. Apologeten," Organ des deutschen Methodismus, herausgegeben von Dr. A. J. Naft. Je mehr die weltliche Presse sich feige bückt und verkriecht vor dem röm. Klerus, und unsere Politiker mit ihm liebäugeln, um so mehr wird es eine heilige Pflicht der protestantischen Kirchenblätter, das Volk auf die Gefahr aufmerksam zu machen, die von Rom unserem Lande droht.

Gleichzeitig setzt Rom alle möglichen Hebel in Bewegung, Gelder aus unserer Nationalkasse und aus manchen Staatskassen zu bekommen zur Unterstützung ihrer Gemeindeschulen. Für seine Schulen unter den Indianern hat Rom bereits große Summen von unserer Bundesregierung erhalten. Wo immer sich die Gelegenheit bietet, nimmt Rom sich der Indianer- und Neger-Kinder an, um ergebene Verehrer und Diener des Papstes aus ihnen zu bilden. Um unser Schulwesen zu untergraben und den Einfluß der Freischulen so wirkungslos wie möglich zu machen, ist Rom ernstlich beflissen, treue Katholiken als Lehrer und Direktoren für unsere Schulen zu erwählen, welches ihm leider oft gelingt. Auch sucht Rom sich in die Behörden der großen Stadtbibliotheken zu schleichen, um zu verhüten, daß da ein Buch Aufnahme finde, welches Roms wahre Geschichte enthält. Der glatte, geriebene Erzbischof Ireland hielt vor wenigen Jahren eine Ansprache vor einer Klasse graduierender katholischer Studenten in Rom, in welcher er unter anderem sagte: „In zehn Jahren können wir die Vereinigten Staaten von Amerika erobern dadurch, daß wir ihre öffentlichen Schulen, die Indianer und Neger gewinnen."

2. Rom zielt es auf die politische Kontrolle aller Städte, namentlich Großstädte unseres Landes, ab. Viele schlaue Diplomaten befinden sich unter der römisch-katholischen Hierarchie. Rom weiß, daß die Großstädte unseres Landes in dessen Entwicklung sehr wichtige Faktoren sind; mit kluger Berechnung strebt es darnach, sie politisch und dann kirchlich zu beherrschen, und durch Beherrschung der Städte erwartet Rom, die Staatsregierung und die Bundesregierung an sich zu reißen. Ohne Zweifel hat es Rom auf Washington, D. C., als die zukünftige Residenzstadt des Papstes abgesehen. Da gibt Rom an unserem nationalen Danksagungstage seiner Messe einen nationalen Anstrich, ein offizielles, politisches Gepräge — mit Hilfe und durch Beiwohnen des Präsidenten und seines Kabinetts. Kardinal Gibbons, wiewohl sein Wohnsitz Baltimore ist, ordnet einen Kardinals-Tag (einen großen römischen Festtag) an, der in unserer Hauptstadt gefeiert werden soll. Rom baut dort jetzt seine größte Universität. Es agitiert für einen katholischen nationalen Columbus-Feiertag und würde, wenn möglich, die Feier des 4. Juli damit ersetzen. Leider, leider! ist es Rom gelungen. durch die korrupte römisch-politische Organisation Tammany Hill, New York unter seine Herrschaft zu bringen. Beinahe hätte Rom in den letzten zwei Jahren den Staat Massachusetts, die Heimat der edlen Puritaner, der zähesten Bekämpfer der römischen Hierarchie, erobert. Mit knapper Not haben die protestantischen „Minute Men" es verhindert. Aber in Boston dominiert Rom. 75 Prozent der Polizisten unserer Großstädte sind römisch-katholisch — 50 Prozent sind Irländer. Alle Kardinäle in unserem Lande sind Irländer. 1913 wanderten 37,000 Irländer ein, über 25,000 ergebene Diener des Papstes. Er kann durch sie mehr für seine Sache erzielen als durch alle anderen römischen Katholiken in unserem Lande zu-

sammen genommen; denn die Irländer aus dem südlichen Teil der grünen Insel sind meistens geborene Jesuiten, verschlagene, witzige, ehrgeizige, dreiste Gesellen und fanatische Schwärmer für den Papst und die gesamte römische Hierarchie. Einem Prediger der St. Louis Deutschen Konferenz sagte vor etlichen Monaten ein Irländer ganz kühl: „Wenn mein Priester mir befehlen würde, Sie zu töten, so müßte ich gehorchen, und ich würde Sie töten.“ Unter den deutschen Katholiken hierzulande ließe sich schwerlich ein so fanatischer Anhänger des Papstes finden.

Infolge der sträflichen Blindheit und Gleichgültigkeit vieler unserer sonst vortrefflichen Bürger Roms Zielen gegenüber, hat es Rom in politischer Beziehung in unserem Lande weit gebracht. Ein presbyterianischer Präsident hat zu seinem Privat-Sekretär einen Jesuiten — die Frau des Weißen Hauses eine katholische Sekretärin, der Staatssekretär läßt seinen Sohn in einer Jesuiten-Anstalt unterrichten, trotzdem er ein Presbyterianer ist! — Es wird behauptet, daß 25 Bundessenatoren, 130 Repräsentanten, 4 aus den 9 Oberrichtern und 7 Gouverneure römisch-katholisch seien. 90 Prozent der Staatsämter von Illinois sind in den Händen Roms. Es ist bekannt, daß Rom einen viel größeren Einfluß in unserer Marine ausübt als der Protestantismus. In Canada verlangt und bekommt Rom für jedes Staatsamt, welches einem Protestanten gegeben wird, ein solches für einen römischen Katholiken. Gleiche Vertretung und Zahl der Aemter muß dort eingehalten werden, weil die eine Kirche da ungefähr numerisch so stark ist wie die andere.

In unserem Lande, wo von über 95 Millionen Seelen nur 14,000,000 römisch-katholisch sind, will Rom die Hälfte der Vertreter und der öffentlichen und politischen Aemter unserer Städte und unseres Landes haben — vorläufig — später will Rom alles haben.

3. Roms Ziel ist und war seit vielen Jahren, die Presse unseres Landes sich ganz gefügig zu machen und in seinen Dienst zu ziehen. In höchst beklagenswertem Maße ist es Rom gelungen, beinahe alle leitenden weltlichen Blätter in unserer Republik so zu beeinflussen, daß ihre Herausgeber sich knechtisch vor ihm fürchten. Es mag durch seine Kirchenfürsten noch so frech, so bitter und drohend gegen unsere öffentlichen Schulen und den Protestantismus sich äußern, die römischen Blätter mögen die reinsten Unwahrheiten in bezug auf Aussagen gewisser Patrioten publizieren: unsere weltliche Presse schreibt kein Wort dagegen. Rom bezieht sich häufig auf Lafayette als katholischen Patrioten. Keine leitende weltliche Zeitung hat den Mut, den folgenden Satz aus dem Munde dieses wackeren Mannes zu veröffentlichen: „Wenn die Freiheit des amerikanischen Volkes je zerstört wird, so wird es geschehen durch die Hand der römischen Priester.“ „Our Sunday Visitor“, eine katholische Zeitung, enthielt diese Unwahrheit: “Thomas Jefferson petitioned for an American Catholic Hierarchie.” Diese Verleumdung ist von der weltlichen, politischen Presse nicht einmal ge-

rügt worden, obzwar sie patriotisch sein will. Unseres Wissens hat keine politische Zeitung, kein leitendes, weltliches Blatt die Handlung des Priesters, der in den Philippinen-Inseln die Verbrennung von 2500 Bibeln veranlaßte, gerügt, geschweige verdammt. Aber die Philippinen-Presse hat die verruchte Tat verdammt. Wo eine politische Zeitung Rom mißfällt, da wird sie von ihm geboykottet. Dies geschah einer freimütigen Zeitung unlängst. Der Herausgeber kroch vor Rom zu Kreuze, um dem Bankerott vorzubeugen. Selbst manche protestantischen Herausgeber und Editoren fürchten sich vor Rom oder scheinen den jesuitischen Grundsatz: „Der Zweck heiligt das Mittel," gar nicht zu kennen. Betreffs der römischen Gefahr sind die „Yankees" am blindesten.

II. Unsere Stellung den Zielen Roms gegenüber.

Soll sie wirksam und für unser Land heilsam sein, so muß sie:
1. Eine ganz furchtlose Stellung sein. Die protestantischen und nicht-römisch-katholischen Bürger dieser freien Nation sollen, dürfen und brauchen sich nicht im geringsten vor Rom zu fürchten. Es ist beides lächerlich und höchst entrüstend, daß viele protestantische Preßmänner, Staatsmänner, Politiker, Fachmänner und Geschäftsleute und andere in unserem Lande Rom fürchten, während es in katholischen Ländern, wie Frankreich, Italien und Portugal, nicht gefürchtet wird. Rom würde sich viel weniger aggressiv und bescheidener in unserer Republik verhalten, wenn die mehr als 80 Millionen Nichtkatholiken in den Vereinigten Staaten ihm eine furchtlose, mutige Stirn bieten würden. Wahrlich, wir haben genügenden Grund, Rom und seinen Zielen in unserem Lande gegenüber absolut furchtlos zu sein, da wir den allmächtigen Gott und den allgenugsamen Heiland, Jesus Christus, auf unserer Seite und die offene, ungebundene Bibel als zweischneidiges Schwert des Geistes in unserem Besitze haben. Den lebendigen in der Heiligen Schrift und in Christo geoffenbarten Gott wollen wir fürchten und ihm allein vertrauen, aber vor Rom und dem Teufel wollen wir keine Furcht haben.

2. Alle Protestanten sollten sich in dieser großen Gefahr im ernstlichen Gebet zu Gott wenden. Es gilt, zum Herrn der Heerscharen zu flehen, daß er unser Land Rom nicht anheim fallen lassen möge, und daß er unseren Staatsmännern und uneingeweihten Bürgern die Augen öffnen wolle, daß sie die römische Gefahr erkennen, ehe es zu spät ist! Gott hat die ernsten Gebete der Bibelgläubigen in den vergangenen vier Jahrhunderten wunderbar erhört. Seit 1588 sind die protestantischen Nationen stets stärker, die dem Papste ergebenen Völker aber sind immer schwächer geworden an Macht und Einfluß. Selbst der päpstliche Historiker Duggan schreibt wehmütig: „Es hat den Anschein, als wollte die göttliche Vorsehung die Reformation gedeihen lassen." Ja, Gott hat über Bitten an dem Protestantismus

getan. Lasset uns gläubig und ernstlich zum dreieinigen Gott beten, unser reichgesegnetes Land der Gewissensfreiheit, der freien Kirche und Bibelforschung vor Roms Gewalt, Habsucht und Grausamkeit zu bewahren. Rom betet zum Papst, zur Maria, zu gewissen abgeschiedenen Heiligen um vollständige Romanisierung der Vereinigten Staaten; auf Erhörung hat Rom nicht eine göttliche Verheißung. — Bibelgläubige beten nicht vergeblich um den Sieg des Evangeliums und um Vereitelung der Pläne und Absichten der römischen Hierarchie in unserem Lande; denn Erhörung ist ihnen in Gottes Wort zugesagt. Gleichzeitig müssen wir anhaltend flehen um die Erleuchtung und Bekehrung der Römisch-Katholischen. Manche unter ihnen sind dem Lichte des Evangeliums zugänglich; namentlich unter den Italienern, wie ich in 1909 in den Gypsy Smith-Versammlungen in St. Louis wahrnehmen durfte. Auch unter deutschen Katholiken, unter Böhmen und Portugiesen, gibt es manche nach Wahrheit suchende, für das Wort vom Kreuze empfängliche Seelen. Die Liebe Christi dringe uns, um die Rettung der geistlich umnachteten römisch-katholischen Laien und der erlösungsfähigen Priester vor Gott im Gebet zu ringen! So viele arme Laien werden von Rom, anstatt recht angeleitet, hinsichtlich der Bibel und der großen, herrlichen Erlösung in Jesu Christo in Unwissenheit gehalten. — Lasset uns, wo nur möglich, unser Gebet ergänzen durch Evangelisationsarbeit unter Katholiken. Wenn ein Katholik gründlich zu Gott bekehrt wird, so ist Rom um einen Laien schwächer und Jesu Reich gleichsam um zwei Laien stärker geworden, denn gewöhnlich tut der neugeborene Katholik mehr für Jesum, als er für Rom tat.

3. Da in unseren öffentlichen Schulen nichts über Roms Ziele in unserem Lande und über seine Verfolgungsgeschichte, noch über seine verwerfliche Stellung gegenüber der Bibel gelehrt werden darf, sollten in den protestantischen Familienkreisen, Gemeinde- und Sonntagschulen die schriftwidrigen Lehren, Behauptungen und unpatriotischen Absichten Roms in unserer Republik den Kindern und der Jugend leicht faßlich und nachdrücklich erklärt werden. Rom droht der Wohlfahrt unserer Nation nicht weniger als der Handel mit berauschendem Getränk. Jedes Vierteljahr machen wir unsere Sonntagschüler aufmerksam auf den verderblichen Einfluß der Wirtschaften, und zwar auf Grund eines dazu bestimmten Schriftabschnittes. So sollten wir mindestens viermal im Jahr unsere Sonntagschul-Jugend unterweisen auf eine ruhige, taktvolle Art, jeder Lehrer seine Klasse, vorausgesetzt, daß sie aus den Kindern protestantischer und nicht katholischer Eltern besteht, über die Gründe der Feindschaft Roms gegen die Bibel, über manche seiner Irrlehren und verderblichen Ziele in den Vereinigten Staaten. Für unsere reifere Jugend und für unsere Männer, die in bezug auf Roms Ziele in unserem Lande nicht genügend informiert sind, ist zu empfehlen, daß dieser hochwichtige Gegenstand auf den Programmen der Epworth-Ligas und Jugendvereine in den verschie-

denen Gemeinschaften des evangelischen Protestantismus, sowie des christlichen Männerbundes, gebührende Berücksichtigung finde. Es sollte der Aufruf der „Wächter der Freiheit“ von Norfolk, Va., welcher im „Christian Herald“ vom 6. Mai erschien, wenn möglich, auf allen protestantischen Kanzeln befolgt werden: „Daß alle evangelischen Prediger in den Vereinigten Staaten Sonntag vor dem 4. Juli eine patriotische Predigt halten möchten, mit besonderer Betonung der Trennung zwischen Kirche und Staat, Gewissens-, Religions- und Redefreiheit, damit der Patriotismus unserer Nation einen neuen Impuls bekomme. Die Wächter empfehlen, daß dieser patriotische Gottesdienst zum alljährigen Gebrauch gemacht werde.“ Ferner dürfen wir es nicht versäumen, unseren Katechismusschülern Licht über Rom zu geben. Viele deutsche protestantische Prediger und Lehrer müssen sich der englischen Sprache und des englischen Katechismus bedienen. In diesem Fall unterlasse man es ja nicht, das Wort „Catholic“ zu erklären. Bei der öffentlichen Prüfung in englischer Sprache lasse man die Katechumenen sagen: “I believe in the Holy Universal Church.” Unbedingt sollte beim Sprechen des apostolischen Glaubensbekenntnisses an Stelle von “Catholic” “Universal” gesagt werden, weil viele, selbst Nichtkatholiken, das Wort katholisch (welches allgemein bedeutet) lediglich auf die römisch-katholische Kirche beziehen. In allen protestantischen Kirchen lese und sage man „Universal“.

4. Wir Protestanten und alle patriotisch gesinnten Leute dieser Nation müssen gegen Rom bezüglich seiner Ziele in unserem Lande eine lichtgebende und lichtverbreitende Stellung einnehmen. Viele Bewohner unseres Landes, welche zu keiner Kirche gehören, viele Protestanten und nicht weniger patriotische Katholiken unter unserer Bevölkerung ahnen nichts von Roms feindlichen Plänen und Bestrebungen in dieser protestantischen Republik. Es gilt, sie davon in Kenntnis zu setzen, mündlich und schriftlich — und namentlich die Zeitungen und Bücher zu lesen und zu unterstützen, verbreiten zu helfen, welche es sich zur ausschließlichen Aufgabe gemacht haben, Roms wahre Natur, seine selbstsüchtigen, jesuitischen Absichten mit unserem Lande und die Unsittlichkeit vieler römisch-katholischer Priester in das helle Tageslicht zu stellen und auf eine offizielle Untersuchung der römischen Klöster hierzulande dringen. Die „Menace“ mag für viele Leser des „Apologeten“ zu stark „gewürzt“ sein, aber sehr viele unserer Bürger lesen derartige Literatur gerne. Jedenfalls warnt diese Zeitung mit Nachdruck vor der römischen Gefahr. „Peril“, „The Jeffersonian“, „The American Citizen“, „The Converted Catholic“, „Church and State“, „Protestant Magazine“ sind empfehlenswerte antirömische Zeitschriften. Besonders lese man ein billiges, in anmutigem Stil geschriebenes Buch von 168 Seiten: “Is the Pope to rule America?” von Dr. A. E. Barnett, zu beziehen in Aurora, Mo., für 25 Cents. Alle Leser freuen sich über des „Apologeten“ Stellung gegen Rom. Wir schätzen sie und würdigen die Stellung der deutschen protestantischen Kirchenzeitschriften

in dieser Frage; auch das Verhalten des „Christian Herald“ gegen Rom läßt nichts zu wünschen übrig. Jedoch unsere englischen protestantischen Kirchenzeitschriften (in großer Mehrzahl) sind teilweise blind hinsichtlich der „römischen Gefahr“. Gott erwecke die Editoren unserer englischen Kirchenblätter zur Erkenntnis der gefährlichen Ziele Roms, damit sie genug Warnungssignale aufhissen!

5. „Einigkeit macht stark“. Wenn alle protestantischen Kirchengemeinschaften sich in ihrer Stellung gegen Rom vereinigen und einheitlich vorgehen und wie eine große Armee mit verschiedenen Heerkörpern zusammenstehen und wirken in ihrem Bestreben, Rom die Erreichung seiner Ziele unmöglich zu machen — das flößt der Hierarchie und dem ganzen Romanismus gewaltigen Respekt und lähmende Furcht ein. Es tagt! Dahin kommt's mit den protestantischen Benennungen. Mögen sie auch bezüglich mancher Lehrfragen nicht ganz einig sein. Die dreiste, freche, maßlos aggressive Stellung Roms gegen die freiheitlichen Institutionen unseres Landes veranlassen, ja, dringen die verschiedenen protestantischen Denominationen, vereinte, entschiedene Gegenstellung zu nehmen. Zu vollständigem, einheitlichem Vorgehen in diesem Kampfe mit Rom muß und wird es bald kommen. Dann wird die Hierarchie den blinden Laien vergeblich in die Ohren schreien: „Die Protestanten sind sich in allen wichtigen Sachen uneinig; sie können nichts mit ihrem zersplitterten Widerstand gegen den Papst bezwecken; sie sind auf dem Sterbeetat.“

In unserem Lande, wie überall, ist Rom eine festgegliederte, in sich vereinigte Macht; der Protestantismus muß ihm eine vereinigte, fest miteinander verbundene Front zeigen und bieten — ganz besonders am Stimmkasten. Hier kann der einheitliche Protestantismus mit Erfolg seine Stärke in unserem Lande entfalten und zum besten unserer Nation in die politische Wagschale legen. Das ist innerhalb der zwei letzten Jahre zur Genüge bewiesen worden. Die 80,000 „Minute Men„ im Staate Massachusetts haben zwei Jahre lang mit viel Fleiß und Umsicht gegen Roms unpatriotische Kirchenpolitik in dem ehemaligen Staate der Puritaner gearbeitet und haben die Wahl mancher römisch-katholischen Kandidaten vereitelt und haben Rom es nicht gelingen lassen, Gelder aus der Staatskasse für sein Spital und seine Gemeindeschulen zu beziehen. Das haben die praktischen Patrioten mit der friedlichen Waffe des Ballots erzielt. Im April des letzten Jahres war der Mayors-Kandidat — ein Columbus-Ritter — in St. Louis seiner Erwählung so gewiß, daß er im voraus ankündigte: unter seiner Administration würden nur Katholiken Aemter erhalten. Da vereinigten sich unter der Führerschaft der „Guardians of Liberty“ alle Protestanten des romanisierten St. Louis und erwählten einen patriotischen Lutheraner. Letzten April haben sich die Protestanten in Springfield, Ill., wo Rom sonst dominierte, am Stimmkasten vereinigt und alle römisch-katholischen Mitglieder des Stadt-Schulboards hinausgestimmt.

Wir Protestanten sollten alle unbedingt, abgesehen von der politischen Partei, zu welcher wir gehören oder gehört haben, nie für einen positiven katholischen Kandidaten für ein Stadt-, County-, Staats- oder Nationalamt stimmen, weil ein wirklich treuer römischer Katholik nicht gleichzeitig loyal gegen sein politisches Amt und gegen den Papst sein kann. Auch sollten wir nie mit Wissen für einen protestantischen Präsidentschaftskandidaten stimmen, der Roms Schleichwege ignoriert und um seine Gunst und seinen politischen Einfluß buhlt. — O, daß bald — sage 1917 — ein Mann, etwa von Oliver Cromwells Schlag, im Präsidentenstuhl sitzen möchte! der einen anderen zweiten Major nach dem Vatikan sende, um dem Papst mit mächtigem Nachdruck sagen zu lassen: „Du listiger Kirchenpolitiker, laß deine Finger aus meinen Staats-Angelegenheiten, wenn nicht, wirst du deine unbefugte Einmischung zu bereuen haben."

Rom muß es eingebläut werden, daß das Ballot und Boykotten ein zweischneidiges Schwert sind, wovon die große Zahl von Protestanten und Patrioten in unserem Lande einen so gewandten und wirksamen Gebrauch machen können wie seine eigenen Anhänger.

Die Pflege des Aberglaubens in der römischen Kirche.

Das römische Papsttum erntet in Frankreich, Spanien und Italien, was es seit Jahrhunderten gesät hat. Daß Unglaube und Religionshaß in diesen Ländern so allgemein verbreitet sind, ist in erster Linie auf das Pseudo-Christentum der römischen Kirche zurückzuführen. Diese Kirche kann nicht leugnen, daß sie den Aberglauben des Volkes systematisch gepflegt und großgezogen hat. Rom und fast alle anderen Städte, wo das Papsttum blüht, ist voll von närrischen Legenden und Reliquien, deren angebliche Wunderkraft von den Priestern hochgepriesen wird. Dies alles geschieht mit dem Wissen und der Genehmigung der obersten Behörden in der römischen Kirche, ja nicht nur mit der Genehmigung, sondern mit der bestimmten Absicht, das unwissende Volk in seinem Aberglauben zu bestärken und noch mehr zu fesseln. Ist es da ein Wunder, daß, je mehr erleuchtet das Volk wird, es sich mit desto größerer Empörung und Verachtung von dieser Kirche abwendet! Die traurige Folge ist, daß es dann in das andere Extrem des Unglaubens hinüberschwingt und mit einem wahren Religionshaß erfüllt wird. Die römische Kirche ist eben die einzige Vertreterin der christlichen Religion, welche das französische, das italienische und das spanische Volk im großen und ganzen kennen gelernt haben. Was Frankreich heute not tut, ist eine wirkliche Bekanntschaft mit dem unverfälschten Christentum, d. h. mit dem einfachen Evangelium Jesu Christi, befreit von den schädlichen Irrtümern und großen Mißbräuchen der römischen Kirche.

Der Ablaß-Unfug wird heutzutage in der römischen Kirche fast ebenso stark betrieben, wie in den Tagen Tetzels. Man kann kaum eine katholische Kirche in Europa finden, wo nicht Ablässe mit der Genehmigung des Papstes gewährt werden. Wir haben solche Ablaß-Ankündigungen in Deutschland, der Schweiz und Italien in großer Menge angetroffen. In der Aro Coeli Kirche zu Rom wird eine hölzerne Puppe des Jesuskindes göttlich verehrt. Die Sage lautet, daß diese Puppe aus Olivenholz vom Garten Gethsemane im 15. Jahrhundert von einem Franziskanermönch geschnitzelt wurde. Sie wurde nach Rom gebracht und wird heute von Gläubigen aus allen Teilen der katholischen Welt besucht und verehrt wegen den „zahllosen Begünstigungen, welche das Gotteskind denen beschert, die es verehren." Es ist mit den kostbarsten goldenen Gewändern und Juwelen geschmückt und wurde am 2. Mai 1897 unter großen Feierlichkeiten gekrönt. Kolorierte Abbildungen davon werden auf Karten gedruckt und verkauft, auf deren Rückseite ein Gebet steht mit der Anmerkung, daß wer dieses Gebet täglich einmal hersagt, jedesmal dafür einen Ablaß von 100 Tagen erhält, welcher den Seelen im Fegfeuer zugewandt werden kann. Papst Leo XIII. hat diesen Ablaß am 18. Januar 1894 erlassen. Das Gebet lautet wie folgt:

„Allerliebster Herr Jesus, der du für uns ein Kindlein wurdest und in einem Stalle dich gebären ließest, um uns von der Finsternis der Sünde zu erretten, uns zu dir zu ziehen und uns mit deiner heiligen Liebe zu entflammen, wir beten dich an als unseren Schöpfer und Erlöser. Wir verehren dich und wollen dich zu unserem König und Herrscher haben. Wir bringen dir die ganze Liebe unserer armen Herzen als Tribut dar. Lieber Jesu, unser Herr und unser Gott, nimm dieses Opfer gnädig an und damit es desto würdiger sei, vergib unsere Sünden, erleuchte und erwärme uns mit jenem heiligen Feuer, welches du auf die Erde gebracht hast, um unsere Herzen zu entflammen. Mögen unsere Seelen ein beständiges Opfer zu deiner Ehre sein, und mögen wir immer nach der Vermehrung deines Ruhmes auf Erden trachten, auf daß wir einstens deine unendliche Herrlichkeit im Himmel genießen mögen. Amen."

Gegen den Inhalt dieses Gebets an und für sich ist ja nichts einzuwenden, aber indem es als Mittel der Verehrung des Puppenbildes vorgeschrieben wird, führt es direkt zur Abgötterei. Durch solche Mittel versucht die römische Kirche den Glauben an das Fegfeuer im Volk aufrecht zu erhalten und benutzt sie, um auf die Sympathien ihrer verblendeten Anhänger für ihre leidenden Angehörigen im Fegfeuer einzuwirken und große Summen Geldes von ihnen zu erpressen. Aber ein besserer Tag ist am Kommen. Dieser schnöde Ablaßkram wird durch die rasche Erleuchtung des Volkes und die Verkündigung des reinen Evangeliums immer mehr verdrängt werden.

Die Jesuiten.

Der Kampf mit den Jesuiten in Deutschland geht fort. Bei einer solchen Verhandlung hat der Kanzler des Reiches, Dr. Bethmann von Hollweg ruhig, aber entschieden gegen die Zulassung der Jesuiten in Deutschland geantwortet. Es hat die Schwarzen ganz besonders geärgert, daß er darauf hinwies, daß Papst Clement XIV. den Jesuitenorden am 21. Juli 1773 aufgehoben hat. In der diesbezüglichen „Bulle" des Papstes heißt es unter anderem: „Unser Herr Jesus, der als ein Friedensfürst von den Propheten vorherverkündigt worden, hat den Aposteln das Amt der Versöhnung übergeben, damit sie als Gesandte Christi der ganzen Welt den Frieden verkündigen. Man ersieht nun aber aus vielen päpstlichen Verfügungen, daß in der Gesellschaft Jesu gleich bei ihrem Entstehen mannigfaltiger Same der Zwietracht und Eifersucht, nicht allein in ihrem innern, sondern auch gegen andere . . ., ja sogar gegen Fürsten aufgekeimt ist . . . Wir haben außerdem zu unserem großen Herzeleid bemerkt, daß das Gesetz, Gott zu dienen und sich nicht in weltliche Dinge zu mischen, für sie gänzlich kraftlos war. In der Betrachtung, daß es kaum oder gar nicht möglich war, daß, so lange die Gesellschaft Jesu besteht, der wahre und dauerhafte Friede in der Kirche hergestellt werden kann, heben wir mit reifer Ueberlegung die erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus."

Von den Päpsten Pius VI. und Pius VII. wurde der Orden wieder hergestellt.

Wir erinnern an die Stellung, die der württembergische katholische Bischof Hefele während des vatikanischen Konzils gegen die Jesuiten, welche die Unfehlbarkeit des Papstes als Glaubenssatz befürworteten, eingenommen hatte. In einem Brief (1871) an einen Freund in Bonn sagt er: „Leider muß ich mit Schulte sagen: Ich lebte viele Jahre in einer schweren Täuschung. Ich glaubte der katholischen Kirche zu dienen und diente dem Zerrbild, das der Romanismus und Jesuitismus daraus gemacht haben. Erst in Rom wurde mir recht klar, daß das, was man dort treibt und übt, nur mehr Schein und Namen des Christentums hat, nur die Schale; der Kern ist entschwunden, alles total veräußerlicht."

Die Macht der Jesuiten in der römischen Kirche ist auch daraus ersichtlich, daß selbst dieser gelehrte Bischof Hefele sich endlich unterwarf und die Unfehlbarkeit des Papstes anerkannte. Prof. Schulte tat es nicht, er blieb seiner Ueberzeugung getreu.

Der irenische katholische Prof. Möhler, dessen Vorlesungen über den Katholizismus und den Protestantismus wir sehr wert halten, urteilt über die Jesuiten unter anderem also: „Daher stellte sich bei den Jesuiten, als bloßen äußeren Verstandestheologen, notwendig der Zug ein, alles dem Papst zu überantworten, und umgekehrt, weil sie alles diesem überwiesen, wurden sie notwendig in ihren theologischen Mechanismus geführt. Die Jesuiten drohten also die gesamte Kirche gleichsam aus-

zuhöhlen, sie aller Kraft und alles inneren Lebens zu berauben. Diese Richtung war mithin für die Kirche sehr gefährlich und ihrem Bestreben mußte Einhalt getan werden."

Zur Zeit des Wiener Kongresses schrieb Wessenberg: „Der Ursachen, warum der Orden der Jesuiten, so wie er sich ausgebildet, mit der Wohlfahrt der christlichen Kirche sowohl als der Staaten und mit der Eintracht zwischen beiden durchaus unvereinbar ist, sind so viele und schwerwiegende, daß es im höchsten Grade befremden muß, daß die Häupter von Staaten jetzt wieder in dem Orden eine mächtige Stütze ihres Ansehens suchen mögen. Seine Grundsätze sind so beschaffen, daß sie unvermeidlich die christliche Glaubens= und Sittenlehre verderben und das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zerrütten müssen."

Dieses sind katholische Stimmen über den verderblichen Charakter der Jesuiten. Diese Finsterlinge sind auch in unserem Lande an der Arbeit. Der Orden wurde gegründet, um die Reformation zu bekämpfen und die Protestanten wieder in den Schoß der römischen Kirche und die Regierungen unter die Gewalt des Papstes zu bringen. Darauf arbeiten die Jesuiten hin. Folter, Feuer und Schwert würden sie heute noch anwenden gegen die „Ketzer", wenn es ihnen gestattet wäre. Rom ist so herrschsüchtig und unduldsam, als je zuvor. Der Jesuit Lehmkuhl, der mit dem römischen Zentrum (der römischen Abteilung) im deutschen Reichstag in naher Verbindung steht, schrieb in den katholischen „Stimmen aus Maria=Laach": „Die Kirche hält daran fest, daß es eine wahnwitzige Behauptung ist, wenn man als das jedem Menschen eigene Recht die Gewissensfreiheit proklamiert.... Naturgemäß besitzen die von der Kirche getrennten Konfessionen keine berechtigte Existenz; sie haben keine gesellschaftlichen Rechte. . . . In ihrer konkreten Form tragen sie den Charakter eines gotteswidrigen, falschen und somit die menschliche Natur und deren Forderungen fälschenden Zweckes an sich."

In einer amtlichen Ausgabe der Satzungen des Jesuitenordens (Florenz 1892—93) heißt es von Dr. Luther: „Luther, das scheußliche Ungeheuer und die übrigen verabscheuungswerten Pestseuchen strebten danach, mit ihren gotteslästerlichen Zungen die alte Religion zu verderben." (I. 145.) Und in dem prunkvollen Prachtwerke des Jesuitenorden, von der flandrisch=belgischen Ordensprovinz amtlich herausgegeben, wird Luther bezeichnet als „der Schandfleck Deutschlands, das Schwein Epikurs, der Verderber Europas, das für den Erdkreis unheilvolle Ungeheuer, der Auswurf Gottes und der Menschen. (Imago primi saeculi, S. 18 f.)

Aus diesen Angaben kann man ersehen, was wir zu erwarten haben, wenn die Jesuiten die Oberherrschaft bekommen. Es ist Pflicht eines jeden evangelischen Christen und eines jeden Bürgers unseres Landes, mitzuwirken, daß diese Finsterlinge und ihr Anhang nicht den Sieg davontragen. (Schluß folgt.)

Passionspredigt über Jes. 43, 24b. 25.

(Von Pastor Emil Stech, Stratmann, Mo.)

„Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist von des Menschen Sohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden; und er wird verspottet, geschmähet und verspeiet werden; und sie werden ihn geißeln und töten; und am dritten Tage wird er wieder auferstehen," so sagte Jesus zu seinen Jüngern, als er sich mit ihnen aufmachte, das letzte Mal — das wußte er — um das Osterfest, das Passah, zu Jerusalem zu feiern, gemäß dem Gebote und der Bestimmung Gottes durch Mose.

Wir wollen ihn begleiten auf seinem Schmerzensweg bis Karfreitag und wollen uns an seinem und unserm Siege freuen am Osterfeste. Und so haben wir uns denn heute Abend hier versammelt, um über das Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi nachzudenken, um es zu betrachten, um ihn leiden und sterben zu sehen für uns, aus Liebe zu uns gefallenen Sündern. — Und es gibt für einen Christenmenschen, der sich so recht in die Liebe seines Heilandes hineinversenken möchte, nichts schöneres und seligeres, als das Leiden und Sterben Jesu zu betrachten und sich damit zu beschäftigen. Denn nichts ist mehr dazu angetan den Heiland in unsern Augen zu erhöhen, als gerade diese seine tiefste Erniedrigung, sein Gehorsam bis zum Tode, ja, zum Tode am Kreuz.

Der Herr segne darum unser heutiges Beisammensein und lasse es dazu dienen, daß wir mit größerem Schmerz über unsere Sünde und mit größerer Freude über einen solchen Heiland, dieses Gotteshaus verlassen; daß wir es erkennen, wie häßlich und schwer unsere Sünde sein muß, die den Sohn dem Vater aus dem Schoße treibt; aber auch wie groß und unergründlich die Liebe des Sohnes ist, der für uns in Not und Tod gegangen und Schmerzen und Qualen erduldet hat. „Für uns," zwei kleine, unscheinbare Worte, und doch so groß und herrlich, denn Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit liegen darin. „Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt."

So laßt uns denn heute Abend, zum Beginn unserer Passionsgottesdienste, einen allgemeinen Blick auf das Leiden und Sterben, auf die Passion Jesu werfen und gleichsam aus seinem Munde die Worte hören, die wir unserer Betrachtung zu grunde gelegt haben. Wir betrachten und beherzigen darum:

Das Leiden und Sterben unseres Heilandes.

1. Unsere Sünden und Missetaten die Ursache.
2. Die Reinigung und Tilgung unserer Sünden seine Wirkung.

„Nun was du Herr erduldet, Ist alles meine Last,
Ich hab' es selbst verschuldet, Was du getragen hast.
Schau her, hier steh' ich Armer, Der Zorn verdienet hat,
Gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad'. Amen.

1. Unsere Sünden und Missetaten die Ursache des Leidens und Sterbens unseres Heilandes.

Hat Gott auch im alten Testamente das nachfolgende Wort zu dem Volke Israel gesprochen, so erkennen wir doch, was Israel nicht erkennen konnte, im Lichte des neuen Bundes, daß dieses Wort ein Hinweis ist auf das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesu Christi. Denn auf grund des bitteren Leidens und Sterbens unseres Heilandes verstehen wir erst in vollem Maße, was Gott mit jenem Wort gemeint hat.

„Ja, mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten.“ — „Mir“ — „du“ — „dein“ — da steht Person gegen Person. Nur der wird Segen haben von dieser heiligen Passionszeit, der das Leiden und Sterben Jesu persönlich nimmt, der sich in Demut beugt unter das Wort „für mich,“ und sich wiederum aufrichtet an dem Wort „für mich“; dem die Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu das Bekenntnis ins Herz und auf die Lippen drückt:

„Ich, ich und meine Sünden, Die sich wie Körnlein finden,
Des Sandes an dem Meer,
Die haben dir erreget, Das Elend, das dich schläget,
Und das betrübte Marterheer.“

Und wiederum:

„Was ist doch wohl die Ursach' solcher Plagen?
Ach, meine Sünden haben dich geschlagen.
Ich, o Herr Jesu, hab' es selbst verschuldet,
Was du erduldet.“

Und vergegenwärtigen wir uns seinen Leidensgang von Anfang bis zum Ende; von dem ersten Wort an seine Jünger: „Meine Seele ist betrübet bis an den Tod,“ bis zu dem Wort am Kreuze: „Es ist vollbracht,“ — so tönen uns ganz deutlich diese Worte in Herz und Ohr: „Ja, mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten.“ — Dort liegt er in Gethsemane und krümmt sich wie ein Wurm unter den Seelenqualen, im Vorschmack und Vorblick alles dessen, was ihm bevorstand; wie sein Schweiß in dicken Blutstropfen zur Erde fällt! „Vater, ist's möglich — so gehe dieser Kelch von mir; Vater, ist es nicht möglich, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille.“

Gefangen wird er weggeführt; verraten von einem seiner Jünger, verleugnet von einem andern. Diesen Seelenschmerz können wir uns

vorstellen. Vor dem Hohenrat läßt er, der Heilige und Sündlose, sich mißhandeln, mit Fäusten schlagen ins Angesicht, verspotten, verspeien und geißeln; läßt sich vor das Gericht eines heidnischen Landpflegers führen und schließlich nach Golgatha zur Kreuzigung abführen. Und wie hat er dort am Kreuze gearbeitet, gelitten, Höllenqualen geschmeckt, gedürstet, geblutet, — und das alles, für dich, für mich, für euch, für uns Sünder und Missetäter! „Ja, mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten."

Meine Sünden und Missetaten, die Ursache solcher, und seiner Qualen! O, wie groß und schwer muß die Sünde in Gottes Augen gewesen sein! Hier, Mensch, hier lerne was deine Sünde in Gottes Augen ist; hier lerne die Größe deiner Sünde in der Größe des Opfers erkennen! Gott kann keine Gemeinschaft mit der Sünde haben; sie verletzt seine Heiligkeit; darum versöhnte Gott die Welt mit ihm selber, deswegen gab er seinen Sohn, das Liebste, dahin.

„Nur mich Armen zu erretten
Von des Teufels Sünden Ketten,
Tausend, tausend Dank sei dir,
Liebster Jesu, Dank dafür."

Ach, daß wir doch das „du" und das „dein" hier recht heraushören möchten! „Mir hast du Arbeit und Mühe gemacht." Hast du, lieber Zuhörer, schon darüber nachgedacht? Kannst du da noch Lust an der Sünde haben, die deinen Heiland ins äußerste Verderben gebracht hat? Deine Sünden und deine Missetaten haben ihn ans Kreuz gebracht, und mit jeder Sünde und Missetat, die du tust, kreuzigest du den Herrn aufs neue.

Wer aber dieses du und dein recht verstanden hat, wem seine Sünde und Missetat leid ist, wen dieses Wort: „Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden, und hast mir Mühe gemacht in deinen Missetaten" — zur Selbsterkenntnis und zur Buße führt, daß er die Ursache des Leidens und Sterbens Jesu in sich selbst sucht und findet, der wird sich auch recht freuen können über die Wirkung dieses Leidens und Sterbens.

2. Die Reinigung und Tilgung unserer Sünden die Wirkung solchen Leidens und Sterbens.

„Ich, ich tilge deine Uebertretungen, um deinetwillen, und gedenke deiner Sünde nicht," so spricht Gott, der Allmächtige und Heilige. Er will unsere Sünden nicht nur tilgen, sondern er tilgt sie und hat sie getilgt, dort auf Golgatha im neuen Bunde als Jesus am Kreuze rief: „Es ist vollbracht," „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." — „Ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen." Sein guter und gnädiger Wille ist es, nicht unser Verdienst und Würdigkeit; „denn wir sind allesamt Sünder und mangeln

des Ruhmes, den wir an Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist."

„Ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen." Durch den Tod Jesu hat Gott, am Kreuze unsere Uebertretungen getilgt, ausgelöscht, und was getilgt und ausgelöscht ist, ist nicht mehr zu sehen. Darum rühmt der Apostel Paulus, Kol. 2, 13. 14: „Gott hat uns geschenkt alle Sünden und ausgetilgt die Handschrift, so wider uns war, welche durch die Satzungen entstand, und hat sie aus dem Mittel getan und an das Kreuz geheftet"; und Johannes ruft: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde."

„Ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünde nicht." Auch wieder ganz persönlich! Hier fasse Mut, du arme Seele, die du dich quälst mit deinen Sünden. Das Kreuz auf Golgatha, das Leiden und Sterben deines Heilandes, ist der Freibrief für deine Schuld und Missetat; das fasse im Glauben und falle dankend nieder am Kreuze, das die Pläne des bösen Feindes mit der gefallenen Menschheit durchkreuzt hat, „denn Christus hat unsere Sünden selbst hinaufgetragen auf das Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, hinfort der Gerechtigkeit leben, durch welches Wunden ihr seid heil geworden."

„Ich, ich tilge deine Uebertretungen um meinetwillen, und gedenke deiner Sünde nicht." Das hat Gott getan, als er seinen Sohn einen Fluch für uns werden ließ, als er unsere Strafe auf ihn legte. „Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilet." Welch eine Wirkung durch Gottes Gnade! Wir sind rein um seinetwillen. „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger geworden," das ist's was uns das Leiden und Sterben unsers Herrn und Heilandes zuruft. Jetzt dürfen wir wieder aufsehen, jetzt haben wir einen gnädigen Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi und durch ihn auch „unser Vater, in dem Himmel."

Unsere Sünde und Missetat war die Ursache seines Leidens und Sterbens, aber sein Leiden und Sterben ist das Mittel unserer Reinigung von Sünden. Wahrlich, da fällt aller Selbstruhm hin; wahrlich, das sollte uns reizen zum Glauben, zur Anbetung des Sohnes, welcher ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unsere, sondern auch für die der ganzen Welt." „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum"; denn in ihm und durch ihn haben wir nun die Kraft, die Sünde nicht herrschen zu lassen in unserm Leibe.

Das ist die Frucht, die Wirkung seines Leidens und Sterbens. „Wir sollen darum den Kreuzestot unseres Herrn Jesu allezeit vor Augen haben und wohl bedenken, wie sauer es dem lieben Heiland geworden ist, daß er unsere und aller Welt Sünde getragen und uns die

Seligkeit erworben durch Aufopferung seines Leibes und Vergießung seines Blutes. Und weil unsere Sünden dem Herrn Jesu die größten Schmerzen, ja, den bittern Tod verursacht, so sollen wir an der Sünde keine Lust haben, sondern dieselbe ernstlich fliehen und meiden; hingegen ihm, unserm Heiland und Erlöser, als sein Eigentum, allein zur Ehre leben, leiden und sterben; damit wir jederzeit vor allem aber in unserer Todesstunde freudig und getrost sprechen können: „Herr Jesu, dir leb' ich, dir leid ich, dir sterb' ich, Herr Jesu, dein bin ich, tot und lebendig. Mach mich, o Jesu, ewig selig. Amen.“ Amen.

Das Pfarrhaus in Mastland.

Vor uns liegt ein Buch, das freilich schon vor mehr als 70 Jahren in Holland in zweiter Auflage erschienen ist, das aber nicht veraltet ist und wohl wert, auch der heutigen Generation der Pastoren in empfehlende Erinnerung gebracht zu werden. Das Buch ist uns durch Freundeshand zugestellt worden, es ist also kein „Rezensionsexemplar“, sondern es geschieht ganz aus freien Stücken, daß wir hier desselben Erwähnung tun.

Doch es wird Zeit, daß wir zuerst den vollen Titel des Buches hersetzen und unsere Leser bekannt machen, mit wem sie es hier zu tun haben. Der Titel lautet: Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland. Ernstes und Heiteres aus dem Leben eines niederländischen Dorfpfarrers. Von C. E. van Koetsveld. Aus dem Holländischen übersetzt von Pfr. Dr. O. Kohlschmidt, in Münchenholzhausen. 4. und 5. Tausend. Leipzig. Verlag von Friedr. Jansa 1897. (Zweite deutsche Uebersetzung.)

Damit hat der geneigte Leser eine volle Abschrift der Titelseite. Wir wollen noch hinzufügen, daß ein längeres Vorwort von dem bekannten Kirchenhistoriker, Dr. Frd. Nippold, den Leser genauer bekannt macht mit der Persönlichkeit und sonstigen Wirksamkeit des Verfassers. Van Koetsveld war der Onkel Nippolds und hat von früher Jugend an einen mächtigen Einfluß auf N. ausgeübt in seinen Studien und seiner ganzen Geistesrichtung. Das Vorwort läßt uns schon ahnen, daß Koetsveld ein hervorragender und hochgeachteter Mann in holländischen Kreisen war, ein Mann des Friedens, feststehend auf dem ewigen Grund des wahren, lauteren Evangeliums von Jesus Christus. Dr. Nippold schreibt im Vorwort: „Der einzige Trost im Leben und Sterben, die Gnade Gottes in Jesu Christo, wird von keinem professoralen Katheder aus den Zuhörern gegeben. Durch van Koetsveld aber hatte der leidende Student, der kranke Kandidat ihn empfangen.“ N. verrät uns auch, daß es anfänglich äußerst schwer war, einen Verleger für die deutsche Uebersetzung zu finden, weil eben Koetsvelds Name in Deutschland zu unbekannt war. Das ist freilich später anders geworden. Aber wir glauben auch jetzt unseren Brüdern, besonders den jungen und Anfängern im Amt, einen dankens-

und schätzenswerten Dienst zu tun, wenn wir sie auf das vorstehend genannte Büchlein aufmerksam machen. Wir geben wieder Dr. Nippold das Wort:

Nach dem Erscheinen der ersten Uebersetzung von Schollenbruch (1865), haben mehrere unserer theologischen Organe den Wert des humorvollen Buchs für die Pastoraltheologie betont. Das Gleiche war in Holland schon bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage geschehen. . . . Aus der Fülle tiefinnerlicher und mild heiterer pastoraler Amts- und Lebensweisheit van Koetsvelds kann noch heute jeder Theologe und jeder Freund der evangelischen Kirche immer wieder lernen." Dem können wir nur mit Freuden zustimmen.

Der Verfasser, Van Koetsveld, hat zwar in einer Nachschrift zur zweiten (holländ.) Auflage in bescheidener Weise gesagt: Man hat ihnen (den Skizzen, u. s. w.) zu viel Ehre angetan, indem man darin ein pastorales Handbuch suchte. Das erste Erfordernis eines solchen Handbuches ist Vollständigkeit, worauf bloße Skizzen keinen Anspruch erheben können."

Das ist ja nun wohl wahr: Ein Handbuch oder Lehrbuch für Pastoraltheologie kann und will das Buch nicht sein. Aber wir glauben, es wird manchem jungen Anfänger im Amt bessere Anleitung geben für die mancherlei Fragen, die an ihn im Amt herantreten, als gar manches dickleibige, gelehrte Handbuch, in welchem alles fein gelehrt ausgetüftelt und in trockenem Gelehrtenstil vor dem Leser ausgebreitet wird. Was gar manchem Anfänger im Amt fehlt, ist: Menschenkenntnis und praktisches Geschick, mit Menschen verschiedener Art und Gesinnung umzugehen.

Der junge Pastor hat seine abstrakten Ideale fürs Pfarramt, die ihn im täglichen Leben leicht im Stich lassen. Das Studium der Theologie befähigt einen jungen Mann nicht, sich in allen schwierigen Lagen des Amts leicht zurechtzufinden, es fehlt eben die Erfahrung des Lebens, wie man zu den verschiedenen Klassen der Gemeindeglieder sich stellen und wie mit ihnen umgehen soll. Da gibt es Leute, die den Ruf der Frömmigkeit um sich verbreitet haben und oft als „Säulen" der Gemeinde gelten; an sie kann ein unerfahrener junger Mann leicht sich zu vertrauensselig anschließen, von ihrem Urteil sich leiten lassen in der Beurteilung der Glieder und in der Entscheidung mancher Fragen, die die Gemeinde bewegen. Und siehe da, indem er diesen zu viel Vertrauen schenkt, von ihnen sich leiten läßt, verschließt er sich die Türen zu den anderen Gliedern, die diese Art von „Frommen" kennen aus langjährigem Umgang. Und wie können solche „Frommen" dem Pastor ein Hindernis und Hemmschuh werden in seinem Amt als Prediger und Seelsorger im Haus und am Krankenbett! Gerade solche Erfahrungen erzählt uns Van Koetsveld, lebenswahr und lebenswarm in obigem Buche. Das sind keine trockene "paragraphos", in welche etwa diese erlebten Ereignisse eingeschachtelt sind. Das Buch kann den An-

fänger im Amt wappnen gegen solche betrübende Erfahrungen, die einen stutzig machen können oder unnötig erregen, als ob das etwas so Seltsames sei, wenn der treue evangelische Prediger eine abfällige Kritik über sich muß ergehen lassen von solchen, die er glaubte zu seinen persönlichen Freunden rechnen zu dürfen. Leicht kann da eine gefährliche Menschenknechtschaft entstehen, durch welche die Amtsautorität des Pastors in die Brüche geht. Weisheit und Vorsicht zu lernen im Umgang mit Leuten aller Art, das ist eine Aufgabe, die keinem Pastor erlassen wird und zu deren Erlernung das Buch dem jungen Anfänger prächtige Anleitung gibt.

Der Verfasser gibt uns in 20 Abschnitten eine mannigfaltige Auswahl aus seinen Erfahrungen im Amtsleben; macht uns mit seiner Studierstube, dem Amtsantritt, den Honoratioren im Dorf bekannt. Er zeigt, wie er anfänglich in seinen Predigten sich streng an den angelernten Stil hielt und dergl. Humoristisch wird erzählt, welchen Sturm es im Dorf gab, als des Bürgermeisters Hahn „ermordet", d. h. „als Straßenschänder" aufgehängt wurde. Seine Ratlosigkeit in so vielen auftauchenden Fragen, seine Erfahrungen mit Amtsnachbarn, Erlebnisse im Winter, wenn knietiefer Morast den Dörfler von aller Umgebung abschneidet — das alles wird mit solcher Offenheit, zutreffender Lebendigkeit und Lebenswahrheit erzählt, daß der Leser mit größtem Genuß das Büchlein liest und erst hintennach merkt, welchen Schatz von Lebensweisheit es dem Pastor im Amt darbietet.

Wir machen zum Schluß den geneigten Leser noch darauf aufmerksam, falls er Lust hat, sich das Buch zu verschaffen, daß im neuesten Katalog, No. 27, unseres Verlags, Seite 91, das Buch angezeigt ist. Preis $1.35. Man greife nach dem Buch.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Vorbemerkung des Herausgebers zu Rundschau und Literatur.

Schreiber dieses war etliche Wochen ernstlich krank und unfähig zu geistiger Arbeit, da erweckte der Herr ihm einen Mitarbeiter in Pastor J. H. Steger, der ihm freiwillig einige Sachen zuschickte für die Rundschau, die hier in dieser Ausgabe erscheinen.

Für Literatur kam außer den Zeitschriften gar nichts ein als nur, was wir nachstehend zur Anzeige bringen.

Abendmahlsgemeinschaft.

Eine Abendmahlsgemeinschaft mit andern können wir nicht pflegen, ohne uns in Gegensatz zu Artikel 10 unserer Augustana zu setzen, besonders zu dem Schlußsatz: Deshalben wird auch die Gegenlehre verworfen. So ruft uns ein Lutheraner zu, der den melanchthonischen Lehrtypus der deutschen

Landeskirche als unvereinbar mit einem guten amerikanischen Luthertum dahinstellt. Welchen Standpunkt gläubige Diener am Wort in Deutschland über diese Frage einnehmen, kann am besten aus einer Predigt eines württembergischen Geistlichen ersehen werden.

„Das Abendmahl ein Stück Evangelium auch darum, weil was das Evangelium ist, im Abendmahl seinen vollsten Ausdruck findet, nämlich Gemeinschaft mit Christo und Gemeinschaft unter einander. Das sind die zwei großen Dinge, in denen unser christlicher Glaube steht, und nichts stellt uns diese Wahrheit so vor die Seele als das heilige Abendmahl. Indem der Herr spricht zu den Seinen: Nehmet, esset, das ist mein Leib, nehmet, trinket, das ist mein Blut, und indem er spricht: Trinket alle daraus, spricht er aus, was seine Apostel uns weiter auslegen, daß die von dem Brot genießen auch ein Leib werden und die aus dem Kelch trinken ein Trank werden, durch die Gemeinschaft mit ihm zugleich zu innigster Gemeinschaft untereinander verbunden. Gemeinschaft mit Christo — das ist's, was wir ja gewiß vor allem suchen bei dem heiligen Mahl: Gemeinschaft mit unserm erhöhten Heiland. Wie sich dabei der einzelne das näher ausdenken will, auf welche Weise das heilige Abendmahl ihm diese Gemeinschaft mit Christo bringe, das dürfen wir allen Christen, die im Worte Gottes gegründet sind, getrost anheimgeben, ohne daß wir ein Lehrgesetz vorschreiben. Wir bleiben schlicht und einfach bei den Worten Christi stehen. Wir wollen den alten Streit nimmermehr erneuern, der daraus entstanden ist, daß man glaubte festsetzen zu müssen: so und nicht anders darfst du die Gemeinschaft mit Christo im heiligen Abendmahl suchen und erleben. Ein jeder Christ, wofern er nur im Worte Gottes wurzelt, soll hier Freiheit haben, wo der Herr selbst uns Freiheit gelassen hat. Wenn eins mit Luther und unserem Abendmahlslied sprechen will: In mit und unter beiden Stücken empfing ich Christi Leib und Blut, wesenhaft und wahrhaftig; wenn ein anderes spricht, wie andere große Gottesmänner: unsre Seele erhebt sich zu dem verklärten Herrn und wird gespeist und genährt aus seiner verklärten Leiblichkeit, während unser Mund Brot und Wein empfängt: wir wollen einem jeden seine Freiheit lassen, wie er sich die eine große Sache, um die es sich handelt, die wirkliche und wesentliche Gemeinschaft mit seinem lebendigen Heiland am besten verständlich machen und am innigsten aneignen kann." (Dekan Plank, Eßlingen.)

Amerikanische Lutheraner pflegen diesen Standpunkt "that middle-of-the-road policy" zu nennen, ist er aber nicht mit der evangelischen Freiheit und kirchlichen Bruderliebe eher vereinbar als mit dem bei dieser Gelegenheit hervorgesuchten: improbant secus docentes?

Mehr Einheit.

Was sich jedem Deutschen, der die kirchlichen Verhältnisse hier ein wenig studiert kund tut, ist die Tatsache, daß jede Synode ihr eigenes Gesangbuch hat, so daß Leute, die gezwungen sind öfter den Wohnsitz zu wechseln, auch meist jedesmal sich zu einer Gesangbuchzulage bequemen müssen. Dieser Krebsschaden der deutschen Kirchen, der hübsch mit in die neue Heimat geschleppt wurde, hat sich besonders unter den deutschen Soldaten im Kriege wieder gezeigt. Darüber schreibt Pfarrer Gauger in seinem Organ „Licht und Leben" einen recht bezeichnenden Artikel, der für unsere deutsch-amerikanischen Verhältnisse ebensowohl zutrifft, — denn der „Synodalgeist" ist zum Teil noch schlimmer als die Kleinstaaterei der deutschen Landeskirchen.

Mannigfaltigkeit ist schön, wenn sie ein Schmuck ist. Ist sie aber ein Hindernis, um zu einem höheren Gut zu gelangen, dann ist sie nicht schön. Das Lied: Ein feste Burg ist unser Gott! kann Nord und Süd nicht zusammen singen ohne Unstimmigkeit! Die Vertreter der Landeskirchen — tun sie etwas, um diesen Schaden zu heben? — Das Vaterunser können wir nicht zusammen laut beten, weil der eine die Fassung hat, der andere die. Das ist eine Schande, und es ist ein Schaden! Wenn sich ein Gebet dazu eignet, von der Gemeinde laut gebetet zu werden, dann ist es das Vaterunser. Die Landeskirchen — tun sie etwas, um dieses Ziel zu erreichen? Ueberall werden hinderliche Zöpfe abgeschnitten, nur die Zöpfe der Landeskirche wachsen lustig in die Länge.

Jüngst gaben wir das „gemeinsame Gebet in Kriegsnot" im Sonderdruck heraus. Das Gebet des Herrn gaben wir als Anhang und bemerkten dazu: „Die Verschiedenheit der Fassung tut dem gemeinsamen Beten Eintrag. Die nachfolgende Fassung ist die des Bibeltextes der Lutherbibel, Matthäus 6, 9." Darauf kam folgende Zuschrift: „Schicken Sie mir von dem „Gemeinsamen Gebet in Kriegsnot" 1000 Stück, aber ohne das Gebet des Herrn; mit dem Vaterunser in der Fassung des Bibeltextes richten sie nur Verwirrung an. Sonst ist das Blatt sehr gut."

Man höre und staune: „Mit dem Vaterunser in der Fassung des Bibeltextes richten Sie nur Verwirrung an!"

Deutlicher als mit diesem Wort, das noch dazu ein gewisses Recht hat, kann man die unerträgliche Verwirrung in unserer liturgischen Not, Bibelnot, Gesangbuchsnot nicht bezeichnen und — verurteilen.

Eine vom Kirchenausschuß genehmigte Fassung des Vaterunsers in der Bibel richtet Verwirrung an, sobald diese Fassung in der Liturgie gebraucht wird.

Wo stecken wir eigentlich? In der Kleinstaaterei des 17. Jahrhunderts? Wenn man auf die Landeskirchen sieht, sollte mans glauben.

Wovon alle Welt spricht.

Besser als zu sonstigen Zeiten verstehen wir angesichts des völkermordenden Krieges die ernste Bitte der Väter „Vor Pestilenz und teurer Zeit, vor Krieg und Blutvergießen, vor Aufruhr und Zwietracht — behüt uns lieber Herre Gott." Wenn der sich auf den Plan macht, der das A und O aller Theologie ist, dann verschwinden unsere so hübsch eingeschachtelten Definitionen über ihn, wie die Nebel vor der Sonne. Er spricht und schafft Wunderbares. Und daß Gott unser deutsches Volk gewürdigt hat in dem Mittelpunkt dieser großen Bewegung zu stehen, daß er über ihm seinen Stab „Wehe" schwingt, das muß uns froh und dankbar machen, denn es ist seine Liebe, die nicht nur straft, sondern rettet.

Diese Freude kann auch nicht durch das Gebahren der Majorität des amerikanischen Volkes genommen werden, wiewohl es manche Leser als bitteren Wehmutstropfen empfunden haben mögen, daß besonders in den vergangenen Herbsttagen der Haß gegen alles deutsche Wesen sich in einer unmißverständlichen Art kund getan hat und die Lüge ihre „glorreichen" Siege feiern durfte. Wenn auch der Erfolg der Massensuggestion angefangen hat abzuflauen, so kann man sich doch nicht des Eindrucks erwehren, als ob viele unserer Mitbürger angesichts des Schicksals Belgiens Deutschland einer Schuld zeihen, die es in keiner Weise rechtfertigen kann. Die inzwischen

vorgefundenen Beweise einer beabsichtigten englischen Aktion innerhalb Belgiens werden das ihre tun, die Handlung Deutschlands in den Augen seiner Kritiker in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. Für uns ist es von besonderem Interesse, was Prof. Rade in der „Christlichen Welt" (35) darüber schreibt:

„Von einer wirklichen, echten, ungeheuchelten Neutralität Belgiens uns gegenüber konnte nicht die Rede sein. Alle Vorteile der Neutralität wollte Belgien für sich genießen, dabei aber dem befreundeten Frankreich für seine Kriegszwecke jeden Vorschub leisten. Daß dies aller Welt durch die Tat kund und offenbar wurde, dem ist Deutschland zuvorgekommen. Es ist unsrer Diplomatie, es ist unserm wackern Reichskanzler leider nicht gegeben gewesen, den durch Belgien-Frankreich zuvor planmäßig und faktisch schon erfolgten Bruch der Neutralität rechtzeitig aufzudecken. Ich kann die Weise, wie der Reichskanzler in seiner Rede vom 4. August die Neutralitätsfrage behandelt hat, nur beklagen. Denn er hatte nicht nötig, auf eine so zweifelhafte Maxime wie die: „Not kennt kein Gebot" zurückzugreifen. Mit dieser Maxime konnte er die nicht gewinnen, die in der Möglichkeit und Tatsache neutraler Staaten einen Triumph des Völkerrechts sehen. Ueber das Völkerrecht erlauben sich nun freilich heute auch kluge Leute zu lächeln. Indessen sehen wir doch, daß es auch mitten in diesen furchtbaren Kriegswirren trotz allem seine segensreiche Rolle spielt. Und wir lesen fortwährend in allen deutschen Zeitungen die heftigsten Anklagen deswegen, weil unsre Feinde völkerrechtliche Grundsätze und Bestimmungen gebrochen haben. Also muß es um das Völkerrecht doch eine wichtige Sache sein, auch in Kriegszeit. Dann aber bleibt es ein schwer wieder gut zu machender Schade, daß unser Deutsches Reich die Schuld an dem Rechtsbruch, der Belgien gegenüber geschehen ist, nicht vom ersten Augenblick an von sich abgewiesen hat. Sicherlich hat man dem Reichstage, will sagen den Fraktionen, vor der denkwürdigen Sitzung am 4. August zuverlässige Aufklärungen über die Notwendigkeit, durch Belgien und wenns sein muß, gegen Belgien zu marschieren, gegeben. Sonst wäre das Schweigen mindestens der Sozialdemokratie zu diesem Punkte unerklärlich. Weshalb aber enthielt man dann, was man wußte, dem Volke, der Welt vor? Zu verderben war in diesem Augenblick in dieser Richtung nichts mehr. Man hätte aber ernsten deutschen Staatsbürgern und treuen ausländischen Freunden unsers Volks den Kriegsanfang im tiefsten Innern ihrer Seele erleichtert."

Vom ethischen Standpunkt aus hat Prof. A. Osterieth diese Frage eines etwaigen Vertragsbruches dahin beantwortet, daß er sagte: „Jedes Recht, auch das Völkerrecht, setzt eine sittliche Gemeinschaft, eine gemeinsame Ueberzeugung von dem voraus, was gut und böse ist. Einem Lande die Verletzung einer sittlichen Pflicht zuzumuten, nur damit es eine Rechtspflicht einhalte, ist sittlich nicht zu rechtfertigen. Frankreich, England und Rußland müssen es sich daher gefallen lassen, daß Deutschland die Pflicht der Selbsterhaltung über das formelle Recht stellt. Die Weltgeschichte wird urteilen, ob das Opfer, das Belgien für Deutschlands Erhaltung bringen muß, gerechtfertigt war, ob für die Menschheitsentwicklung Belgiens vertragsmäßig geleistete Neutralität oder Deutschlands Bestand wichtiger war.

Wer vermag all die Gründe anzuführen, die zu diesem furchtbaren Ringen geführt haben? Europas übertünchte Höflichkeit brach wieder einmal in sich zusammen und in schauerlicher Weise entpuppt sich die abgrundtiefe

Verderbnis und Bosheit des Menschenherzens. Für die Optimisten unserer Tage, die ohne den auszukommen suchen, ohne dessen heilspendende Gnade keine Seele wahrhaft gesundet, ist dieses Problem eine harte Nuß. In dem Organ der deutschen Freidenker läßt sich eine Stimme des Schmerzes hören, die da spricht „nicht nur Partei und Gewerkschaften ..... werden sich großenteils an dem geschaffenen Elend verbluten, sondern auch unsere Freidenkerbewegung, die bürgerliche wie die proletarische, ist fast völlig vernichtet." Die Humanitätsduselei, welche die biblischen Begriffe von Buße und Glauben, Sünde und Gnade aus ihrem Wörterbuche streichen möchte hat diese verfeinerten, innerlich verrohten Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts nicht abgehalten in tierischer Lust zu morden und zu schänden, und zur Verleumdung, Verdrehung und Lügen ihre Zuflucht zu nehmen. Man schwärmte von Friede, ließ die Friedenstaube ausfliegen, und doch fand sie kaum ein Plätzlein, da ihr Fuß ruhen konnte. Der haßerfüllte Kain wollte nicht seines Bruders schonen, sondern in eisiger Kaltherzigkeit und grauenhafter Skrupellosigkeit zieht er gegen den Bruder, den Mord im Gefolge. Das Glück und Blut von Millionen muß dem Einzel-Interesse, den Geschäfts- und Geldinteressen geopfert werden. Gibts ein besseres Beispiel für die alten Schriftworte: Ihr Schlund ist ein offen Grab. Mit ihren Zungen handeln sie trüglich. Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Schaden und Herzeleid. Und den Weg des Friedens wissen sie nicht, als wie die Schächer und Eideshelfer dieses blutigen Ringens?

Offen zu Tage getreten ist nun unter dem Schein des ungebrochenen Pflichtgefühls Englands langgehegte Feindschaft gegen Deutschland. Durch Englands langjährige Maulwurfsarbeit wurde dieser Zusammenbruch herbeigeführt. Das Verhalten des christlichen Teiles des „christlichen" Englands ist für viele ein offenes Fragezeichen. Wohl tröstet sich dieser speziell christliche Teil Englands damit, daß die Stellung Italiens und die Sympathie Amerikas ihre Handlungsweise vollständig rechtfertigen, und daß es Deutschland ist, das gegen den Gekreuzigten kämpft, dieweil diese Hunnen das Kreuz der Kathedrale in Reims entzwei geschossen hätten. (Vergl. das englische evang. Allianzblatt — „Evangelical Christendom," Nov.-Dez. Ausgabe). Man sucht nach einer Lösung der Schuld, die man sich am allerwenigsten selbst zugestehen will. Aber ebenso suchen unsre deutschen Brüder nach Lösung dieser psychologischen Möglichkeiten resp. deren zu Grunde liegenden Ursachen. Wir, die wir unter den Söhnen of the mother-country wohnen, mögen in einer Hinsicht nicht so überrascht gewesen sein, über die perfide Handlungsweise Englands, das den Krieg vom geschäftlichen Standpunkte aus am vorteilhaftesten fand. „Businеß" ist das A und O der Söhne Albions, und wie oft erfahren wir, daß "in the states" ebenfalls alles von diesem Geschäftsstandpunkte aus angesehen, und selbst die Kirche oftmals nur zu einem geschäftlichen Institut degradiert wird,. Für unsere Brüder aber jenseits des Ozeans, die bestrebt waren die enge Verwandtschaft mit den angelsächsischen Vettern selbst dann aufrecht zu erhalten, wenn diese Vetterschaft oft herzlich schlecht belohnt wurde, mag es um so schmerzlicher sein, anderseits aber auch befreiend gewirkt haben, als die Schauspielerlarven endlich einmal abgerissen und der breite Mund es aller Welt verkündigte: „Der Krieg darf nicht enden, bis Deutschlands Kriegsschiffe versenkt, seine Festungen zum Grunde geschleift, seine Heere aufgelöst, seine Kriegsvorräte

vernichtet, seine militärischen und bürgerlichen Bürokraten erschossen oder verbannt sind. Delenda est Germania." — Nun bis jetzt hat sich die Prophezeiung des Editors des St. James Gazette ebensowenig erfüllt wie die anderer Großmäuler Englands. Bismarck hat einstens gesagt: Der einzelne Engländer ist ein „gentleman," England ist das perfide Albion. Aber all diese „gentlemen" haben das öffentliche Gewissen Englands nicht in der Weise beeinflußt, daß der Krieg verhindert wurde. Wie ist es möglich, fragt einer, daß als Summe der zum englischen Staat zusammengefaßten sittlichen und geistigen Kräfte, Niedertracht, Zweizüngigkeit und Krämersinn herauskommt? Das Land der vielgerühmten politischen und religiösen Freiheit des europäischen Kontinents im Bunde mit der politischen und religiösen Tyrannei. Der evangelisch-kirchliche Anzeiger von Berlin geht auf diese Frage näher ein und bringt gewiß eine nicht zu unterschätzende Lösung des Problems: Es ist irrig aus äußerlichen Verfassungsformen von demokratischem Gepräge darauf schließen zu wollen, daß wirklich ein Staatswesen demokratischen Charakter trage. Zweitens aber trifft es nicht einmal zu, daß die englische Verfassung auch nur formell demokratisch sei. Es hat einmal während weniger Jahre in England eine Demokratie bestanden; das war zur Zeit des „Commonwealth," als der puritanische Mittelstand Englands durch Cromwell zur Herrschaft gebracht wurde. Aber dieser puritanische Mittelstand erwies sich als gänzlich unfähig zur Leitung eines großen Staates; er machte mit seinem kläglichen Eigensinn und seinem Mangel an staatsmännischen Gesichtspunkten dem Lord-Protektor nur das Leben schwer und nötigte ihn, trotz aller Stuarts mehr und mehr als absoluter Monarch zu regieren. Als aber das nach Cromwells Tode wieder aufgerichtete Regiment der Stuarts sich für England unerträglich gezeigt hatte, trat nicht wieder eine Demokratie an seine Stelle, sondern eine Aristokratie, wie sie sich in England schon während des Mittelalters herausgebildet hatte. Der Absolutismus der Tudors und Stuarts, der gleichzeitig mit der Entwicklung der absoluten Monarchen auf dem Festland emporgekommen war, bildete in England nur eine Episode, durch die das überlieferte aristokratische Regiment eine Weile unterbrochen wurde.

Während auf dem Festlande nach der Reformation besonders in den protestantischen Ländern der Mittelstand in gesundem, wenn auch langsamem Fortschritte dem Königtum als Träger des Staatsgedankens zur Seite trat, blieb in England der Mittelstand einseitig auf seine private Freiheit bedacht und mußte deshalb die politische Arbeit in den Händen der Aristokratie belassen. D a s v i e l g e r ü h m t e e n g l i s c h e P a r l a m e n t w a r n i e m a l s e i n e V o l k s v e r t r e t u n g, sondern immer nur ein Ausschuß aus den großen Familien und den Vertretern der großen materiellen Interessen des Landes .Wenn seit den letzten 80 Jahren in das parlamentarische Wahlrecht zunehmend demokratische Bestimmungen aufgenommen worden sind, so ist doch jener Charakter des Parlaments bis jetzt noch nicht wesentlich geändert worden. Höchstens wird der ruhige Gang der Staatsmaschine durch das Geltendmachen von Forderungen des Proletariats unangenehm gestört und durch die daraus folgenden heftigeren Parteigegensätze die Macht des Parlaments geschwächt zugunsten der eigentlichen Machthaber, jener Oligarchie des Geldes, deren ausführende Organe die Minister sind. Der Mittelstand ist nach wie vor am staatlichen Leben so gut wie gar nicht beteiligt. D a s e n g l i s c h e S t a a t s w e s e n g l e i c h t e i n e r g r o -

ßen Aktienbank, bei der das Direktorium und der Aufsichtsrat alle Entscheidungen treffen und alle Geschäfte durchführen, während den Aktionären nichts übrig bleibt, als der Leitung ihr Vertrauen zu beweisen und von den Dividenden zu profitieren.

Gewiß erfreut sich der Engländer eines großen Maßes von privater Freiheit. Aber eigentlich sollte man sie nicht bürgerliche Freiheit nennen. Denn zu dieser gehört vor allem das Bewußtsein der Verantwortlichkeit für den Staat und für sein Gedeihen; die Freiheit der Engländer aber besteht einerseits wohl in der sehr ausgedehnten und vielfach mustergiltigen kommunalen Selbstverwaltung, andererseits aber in der völligen Unbekümmertheit um die eigentlich staatlichen Aufgaben, die er den Politikern überläßt, um selbst seinen privaten Tätigkeiten ungestört nachzugehen. Er hat das Recht der freien Rede und der schonungslosen Kritik; aber wie er sein privates business (Geschäft) auf seine Verantwortung betreibt, so läßt er die Politiker ihr business auf ihre Verantwortung betreiben und begnügt sich damit, es kritisieren zu können. Wie kann man im Ernste da von einer Demokratie sprechen, wo nicht einmal jeder Mann im Volke sich der Pflicht bewußt ist, für die Wehrhaftigkeit des Staates einzustehen, und wo die Nation Söldnerheeren die Verteidigung ihres Vaterlandes überläßt? Die englische Wehrverfassung ist der beste Beweis dafür, daß der Staat England und der einzelne Engländer noch längst nicht zu der einheitlichen Organisation zusammengeschlossen sind, die so manche festländischen Staaten Europas bereits erreicht haben, und deren sonst unerreichtes Muster gerade jetzt in Deutschland sich den Augen aller Welt enthüllt: ein durch die Staatsgesinnung innerlich geeinter Körper, an dem jedes Glied nach seiner Art politisch mittätig und dem Ganzen unmittelbar dienstbar ist. Man wird wohl sagen dürfen, daß hier der wahre Sinn des Wortes Demokratie — Teilnahme des ganzen Volkes am staatlichen Leben — verwirklicht worden ist, und daß dies nur deshalb möglich geworden ist, weil in dem Bestreben einer verfassungsmäßigen starken Monarchie, und zwar einer die ganze Wehrkraft der Nation zusammenfassenden Militärmonarchie, der ideale Mittelpunkt des ganzen Volkslebens greifbare und dauernde Gestalt gewonnen hat. Den Engländern ist es so gut nicht geworden; deshalb klafft zwischen dem englischen Staat und den einzelnen Engländern ein breiter Spalt. Der Staatswille steht in dem ärgerlichsten Widerspruche mit der privaten Gesinnung des gebildeten Engländers. Deshalb aber fällt auf den Engländer, der wohl oder übel im Ernstfalle sich allemal auf die Seite seines Staates stellen muß, jener empörende Makel der Heuchelei und Untreue gegen die sittlichen Grundsätze, die er als Mensch und Christ so laut verficht und als Angehöriger des englischen Staates so schnöde verleugnet."

Auf einen andern nicht zu unterschätzenden Grund macht Pastor Fleisch in der „Evangelischen Wahrheit" aufmerksam, wenn er die konfessionelle Einseitigkeit Englands betont mit der sich jener „Anglo-Israelitismus" verbindet, der vor keinem Mittel zurückscheut um etwaige Feinde niederzutreten.

„Ich glaube, daß gerade im Konfessionellen ein (ich behaupte natürlich nicht der) Schlüssel zu dem uns so unverständlichen Verhalten Englands liegt. England ist kalvinistisch, die Evangelischen Deutschlands und Oesterreichs ihrem Grundzug nach lutherisch. Natürlich weiß ich, daß es in Deutschland auch viele Reformierte gibt, aber ebenso unbestritten ist das kalvini-

stische Element unter ihnen fast nirgends rein herausgearbeitet, sondern es ist ein starker lutherischer Einschlag vorhanden. Gerade das jetzige Verhalten Deutschlands war ja echt lutherisch: das Festhalten am Frieden bis zuletzt, aber dann das Dreinschlagen mit gutem Gewissen, wenn es gilt, sich zu wehren und das Recht zu schützen. Dazu das überall jetzt durchschlagende patriarchalische Verhältnis von Fürsten und Volk. Es ist bezeichnend, daß die schier wörtliche Uebereinstimmung der Gesinnung unseres Volkes mit Luthers Gedanken im Abdruck zahlreicher Lutherworte zum Ausdruck kam.

England ist kalvinistisch, noch dazu vielfach durchsetzt mit Gedanken, die aus jener dritten großen Partei der Reformationszeit stammen, die wir wohl die Schwärmerpartei nennen. Gerade in England hat diese ja wirklich eine eigene Reformation geschaffen in den Tagen Cromwells. Der Gedanke nun, der beiden gemeinsam, für die Politik vor allem in Betracht kommt, ist der Gedanke des „auserwählten Volkes" mit mehr oder weniger starker Anwendung des Alten Testaments. So betrachten sich die „Heiligen" in Cromwells Heeren als das auserwählte Volk, das etwa die katholischen Iren so furchtbar züchtigte, oder das auch den eigenen „abgefallenen" König richtete. So betrachten heute noch die christlichen Engländer ihr Volk als das auserwählte. Das geht bis zu uns spielerisch vorkommenden Gedanken. Es gibt z. B. in England ganz ernsthaft die Theorie des „Anglo-Israelitismus," wonach die Angelsachsen die Nachfahren der verlorenen „zehn Stämme," das Israel der Bibel seien. Da wird alles Ernstes behauptet: Großbritannien sei der ohne Hände losgelöste Stein, der das Bild Nebukadnezars zerschlug, ja, der Rauch Londons wird für die Schechina-Herrlichkeit gehalten. (Schechina nannten die Rabbinen die Wolke, die nach ihrer Meinung beständig über der Bundeslade als Sinnbild der Herrlichkeit des Herrn geschwebt haben soll.) Mögen die Anhänger dieser Lehrmeinung nun auch ganz vereinzelt sein. Die Stimmung, aus der sie geboren ist, ist für den englischen Kalvinismus bezeichnend.

Vergegenwärtigt man sich das, so bleibt uns zwar Englands Verhalten etwas Fremdes, Unheimliches, aber wir fangen doch an zu verstehen, wie selbst der wirklich christliche Engländer den Satz mitmacht: **Right or wrong, my country.** Wer der Weltherrschaft des auserwählten Volkes im Wege steht, hat natürlich eben damit seinerseits unrecht. Ihm gegenüber ist auch Angriffskrieg, ja, selbst sittlich zweifelhaftes Vorgehen (man denke, um nur in die Geschichte zurückzugreifen, an die Beschießung von Kopenhagen) berechtigt, hat doch auch das alttestamentliche Gottesvolk nicht immer sittlich einwandfreie Mittel gegen seine Volksfeinde angewandt.

Wenn man das versteht, dann wird man nicht mehr von „Heuchelei" der christlichen Engländer reden, sondern man begreift, wie England für jeden Krieg, den es zu seinem Vorteil führen zu müssen meint, ein gewisses, durchaus echtes, religiös unterbautes, moralisches Hochgefühl aufbringt. Da wundert man sich nicht, daß das germanische und evangelische England gegen uns steht, sondern man begreift, daß das „auserwählte Volk Gottes" seinen nach seiner Meinung festbegründeten Anspruch auf Weltherrschaft bedroht sah durch das Aufblühen Deutschlands."

Im Mittelpunkt dieses gewaltigen Völkerringens steht Deutschland, das auf der Bahn der Gottentfremdung bedenklich weit vorwärts geschritten war. Gottes starker Arm hat eingegriffen und will es zur Buße leiten. Demütigen Geistes hat besonders der Führer seines Volkes, der so vielgeschmähte

Kaiser, sein Volk gemahnt, sich auf die Kniee zu werfen. Wir können nicht ganz mit dem Editor des „Lutheran Church Review“ (Th. E. Schmauck) in seinem sonst ausgezeichneten Artikel über diesen Krieg übereinstimmen, wenn er sagt:

The Emperor is the one great governing personality truly religious, but his religion is not that of the only begotten Son of God, born of the Virgin Mary, who hath redeemed us lost and condemned creatures. It is the essence of Christianity sublimated in the up to date crucible of Prof. Harnack.

Zu rügen hat darum auch der gnannte Editor:

The Emperor, as reported, has omitted "Thru Jesus Christ our Lord, who liveth and reigneth with Thee and the Holy Ghost, ever one God world without end."

Der preußische Evangelische Oberkirchenrat hat mit Ermächtigung des Kaisers angeordnet, daß in allen öffentlichen Gottesdiensten während der Dauer des Krieges bei der Liturgie in das allgemeine Kirchengebet folgendes Gebet eingefügt werde: „Allmächtiger, barmherziger Gott! Herr der Heerscharen! Wir bitten dich in Demut um deinen allmächtigen Beistand für unser deutsches Vaterland. Segne die gesamte deutsche Kriegsmacht, führe uns zum Siege und gib uns Gnade, daß wir auch gegen unsere Feinde uns als Christen erweisen. Laß uns bald zu einem die Ehre und die Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden gelangen!“

Wenn man etwas an diesem Kriegsgebet kritisieren wollte, so wäre es vor allem, wie es auch an verschiedener Stelle geschah, der Mangel des besonderen Bußgedankens. Gott wird das deutsche Volk in die Buße führen, an Mitteln hat's ihm bisher nicht gefehlt. Zwischen den Zeilen so mancher Zeitschriften kann man auch gegenwärtig Stimmungen und Gefühle lesen, die für sich selbst sprechen.

Im neuesten Kunstwart z. B. lesen wir: „. . . . zwischen zwei Kunstwartheften von der Kriegserklärung bis zur ersten großen, herrlichen, für die deutschen Waffen gesegneten Schlacht. Herr Gott, dir danken wir — nun mache und halte uns deines Segens wert!“ Das ist wirklich ein Gebet! Der Berliner Professor von Willamovitz-Möllendorf hat jüngst einen ungeheuer besuchten Kriegsvortrag gehalten, und sein Vortrag mündete aus in ein herzergreifendes Gebet. Beim Bericht darüber hat die liberale Presse allerdings diese bedeutsame Tatsache totgeschwiegen.

Wie innig treu aber das deutsche Volk mit seinem Kaiser verbunden ist, der seine Landeskinder nicht leichtsinnig dem Feuer der Kanonen ausgesetzt hat, ebensowenig als seine eigenen sechs Söhne, geht aus einer kurzen Bemerkung aus „Licht und Leben“ hervor:

„Ein rechter König ist ein König von Gottes Gnaden. Nun, wenn der Herr Zebaoth unser Volk ansieht in unserem Kaiser, dann sind wir geborgen. Noch nie haben wir unsern Kaiser s o herzlich lieb gehabt, wie jetzt. Wir fühlen uns hinter diesem Herzog seiner Deutschen so geborgen, wie sich eine Familie geborgen fühlt hinter ihrem Oberhaupt. Unser Kaiser ist ein frommer Fürst, und wir merken es wohl: er redet nicht bloß fromm, wie sich jetzt einige unfromme Zeitungsschreiber ein paar fromme Redensarten anschaffen, weil sich's nicht übel macht, sondern er ist von Herzen demütig und gibt Gott die Ehre. Wir liegen hier vor dir, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit: dies Wort klingt uns immer im Ohr, wenn

wir die Kundgebungen unseres Kaisers lesen. Wohl uns dieses Fürsten! Lasset uns eine Mauer des Gebets um ihn bauen."

Die Aufgabe, die nun besonders der heimatlichen Kirche zufällt, hat der Generalsuperintendent D. Blau in einem Rundschreiben an die Geistlichen der Provinz in kurzer Weise zusammengefaßt:

„Der Reiter auf dem roten Pferde (Offenb. Joh. 6, 4) reitet durch die europäischen Völker, „den Frieden zu nehmen von der Erde."

Der Krieg ist eine Sprache Gottes, die wohl kaum jemand überhören kann, die aber aufgeschlossene Herzen verlangt, wenn sie recht verstanden werden will. Der Herr schenke uns allen, daß wir erkennen, was er uns zu sagen hat. Uns aber stellt er vor die große und schwere Aufgabe, Dolmetscher der Gedanken und Handlanger in der Ausführung der Absichten zu sein, die er mit unseres Volkes Seele hat....

Was unsere Gemeinden in dieser Zeit brauchen, ist sorgfältige Einzelseelsorge, deren Ausübung ich eurer Treue, meine Brüder, ganz besonders ans Herz lege. Es werden sich ihr in dieser Zeit auch solche anschließen, die sie sonst ablehnten. Anfechtung lehrt aufs Wort merken (Jesaja 28, 19). Gott gibt eine Gelegenheit, die Seelen zu suchen, den Seelen zu dienen, die Seelen ihm zuzuführen, wie sie sich selten bietet. Laßt sie uns treulich nützen, damit aus dieser schweren Zeit ein Segen erwachse und eine Frucht, die da bleibe.

Und nun unsere Predigt! Es wäre gewiß verkehrt, in dieser Zeit der Heimsuchung unseres Gottes in der Predigt an ihr vorüberzugehen und sich auf eine bloße Auslegung der im Texte vielleicht nahe, dem augenblicklichen Bedürfnis der Gemeinden aber ferne liegenden Gedanken beschränken zu wollen; es wäre aber andererseits unevangelisch, einseitig Kriegspredigten im Sinne alttestamentlicher Psalmisten und Propheten zu halten. Es wird darauf ankommen, daß wir die Gemeinden ebenso zur aufrichtigen Beugung vor dem heiligen Gott und seinen durch die Welt gehenden Gerichten führen, wie zum frommen, glaubenden, hoffenden, betenden Vertrauen auf seine Hilfe; daß wir ihnen helfen ebenso sehr zur Bereitschaft, auch die schwersten und schmerzlichsten Opfer im demütigen Gehorsam gegen Gottes Willen zu bringen, wie zur Willigkeit, in selbstloser Liebe und Barmherzigkeit zu helfen und zu dienen, wo es begehrt wird, und auch gegen Feinde sich zu halten, wie es Christen geziemt. Die Pflugscharen Gottes ziehen tiefe Furchen durch unsere Zeit; an uns ist es, den Samen des Evangeliums da hineinzustreuen.

Sehr empfehlen wird es sich, Kriegsbetstunden einzurichten oder diejenigen, die Verlangen nach gemeinsamem Gebet haben, in Gebetsgemeinschaften zusammenzuschließen....

Ganz besonders lege ich auf euer Herz, meine teuren Brüder, die Fürsorge für diejenigen, die der Krieg zu Witwen und Waisen machen wird. Auch jetzt schon wird es eine ganz besondere Aufgabe der Geistlichen sein, in Verbindung mit den Lehrern die Kinder, deren Väter im Feld, deren Mütter in Arbeit sind, erziehlich zu beaufsichtigen...."

Für die Leser des Magazins wird es zugleich als heiliger Ansporn für ihre selbsteigene pastorale Tätigkeit dienen, wenn sie angesichts der ernsten Lage, in welche die deutschen Prediger versetzt sind, auch sich selbst reizen lassen zu einer hingebenden Arbeit an den Deutschen im Auslande, die ja

auch mithineingezogen werden in den Kampf für Heimat und Recht. Pastor Hugo Fleming in Berlin schreibt:

„Das Pfarrhaus hatte in den letzten Zeiten seine Mittelpunktstellung in der Gemeinde mehr und mehr verloren. Gott hat es gesehen und hat dazu geschwiegen.

Nun aber, nun endlich sprach Gott. Er sprach durch Krieg und Kriegsgeschrei! Eine hochgehende Welle religiös-vaterländischer Begeisterung hat das Gotteswort, das Gotteshaus und damit auch wieder das Pfarrhaus in den verdienten Mittelpunkt geschoben. Der verspottete, zur Ruhe gesetzte Gott ist wieder als Gott der Schlachten vor die zitternde Volksseele getreten.

Aber schon jetzt, kaum zwei Wochen nach der Kriegserklärung, erleben wir Großstadtpfarrer mit Betrübnis und Schmerz, wie die herrliche religiöse Bewegung abflaut, wie sie einer politischen Sensationslüsternheit oder aber einer unverkennbaren Gleichgültigkeit weicht. Ja, schon drängen sich gottlos und frech die zwei gefährlichsten Volksverderber: Trunksucht und Unsittlichkeit mit ihrem verheerenden Gefolge auf den großen Truppensammelplätzen an die Krieger heran als die gefährlichsten Verbündeten der Feinde jenseits der Grenzen.

Da erwachsen dem Großstadtpfarrer Aufgaben über Aufgaben in und außerhalb seiner Gemeinde, und doch weiß er, daß er an die breite Masse des Volkes nicht herankommt. Soll er da auf die ihm von Gott vertraute Aufgabe der Seelsorge und religiösen Beeinflussung ganz verzichten? Soll er da zur Waffe greifen und jetzt nur seiner patriotischen Verpflichtung gedenken? Soll er sich ganz der sozialen Fürsorge widmen oder in der Krankenpflege betätigen?

Nein.

In dieser heiligen Zeit soll er nicht rasten und ruhen, soll seine letzte Kraft daransetzen, um in den gottbereiteten Herzensacker den Samen der göttlichen Botschaft auszustreuen: Laßt euch versöhnen mit Gott! Der Tod fürs Vaterland macht nur die gegen das Vaterland, den Staat begangenen Verfehlungen wieder gut. Die Seligkeit schafft der Heldentod nicht. Die Seligkeit liegt allein an eurer Stellung zu Jesus!

Wir wollen es Gott danken, daß er tausend Herzen und Hände willig gemacht hat, die wichtigsten Aufgaben an den Verwundeten und Hinterbliebenen in großzügig sozialer Art zu verrichten. Es möchte wie selbstverständlich erscheinen, daß für das Land das Pfarrhaus der gegebene Sammelpunkt für alle derartige Organisationen ist.

Mag es so sein!

Aber, deutsches Pfarrhaus, vergiß nicht in dieser Kriegs- und Notzeit deine allererste Aufgabe! Vergiß nicht, alles aufzubieten, daß du wieder der religiöse Brennpunkt deiner Gemeinde wirst.

Gott redet durch diesen Krieg zu unserm Volk. Aber wehe, wenn kein Mund da ist, der Gottes Willen klar und herzandringlich ausspricht! Wehe, wenn das Ohr durch soziale Vielgeschäftigkeit für die göttliche Forderung taub ist.

Deutsches Pfarrhaus, du bist der berufene Mund Gottes! Du sollst unserm Volke den tiefsten Grund dieses gottgewollten Krieges aufdecken. Du sollst die Klage deines Gottes in Herz und Ohr der Gemeinde rufen: „Mein Volk tat eine zwiefache Sünde: Mich, die lebendige Quelle, verließen sie und

machten sich hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löcherig sind und kein Wasser geben.“ „O daß du auf meine Gebote merktest! So würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen!“

Deutsches Pfarrhaus, jetzt ist die Stunde Gottes, wo man auch dich wieder anhört! Jetzt ist die Stunde, wo dein Besuch in jedem Hause willkommen ist, wo man auf dich wartet, wo man sich wundert, wenn du nicht kommst mit deiner Frohbotschaft, mit deiner Mahnung, mit deinem Troste!

Deutsches Pfarrhaus, jetzt ist die Stunde, wo deine Türen weit offenstehen müssen für alle Not, die Stunde, wo du die der Männer und Söhne beraubten Frauen und Mütter am stillen Abend unter deinem Dache sammelst, ihnen erzählst von den Großtaten Gottes draußen im Felde, die Stunde, wo du deine Gemeinde wieder knieen lehrst vor dem Lenker der Schlachten, wo du sie beten lehrst für Kaiser und Reich und für den Mann, den Sohn, den Bruder, der durch die feindliche Kugel bedroht ist.

Deutsches Pfarrhaus, erkenne und lehre, daß Gottes Forderung ist: mein deutsches Volk sei ein frommes, ein betendes Volk! An diese Bedingung ist der Sieg gebunden (Psalm 81, 14. 15) und was größer ist: der Segen des Sieges!

Deutsches Pfarrhaus, erkenne, daß die Schicksalsstunde deines Volkes auch die deine ist! Gott hat dir Großes anvertraut. Großes wird er von dir fordern.“

Daß viele deutsche Geistliche sich wirklich als Hirten der Herden bewiesen haben und beweisen, dafür zu Nutz und Frommen der Leser einige Beispiele:

Im Deutschen Pfarrerblatt (10) lesen wir: „Von manchem Amtsbruder wird standhafte Ausdauer und heldenhaftes Verhalten berichtet. Einer wich nicht vom Fleck, und als der Bürgermeister geflohen war, nahm er die Verwaltung in die Hand und kommandierte aus der Bürgerwehr Wachtposten vor die verlassenen Häuser, damit der Janhagel nicht Schaden verübte. Es ist nämlich eine bedauerliche Tatsache, daß nicht allein von Russen, sondern auch von einheimischen Leuten tüchtig geplündert und zerstört wurde. Als nun eine russische Truppe gegen die Stadt zog, ging er ihr entgegen, begrüßte den führenden Offizier und stellte die Stadt unter seinen Schutz, was auf den Offizier solchen Eindruck machte, daß er nicht allein strenge Manneszucht hielt und jede Ausschreitung energisch verwehrte, sondern sogar eine Anzahl seiner Leute dem Amtsbruder zur Verfügung stellte, um die Bürgerwehr zu verstärken.

Von Superintendent Kittlaus in Tapiau berichtet W. Stark in der „Leipziger Zeitung“: An der Mündung der Deime in den Pregel liegt in dem von beiden Flüssen gebildeten rechten Winkel die Stadt Tapiau. Hier haben mit heldenmütiger Tapferkeit wenige Landsturmkompagnien, unterstützt durch eine Batterie und eine Schar Schützen, den starken Vorstoß der Russen auf Königsberg fast 14 Tage lang aufgehalten. Von furchtbarstem Granatfeuer beschossen, Tag und Nacht in den Schützengräben nach Osten und Süden feuernd, hat diese kleine Landsturmschar ein glänzendes Zeugnis altpreußischer Zähigkeit und Ausdauer abgelegt. Von echtem Heldenmut zeugt aber auch das Verhalten des Ortspfarrers Superintendenten Kittlaus, der seine Gemeinde nicht verließ, als sie auch schon auf nur wenige zusammengeschmolzen war, der der treue Berater und Mithelfer in der furchtbaren Not blieb, als die Granaten in die in Tapiau gelegene Irrenanstalt schlugen

und ein furchtbares Blutbad unter den Irren anrichteten: 15 Tote und 31 Verwundete. 500 Irre ohne Nahrung, nur 1 Arzt, 5 Pfleger und 7 Pflegerinnen zu ihrer Obhut, und die Granaten schlagen ins Mauerwerk, und zünden die Häuser, daß es Tag und Nacht brennt, reißen die Wege auf, zerschmettern das Kirchtor — — in dieser Lage den Kopf oben behalten und Hirte der verängsteten Gemeinde zu bleiben, dazu gehören mehr als Nerven, dazu braucht man mehr als Bravour! Der Arzt will sich zurückziehen. Wer wills ihm verdenken? Er kanns nicht sehen, wie die Irren verhungern und ihnen die Morphiumspritze zu geben, dazu fehlt ihm, wie er mit erstickter Stimme sagt, der Mut. Doch der Pfarrer schafft Rat. Das Proviantamt hilft noch einmal aus. Er ist in dieser Schreckenszeit alles. Sein Amtszimmer müßte eigentlich sieben Schilder erhalten: Pfarre, Standesamt, Magistrat, Verpflegungsbüro, Auskunftei, Kasino, Gerichtsstätte! Da kommt auch über ihn eine Stunde des Zagens. Aber in derselben Stunde bittet ihn der Kommandant, der wie ein Vater zu seinen Soldaten steht, einen Gefallenen mit militärischen Ehren zu begraben. Jetzt weiß der Pfarrer wieder, daß er hier unentbehrlich ist. Er hält aus... Und weiter sausen und zischen und singen die Schrapnells und Granaten. In der Frühe eines Tages wird er gefragt: Ist heute Kirche? Er fragt dagegen: Ja, ist denn aber heut Sonntag? Und nun steigt er selbst auf den Kirchturm und läutet die Glokken — sein Glöckner ist geflohen, — deren Klang so wundersam sich mischt mit dem Donner der Kanonen. Bald füllt sich das Gotteshaus, ein Leutnant spielt die Orgel, kompagnieweise strömt das Militär in die Kirche, deren Bänke erst von den Glassplittern gesäubert werden müssen, und bald tönts durchs alte Gotteshaus, zuerst noch beklommen: Verzage nicht, du Häuflein klein! Aber dann braufts trutzig zum Gewölbe empor: Ein feste Burg ist unser Gott. Jedes Wort wird bei der Predigt von des Pfarrers Lippen verschlungen, zum Abendmahl bleiben alle abkömmlichen Krieger, und Ewigkeitsfrieden ruht über der heiligen Feier, während draußen die Kanonen donnern! Ein unvergeßlicher Gottesdienst, ein heller Lichtstrahl in den Sorgen nach den Schreckenstagen von Tapiau.

Ausland.

Deutschland und der Islam.

G. Simon sagt in Beth-El (10) — wir empfehlen übrigens das Nachlesen des ganzen Aufsatzes: „Der Krieg und der Islam" —: „Kriegsbegeisterung hat zur Zeit des Tripoliskriegs nicht einmal in der Türkei geherrscht. Das ist auch kein Wunder. Besonders in Anatolien und Syrien hat das durch Steuern ausgesogene Volk viel zu sehr um das tägliche Brot zu ringen, und die ganze türkische Mißwirtschaft lastet so niederdrückend auf dem gewöhnlichen Mann, daß es an einer Begeisterung für Glauben und Vaterland völlig gebricht. Man weiß viel zu viel von den verbesserten Zuständen in Aegypten, von der Freiheit in Amerika, träumt viel zu oft von den Früchten der französischen Revolution! Weite Kreise im Orient sehnen den Tag herbei, wo eine christliche Oberhoheit den unerquicklichen Zuständen ein Ende macht. — Die Sympathie der moslemischen Welt steht auf Seiten Deutschlands und Oestreichs. Die blutbefleckten Hände, die den östreichischen Thronfolger meuchlings ermordeten, sind ja dieselben, die im Balkankrieg am schonungslosesten unter den besiegten Moslem gewütet haben. —

Was hat die Mohammedanermission zu erwarten? Ist für sie der Weltkrieg nicht ein tödlicher Streich? Wir können das nicht glauben. Daß Deutschland in der Stunde der Entscheidung dem Bundesgenossen die Treue hielt und ohne Furcht den meuchlerischen Königsmord verdammte, das wird auf die moslemische Welt einen tiefen Eindruck machen, gerade weil die islamische Geschichte mit schnödem Verrat so arg befleckt ist, der meuchlerische Dolch seine berüchtigte Rolle gespielt hat. Diese schon in den ersten Tagen des Krieges hervorgetretenen Sympathien könnte man geradezu einen missionarischen Erfolg nennen. Denn alle Missionen im Orient waren seit dem Krieg voll von bitteren Klagen darüber, daß der Krieg mit seinen unerhörten Greueln ihnen die Sympathien des moslemischen Welt entzogen habe. In den Moscheen der Türkei soll für den Sieg der deutsch-östreichischen Waffen gebetet werden. Das zeigt, daß kein Volk der Erde gegenwärtig so sehr das Vertrauen der moslemischen Welt besitzt wie das deutsche. Darum ist auch kein Volk in der Gegenwart mehr für die Mohammedanermission geeignet wie gerade das deutsche. Schon 1906 sagten auf Ostsumatra Küstenmoslem, die Zeitungen lasen, zu solchen Moslem, die meine Missionsarbeit stören wollten: „Laßt ihn, er ist ein Deutscher!" Wir Mohammedanermissionare freuen uns von ganzem Herzen darüber, wenn dieser Krieg eine wirkliche Annäherung der islamischen Welt an unser Vaterland bringen sollte, denn wir waren von jeher die treusten Freunde der islamischen Welt. Denn, wem ich das Evangelium bringe, dem tue ich den größten Freundschaftsdienst, den überhaupt ein Mensch dem andern tun kann. Unserem Vaterland würde damit auch die Liebespflicht erwachsen, schon aus Dankbarkeit für gute Gesinnung in schwerer Zeit, der darniederliegenden moslemischen Welt aufzuhelfen, die für alle ihre Nöte nichts so notwendig braucht als das Evangelium."

Aus „Licht und Leben."

Direktor Pastor Haarbeck in Barmen schreibt uns: „Lieber Bruder! Du bittest mich, ich solle dir möglichst praktisch und konkret sagen, wo und wie es mit der Kirche anders werden soll. Damit beziehst du dich auf meine Frage in Nr. 33 von L. u. L., ob die Zeit der Heimsuchung, in der wir leben, wohl auf unsere Kirche den Einfluß haben werde, daß sie ihre herkömmlichen steifen Formen etwas erweiche. Ich will dir gerne sagen, wie ich das meine, und zwar denke ich dabei sowohl an die Gesamtkirche, als auch an die einzelnen Pfarrer. Also

1. die Gesamtkirche. Unsere Kirchenordnungen sind im großen und ganzen seit Jahrhunderten dieselben. Unsere heutige Zeit mit ihren völlig veränderten Verhältnissen hat keinen wesentlichen Einfluß darauf gehabt. So ist es gekommen, daß eine Menge christlicher Bestrebungen, die eigentlich Aufgabe der Gesamtkirche wären, Sache der Freiwilligkeit geworden sind. Ich erinnere nur an die Heidenmission, die Innere Mission, die Trinkerrettung, die Sittlichkeitsbestrebungen, die Jugendarbeit, die Evangelisation, die Gemeinschaftspflege, die Presse im Dienst des Evangeliums.

In unseren Tagen gibt es neue große Aufgaben. Die Kreise der Sozialdemokraten stehen uns wieder offen. Das Volk hungert und dürstet nach dem Geist der Gnade und des Gebetes. Die Kreise der Gläubigen haben ein starkes Bedürfnis nach vertieftem, anhaltendem, gemeinsamem Gebet. Sie sehen in der gegenwärtigen geistlichen Bewegung mit Recht eine Erhö-

rung ihrer vielen Gebete um eine allgemeine Erweckung in unserem Volk, und wollen darum mit dem gemeinsamen Gebet fortfahren.

Warum benutzt die Kirche diese besondere Zeit der offenen Türen nicht, um einmal etwas Besonderes zu tun? Heute haben die Leute Zeit genug, zu hören und sind begierig danach. Wie wäre es, wenn die Kirche gottbegnadete Männer ausschickte, die öffentliche Vorträge halten würden evangelistischer, missionarischer Art, um dem unglaublich unwissenden und irregeführten Volk jetzt, wo es zu haben ist, einmal klar und einfach Sünde und Gnade zu verkündigen!

Es sind in diesen Tagen ganz vortreffliche Flugblätter voll Geist und Feuer erschienen, ebenso gibt es periodisch erscheinende Kriegsblätter von verschiedenen Verfassern und Verlagsanstalten. Warum hat die Kirche nicht mit solchen Veranstaltungen den Anfang gemacht? Und wenn sie das nicht kann, warum nimmt sie nicht eine durchgreifende Verbreitung solcher Schriften in die Hand? Hat die Kirche nicht so viel Elastizität, daß sie in so gewaltigen Geistesbewegungen, wie wir sie jetzt erleben, einmal neue Wege einschlagen kann? Was wäre das z. B. für ein herrlicher Dienst an unserm ganzen evangelischen Volk, wenn sämtliche Pfarrer sämtlichen Gemeindegliedern solche zündenden Blätter vermitteln würden? Und wenn dies eine Zeit lang regelmäßig geschähe, welch eine Wirkung wäre davon zu erwarten! Es gibt doch keine Organisation, die auch nur annähernd an so viele unsrer Volksgenossen herankommen könnte, wie unsre Landeskirche. Wir danken es dem Oberkirchenrat in Berlin, daß er durch seinen Erlaß an die Pfarrer und Gemeindekirchenräte ermahnt, der Not der Zeit durch Einrichtung von Gebetsstunden Rechnung zu tragen und die Augen zu öffnen für das „Feld, weiß und reif zu einer Geisteserente." Hier fehlt es nicht an Verständnis für das, was unser Volk bedarf.

Ich komme damit auf

2. die Pfarrer. Verstehen sie die neue Zeit und ihre Bedürfnisse? Sehr viele, ohne Zweifel. Es sind allenthalben Kriegsbetstunden eingerichtet worden. Litaneien und Liturgien wurden dafür herausgegeben. Kirchen wurden zur Andacht geöffnet. Vor einigen Tagen erschien in unseren Zeitungen folgender Aufruf:

Aufruf an die evangelische Kirche Deutschlands.

Die Zeit ist so ernst und die Not der Zeit so groß, so viel steht auf dem Spiele, daß auch die evangelische Kirche mobil machen muß. Ihre Waffen sind Gottes Wort und Gebet. Auf, benutzt diese Waffen. Hinter der Armee, die ringsum die deutschen Grenzen schützt, steht im Lande ein Heer von Betern! Wir wollen uns fest zusammenschließen. In jedem Gotteshause werde vormittags 9 Uhr an allen Wochentagen eine Gebetsandacht abgehalten, zu der sich die Beter ohne Einladung der Glocken im Alltagskleid versammeln mögen. Wenn der Geistliche anwesend ist, möge er die Andacht leiten, wenn nicht, möge jeder still für sich beten, oder die Versammelten singen ein Lied; von 9—10 Uhr seien alle Kirchen geöffnet. Ich selbst habe es so vom 3. August an gehalten. Die Kirche war immer gefüllt. Ich lasse ohne Orgel einen oder zwei Verse singen, lese ein kurzes Gotteswort, zumeist die Losung, vor, gebe eine kurze, kräftige Auslegung, bete, was das Herz eingibt, schließe mit Vaterunser, Segen und einem gesungenen Verse. Ich erscheine dazu im Ueberrock.

Ein schöner Gedanke, daß unser ganzes Volk täglich (vielleicht schließt

sich auch die katholische Kirche an!) zur gleichen Stunde vor Gottes Thron erscheint, um für das Vaterland und seine Krieger zu beten. Auf, evangelische Kirche, mache mobil!

Tiegenhof, am 5. August. Polenske, Superintendent.

Möge dieser Vorgang viele Nachahmer finden. Aber es kam mir dabei die Frage: Ist der Pfarrer der einzige, der in der Kirche laut beten darf? Dürfen die Laien nur still beten? Ist das Gebet für Volk und Heer eine Amtshandlung? Sind wir wirklich so unmündig, daß nur für uns und mit uns gebetet werden darf, daß wirs aber selbst nicht dürfen? Daß bei großen Versammlungen in der Kirche das Gebet nicht einfach freigegeben werden kann, das gebe ich ohne weiteres zu. Aber wenn einige Männer aus der Gemeinde zu einem Wort des Gebetes aufgefordert würden, bekäme dadurch die Stunde viel mehr den Charakter einer Gemeindebetstunde.

Aber man sagt, das gemeinsame Gebet gehört nicht in die große Kirche, sondern in die kleineren Vereinshäuser. Gut; hier hat es auch seine Stätte gefunden. Es gibt eine große Zahl von Vereinshäusern und Privathäusern, wo seit dem 3. August jeden Abend Gebetsversammlungen stattfinden, und zwar so, daß dabei das gemeinsame Gebet die Hauptsache ist. Ich möchte aber bezweifeln, daß solche Gebetsstunden mehr der Kirche als den Gemeinschaften ihre Entstehung und ihren Bestand verdanken.

Die nächste Zeit wird uns ohne Zweifel vor neue Aufgaben hinstellen, als da sind: vertiefte Beeinflussung der Jugend in biblisch christlichem Sinne; viel energischeren Kampf gegen den Verderber unseres Volkes, den Alkohol; völlige Beseitigung der öffentlichen Unsittlichkeit; ausgedehnte Missionsarbeit unter den Unwissenden und Verirrten in unserem Volk durch Predigt, Presse, Kolportage u. s. w.; Sammlung und Pflege der Gläubigen und ihre Inanspruchnahme zu jedem Dienst; nicht zu vergessen die große Aufgabe, die wir durch die Heidenmission an den Völkern der Erde zu erfüllen haben. Oder soll das alte öffentliche Sünden- und Lasterleben, von dem jeder weiß, daß es unser Volk in den Abgrund stürzt, nach dem Kriege gleich wieder anfangen und die Heimsuchung Gottes umsonst gewesen sein?

Was gedenkt die Kirche zu tun, um das zu verhindern? Wird sie diese ganze Sorge den privaten Vereinen und Gesellschaften überlassen? Ist nicht die Kirche in der Lage, auf Gesetzgebung und Handhabe der Gesetze einen ganz anderen Einfluß ausüben zu können, als irgendwelche Privat-Organisationen es vermögen? Wie würde die Kirche Einfluß gewinnen, wenn sie Mittel und Wege suchen würde, um diese gewaltigen Arbeiten in die Hand zu nehmen!

Ich habe ja nur von Fragen der Organisation sprechen wollen. Wenn ich vollends auf den Geist der Kirche, wie sie ist, auf Inhalt der Predigten, auf die Seelsorge u. s. w. eingehen wollte, würde die Klage noch ernster werden. Für uns Wuppertaler ist es zwar selbstverständlich, daß wir in dieser entscheidungsvollen Zeit tiefernste Bußpredigten hören, die auch eine tiefernste Wirkung ausüben. Aber leider, leider ist es nicht überall so. Was muß noch geschehen, damit die schlafenden Wächter auf Zions Mauern aufwachen und ihres Amtes warten? Wir flehen um eine sittlich religiöse Wiedergeburt für unser deutsches Volk. Wird sie möglich sein ohne eine Wiedergeburt der Kirche? Und ist die Kirche einer Wiedergeburt fähig?

O Gott vom Himmel, sieh darein, und laß dich des erbarmen!

Barmen. Theodor Haarbeck.

Sektenpropaganda.

Eine Sekte, die seit einigen Jahren auch in Deutschland Fuß gefaßt hat, die Millenniumssekte, oder wie sie sich selbst mit Vorliebe nennt: „Die Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher," macht neuerdings auch in Sachsen wieder lebhafte Propaganda für ihre Lehre. Von Barmen aus sind an eine große Menge Adressen unseres Landes Flugblätter und Flugschriften gesandt worden, die heftige Angriffe auf die übrigen christlichen Kirchen enthalten und mit allerlei Lockmittel der Sekte Anhänger zuführen sollen. Deshalb tut Aufklärung über den wahren Charakter dieser Vereinigung und ihrer Lehre not. Der Stifter der Sekte ist der Amerikaner Charles T. Russell, der im Jahre 1912 auf einer Vortragsreise auch nach Dresden kam und dort sprach, alledings ohne irgendwie tieferen Eindruck zu machen. Er gibt vor, der Menschheit den „vollständigen Plan Gottes mit der Welt" enthüllen zu können und setzt auf das Jahr 1914, und zwar auf den Oktober, den Anbruch des 1000jährigen Reiches fest. Die Kirche ist ihm das schlimme Babel, das mit dem Anbruch dieses Reiches vernichtet wird. „Jesus," so behauptet Russel, „war vor seiner Menschwerdung der oberste Engel, der Erzengel Michael, sterblich wie alle Engel" (!). Der Mensch sei genau so wenig unsterblich wie das Tier und werde nur dann, wenn er sich im Russellschen Sinne bekehrt, mit der Unsterblichkeit versehen und mit der göttlichen Natur ausgerüstet. Russell behauptet, seine Lehre aus der Bibel zu schöpfen, vermag aber seine Berufung auf die Bibel nur durch eine fast unglaubliche Vergewaltigung derselben zu stützen. Seine Schriften sind unter dem Titel „Millenniums Tagesanbruch" erschienen, die von ihm herausgegebenen Blätter „Jedermanns Blatt," „Die Volkskanzel," „Der Bibelforscher" werden von Barmen aus in deutscher Uebersetzung verbreitet. Vor der Sekte, die mit sehr aufdringlicher amerikanischer Reklame arbeitet und mit der Person ihres Gründers einen wenig schönen Kultus treibt, muß im Interesse der religiösen Gesundheit unseres Volkes dringend gewarnt werden.

Die neuesten Ausgrabungen in Nippur.

Dem Christlichen Botschafter, Cleveland, Ohio, entnommen.

Die umfangreiche Ruinenstätte Nippur am östlichen Ufer des Nilkanals, etwa halbwegs zwischen Babylon und Erech, hat sei einigen Jahren eine reiche Ausbeute an wertvollem, inschriftlichem Material der ältesten Zeiten geliefert. Dort haben bekanntlich die Sumerer, das älteste zivilisierte Volk der Erde, gewohnt. Von ihnen stammt die Keil-Inschrift, in welcher uns eine ganze Reihe von Zauberformeln, Bußpsalmen, Götterhymnen und Königsinschriften erhalten geblieben sind.

Schon seit Jahren hat die mit Mitteln reich ausgerüstete Universität von Pennsylvanien in Philadelphia die Ausgrabungen in Nippur systematisch betrieben. Sie besitzt denn heute auch die reichhaltigste Sammlung von Tontafeln aus der Zeit vom Jahre 2000 v. Chr., also aus der Epoche Abrahams. Professor S. Langdon von der Oxforder Universität hat die Tafeln gesichtet und das Ergebnis veröffentlicht. Er fand u. a. eine ganz beträchtliche Zahl von liturgischen Tempelliedern, welche bei dem täglichen Kultusdienst Verwendung fanden. Diese Lieder, welche zu Ehren der Göttin-Mutter und ihres sterbenden Sohnes in den Tempeln von Babylonien, Assyrien, Anatolien, Phönizien und Aegypten gesungen wurden, offenbaren uns die tiefsten theologischen Aufffassungen jener alten Zeit. Sie beweisen, daß die

Völker Westasiens und um das Mittelländische Meer herum dem Kultus der Göttin-Mutter, der mater dolorosa mit dem sterbenden Sohne huldigten, daß also alle großen Religionen des asiatischen Westens die Vorstellung von einem Gott hatten, der seinen Sohn für das Wohl der Menschheit hingibt.

Natürlich dürfen wir nicht etwa den Schluß daraus ziehen, daß das Christentum seine großen Fundamentalwahrheiten einfach aus dem Heidentum entlehnt habe. Aber die Tatsache läßt sich angesichts dieser unbestrittenen Zeugen des fernen Altertums nicht bestreiten, daß selbst die älteren heidnischen Völker in ihrem Hoffen auf einen Gott hinschauten, welcher sich für die Menschheit hingeben würde. Die Tontafeln, die klar und deutlich diesem Gedanken Ausdruck verleihen, stammen aus dem Jahre 2800 v. Chr.

Im weiteren wurden Tontafeln entziffert, auf denen zu lesen war, daß die Priester an den großen Tempeln nicht nur die religiösen Zeremonien überwachten und die zum Priesteramte gehörenden Pflichten erfüllten, sondern daß sie an einer Hochschule unterrichteten, an der nicht nur etwa über Theologie „gelesen," sondern auch Zoologie, Astronomie, Mathematik und Phonetik getrieben wurde. Verschiedene Tontafeln zeigen, daß die Priester schon ums Jahr 2500 v. Chr. sich mit der Herstellung eines Alphabetes befaßten. Jeder Konsonant wurde mit drei Vokalen wiedergegeben. Auf einigen Tafeln sind sogar die Korrekturen der Lehrer angebracht.

Die Priester fingen mit den Gutturallauten Goo-Ga-Gee, Koo-Ka-Kee, Hoo-Ha-Hee an und fuhren so mit den übrigen Konsonanten fort. Das beweist, daß die Bewohner des alten Mesopotamiens schon ums Jahr 3000 v. Chr. in der Wissenschaft so weit fortgeschritten waren, daß sie dem Studium bestimmte Gesetze gaben.

Die astronomischen Tafeln erregen besonderes Interesse. Das Kalendarium muß augenscheinlich nach dem Aufgang gewisser Fixsterne eingerichtet worden sein. Tag- und Nachtgleiche waren damals bereits bekannt. Man hatte also damals schon herausgefunden, daß die Sonne in 2200 Jahren durch das Zeichen der Tag- und Nachtgleiche gehe, und daß der Kalender nach dieser Zeit um einen Monat zurückbleibe.

Für den Bibelforscher hat es einen besonderen Reiz, zu wissen, daß dieselben liturgischen Gesänge, welche sich auf diesen Tontafeln finden, bis zu den Zeiten des jungen Christentums gesungen wurden: es waren dieselben Tempelgesänge, welche die Juden während ihrer babylonischen Gefangenschaft müssen gehört haben.

Von andern Tontafeln, welche man in einer andern Ruinenstadt südlich von Nippur, in Warka, gefunden hat, fällt neues Licht auf das Alter des Amraphel der Bibel, von welchem 1. Mose 14, 1 in Verbindung mit Kedor-Laomor und Arioch die Rede ist. Arioch ist möglicherweise mit Arad-Sin, dem König des alten Larsa, dem biblischen Elassar, zu identifizieren.

Jahrelang hat die Kritik diesem Königsverzeichnis keine Beachtung geschenkt. Die aufgefundenen Tontafeln aber beweisen bis zur augenscheinlichen Gewißheit die geschichtliche Zuverlässigkeit der Bibel.

Die Ausgrabungen in Warka, die im vollen Gange sind, lassen auf eine reiche Ausbeute hoffen.

Diese neuesten Ausgrabungen geben uns endlich das Mittel in die Hand, die Daten der Bibel genau festzustellen. Die keilinschriftlichen Daten und die astronomischen Berechnungen ergeben, daß Amraphel vom Jahre 2130 bis 2088 gelebt haben muß. Und Abraham war sein Zeitgenosse.

Die Bibel erhält auch durch diese Ausgrabungen, wie durch die früheren, die volle Bestätigung der von ihr wiedergegebenen Tatsachen.

(Dr. Grob.)

Aus der Erfahrung eines Vorkämpfers in der religionslosen Schule.

In Frankreich machte kürzlich das offene Bekenntnis eines angesehenen Schulmannes, Dufrenne mit Namen, großes Aufsehen. Als vor 15 Jahren die Freidenker durchsetzten, daß aus den Schulbüchern der Name Gottes und jede Bezugnahme auf die Religion verschwand, war Dufrenne einer ihrer energischen Führer. In seinen Schriften sprach er die Grundsätze aus, nach denen der Unterricht zu erteilen sei: Der Mensch war ihm ein sehr naher Verwandter der großen Affen, Gott nur ein Aberglaube vergangener Zeiten. „Wir wissen bestimmt, daß es keine Vorsehung gibt, daß es nie eine Schöpfung gegeben hat, daß von einer Zwecksetzung in der Natur keine Rede sein kann. Da dies die sichersten Ergebnisse der Wissenschaft sind, ist es nur recht und nützlich, sie in den Unterricht einzuführen." In der **Revue de l'enseignement primaire** vom 31. Juli 1904 schrieb er: „Man wirft uns vor, den Atheismus in die Schule einzuführen. Allein wir sagen nur, daß die Welterklärung, die wir geben müssen, jeden Gedanken an eine Vorsehung ausschließt. Es wäre schändlich, wollten wir bei jeder Gelegenheit ausdrücklich sagen, daß es keinen Gott gibt. Aber die Folge, um nicht zu sagen, der Gegenstand unseres Unterrichts wird es sein, den Glauben an Gott unmöglich zu machen." Also offenbar ein Mann, den niemand der Halbheit seiner Stellung beschuldigen kann, und der zusammenfaßt, was der radikale Teil unserer Lehrerschaft ersehnt. Mit dem Glauben an Gott verschwindet natürlich auch die absolute Moral. Dufrenne erklärt demgemäß die absolute Moral für eine Fiktion und stellt das Gewissen auf eine Stufe mit der Furcht des Tieres vor einer Züchtigung. Aus den Büchern, die in der Schule gebraucht werden, sei jede religiöse Spur sorgsam auszutilgen, mag dadurch auch die Hälfte der besten Literatur der Schuljugend unzugänglich werden. Die Regierung erkannte den Eifer und die Brauchbarkeit des Mannes zum Kampf gegen die Religion an, indem sie ihn vom einfachen Lehrer zum Kreisschulinspektor beförderte.

Seitdem sind zehn Jahre verflossen. Herr Dufrenne hat Zeit und Gelegenheit gehabt, die Wirkung seiner Grundsätze in den seiner Aufsicht unterstellten Schulen zu beobachten und über den erzieherischen Wert des Materialismus aus der Praxis heraus ein Urteil zu gewinnen. Und er ist entsetzt über seine eigenen Erfolge. Seine Erfahrungen treiben ihn, die Stimme zu erheben und zu warnen vor der Fortsetzung des von ihm selbst vorgeschriebenen Weges. Er erklärte im „Gaulois" vom 10. Januar dieses Jahres rund heraus: „Indem die modernen Erziehungsmethoden sich von jeder religiösen Tradition lösten, haben sie sich einer großen Kraft der Ueberzeugung und vieler ihrer Mittel beraubt, denn die religiöse Ueberlieferung ist im tiefsten Grunde die Ueberlieferung des Menschengeschlechts und in allerhöchstem Maße geeignet, den Menschen zu bilden." „Daß die religiöse Tradition mehr als die den offiziellen Moralunterricht beherrschende philosophische die Tradition ist, die zum Menschen spricht, habe ich in den letzten Tagen stark empfunden. Ich besuchte Schulen, in denen man sich bemühte, über dem geheimnisvollen Untergrund des Willens, der Freiheit und der Verantwortlichkeit das Kantische Gebäude des moralischen Buwußtseins,

des kategorischen Imperativs und der uninteressierten Pflicht aufzurichten. Daneben, in der schlichten Dorfkirche, erzählte das Bild der Krippe von Bethlehem und das Wort des Priesters die Geburt des Menschensohnes. Eine Geburt, niedrig und herrlich zugleich, eine Geschichte voll Anschauungsunterricht, das ewige Symbol von dem Kommen des Kindes, die unvergängliche Nahrung für die Frömmigkeit, die Hoffnung und der Trost der Menschen! Wo wurde da das lebendige, erleuchtende, wahrhaft menschliche Wort ausgestreut und wo bewegte man sich in trüben, kalten Abstraktionen? Wer befand sich auf der Erde, in der vollen Wirklichkeit des Lebens, und wer blieb in der Undeutlichkeit und Dunkelheit, wo die Nebel brauen und die Wolken sich ballen?"

„Als einst Robespierre auf den Altar zu Notre Dame an Stelle des Kruzifixes, um dort die Vernunft darzustellen, den sicherlich schönen Leib einer Sängerin hinaufsteigen ließ, hat er zweifellos sich dem Wahn hingegeben, endlich einen abstrakten und geheimnisvollen Kultus durch eine wahrhaft menschliche Religion abgelöst zu haben. Und dennoch, die Sängerin war es, die die Fata Morgana, das täuschende Nebelgebilde repräsentierte, während das Messingkreuz jenes Wesen aus Fleisch und Blut symbolisierte, vor dem alle Geschlechter der Menschen sich beugten und beugen werden, weil es durchströmt ist von unserem Leben, weil es geboren ist im Schmerz wie wir, weil es unsern Tod gelitten hat, weil es, wenn es Gott ist, auch Mensch ist, der Mensch: "ecce homo!""

Dufrenne ist immer noch ein Verteidiger der neutralen Schule. Aber soll sie aus ihrem Elend und ihrer Unwirksamkeit herauskommen, „muß sie sich begeistern an der religiösen Tradition Frankreichs und den Gedanken, Gefühlen und Handlungen der christlichen Religion einen weiten Raum gönnen." „Zu meiner Ueberraschung und Beschämung gestehe ich: die Armseligkeit der Lektüre, die wir unseren Schülern bieten, die geistige Beschränktheit, die die Auswahl der klassischen Texte bestimmt, die wir den Schülern in die Hände legen, die niedrige Gesinnung, die sich bei Herausgebern und Verfassern von Schulbüchern bekundet in gewissen, aus Geschäftsinteresse angebrachten Textverbesserungen, endlich eine Anzahl einfach schändlicher Fälschungen lassen uns noch weit entfernt sein von dem Ideal einer wahrhaft unparteiischen und wirklich französischen Schule."

Literatur.

American Lutheran Survey.

Unter diesem Titel erscheint seit dem 26. Oktober letzten Jahres eine wöchentliche Zeitschrift, die sich die Aufgabe gestellt hat, sämtliche Weltbegebenheiten und wichtigeren Tagesereignisse, hauptsächlich in der lutherischen Kirche Amerikas, von positiv christlichem Standpunkt zu besprechen. Das Unternehmen, dessen Seele der weitschauende und ruhige Dr. W. H. Greever von Columbia, S. C., ist, ward nicht von heute auf morgen geplant, sondern ist die Frucht langjährigen Nachdenkens, umfassender Studien, sorgfältiger Vorbereitungen und angestrengter Arbeit. Dem eigentlichen Gründer zur Seite stehen als Mitherausgeber oder Mitarbeiter eine Reihe von Männern, die den verschiedensten Synoden angehören und deren Namen in der lutherischen Kirche Amerikas einen guten Klang haben. So repräsentiert die Zeit-

schrift, obwohl sie von keiner offiziell kirchlichen Autorität getragen wird, dennoch in gewissem Sinne das gesamte Luthertum unseres Landes, dem sie wieder dienen will. Als Mitredakteur werden genannt George Taylor Rygh, ein Glied der norwegischen Synode, und Walter E. Schuette, ein Glied der Ohio Synode. Beide haben bereits Erfahrung im kirchlichen Zeitungswesen gehabt und widmen zusammen mit Dr. Greever dem Unternehmen ihre ganze Zeit und Kraft. Als beratende Glieder des Redaktionsstabes werden aufgeführt Prof. Dau von St. Louis (Missouri Synode), L. G. Abrahamson von Rock Island (Schwedische Augustana Synode) und Prof. Dr. M. Reu von Dubuque (Jowa Synode). Redakteur der biographischen Abteilung der Zeitschrift ist Prof. Dr. Jacobs, Philadelphia, während Dr. C. Armand Miller, Prof. H. Bauslin und Dr. Wm. A. Snyder für die Bücherbesprechungen verantwortlich sind. Die Zeitschrift erscheint wöchentlich in Columbia, S. C., wo sich in einem eigens zu dem Zweck errichteten Gebäude die Hauptgeschäftsstelle befindet. Jede Nummer ist 48 Seiten stark und macht von außen einen überaus gefälligen Eindruck. Das Format ist dem Literary Digest ähnlich, der Subskriptionspreis beträgt drei Dollars jährlich im voraus. Die einzelne Nummer kostet 10 Cents. Alle geschäftlichen Mitteilungen sind an die Lutheran Survey Publishing Company in Columbus, S. C., zu richten. Zweigniederlagen befinden sich in Chicago, St. Louis, Minneapolis, New York, Philadelphia, Washington und Columbus.

Was uns an diesem Unternehmen vor allem freut, ist der fröhliche Wagemut, mit dem es ins Leben gerufen ward. Ohne ihn hätte der Gedanke einer solchen Zeitschrift, die auch nach außen hin unsere lutherische Gesamtkirche würdig vertritt, überhaupt nicht Wurzel schlagen können. Und wie viel Schwierigkeiten galt es wohl zu überwinden, bis dem Gedanken die Tat folgen konnte. Wir kennen die Herausgeber nicht; aber sie müssen Idealisten sein und einen unverwüstlichen Optimismus besitzen; sie müssen festes Vertrauen haben zu ihrer Sache und, was mehr ist, Vertrauen zu unserm lutherischen Christenvolk, an das sie sich in erster Linie wenden. Wir brauchen in unserer Kirche solche Männer, solche Idealisten und Optimisten, die an die Zukunft glauben und die wie Hutten sagen: „Ich hab's gewagt“; Schwarzseher, Kritiker und Kleinigkeitskrämer haben wir mehr als genug. Freilich, die Herausgeber haben sich ein hohes Ziel gesteckt. Ihre Zeitschrift will „das Medium sein, durch welches die besten Gedanken der besten Denker der lutherischen Kirche“ über brennende Tagesfragen dem lesenden Publikum vermittelt werden sollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Ziel nur annähernd erreicht werden kann. Wenn man aber die bisher erschienenen Nummern auf ihren Inhalt prüft, darf man wohl behaupten, daß Redakteure und Mitarbeiter ihr Bestes eingesetzt haben, um die Zeitschrift möglichst lehrreich, vielseitig und fesselnd zu gestalten. Wir wünschen dem Schiff, das unter so günstigen Winden seine Segel aufgesetzt hat, eine günstige Fahrt. (D. Deutsche Lutheraner.) H. O.

Die lutherische Kirche dieses Landes hat einen bedeutenden Schritt vorwärts unternommen, indem sie zur Gründung eines Magazins sich aufgerafft hat, das ein wahrhaft großartiges Unternehmen genannt werden muß.

"The American Lutheran Survey,"

ist der Titel eines Wochenblattes, das in Columbia, S. C., seinen Verlagsort hat. Wir können unsern Lesern am besten eine Einsicht in die Ziele die-

ses Blattes geben, wenn wir Herrn Dr. Reu, dem Editor des Iowa Magazines: „Kirchliche Zeitschrift" hier das Wort geben. Er schreibt u. a. im Heft für Juli und August 1914 wie folgt:

„The American Lutheran Survey" (vergl. Jahrgang 1913, S. 359 bis 361). Im „Lutheran Standard" schreibt der Herausgeber Walter E. Schütte das Folgende:

"So many inquiries are being received in regard to the American Lutheran Survey, the new weekly Lutheran paper which is to represent, as far as this is possible, all the Lutherans of America, that I am sure it will not be amiss to give the readers a few items of interest in regard to it.

Its most striking feature up to this time is undoubtedly the support which is being accorded it. This includes the indefatigable attention which has been paid to the project by its originator, Doctor Walton H. Greever; the tireless thought and energy which he has for years applied to the developing of plans; but it also includes the remarkable encouragement which he has met wherever he has presented the movement. There has in all probability never been an undertaking among Lutherans in this country which has been accorded the widespread and almost universal interest and support which the Survey is meeting. No systematic, regular campaign for subscriptions to its stock has yet been made; yet about one hundred and fifty thousand dollars worth of the stock has been taken. Our Lutheran men of money seem more than willing to be helpers in this great enterprise. The formation of the editorial staff of the men has likewise been accomplished with practically no discouragement whatever. The following editors have been chosen, and they have one and all accepted the respective positions assigned to them. Resident general staff editors, Doctor W. H. Greever, Columbia, Professor George Rygh, Northfield, Minnesota, Rev. Walter E. Schuette, Toledo; editor of biographical department, Doctor H. E. Jacobs, Philadelphia; book review department editors, Doctor D. H. Bauslin, Springfield, Ohio, Doctor C. Armand Miller, Philadelphia, Doctor W. A. Snyder, Brooklyn; consulting editors, Doctor L, G, Abramson, Rock Island, Illinois, Professor W. H. T. Dau, Saint Louis, Doctor M. Reu, Dubuque.

Headquarters for the new magazine have already been built in a suburban residential section of Columbia, South Carolina. The "American Lutheran Survey" building is built in flat-iron style, with a court, making all its offices light and airy. It is located in Eau Claire, a beautiful new residence addition of Columbia, South Carolina, where the editors can do their work amid quiet surroundings and undisturbed. Three of the editors will occupy offices in this building, the others doing their work at their present locations. In addition to the editor's offices, this building will have a well equipped reference library and reading room, and a consulting room, where daily editorial conferences will be held. The building cost about twenty-five thousand dollars.

Emphasis should be laid on the circumstance that the Survey is in no manner a synodical enterprise; nor is it inter-synodical; it is non-synodical. It will be noticed that its editorial staff has men from the following Lutheran bodies: The Synodical Conference, the

General Council, the General synod, the Swedish Augustana synod, the Norwegian synod, the Joint synod, the Iowa synod, and the United synod of the South.

Present hopes are that the first number of the new paper may appear at the time of the Reformation festival this fall, altho no definite date has been positively set. The new magazine is to be of the form and general appearence of the Literary Digest, fifty-two pages per week. It is to have a short editorial department; a forum department, in which all questions which interest us as Lutherans will be treated by various Lutheran writers; a digest department, in which the best things of the various Lutheran papers of the world will be presented in brief form; a news and statistical department, to which special attention will be devoted; a biographical department, in which new lights will be thrown on Lutheran historical characters; and an ably conducted book review department, in which reviews and "previews" of worth-while literature will appear, the staff having close touch with publishers and and access to proof sheets of work before their actual publication.

This magazine, while it will be indispensible to every Lutheran minister in the land, will make an especial appeal to our intelligent laity. The laity will be constantly kept in view, the treatment of all subjects being, in the best sense of the term, popular. Replying on the interest of the friends of the Lutheran cause, the stock has been disposed only in blocks of one thousand dollars. The highest subscription to date has been five thousand dollars. As the shares are of the one-hundred-dollar denomination, it is feasible for friends of the cause to form groups and to take out a block of ten shares in company. Payments on the stock are to be twenty per cent per year, payable quarterly. This makes participation in the great work comparatively easy. It will interest cur readers to know that this magazine is to adhere closely to conservative Lutheranism. Nobody can ever become a director of the association which publishes it, nor an editor in any department, who holds theological views antagonistic to our Lutheran confessions. This is set forth distinctly in the company's charter, and it is printed on every stock certificate issued. The Survey trumpet is giving its initial notes no uncertain sound. While the Survey is to be in no sense synodical, it must certainly benefit our Lutheran synods in a hundred ways. It will increase church interest and activity wherever it goes; it will develop latent literary talent and ambition; it will help the various synodical journals as it increases literary and church activity; it will bring the many Lutherans of the land into close touch with one another; it will give us all more pleasure in our Lutheran consciousness; it will enable us as Lutherans to be the salt which we as a much-divided church cannot otherwise in full measure ever be; it will make Lutheranism a known and recognized force in America."

Mittlerweile hatten wir am 23. Juni unsere erste Sitzung in Chicago. Dieselbe erweckte die besten Hoffnungen für einmütige, energische und zielbewußte Arbeit. Die Aufgabe ist groß, aber nicht zu groß, wenn alle Lutheraner, denen die Zukunft unserer Kirche am Herzen liegt und die an ihren Missionsberuf für unser Land und unsere Generation glauben, durch aktive

Mitarbeit, Subskription wie Empfehlung dafür einstehen. Subskriptionen $3.00 per Jahr) werden schon jetzt entgegengenommen; man adressiere: American Lutheran Survey, Columbia, S. C. M. R.

Vom Schriftenverein (E. Klärner), Zwickau (Sachsen), Bahnhofstraße 25 kamen uns zu:

Das Evangelium St. Matthäi. (Alter Luthertext.) Preis: 5 Pf., 100 Ex. M. 4.—, 500 Ex. M. 17.50.

Durch Not und Tod zum Sieg! Nr. 1. Mahnung in Kriegsgefahr. Predigt von O. Willkomm. 4. Aufl.

Nr. 2. Krieg und Ernte. Predigt von O. Willkomm. Preis: 10 Pf., 25 Ex. M. 2.25, 50 Ex. M. 4, 100 Ex. M. 7.

Diese Erntepredigt aus der gegenwärtigen Kriegszeit, die von tiefem Ernste getragen ist, erinnert „nicht nur an die Ernte, die Gott gibt, daß wir ihm recht dafür danken, sondern auch vornehmlich an die Ernte, die Gott hält, daß wir ihn recht fürchten lernen," nämlich an die jetzige Todesernte und einstige Welternte, zeigt aber auch, daß, der diese Ernte hält, unser lieber Heiland ist, durch den wir, so wir an ihn glauben, eingesammelt werden in die himmlischen Scheuern. Die Predigt ist so recht für Massenverbreitung in dieser Zeit geeignet und wird für unsere Soldaten im Felde und alle, die daheim bleiben müssen, großen Segen bringen. Jetzt ist auch das geistliche Erntefeld weiß zur Ernte. Helfen wir, diese Ernte einzusammeln! Dazu möge obige Erntepredigt dienen. (J. Kunstmann.)

Kriegsflugblätter.

Nr. 1. Was in dieser Kriegsnot am meisten not tut.

Nr. 2. „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht."

Nr. 3. Durch Kampf zum Sieg! Ein Trost- und Mahnwort an unsere im Felde stehenden Brüder.

Nr. 4. Mahnung und Warnung.

Preis: 100 Stück von einer Nummer oder gemischt M. 1.50, 500 Stück M. 5. Größere Partien billiger. Weitere Nummern in Vorbereitung.

The Advanced Quarterly.

The Advanced Bible Story Quarterly, to which attention has already been called in these columns, is ready for distribution. Sample copies are being mailed to all the pastors of the Synod, who will gladly show them to their Sunday-school teachers and to all others who may be interested. *Sample copies may also be ordered without charge direct from the publishers.* As has already been stated the aim in publishing this quarterly was to provide a quarterly that would adapt the Evangelical Bible Story Lessons to the needs of the members of the Advanced Division in Evangelican Sunday-schools, to the *confirmed young people, the Seniors and Adults,* as the Elementary Quarterly was adapting them to the Primary and Junior departments. In a general way the same lesson outline is followed as that treated in the Elementary Quarterly during the two years past, the only difference being that the *Psalms and Prophets* of the Old Testament and the Epistles of the New come in for a larger consideration than was possible in the Elementary course. A number of lessons in *Church History* in each quarter will help to fix the continuity and the progress of God's kingdom in the world in the minds of the students

and make them familiar with the names and the achievements of the men whom God has used to build up His Church during two thousand years. *Due attention will also be given to the Christian Year.*

Especial attention is called to the fact that both the German and English Bible Story courses, Elementary and Advanced, begin the study of the Bible *at the beginning* at the opening of the new year. The schools who introduce the Bible Story Lessons *now* have the assurance that *this course will take them thru the entire Bible without interruption of any kind*, and that *all the pupils*, both the younger and the older ones, will have a *continuous and comprehensive* view of *God's entire revelation* to men. By introducing the Evangelical Bible Story Lessons into your school now you have an opportunity of getting the benefits of such a system of Bible study *from the very beginning*, and of securing it for *all the departments of the school.* Both quarterlies offer a *wealth of teaching material* for the different grades, which, in connection with the Teaching Helps in the Sunday-school department of Evangelical Tidings remove the objection formerly made to the introduction of the Bible Story Lessons.

The editors and publishers have spared no labor and expense to adapt the Evangelical Bible Story Lesson course to the practical needs of average Evangelical churches, and look forward to numerous orders from schools that have so far hesitated to introduce this course. The prices, *twelve cents per year*, or three cents per quarter for the *Elementary Quarterly, and fifteen cents per year* for the *Advanced Quarterly, regardless of quantities*, places these helps within the reach of any school. Send in your orders early to insure prompt delivery to

Eden Publishing House, 1716—18 *Chouteau Ave., St. Louis.*

The Protestant Magazine, advocating Primitive Christianity, protesting against hypostacy. W. W. Prescott, Editor. Published Monthly by Review & Herald Publ'g. Assn., Washington, D. C. Yearly subscription $1,00.

Während bekanntlich das stark antirömische Blatt „Menace" nicht sehr gern gesehen wird wegen seiner heftigen Sprache, ist dagegen hier ein Magazin, das in anständiger Sprache den Kampf wider Rom führt in starker Sprache und die Irrlehren, Mißbräuche und Herrschaftsgelüste der römischen Kirche furchtlos und offen aufdeckt. Wer immer in den aktiven Kampf mit den Römlingen verwickelt ist, sollte dieses Magazin haben, um Waffen zu diesem Kampfe zu finden, die „nicht ohne" sind.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 50. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Oktoberheft (Preis 60 Pf.) wird besondere Beachtung finden. Es ist als Kriegsheft (auch für unsere Soldaten draußen im Feld) gedacht und enthält u. a. die folgenden Arbeiten: Ehre den Gefallenen! Vom Herausgeber. — Deutschland und Frankreich im gegenwärtigen Kriege. Von Otto Leo. Generalleutnant z. D. — Deutsche Kriegslieder im Weltkrieg 1914. — Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen. — An die evangelischen

Christen im Auslande. — Deutsche Worte von Ernst Moritz Arndt. — Dokumente der Zeit.

Der „Geisteskampf" verfolgt mit lebhafter Anteilnahme auch den Kampf, der jetzt mit dem Schwert ausgefochten wird. Das Novemberheft, das als „Kriegsnummer" ausgeht, bietet folgendes: Der Treue die Krone. Kriegspredigt. (Vom Herausgeber). — Deutschland und England im gegenwärtigen Kriege. (Von Otto Leo, Generalleutnant z. D.) — Tageblätter eines Daheimgebliebenen. Eine Kriegschronik. — Fürs Vaterland. Kleine Züge von Vaterlandsliebe, Heldentum und Gottvertrauen im Kriege. — Geistige Kriegsführung.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Zusammen mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt:

Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Das Novemberheft der „Ev. Missionen" bringt folgendes: Bilder aus der Goßnerschen Tschamarmission in Indien. — Deutsche Arbeit im Orient.— Die Bewegung unter den Berg- und Waldstämmen des Jeypurlandes. — Chinesische Märchen. — Aus Saat und Ernte sei der Auffatz: In den blauen Bergen Südindiens" genannt. Ein besonderes Wort der Anerkennung verdient der überaus schöne Bilderschmuck der beiden Hefte.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur und verwandten Gebieten. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 37. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht" apart 1 M. (Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Jordans altbekannter Literaturbericht sei als bewährtes, überaus reichhaltiges und dabei sehr billiges Orientierungsmittel allen Theologen, Pfarrern, Religionslehrern u. s. w. warm empfohlen.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons. Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München, hersg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1914.

Inhalt des 11. Heftes: Wie entsteht die Gewißheit um die Auferstehung Jesu? Von Geh.Rat. Prof. D. L. Ihmels in Leipzig. — Wesen und Grenzen des christlichen Irrationalismus. Von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen. — Was können wir von der Predigtlehre des Rationalismus lernen? Von Pastor Lic. M. Peters in Hannover. (Schluß.)

Der Türmer. (Kriegsausgabe.) Herausgeber :Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des zweiten Oktoberheftes: Japans Traum von Macht und Größe. Von Dr. Frhrn. v. Mackay. — Kaiserin Friedrich. Erinnerungen der Fürstin Radziwill. (Fortsetzung.) — Die moderne Schlacht und ihre Leitung. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Augenblicksbilder. Gesammelt im Dienste des „Roten Kreuzes"

von H. Voß. — Heil dir, Elsaß! Von Karl Storck. — Bergsons Rückkehr zum Wildentum. Von Friedrich Beyer. — Die anderen Kriegsberichterstatter. Von Fritz Müller. — Deutschlands europäische Sendung. Von Friedrich Lienhard. — Das Erwachen der Ukraine. Von Jng. Dr. Daskaljuk. — Telepathie im Kriege. Von Ludwig Deinhard. — England und Gott. Von Paul Dehn. — Kunst der Kriegszeit. Von Karl Storck. — Die russische Dampfwalze. — Das englische Rätsel. — Zu Hans Thomas 75. Geburtstag. Von Karl Storck. — Lassale und die Sozialdemokratie. Von Dr. Paul Ostwald — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

Aus dem Inhalt des ersten Novemberheftes: Die Unbeteiligten. Von Marie Diers. — Kaiserin Friedrich. Erinnerungen der Fürstin Wilhelm Radziwill. — An Romain Rolland, Maeterlinck, Bergson, Shaw und Genossen! An die „neutralen" Protestler. Von Dr. Carl Storck. — Gewissensausrüstung für den Weltkrieg. Von Dr. Karl Nötzel. — Der Quartiermacher. Von Rolf Gustaf Haebler. — Vergeßt Rußland nicht! Von Dr. Richard Bahr. — Englische Aengste vor deutschen Luftschiffen. Von Paul Dehn. — Das deutsche Antwerpen. — Luftschiff, Unterseeboot und Wissenschaft. Von W. Mader. — Wann wird der Krieg zu Ende gehen? — Jndien und England. — Der Krieg und die Frauen. Von K. St. — Staatskunst, nicht Diplomatie! — Das russische Jdeal des praktischen Menschen. — Das perfide Albion. Von K. St. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des zweiten Novemberheftes: Totenfest 1914. Von Emil Hadina. — Rumänien und der Krieg. Von Lutz Korodi. — Wenn jetzt jemand vom Mars heruntersähe. Von Fritz Müller. — Die rückwärtigen Verbindungen unserer Feldarmeen in West und Ost. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Die am Kriege verdienen. Von S. Meißner. — Caoutchouc. Von Peter Paul Schmitt. — Würdelose Kunst. Von Karl Storck. — Die Verlustlisten. — Lesestoff und Bücherspenden. Von Wilhelm R. Richter. — Die schwarzen Prätorianer. — Unser treuer Kriegsgenosse; das Pferd. Von Ludwig Deinhard. — Kultur. — Napoleons Landungspläne in England. — Eine andere Lösung des „englischen Rätsels." — Der neue Papst und der Krieg. — Der edelmütige Japs. — Erwachen der Mohammedaner. Von Dr. A. Wirth. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des ersten Dezemberheftes: Nibelungen — nie bezwungen! Von Karl Storck. — Pioniere und Verkehrstruppen. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Sein Volk. (Ein Engländer über England.) Von Paul Oestreich. — Wo bleibt der innere Generalstab? Von Kurt Weiße. — Baisse. Ein Kriegsrefler von Fritz Müller. — Deutschmode und deutsche Mode. Von Hans Murbach. — Kriegsbetreibungen. Von Paul Dehn. — An die Deutschen im Auslande. — Der Mephisto unter den Feinden Deutschlands. Von Ludwig Deinhard. — Das russische Einfallstor. — Englands Nahrungsmittelzufuhr im Kriege. Von Dr. Ernst Schultze. — Der Sport als Anzeichen des Verfalls. — Rußland, der Erbfeind der Türkei. — „Echt österreichisch!" — Kriegsliederbücher. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

Aus dem Inhalt des zweiten Dezemberheftes: Christkinds Wiederkehr. Von Marie Diers. — Nerven im Kriege. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Ein Blick hinter die Kulissen. — Kriegswucher. Von Dr. Richard Bahr. — Die Deutschen in Rußland. Von A. Riebeling-Riga. — Der Anzeigenmarkt im Kriege. — Goethe über die Zukunft Deutschlands. — Ausländische Kriegsberichterstatter in der Front. — Prophetisches vor hundert Jahren. — Ein weißer englischer Publizist. — Können uns unsere Feinde aushungern? — England, der „Beschützer." Von Dr. Richard Hennig. — Zurück zu Gott! — Am Weihnachtsbüchertisch 1914. Von K. St. — Schmerzhafte Mutter. Ein unbekanntes Bildwerk Michelangelos zu Palestrina. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

❁ Magazin ❁
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 17. Band. St. Louis, Mo. Mai 1915.

Das Danielbuch.

Von Prof. em. E. Otto.

Der gebräuchliche Name „höhere Kritik," mit dem die Arbeit der biblischen Einleitungswissenschaft belegt zu werden pflegt, ist einigermaßen irreführend, zur Mißdeutung verleitend. Es läßt ja sich eine richtige Auffassung damit verbinden, wenn die höhere Kritik einer gewöhnlichen, niederen entgegengesetzt wird und man unter dieser die Prüfung der Handschriften behufs Ermittelung der ursprünglichen Lesart, unter jener die Untersuchungen über Abfassungszeit, Verfasser und Charakter der biblischen Schriften versteht; denn insofern ein Ganzes höher steht als ein einzelner Teil, läßt sich am Ende auch mit einigem Rechte die Beschäftigung mit dem Ganzen als etwas Höheres ansehen im Vergleich zur Beschäftigung mit dem Teile, gleichwie der Großhandel als etwas Vornehmeres gilt als die Detailkrämerei. Aber leicht drängt sich auch eine schiefe Beurteilung ein, und dabei gilt das Wort: extra muros peccatur et intra. Es hat ja wohl höhere Kritiker gegeben und gibt es vielleicht noch, denen der Klassenhochmut zu Kopfe gestiegen ist, daß sie sich dünken, wir sind die Höheren, und der gemeine Mann geht uns nichts an, ob wir aufbauen oder ruinieren, einerlei, wir kritisieren an allem, je mehr je besser. Das ist in der bösen Welt nicht zu verwundern, Alter schützt vor Torheit nicht und Gelehrsamkeit auch nicht. Aber auch auf der andern Seite wird gefehlt, wenn, wie das so häufig geschieht, Vertreter der traditionellen Anschauung über die Herkunft eines biblischen Buches den Bestreitern derselben gegenüber sogleich mit dem moralischen Verwerfungsurteile bei der Hand sind, wenn es heißt: wir Bibelgläubigen nehmen die Schrift, wie sie ist, die Kritiker aber setzen sich über Gottes Wort. Als ob es sich in der Kritik eben um etwas anderes handelte als darum, die Bibel zu nehmen, wie sie ist, zu prüfen, ob eine traditionelle Anschauung haltbar sei oder nicht. Kein Vernünftiger wird ja den Verteidigern des Herkömmlichen das Recht bestreiten, die Einwendungen der Kritik ihrerseits zu prüfen und mit sachlichen Gegengründen zu bestreiten, sie üben ja damit eben auch nichts anderes als Kritik; aber wenn sie dann im Bewußtsein, ihre Sache wohl verteidigt zu haben, zu dem Urteile schreiten: Gott bewahre

uns vor der Kritik, sie macht das biblische Buch zur Lüge und Fälschung, und wenn sie ihm dann noch einen religiösen Wert beimessen will, so ist das Gerede und Heuchelei, dann ist dies eine μετάβασις εἰς ἀλλογένος, d. h. die Streitführung ist von dem Gebiete der sachlichen Erwägungen in das der moralischen Beurteilung übergetreten, und da gilt doch das Wort: wer bist du, daß du einen andern Knecht richtest. Es kann einem dann doch zuweilen in der Seele wehtun, wenn Männer der Wissenschaft, deren Wort Gold ist, weil es ihnen um nichts als um Ermittelung der Wahrheit zu tun ist, gewissermaßen als frivole Burschen hingestellt werden, denen nichts heilig sei, nur eben darum, weil sie zu den Kritikern gehören, die, wie man's auszudrücken beliebt, die Bibel nicht nehmen, wie sie ist. Wenn es denn wirklich in dem einen und dem andern Falle so liegen sollte, daß die Gründe für das Für und für das Wider einer traditionellen Auffassung ganz einander gleichwiegend wären, also daß man darauf verzichten müßte, durch fortgesetzte Untersuchung die eine oder die andere Seite von ihrem Unrechte zu überzeugen, gäbe es dann nicht noch darüber hinaus ein höheres Gebiet, in dem man sich einig wissen dürfte, ohne daß man genötigt wäre, den Gegnern zu sagen: ihr habt einen andern Geist als wir?

Diese Vorbemerkungen mögen einem einfallen, wenn man den Stand der theologischen Arbeit behufs Wertung des Danielbuches betrachtet. Hier ist so ein Punkt, wo Richtungen zusammenstoßen wie von verschiedenen Seiten herkommende Eisenbahnzüge, hart an hart, ohne daß man vielfach auch nur den guten Willen zeigte, einander als Mitarbeiter an der Lösung von Aufgaben gemeinsamen Interesses anzuerkennen. Prof. Sellin in einer neuesten Einleitung ins Alte Testament nimmt zwar zuversichtlich an, daß das Problem des Danielbuches als wesentlich gelöst angesehen werden dürfe, indem die Entstehung desselben in der Makkabäerzeit über allen Zweifel festgestellt sei, allein in unseren Kreisen ist diese allgemeine Uebereinstimmung wohl noch nicht erreicht, und der Zusammenstoß der Meinungen ist nicht ausgeschlossen. Warum soll es denn nicht möglich sein, eine historisch-kritische Frage ohne Beimischung von Animosität zu behandeln, warum muß auf der einen Seite den Gegnern entweder intellektuelle Rückständigkeit oder Unwahrhaftigkeit vorgeworfen werden, auf der andern immer von einem Gegensatze des Glaubens gegen eine ungläubige Wissenschaft die Rede sein? Das ist doch kein biblischer Begriff des Glaubens, der hierbei angewendet wird.

Die Streitlage selbst ist bekannt: es handelt sich darum, ob das Buch von dem Manne Daniel, einem Zeitgenossen Nebukadnezars und Cyrus, verfaßt sei, oder ca. $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderte später von einem unbekannten Schriftsteller, dem Zeitgenossen des Antiochus Epiphanes. Ersteres, abgesehen von der einflußlos gebliebenen Bestreitung durch den Neuplatoniker Porphyrius (300) die ununterbrochen geltende Annahme der christlichen Kirche bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts, letzteres, wie behauptet werden konnte, die nahezu einstimmige Annahme aller

kompetenten Bibelforscher. Was für wirklich religiöse Interessen kommen dabei in Betracht, die den Gegensatz zwischen den beiden Zahlen, ca. 560 und ca. 165 v. Chr., zu einem Gegensatze zwischen Glauben und Unglauben zu machen drohen? Eigentlich sind es doch nur zwei Gründe, die zum Festhalten der älteren Zahl scheinbare Verpflichtung herzubringen vermögen. Einmal, die Bezeugung durch Jesum, Matth. 24, 15. Da heißt es in dem vielgebrauchten und in vieler Beziehung vortrefflichen Buche von Weber, Einleitung in die heiligen Schriften: „Die Kirche wird von dem prophetischen Charakter des Buches Daniel um so weniger ablassen, als der Herr selbst demselben sein Siegel aufgedrückt hat." Dabei ist zunächst gegen eine Wahl des Ausdrucks zu protestieren, der zu viel enthält: ist es schon erwiesen, daß mit Annahme der späteren Abfassungszeit auch der prophetische Charakter des Buches preisgegeben ist? Da müßte denn doch erst festgestellt sein, daß zum prophetischen Charakter das Weissagen von fernem Zukünftigen gehöre. Ferner kann gesagt werden, es steht doch nicht unbedingt fest, daß die Namhaftmachung des Propheten Daniel aus dem Munde des Herrn selbst stamme, es könne auch ein Zusatz nur aus der Feder des Evangelisten sein, wie es ja der letzte Teil des Verses: „Wer das lieset, der merke darauf," entschieden ist; aber das ist Nebensache, und nur so viel soll gesagt sein, daß die Tendenz des Verses gar nicht darauf geht, ein Siegel auf die Authentie des Danielbuches zu drücken, sondern zum Achten auf die Zeichen der Zeit und zur Vorsicht zu mahnen. Angenommen auch, was ja sehr möglich ist, der Herr habe wirklich das Wort vom Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte als ein Wort des Propheten Daniel, des Mannes aus Nebukadnezars Zeit, bezeichnet, so schließt er sich doch damit nur einer zu seiner Zeit geltenden Anschauung an, ohne die mindeste Absicht, sie durch seine Autorität zu sanktionieren. Es ist daher doch eine sehr überstürzende, an die unüberlegte Leidenschaft appellierende Argumentation, wenn es bei Weber heißt: „Wenn man Daniel nicht als Propheten gelten läßt (wieder dasselbe quid pro quo), so läßt sich auch die unfehlbare Autorität des Herrn und seines Apostels nicht mehr halten; denn die Belehrung des Herrn vom Ende Matth. 24, 15 und Pauli 2. Theſſ. 2 gründen sich offenkundig auf den Propheten Daniel." Richtig daran ist, daß Jesus und Paulus das Danielbuch als eine Quelle göttlicher Lehre, dienlich zur Erbauung und Erleuchtung angesehen haben, wobei sie sich wahrscheinlich der zu ihrer Zeit geltenden Meinung, daß das Buch von dem Zeitgenossen des Exils stamme, angeschlossen haben; aber zu sagen, daß durch die Preisgabe dieser Meinung auch die Autorität des Herrn preisgegeben werde, die er zu haben beansprucht, also daß er nicht mehr sagen dürfe: Ich bin der Weg und die Wahrheit, das ist agitatorische Hetzerei.

Zum andern: Durch die Entscheidung für die Makkabäerzeit als Abfassungszeit des Buches scheint ein sittlicher Makel auf den Verfasser geworfen zu werden, der am Ende die ganze Heilige Schrift trifft,

denn wenn an einem Punkte Lüge und Fälschung zugelassen ist, so ist das Ganze unzuverlässig, und es kann nicht mehr heißen: Dein Wort ist unsers Fußes Leuchte. Dies Argument ist schwerer zu widerlegen, man hat es ihm gegenüber gewissermaßen mit einem Mangel an einem Organ zu tun, dem Organe für künstlerische Wahrheit. Manche Menschen haben einmal diesen siebenten Sinn nicht (wenn der Eigensinn der sechste ist), sie kennen keinen Unterschied zwischen Wahrheit und Wirklichkeit, finden keinen Genuß, keine geistige Bereicherung in irgend welcher sinnbildlicher Darstellung, irgendwelcher Dichtung, der Gedanke: „es ist doch alles nicht wahr," entwertet ihnen das Schönste und Erhabenste. Das Buch Hiob verliert ihnen allen Wert, wenn der Mann von Uz und die vier Freunde nicht existiert haben. Solche Erzprosaiker gibt es, so gut es Taube und Blinde gibt, sie sollen aber andern Menschen den Genuß, den sie durch ihren jenen abgehenden Sinn haben, nicht bestreiten. Der Sinn für künstlerische Darstellung der Wahrheit in sinnbildlicher Form ist, wie unter den einzelnen Menschen, so auch unter den Völkern und Zeiten verschieden verteilt. Das Volk Israel ist mit demselben reichlicher begabt gewesen als die germanische Rasse, und manches mag dem an bilderreiche Darstellung gewohnteren Morgenländer ohne weiteres als sinnbildliche Darstellung durchsichtig gewesen sein, was der derbe Sinn des Occidentalen als massive Geschichte glaubte ansehen zu müssen. Und die Zeit nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft und der Restitution unter Esra und Nehemia war insonderheit an die Einkleidung der Wahrheit in das Gewand der Dichtung gewohnt und zu derselben veranlassend. Das Bewußtsein der zunehmenden Verderbnis und Verweltlichung war bei den Frommen Israels verschärft, die Stimme der Prophetie, durch welche Gott durch lebendige Zeugen mit seinem Volke einst verkehrt hat, galt als verhallt, wie dies der Abschluß des zweiten Teiles des Kanons, der Sammlung der Prophetenschriften, der Nebiim, beweist, der Blick wandte sich zurück in die Vergangenheit, in der Gegenwart hat niemand mehr das Recht, mit einem: „Ich aber sage euch," „Der Herr sprach zu mir," in eigner Autorität als Prophet zum Volke zu reden; wer sich berufen fühlte, im Namen Gottes zum Volke zu reden, der ließ im Bewußtsein, daß seine eigene persönliche Autorität nicht genügen werde, seinem Worte den erwünschten Nachdruck zu geben, gern die eigene Person völlig zurücktreten und legte, was gesagt werden mußte, einer Person der Vorzeit in den Mund, und mit der Wahl des Namens war dann zugleich die Einkleidung des Inhaltes in angemessene Form gefordert. So ist in den letzten Jahrhunderten vor Chr. bis in die nächste christliche Zeit hinein eine ganze Literaturgattung entstanden, Schriften paränetischen und apokalyptischen Inhalts, deren gemeinsame Tendenz es ist, durch Hinweisung auf ein kommendes Gericht zur Buße zu mahnen und den Treuen den Trost der sicheren Errettung vorzuhalten, und deren gemeinsame Form es ist, daß der Stimme der Vorzeit als der Bezeugung uralter Wahrheit das

Wort gegeben wird, damit der Ruf der Buße und des Trostes nicht als ein Wort von heute und gestern, sondern als durch ehrwürdiges Alter geheiligt erscheine. In diese Literaturklasse gehören u. a. die berühmten sibyllinischen Orakel, teils jüdischen, teils christlichen Ursprungs, deren Verfasserin das Weib eines der Söhne Noahs gewesen sein sollte, ein Buch Adams, ein Testament Abrahams, Mosis, Hiobs, die Testamente der zwölf Patriarchen, das bekannteste, das Henochbuch, das der Verfasser des Judasbriefes benutzt. Bei der Benennung dieser Schriften ist man kaum berechtigt, von einer pia fraus zu sprechen. Denn fraglich ist es doch, ob nicht die Zeitgenossen der Entstehung und Publizierung dieser Bücher sehr wohl imstande waren, den dünnen Schleier zu durchblicken, hinter dem sich die Verfasser derselben verbargen, und ob nicht die Verfasser darauf rechneten, daß er durchblickt werde. Freilich, ein späteres Zeitalter mochte dem unkritischen Charakter der Zeit entsprechend leicht geneigt sein, die Einkleidung für Wirklichkeit zu nehmen, wie denn z. B. Tertullian und Hieronymus beflissen sind, die Authentie des Henochbuchs zu verteidigen. Angenommen nun einmal, das Danielbuch gehöre auch zu dieser Gattung Schriften, das Resultat der Untersuchungen über dasselbe führe wirklich dahin, es einer späteren Zeit als der babylonischen Gefangenschaft zuzuweisen, so folgt daraus nimmermehr das Recht oder die Notwendigkeit, es als ein Produkt der Lüge und Fälschung anzusehen.

Die beiden denkbaren religiösen Motive, die den Gläubigen veranlassen oder nötigen würden, unbedingt an der Abfassung des Buches in der babylonischen Gefangenschaft festzuhalten, existieren sonach in Wirklichkeit nicht. Wahr ist, daß der Herr Jesus in den Weissagungen des Buches Uebereinstimmung mit seinen eigenen Anschauungen von der Zukunft des Gottesreiches gefunden hat. Wie Daniel von einer aufs äußerste gehenden Steigerung der Gottlosigkeit geredet hat, die sich am Heiligsten vergreifen wird, so hat auch der Herr eine solche Steigerung vorausgesehen, deren Folge dann die Schändung des Heiligtums sein wird, und er ist dadurch an das Wort Daniels vom Greuel der Verwüstung erinnert worden; wie Daniel den Sturz der Weltreiche durch „einen wie eines Menschen Sohn“ ankündigt, so hat der Herr sich als den Menschensohn bezeichnet, der zum Gericht kommen wird. Aber wenn er sich damit zu dem Inhalte des Buches bekennt, das als ein Teil „der Schrift“ die geistige Nahrung seines Lebens mitgebildet hat, so hat er damit doch keine literarkritische Anschauung über Abfassungszeit und Verfasser des Buches sanktioniert, sonst müßte man ja auch sagen, es habe das ptolemaische System sanktioniert, weil er sagt: „Er lässet seine Sonne aufgehen.“ Wahr ist zum andern, daß die pseudonyme Schriftstellerei nach den Anschauungen unserer Zeit in Schriften ernster religiöser Gattung nicht angebracht erscheint, und daß wir zwischen ernster Geschichte und Fiktion eine strenge Grenzlinie gezogen verlangen, aber wir haben kein Recht von Betrug zu reden, wo von Absicht des Betruges nicht die Rede sein kann. Der Verfasser

des Buches würde seinen Zweck verfehlt haben, wenn seine Zeitgenossen die Einkleidung, die er seinen Ideen gegeben, nicht durchschaut hätten, und er muß darauf haben rechnen können, daß man ihn verstehen werde. Wenn spätere Zeit wegen der Würde und Bedeutendheit dieser Ideen das Buch unter „die übrigen Schriften" gerechnet hat, „die dem Gesetz und den Propheten nachgefolgt sind," und die im Unterschiede von aller übrigen Literatur heiligen und unantastbaren Charakter haben, so lag bei dem durchaus nichtkritischen und zu allem Wunderglauben gern bereiten Charakter der Zeit die Folgerung nahe, daß man die Hochschätzung, die man dem Ideengehalte schuldete, auch auf die Form ihrer Einkleidung übertrug, d. h. dieselbe als heilige Geschichte auffaßte.

Bestehen demnach keine sittlich-religiösen Motive, die zur Annahme der einen oder der andern Auffassung über die Abfassung des Buches bestimmen würden, so kann die Diskussion darüber sine ira et studio geführt werden, ohne daß von einem Gegensatze von gläubiger und ungläubiger Schriftbehandlung die Rede sein müßte.

Es braucht gar nicht in Abrede gestellt zu werden, daß den Anstoß zu kritischen Untersuchungen der Rationalismus gegeben hat, Aufklärung und sog. vulgärer Rationalismus sind geschichtlich dem kritischen Rationalismus vorangegangen, aber das ist doch nur der Anstoß gewesen, und in dem Werke der Kritik handelt es sich nicht um Prinzipien, ob Vernunft oder Offenbarung das entscheidende Wort zu reden habe, sondern um die Abwägung von Tatsachen. Hierbei stellt es sich denn doch heraus, daß allerdings auch die modern kritische Ansicht mit etlichen Schwierigkeiten belastet ist, aber doch die traditionelle mit unvergleichlich viel größeren, so daß man sagen möchte, dieselbe festzuhalten heißt Mücken seigen und Kamele verschlucken. Am einfachsten läßt sich dies wohl nachweisen, wenn die einzelnen Kapitel der Reihe nach in Betracht gezogen werden.

Kap. 1, V. 1 und 2 berichtet von der Belagerung und Einnahme Jerusalems und der Wegführung etlicher Gefangener durch Nebukadnezar, den König zu Babel, im dritten Jahre Jojakims. Nach Jerem. 25, 1 ist das vierte Jahr Jojakims das erste Jahr Nebukadnezars, und nach Jerem. 36 läßt der Prophet dem Könige in dessen fünften Regierungsjahre durch seinen Schüler Baruch die Weissagung von der Zerstörung der Stadt vorlesen, ohne irgendwie auf eine schon vor 2 Jahren vorgefallene Einnahme der Stadt zurückzuweisen. Ebenso wenig weiß das zweite Buch der Könige, Kap. 24, etwas von einer Eroberung Jerusalems im dritten Jahre Jojakims. Die Annahme, daß Nebukadnezar vielleicht als Mitregent seines Vaters Nabopolassar ein Jahr vor seinem eigentlichen Regierungsantritte gelegentlich eines Feldzugs gegen Aegypten einen Einfall in Jerusalem ausgeführt haben könne (Weber), ist eine neue Konjektur.

Der Zweck des ersten Kapitels ist wohl zunächst der, als Einleitung zu dienen, mit den Personen, von denen der Inhalt der nächsten Kapitel, 2—7, handelt, bekannt zu machen, aber zugleich ist doch der paräneti-

sche Zweck erkennbar; das Beispiel der vier edlen Jünglinge, die so gewissenhaft sich vor Verunreinigung durch heidnische Speise hüten, und deren Entsagung so sichtlich das göttliche Wohlgefallen auf sich zieht, soll zum Vorbilde dargestellt werden. Daß in der Wertschätzung der Askese, die sich hier ausspricht, eine Weise der Frömmigkeit sich kundgibt, von der beim Zeitgenossen Jeremias nichts besonders bemerkbar ist, würde noch nicht notwendig gegen die Zeitgenossenschaft des Verfassers mit Jeremias sprechen, die Individualitäten sind ja verschieden und auch die Umgebungen. Der peränetische Zweck der Erzählung würde nicht ausschließen, daß dieselbe zugleich vollständig geschichtlichen Charakter trüge. Für diesen geschichtlichen Charakter der Person Daniels wird von den Verteidigern der Authentie des Buches gern das Zeugnis des Hesekiel als ein unumstößlich entscheidendes angezogen. Allein gerade die Weise, wie Hesekiel (14, 14; 28, 2) von einem Daniel redet, läßt darauf schließen, daß er bei dem Namen nicht an einen seiner Zeitgenossen denkt, sondern an einen der Vorzeit angehörigen Mann, dessen Name weithin, selbst einem Könige von Tyrus bekannt sein mußte; einen auch noch so hervorragenden Zeitgenossen konnte Hesekiel schwerlich zwischen Noah und Hiob nennen. Man wird vielmehr auf die Vermutung geführt, daß Hesekiel ein uns verlorenes Buch gekannt hat, das von einem Daniel handelte, sei es nun, daß derselbe eine historische Person gewesen, die auf eine uns unbekannte Weise in die Geschichte Israels eingegriffen hat, oder, was vielleicht wahrscheinlicher ist, ein poetischer Charakter wie Hiob. Dieser dem Hesekiel bekannte Daniel muß allerdings dem Helden unseres Buches geistesverwandt gewesen sein. Das Zeugnis des Hesekiel ist im besten Falle ganz beiseite zu lassen, denn beide Parteien können es für ihre Auffassung in Anspruch nehmen. Bemerkenswert dagegen ist immerhin, daß die Namen der vier Helden unseres Buches in dem Verzeichnis der Exulanten aufgeführt werden, welche mit Esra aus der Gefangenschaft zurückgeführt sind. Die Notiz am Schlusse, daß Daniel bis ins erste Jahr des Cyrus gelebt habe, hat wohl nicht rein chronologische Bedeutung, sondern soll darauf hinweisen, daß die Frömmigkeit Daniels nicht ungesegnet geblieben ist, sondern daß er noch den Beginn der Erlösungszeit erlebt hat.

In Kap. 2 tritt zunächst eine, wenn auch nicht bedeutende Inkongruenz zwischen den Angaben des Buches selbst entgegen. Nach 1, 1 ist Nebukadnezar bei der Eroberung Jerusalems schon König, und keine Andeutung ist gemacht, daß er da erst Vizekönig und Mitregent gewesen sei, die geraubten Jünglinge müssen erst 3 Jahre für ihren Dienst vorbereitet werden, ehe sie vor den König gebracht werden konnten, nach 2, 13 dagegen gehören sie schon im zweiten Jahre Nebukadnezars zu den amtlich anerkannten Weisen, die nach dem Befehle des Königs aufzusuchen sind, um ihr Todesurteil zu vernehmen. Der Einwurf des Rationalismus, es sei doch nicht glaublich, daß Nebukadnezar eine so verrückte Forderung gestellt habe, ist auch nicht so wegwerfend

zu behandeln, daß er mit einem kurzen: „pures Vorurteil" abgefertigt werden sollte; er beweist ja allein nichts, aber wo aus sonstigen Gründen die Frage offen steht, ob man es mit Geschichte oder Dichtung oder wenigstens freier Behandlung eines geschichtlichen Kernes zu tun habe, da kann er wenigstens ein Gewicht für Wahrscheinlich oder Unwahrscheinlichkeit des einen oder des andern in die Wagschale legen. Ist die Tendenz des Abschnittes eine rein paränetische, so daß es dem Verfasser darauf ankam, unter Verhüllung das Bild eines Tyrannen zu zeichnen, dessen Verfolgungswut an Wahnsinn grenzte, so mußte er darauf bedacht sein, den typischen Vorgänger desselben so verrückt als möglich zu zeichnen. Das Hauptgewicht ist jedoch zu legen auf die Differenz der Weissagungsart Daniels und der zeitgenössischen Propheten. Zur selben Zeit, wie Daniel dem Könige seinen Traum erzählt und deutet, tröstet Jeremias sein Volk, wie alle Propheten es getan haben, mit dem Hinweis auf die endliche Erlösung: wohl ist das Gericht unvermeidlich, und es hilft nicht, es sich auszureden, aber endlich kommt doch die Erlösung, die Eroberung Jerusalems durch Babel ist unvermeidlich, aber nach 70 Jahren der Verödung wird Jehova sein gefangenes Volk erlösen. Jeremias weiß nur von einem Weltreiche, Babel, und nach dem Gericht über dasselbe schaut er die Wiederherstellung eines glücklichen Friedensstandes. 33, 10. 11 u. a. Auch Hesekiel ist ein Zeitgenosse Daniels, auch er kennt nur das eine Weltreich, Babel, das alle übrigen Völker überwinden wird, aber nach der Befreiung aus der Hand Babels folgt die Rückkehr des Volkes Gottes in sein Land und die Bekehrung und Neubelebung: „Ihr sollt im Lande wohnen, das ich euern Vätern gegeben habe, und sollt mein Volk sein, und ich will euer Gott sein." Daniel dagegen hat ein anderes Zukunftsbild vor Augen. Babel ist nach ihm nicht das letzte Weltreich, sondern es folgen erst noch drei weitere, und dann erst folgt das Endgericht. Der Stein vom Berge zerschlägt nicht bloß die Füße, sondern mit ihnen das ganze Bild. Was diese Offenbarung dem Nebukadnezar eigentlich nützen sollte, läßt sich nicht recht erkennen, für ihn bedeutete sie eigentlich die Ankündigung, daß das Endgericht noch lange nicht zu erwarten sei; daß er sterblich sei und sein Reich nicht ewig bestehen könne, wußte er ja, aber er konnte mit Hiskia sagen: „So wird doch Friede sein zu meiner Zeit."

Was nun die Auslegung des Traumes betrifft, so macht die ältere Auslegung energisch die Tatsache geltend, daß die Geschichte kein medisches Reich im Unterschiede vom persischen kennt, nur von *einem* medisch-persischen Reiche könne die Rede sein. Daher kann, da Babylon durch die *Perser* gestürzt ist, unter dem zweiten Reiche, das durch Brust und Arme des Bildes dargestellt ist, nur das *medopersische* Reich verstanden sein, das dritte muß dann das macedonische sein und das vierte das römische. Aber wenn man doch Daniel als einen geschichtlichen Zeugen in Anspruch nimmt, so muß man doch auch seine Angabe 6, 1 gelten lassen: „Darius aus Medien nahm das

Reich ein." Darius wird im Buche als König betrachtet, seine Regierungsjahre werden gezählt, 9, 1, ganz und gar kein Anhalt ist da zu der Kombination, „daß Darius der Schwiegervater und Vorgänger des Cyrus sei, den sein älterer Bruder, Astyages, „wahrscheinlich" zum König des von Cyrus eroberten Babylon gemacht habe" (Weber). Nach dem Danielbuche hat es einen König über Babel aus medischem Geschlechte gegeben und also auch ein medisches Reich, dasselbe mag von kurzer Dauer gewesen sein, darum auch wenig von ihm gesagt ist, aber es ganz in das persische Reich verschmolzen anzusehen, ist kein Anhalt vorhanden. Demnach muß auch die Zählung eine andere sein: das dritte Tier ist das persische und das vierte das macedonische. Bei dieser Auslegung erklärt sich auch die Angabe am besten, daß die Schenkel von Eisen, die Füße aus einem Gemenge von Ton und Eisen bestehen sollen. Die Reihenfolge von oben nach unten bedeutet eine Zeitfolge, die Schenkel deuten auf das noch ungeteilte Reich Alexanders, die Füße auf das Reich nach seiner Teilung, in dem die Gegensätze zwischen den Nationalitäten unüberbrückbar immer wieder hervorbrechen mußten. Wir teilen völlig die Auffassung von Weber: „Es ist im Wesentlichen ein großes Bild, das Daniel vor unserm Auge entstehen läßt; der Kampf zwischen Weltreich und Gottesreich in seinen einzelnen Stadien und seinem Ausgange; im Monarchieenbilde zeichnet er die Umrisse desselben." Deswegen aber ist es eben wichtig, daß nicht gleich der Umriß verzeichnet wird.

Kap. 3, V. 1—30 enthält eine unverbunden an das Vorige angereihte Erzählung, in der allerdings der Inhalt von Kap. 1 als bekannt vorausgesetzt wird. Daniels wird hier keine Erwähnung getan, obwohl vermutet werden sollte, daß er in seiner hohen amtlichen Stellung als Oberster aller Weisen bei der veranstalteten großartigen religiösen Feier mit zur Teilnahme aufgefordert wäre. Den rationalistischen Einwand gegen die Geschichtlichkeit der Erzählung, der aus dem alle naturgesetzliche Möglichkeit übersteigenden Charakter des Wunders hergenommen ist, werden wir unberücksichtigt lassen müssen, weil er als auf „purem Vorurteile" beruhend abgewiesen wird. Wenn beispielsweise neuerlich P. Schneller in seinem Berichte über den Brand und die herrliche Wiederherstellung des syrischen Waisenhauses es rühmt, daß das Wunder des Danielbuches sich wiederholt habe: „man konnte keinen Brand an ihnen riechen," so zeigt sich doch, daß der Erzählung ihr herrlicher paränetischer Wert bleiben kann, auch wenn sie als eine nur symbolische Darstellung oder vielleicht als freie Umgestaltung irgend eines zugrunde liegenden historischen Kernes angesehen wird. Bemerkenswert ist, daß zwischen den beiden apokryphischen Zusätzen des Danielbuches, dem Gebet Asarjas und dem Gesang der drei Männer im feurigen Ofen, fünf Verse erzählenden Inhalts stehen, die eine etwas auffällige Lücke zwischen V. 23 und 24 unsers Kapitels recht wohl ausfüllen würden, so daß die Vermutung nicht ganz fern liegt, diese beiden Stücke möchten zu der ursprünglichen Gestalt unsers Ka-

pitels hinzugehört haben und bei der palästinensischen Redaktion der kanonischen Schriften ausgeschieden sein, während die alexandrinische Literatursammlung sie aufbewahrt hat.

Gegen die Geschichtlichkeit von Kap. 3, 31—4, 34 ist nur einzuwenden, daß ein Ereignis von solcher Bedeutung wie der siebenjährige Wahnsinn Nebukadnezars wohl notwendig politische Folgen hätte nach sich ziehen müssen, so daß man eine Erwähnung solcher Aenderungen in der Regierung in den Berichten gleichzeitiger biblischer und anderer Schriftsteller erwarten dürfte; auch die Form der Darstellung, indem die Briefform, in der Nebukadnezar in eigener Person redet, von erzählenden Partieen unterbrochen wird, zeigt die Abfassung von einem späteren Verfasser. Der paränetische Zweck der Erzählung ist einleuchtend, sie ist eine Drohung und Warnung an einen Tyrannen, die ihm sagt, daß auch der Mächtigste nur Schonung erwarten kann, wenn er sich demütigt.

Kap. 5 bietet besondere historische Schwierigkeiten dar, weil so vieles darin in eine Nacht zusammengedrängt ist, was sich kaum in so kurzer Zeit hintereinander zugetragen haben kann. Merkwürdig ist auch der Erfolg der Rede Daniels, daß der König, obgleich die Deutung der Schrift an der Wand so ungünstig für ihn ausfiel, und er noch gar nicht wissen konnte, ob sie die richtige sei, den Unglückspropheten mit Purpur und Halskette ehrt und als dritten Herrscher im Lande proklamieren läßt. Sodann, daß augenscheinlich nach dem noch in derselben Naht erfolgenden Tode Belsazars der medische König Darius das Reich eingenommen haben soll, was doch eine Eroberung Babels durch denselben voraussetzt, während nach dem Zeugnisse der Geschichte der letzte Nachkomme aus der chaldäischen Dynastie: Naboned gewesen ist. Die Tendenz des Kapitels ist offenbar wieder eine paränetische, indem dadurch einem Tyrannen eine Warnung zugerufen werden soll, daß nach einem zur Schändung des Heiligen gesteigerten Frevel eine Bekehrung zu spät kommen würde.

(Schluß folgt.)

Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen.

Von Dr. Johannes Riehm. Bearbeitet von Pastor E. Schweizer.

Dieses „Handbuch moderner Forschung“ will nicht, wie das früher der Brauch war, von der Bibel zur Natur eine Brücke schlagen, sondern umgekehrt wollen die Verfasser (Dr. Joh. Riehm, Prof. Dr. Otto Hamann und Dr. Karl Hauser) als Naturforscher zeigen, daß auch die Ergebnisse der Forschung durchaus nicht imstande sind jene alten Wahrheiten zu erschüttern, die dort seit Jahrtausenden aufgezeichnet sind. Im Zusatz des Titels ist die Rede von der Harmonie der Offenbarungen, aber nicht etwa von der Identität dieser Offenbarungen. „Es wäre doch ganz widersinnig,“ sagt Dr. Riehm, „zu

verlangen, daß eine Urkunde von dem ehrwürdigen Alter jener Schriften, des Alten Testaments, sich nach Inhalt und Ausdruck des Inhalts mit der modernen Darstellung derselben Sache decken sollte. Wir sind gewohnt uns naturwissenschaftlich streng und knapp auszudrücken, wir haben eine ausgebildete Kunstsprache für alle diese Dinge uns in langjähriger Arbeit geschaffen und haben uns eine Unmasse von einzelnen Kenntnissen angeeignet. Zu jenen Zeiten war das ganz anders. Mit unmittelbarer naiver und dichterischer Anschauung betrachtete der Mensch jener Tage die Natur. Der Begriff des Naturgesetzes war ihm fremd, er sah jedes Geschehen als einen unmittelbaren Ausfluß des Willens Gottes an, und vor allem, seine Sprache entbehrte durchaus des notwendigen Wortschatzes, um natürliche Dinge auch auszudrücken. Es war dazu auch gar kein Bedürfnis vorhanden. Wir werden die großen Gedanken der Bibel in ihren Ueberlieferungen über naturwissenschaftliche Vorgänge auf ihren Inhalt prüfen, und dann zusehen, wie die heutige Naturwissenschaft sich über dieselben Dinge ausläßt. Wir werden dann die Harmonie der Offenbarungen darin erkennen, — daß die Gedankengänge oft in einer ganz merkwürdigen Weise parallel gehen, wenn auch die Ausdrucksweisen ganz verschieden sein mögen. Wir werden finden, daß manche dort einfach als selbstverständlich angenommene Voraussetzung sich heute als mühsam errungene Erkenntnisse erweisen," das sagt Dr. Riehm im Vorwort seines Buches.

Für eine solche Arbeit muß man dankbar sein. Sie leistet dem bibelgläubigen Christen, auch dem Theologen, einen großen Dienst. Denn die Naturwissenschaften haben stets die Bibel und den Glauben bedroht. Man erzählt, der große Schleiermacher habe einen Streifzug durch das Gebiet der Naturkunde gemacht und sei in Sorgen um die Bibel und den Glauben geraten. Seither hat die Naturwissenschaft eine viel größere Bedeutung erlangt und auf allen ihren Gebieten erstaunliche Fortschritte gemacht. Was man damals in der Astronomie, in der Geologie und in der Physik zu wissen glaubte, kommt heutzutage zum großen Teil nicht mehr in Betracht und wird für veraltet erklärt. Der wirklichen Fortschritte in der Erkenntnis der Wahrheit soll man sich freuen; sie dienen zur Ehre Gottes und machen frei.

Auch dagegen könnte man nichts einwenden, daß die Forscher die Resultate ihrer Untersuchungen in populären Schriften zur allgemeinen Kenntnis brachten. Die Wahrheit darf doch Gemeinbesitz werden. Aber schlimm war es, da ihre Behauptungen zum großen Teil nur Hypothesen waren und nicht immer in löblicher Absicht, andere zu belehren, sondern häufig, um die Bibel ihres Ansehens zu berauben und den Glauben zu untergraben, unter das Volk gebracht wurden. Erst hatte die Philosophie (Hegel) den seiner selbst bewußten, über die Natur erhabenen und doch aller Dinge mächtigen, heiligen Gott als Weltseele erklärt, dann kam der Materialismus

und leugnete im Namen der Naturwissenschaft den Schöpfer und die Schöpfung, die Vorsehung und überhaupt den Geist. Er weiß nur vom Stoff und zufälligem Spiel seiner Kräfte.

Büchner leugnete die Zweckmäßigkeit in der Schöpfung und die Geltung der Naturgefahr wurde in Frage gestellt. Solche Lehren mußten die sittlich schlimmsten Folgen haben. Wo Gott geleugnet wird, da hört die Verantwortlichkeit auf; die Moral und alle Ordnung in Familie und Staat verlieren Grund und Boden; von der Kirche kann die Rede nicht mehr sein. Die Zeitungen verbreiteten diese „Aufklärung" und die Lehrer in der Schule führten die Schüler in die neue Weisheit ein. Die naturwissenschaftlichen Fabeln fanden Glauben und die Bibel wurde als Märchenbuch verachtet, wozu dann noch die Bibelkritik der ungläubigen Theologen sehr viel beitrug.

Gegen die Anmaßungen und Uebergriffe der Naturwissenschaft erhoben sich berufene und unberufene Apologeten. Davon spricht Dr. Riehm in seinem Vorwort: „Die Apologetik war bisher fast ausschließlich die Aufgabe der Theologen, die, von der Bibel ausgehend, sehen mußten, wie sie mit den Ergebnissen und den Gedankengängen der andern Wissenschaften fertig wurden. Es setzte das eine große Belesenheit und ein gutes Verständnis der andern Wissenschaften voraus, das nicht immer leicht zu erwerben ist." Mit hoher Achtung spricht Dr. Riehm von einem Werk der Art, nämlich von Pastor Zollmann's im Jahre 1868 erschienenen Buche, das den Titel trägt: „Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen." Es sei dies Werk immer noch von Wert; aber manches sei veraltet, was kein Wunder ist, wenn man die Entwicklung gerade der Naturwissenschaften in den letzten fünf Jahrzehnten bedenke.

Dr. Riehm teilt die bisherige Apologetik in drei ganz verschiedene Arten. „Da kommt zuerst die alte Methode, die von der Bibel ausgehend und aus allen in Betracht kommenden Gebieten die Belege für die Richtigkeit ihrer Angaben in der Heiligen Schrift zu gewinnen sucht." Rev. John Urquharts Werk wird genannt. Es hat den Titel: „Die neueren Entdeckungen und die Bibel." Die Uebereinstimmung werde so gut, als es eben möglich sei, hingestellt. Wo es eben nicht möglich, gehe der Verfasser mit Stillschweigen darüber hinweg. Trotzdem werde man dem an Material überaus reichen Werk den Beifall nicht versagen dürfen.

Einer zweiten Art von apologetischen Werken könne man nur mit Schrecken gedenken. Das seien Bücher, die von der Bibel ausgehen, aber im Namen der Wissenschaft die unsinnigsten Dinge lehren. Dr. Riehm nennt ein solches Buch: „Kosmos" ist sein Titel, mit phantastischen Behauptungen. Darauf einzugehen, lohnt sich der Mühe nicht.

Eine dritte Art von apologetischen Büchern führt er an. Es ist schon oben angedeutet worden, daß die Heilige Schrift anders beschreibt und darstellt, als man es jetzt gewohnt ist und allein möglich

scheint. „Zunächst fehlten den Menschen jener Zeit eine Menge von Begriffen und Ausdrücken für Gegenstände und Vorgänge in der Natur. Sodann war ihr Verhältnis zu der umgebenden Natur ein anderes, und daher auch ihre Auffassung eine sehr verschiedene, die uns als eine naive, dichterische anmutet. Wenn wir dagegen unsere nüchterne, rein verständnismäßige Auffassung und Darstellungsweise betrachten, so werden wir finden, daß wir genau dieselben Dinge doch ganz anders beschreiben und darstellen müssen. Wir finden infolgedessen in vielen Fällen ganz ähnliche Ansichten und Darstellungen in der Genesis und in den Darstellungen der modernen Forscher. Wir finden also hier sofort die Harmonie in beiden Darstellungen, und mehr können wir billigerweise nicht verlangen."

Und aus diesem Gedanken haben die drei Verfasser dieses Buch hergestellt. Es werden darin die großen Gedanken naturwissenschaftlichen Charakters, als da sind Schöpfung, Sintflut, Herkunft des Lebens und seine Verbreitung im Weltall, die Abstammung des Menschen und anderes aufgrund der Forschungen und Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft in besondern Forschungen dem Leser dargeboten. Der Verfasser hält dafür, daß die Parallelen mit der Heiligen Schrift dem Leser sich meist von selbst ergeben. Doch soll auf die besonderen Harmonieen hingewiesen werden. „Es soll dem Studierenden bei der Einarbeitung in das Alte Testament, dem Lehrer bei dem Unterricht über diese Dinge und dem Geistlichen bei seiner Beschäftigung mit den Problemen dieser Art ein Anhalt geboten werden, der unbedingt zulässig ist." Es sei ein großes Verlangen nach Büchern dieser Art vorhanden. Ueberall verlange man zu wissen, was denn eigentlich in Wahrheit die Wissenschaft in all diesen Problemen sage, nachdem genugsam bekannt geworden sei, in welch gewissenloser Weise die Wissenschaft gefälscht und mißbraucht worden, um gefährlichen Lehrmeinungen zum Siege zu verhelfen; man braucht nur an den materialistischen Monismus zu erinnern, der heutzutage als ein neues Evangelium gepredigt werde. Nicht der Unterhaltung, sondern der Wahrheit solle das Buch dienen. Soweit die Vorrede Dr. Johannes Riehms.

Das vorliegende Werk enthält drei Bücher. Das erste behandelt die „Kosmogonie" von Dr. Johannes Riehm. Das zweite handelt von der „Forschung und Lebenserkenntnis," von Dr. Karl Hauser. Im dritten Buch untersucht Prof. Dr. Otto Hamann „Die Stellung des Menschen im Lichte der modernen Anthropologie."

Nichts in der weiten Welt ist darin übersehen. Und da die gelehrten Verfasser eine unbedingt zuverlässige Kenntnis der Natur zu bieten versprechen, so haben wir in ihren drei Büchern die Resultate gewissenhafter Forschung und Prüfung — also die Wahrheit in Beziehung auf das Wissen um die Natur — soweit die Erkenntnis der Wahrheit heutzutage möglich ist. Denn auch der gründlichste Forscher versteht nicht alles und ohne Hypothesen

kann er kein Buch schreiben. „Unser Wissen ist Stückwerk" auf allen Gebieten.

Das erste Buch: Die Kosmogonie, handelt:

I. Von der Schöpfung der vororganischen Welt, und behandelt
II. die Frage nach der Möglichkeit des Lebens im Weltall, und
III. Die Sintflut.

Ad. I. Das Buch beginnt mit dem Satz: „Die ganze moderne, exakte Naturwissenschaft steht und fällt unbestrittenermaßen mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie und von der Erhaltung der Materie. Nichts, was an Stoff und an Energie im Universum existiert, kann durch einen uns bekannten Vorgang aus diesem verschwinden, und ebensowenig kann etwas hinzukommen." In dem Umstand, daß Radiumpräparate immer Wärmestrahlen aussenden, schien eine Ausnahme des genannten Grundgesetzes vorzuliegen. Doch das Geschick und der Scharfsinn der Physiker habe gezeigt, daß das Radium immerfort Atome aussende und das sei die Ursache jener merkwürdigen Kraftäußerung (Wärmeausstrahlung). „Das Gesetz war gerettet. Die uns unterworfenen Kräfte sind nicht imstande Materie zu schaffen oder zu vernichten, sie ist unzerstörbar. Das bedeutet natürlich noch lange nicht, daß sie ewig sei," sagt Dr. Riehm. Ich setze hinzu: Allerdings nicht in ihrer jetzigen Form. — Der Gelehrte bekennt, daß die Naturforscher vom Wesen der Materie ebenso wenig wissen, wie vom Wesen der Energie (der Kräfte im Stoff). Die Materie bleibt also die Crux nicht nur der Philosophie, sondern auch der Physiker. Die Konsequenzen des Zerfalls des Radiums haben aber der 2,500 Jahre alten Atomlehre den Sieg verschafft.

„Wir definieren das Atom nicht mehr nach dem Vorgange der Alten als das nicht mehr Teilbare . . . wir können auch das Atom noch weiter zerfallen lassen. Wir fassen das Atom als den Kleinsten Bestandteil eines elementaren Körpers, der noch dieselben Eigenschaften besitzt wie dieser. Ihm übergeordnet ist das Molekül. Das ist die kleinste Stoffmenge einer chemischen Verbindung, die noch dieselben Eigenschaften besitzt wie diese . . . Zerreibe ein Körnchen Kochsalz bis aufs äußerste. Hier haben wir das kleinste Teilchen eines Salzkorns: ein Salzmolekül. Mechanisch läßt sich das nicht teilen, aber chemisch, dann haben wir kein halbes Molekül, sondern ein Atom Chlor und ein Atom Natrium.

Weiterhin kommt der Verfasser auf die Elemente und den Urzustand der Materie zu sprechen. Er sagt: „Es ist bekannt, daß die sich an die Entdeckung des Radiums anknüpfenden Untersuchungen uns eine ganze Anzahl von Elementen gebracht haben, die weder chemisch darstellbar, noch überhaupt von dauerndem Bestand sind. Sie verwandeln sich unter der Hand des Physikers in das nächste und wieder in das nächste und so fort. Manche bestehen nur ganz kurze Zeit." Darin findet er eine Andeutung, daß überhaupt alle Elemente aus einem Urelement sich gebildet haben, und denkt an die Möglichkeit, daß

in der Urzeit im Weltstoff große Veränderungen stattgefunden haben — eine Entwicklung des Weltganzen. Er führt eine Stelle an aus dem berühmten Vortrag von DuBois Raymond über die sieben Welträtsel, wo er fragt, in welchem Zustand sich die Materie im Anfang befunden habe, ob ruhend oder nicht. Er sagt da folgendes: „Wir sehen Bewegung entstehen und vergehen; wir können uns die Materie in Ruhe vorstellen; die Bewegung scheint uns an der Materie etwas Zufälliges, wofür in jedem einzelnen Fall der zureichende Grund angegeben werden muß. Versuchen wir uns daher einen Urzustand zu denken, in welchem noch keine Ursache auf die Materie eingewirkt hat, so daß inbezug auf Bewegung unserm Kausalbedürfnis keine andere Frage übrig bleibt, so kommen wir dazu, uns vor unendlicher Zeit die Materie ruhend und im unendlichen Raume gleichmäßig verteilt zu denken. Da ein super-naturalistischer Anstoß in unsere Begriffswelt nicht paßt, fehlt es an zureichendem Grund für die erste Bewegung. Oder wir stellen uns die Materie als von Ewigkeit bewegt vor. Dann verzichten wir von vornherein auf Verständnis in diesem Punkt. Diese Schwierigkeit erscheint mir transzendent." Das ist offen und ehrlich gesprochen. Wir kennen den zureichenden Grund der ersten und aller Bewegung in der Materie. Es ist der Geist Gottes, der über dem Chaos schwebte und das: „Es werde!" des Allmächtigen. „Die Bewegung an der Materie scheint etwas zufälliges," sagt er. Ja wohl, sie regt und bewegt sich nicht von selbst. Schon Aristoteles hat gesagt: „Ohne einen Beweger bewegt sich nichts." Ohne den supernaturalen Anstoß, das heißt, ohne Gott, bleibt gar vieles transzendent und geht weit über den Horizont der Erdbewohner, daß auch die Weisen ihre Schranke fühlen und ihre Unwissenheit bekennen müssen.

Zu dieser Erkenntnis bekennt sich denn auch Dr. Riehm. Er schreibt: „Die Naturwissenschaft nimmt einen Anfangszustand an, wenn auch sie die Frage für transzendent hält, in welchem Zustand sich die Materie im Anfang befunden habe. Da aber jedenfalls eine Entwicklung in der Materie stattgefunden hat und noch immer stattfindet, so geht jedenfalls die Materie der Energie (der Wirksamkeit) vorher, gleichviel in welcher Form diese zuerst aufgetreten ist, sei es als Bewegung der Massen, oder als Wärme und Licht, oder als chemische Energie . . . Es ist diese Feststellung für uns von ganz besonderer Wichtigkeit, wenn wir uns an Genesis 1, 1 erinnern. Dort heißt es: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Das heißt in der Sprache der Gegenwart nichts anders, als daß Gott die gesamte Materie geschaffen habe, also die Bausteine, aus denen dann im weiteren Verlauf der Schöpfung alle Himmelskörper, Himmel und Erde geschaffen wurden. Der zweite Vers würde dann, in unsere Ausdrucksweise umgeformt, etwa lauten: Der Zustand der Materie war das Chaos, da noch keine Energie ordnend auf den Stoff wirkte. Das

geschah erst später, da der Geist Gottes auf dem Wasser schwebte. Dieses Schweben können wir uns als das Ersinnen der Naturgesetze denken. „Die Naturgesetze sind Gedanken Gottes," sagt Oerstedt. In diesem Schweben über der Materie liegt die allumfassende Beherrschung des Stoffs, der nun den Gesetzen untertan gemacht wird, nach denen sich die schöne Harmonie des Weltganzen herausbilden soll. Und nun beginnt mit gewaltiger Kraft die Entwicklung der Materie in eine bestimmte Bahn hinein. Die Energie macht sich geltend, und zwar ist es diejenige Form der Energie, die als Licht auftritt. Gott sprach: „Es werde Licht!" Mit dem Licht kam auch die Wärme. Aus beiden Kräften haben sich dann die Formen in der uns wohl bekannten Weise gebildet. Es besteht also hier eine sich ganz von selber ergebende Harmonie zwischen den Ergebnissen der modernen Physik und den Mitteilungen der Genesis."

Gegen diese Darlegungen des Forschers wird man kaum etwas einwenden können. Man kann sich vielmehr freuen, daß die hochwichtigen ersten Verse der Bibel wissenschaftlich gerechtfertigt sind. Das Vorhandensein eines transzendenten Motors kann der gewissenhafte Forscher nicht verneinen. Die Worte DuBois Raymonds beweisen, daß dem Gelehrten der Verstand still steht ohne diese Anerkennung. Die Naturwissenschaft führt zum Glauben an Gott. Die Beantwortung der Frage: Woher die Materie? ist nicht Sache des Naturforschers. Damit kann die Philosophie sich beschäftigen. Wir sind dieser Mühe überhoben, weil wir aufgrund der Offenbarung glauben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen, den Stoff gesetzt habe. Wann und wie das geschehen, kann hier nicht erörtert werden. Von Ewigkeit her, d. h. ohne Anfang ist der Stoff auf jeden Fall nicht.

Ehe der Verfasser an die Erörterung der Fragen kam, auf welche Weise sich die den Naturgesetzen unterworfene Materie aus dem rohen, ungeordneten Chaos zu dem heutigen Kosmos entwickelt hat, führte er eine Stelle aus dem Buche des englischen Physikers Sir Oliver Lodge an. Das Buch trägt den Titel: „Leben und Materie," und war zunächst gegen Häckel gerichtet, ist aber von hohem Wert für jeden, dem es in dieser Sache um Wahrheit zu tun ist. Oliver Lodge wendet sich entschieden gegen die Behauptung, daß allein das Spiel des blinden Zufalls den Kosmos gemacht habe, und Leitung und Kontrolle ausgeschlossen sei. Der Materialismus erklärt ja die wunderbare Naturordnung, dieses Werk der Weisheit des Schöpfers, für blinden Zufall und schließt Gottes Einfluß und Einwirken von der Natur und allem Werden aus. „Die Frage nach der „Lenkung" ist von ganz besonderer Wichtigkeit" sagt der gelehrte Physiker. Die Natur mit ihren Gesetzen sind in Gottes Hand, unter seiner Kontrolle, und es wird nichts, was er nicht will, was er aber will, das geschieht auch. Ps. 135, 6. Die weiteren Ausfüh-

rungen Oliver Lodges führen auf einen Begriff des Wunders, „der von jeder Dunkelheit und jedem Widerspruch vollkommen frei ist, und der vom Walten Gottes ausgeht,“ sagt Dr. Riehm.

Wir müssen hier manches übergehen und uns kürzer fassen. Es handelt sich um die Frage, wie sich aus dem Chaos kraft der Naturgesetze und ihrer Lenkung durch ein transzendente Intelligenz der Kosmos entwickelt habe. Dr. Riehm sagt: „Die unermeßlichen Nebelflecken am Himmel mögen uns eine Vorstellung geben von den ursprünglichen Gebilden und geht auf die berühmten Hypothesen von Kant und Laplace über. Der Grundgedanke der beiden Denker sei der gewesen: die Sonne und sämtliche Planeten nebst ihren Monden hätten sich aus einer gemeinsamen Urmasse entwickelt. Für die Zeit ihrer Entstehung sei Kants Hypothese eine Leistung ersten Ranges gewesen. Sie findet auch jetzt noch Bewunderung. Man habe aber seither manches entdeckt, das in Kants System nicht passe. Es lasse sich zeigen, daß auf die von Kant angegebene Weise der Urball niemals in Rotation kommen konnte. Und die Erklärung der Rotation sei sehr wichtig. Auch mußte die Sonne, im Zentrum der Bewegung, die schwersten Stoffe behalten haben. Das sei durch das Spektroskop widerlegt. Verschieden von Kants Erklärung ist die von Laplace. Es ist aber auch nur eine Hypothese. Auch was die jetzigen Forscher wissen und sagen von der Entstehung der Sonne mit ihren Planeten, oder vom Werden der Fixsternenwelt ist nur mehr oder weniger plausible Vermutung und kommt mit der Genesis nicht in Konflikt. Und was die Astronomie, die Geologie und Physik als unanfechtbares Resultat ihrer Untersuchungen erreicht haben, läßt sich mit dem Bericht der Genesis in Harmonie bringen. Das zeigt Dr. Riehm am Schlusse seiner Abhandlung über die Schöpfung der vororganischen Welt. Den Naturforschern gebührt aber hohe Anerkennung für ihren unermüdlichen Fleiß in Erforschung der Geheimnisse in den Werken Gottes. Obgleich manche von ihnen Gott nicht gefunden haben mit ihren Teleskopen, Mikroskopen und andern Instrumenten, so hat die Wissenschaft im Ganzen doch zur Ehre des Schöpfers und Ordners des Weltalls gedient. (Fortsetzung folgt.)

Evangelische Glaubensgewißheit in ihrer Bedeutung für die Gegenwart.

Referat verlesen auf der Konferenz des New York-Distrikts am 12. Juni 1914 in der Evangelischen St. Pauls-Gemeinde in Erie, Pa.

Von Pastor C. Loos.

Beweggründe zweierlei Art waren es, die dem Referenten Veranlassung gaben, obiges Thema zu wählen. Das Jahr 1917 wird ein Jubeljahr sein in doppeltem Sinne. Am 31. Oktober 1517 schlug

Martin Luther um die Mittagsstunde seine 95 Thesen an die Schloßkirche in Wittenberg an. Obwohl der Originaltext der Thesen durchaus mehr in katholischem als in reformatorischem Sinne verfaßt ist und derselbe weder einen Protest gegen den Papst noch die römische Kirche und ihre Lehren, ja nicht einmal gegen den Ablaß als solchen, sondern nur gegen den schändlichen Mißbrauch desselben enthält, wird doch dieser Schritt des mutigen, nach Wahrheit ringenden Augustinermönchs als der Geburtsakt der evangelischen Kirche gefeiert. Luther wollte sich der Mäßigung befleißigen und hatte zu der Zeit nicht im entferntesten den Wunsch, eine Spaltung in der Kirche hervorzurufen. Als er im Jahre 1545 die Thesen wieder herausgab in seinen gesammelten Werken, schrieb er in der Vorrede: „Ich will sie stehen lassen, damit sie anzeigen wie schwach ich war und in welch flatterhaftem Sinn als ich dies Geschäft unternahm. Ich war damals ein Mönch und ein wütender Papist und so gefangen in den Dogmen des Papstes, daß ich bereitwillig irgend einen getötet hätte, der dem Papst den Gehorsam weigerte." Trotzdem können wir mit Recht sagen, daß die Thesen den Anstoß gaben zu der nachfolgenden Reformation. Die Form derselben ist wohl römisch, aber der Geist ist evangelisch. Es leuchtet aus ihnen hervor die Morgenröte eines neuen Tages in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden. Was ein aufrichtiger Sinn und ein nach Gerechtigkeit hungerndes Herz in dunklen Stunden bitterer Kämpfe um die Wahrheit inbezug auf Sünde, Buße, Gnade, Vergebung und Gewissensfreiheit verarbeitet hat, kommt zum Ausdruck in diesem Dokument. Jene Hammerschläge sind darum das Signal zum Befreiungskampfe und Luthers Auftreten ist der erste Akt in der befreienden Tat, die unter Gottes Leitung schließlich zur Emanzipation der Kirche vom römischen Joch führen mußte.

Der Wichtigkeit dieses Ereignisses eingedenk, haben neun Synodaldistrikte diesbezügliche Anträge an die letzte Generalsynode gestellt, die den Beschluß zeitigten, für „eine entsprechende Beobachtung der bevorstehenden vierten Zentenarfeier der Reformation Sorge zu tragen unter besonderer Betonung der 1817 eingeführten lutherisch-reformierten Union."

Daß der Protestantismus nach fast vierhundertjähriger Entwicklung noch nicht ein fertiges, abgeschlossenes Ganzes ist, liegt klar auf der Hand und zeugt von seiner Lebensfähigkeit. Ja, wir dürfen getrost behaupten, daß es dem Protestantismus Lebensbedürfnis ist, die Reformation im Sinne der Erhaltung des lauteren und reinen Gotteswortes und der darin verbrieften Rechte stetig fortzusetzen. Als Frucht dieses fortwährend schöpferischen Wirkens mag die preußische Union angesehen werden. Es war ein glücklicher Gedanke diese Union in der Zeit des dreihundertjährigen Jubeltages der reformatorischen Kirchen Deutschlands, genau gesagt, am 27. September 1817 ins Leben zu rufen. Der Ausdruck „evangelisch" gab beiden Kirchen eine gemeinsame Grundlage. Der Zweck der Union war beide Kirchen unter

e i n e Verwaltung und gemeinsamen Gottesdienst zu bringen ohne die Lehrunterschiede zu beseitigen. In der Kabinettsordre vom 18. Februar 1834 wird folgende offizielle Erklärung gegeben: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses; auch ist die Autorität, welche die Bekenntnisschriften bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden."

Wohl ist auch diese Union nicht ohne Mängel und mag noch lange nicht vollkommen sein, allein es muß jedem friedliebenden evangelischen Christen ein Grund der Freude sein, dadurch dem Ideal wenigstens näher gekommen zu sein, das dem ewigen Hohenpriester auf dem Herzen lag, da er für seine Kirche betete: „Auf daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, daß auch sie in uns eins seien." Eine hundertjährige Erfahrung lehrt uns, daß Lutheraner und Reformierte recht gut miteinander leben und glauben, beten und zum Tisch des Herrn treten und gemeinsam das Werk des e i n e n Herrn und des Gottes und Vaters aller betreiben können. Die evangelische Union ist eine geschichtliche Tatsache geworden, und der Leib Jesu Christi hat an ihr einen ganz bedeutenden Faktor christlichen Wesens und Lebens.

Unsere deutsche evangelische Synode hat sich stets zu der Geisteseinheit mit der preußischen Union bekannt. Sie hat dafür wohl manche Anfeindungen und Schmähungen erfahren müssen, aber sie ist dadurch um so fester geworden in dem Bewußtsein ihres guten Rechtes und ihrer speziellen Aufgabe hierzulande.

Dieses Bewußtsein ihrer Existenzberechtigung und ihrer Mission hat gewiß dazu Veranlassung gegeben, die auf Beschluß der letzten Generalsynode zu schaffende Kommission von fünf, der die Vorbereitung einer würdigen vierten Zentenarfeier übertragen ist, zu instruieren, „die Unionsstellung der evangelischen Synode in amerikanisch-kirchlichen Kreisen bekannt zu machen und ein Zusammengehen mit den evangelischen Landeskirchen Deutschlands in Sachen der Jubelfeier zu vermitteln."

Wir halten es für ein gutes Zeichen gesunden evangelischen Lebens, daß Stimmen in dieser Tonart sich erhoben haben als Overture eines harmonischen Zusammenwirkens in dem kommenden Jubeljahr.

Zum andern hält es der Referent für eine höchst zeitgemäße Aufgabe, auf die Wichtigkeit und die Bedeutung evangelischer Glaubensgewißheit für die Gegenwart hinzuweisen im Blick auf die deutlich erkennbare, immer wachsende Spannung zwischen der römischen und der evangelischen Kirche. Dieselbe ist nicht mehr auf die Theologen und die berufenen Lehrer der Kirche beschränkt. Sie hat sich in der jüngsten Zeit der Volksseele bemächtigt und angefangen, immer größere Kreise zu ziehen. Die Presse, die bisher protestantischerseits wenigstens, sich ziemlich passiv verhalten hat, ist aggressiv geworden und sorgt dafür, daß die weitesten Schichten des Volkes aufgestört werden aus ihrer offenbaren Gleichgiltigkeit. Eine ganze Flut von

antirömischen Blättern ist losgelassen worden und diese haben in kurzer Zeit riesige Ausdehnungen ihrer Abonnentenliste erlebt. Romfeindliche Vereinigungen sind ins Leben gerufen worden, wie „Die Söhne der Freiheit,“ „Die Lutherritter,“ und andere. Hüben und drüben werden Stimmen laut, die zum Kampfe rufen: „Hie Rom!“ „Hie Wittenberg!“

So sehr wir einerseits das Erwachen des protestantischen Löwen mit Freuden begrüßen, können wir doch andererseits die Befürchtung nicht unterdrücken, daß in dieser Bewegung unserer Zeit die Gefahr liegt, daß sie in unheilige Bahnen geraten mag. Es kann kommen und ist vielleicht schon jetzt, daß römischer Unduldsamkeit und Ignoranz protestantischer Fanatismus und blinder Eifer entgegengesetzt werden. Waffen dieser Art haben aber in der Kirche stets nur Unheil angerichtet. Von solchen Kämpfern muß es allezeit heißen: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen!“ Wenn der Herr aber andrerseits nach Matth. 10, 34 seine Jünger instruiert: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert,“ so will er die Apostel gewiß nicht dazu anhalten, daß sie um des Glaubens willen andere hassen und schmähen, verfolgen und töten sollen mit des Schwertes Schärfe, sondern er redet von dem Schwert des Geistes und er meint, daß es sich zu allermeist handle um das Ringen der Menschenseele nach Licht und Wahrheit, Freiheit, Frieden und Seligkeit, also um die persönliche Entscheidung des einzelnen für Christum. So kämpfte der Herr selber, und zu solchem Kampfe führt er die Seinen.

Dazu genügt aber weder eine zeitweilige Erregung der Gefühle, so begreiflich dieselbe auch sein mag, noch ist rohe Gewalt des Stärkeren brauchbar, sondern unerschütterliche Ueberzeugungstreue und unbeweglicher Glaubensmut sind die unerläßlichen Bedingungen, die bleibenden Sieg verheißen. Diese Rüstung blank zu halten ist unsere Pflicht. Demnach darf es nicht der Kirche Streben sein, der evangelischen so wenig wie der römischen, ein unheiliges Feuer der Zwietracht anzufachen und zu schüren, sie darf nicht Fanatismus und blinden Eifer entzünden, sondern sie muß Belehrung geben, Glaubensgewißheit erwecken, bewußte Ueberzeugungstreue pflanzen und pflegen. Die evangelische Kirche hat es außerdem noch als ihre spezielle Aufgabe anzusehen, die ihr durch die Reformation wiedergebrachte und aufs neue gewährleistete Gewissensfreiheit zu hüten und in den rechten, gottgewollten Bahnen zu erhalten. Zwölf geisterfüllte Apostel haben einst eine ganze von Gott gewichene Welt in ihren Grundfesten erschüttert und ein Dutzend überzeugungstreue evangelische Christen, die ihre Bibel fleißig lesen, in die Kirche gehen und die beten können, dienen heutzutage noch der evangelischen Sache mehr als ein ganzes Heer von erregten Enthusiasten, die ihre pikante Weisheit aus

dem „Menace“ oder anderen Offenbarungen dieser Art schöpfen, dabei aber Gottesdienst und Abendmahl beständig meiden. Das möchten wir denn von vornherein und durchaus betonen, daß Glaubensgewißheit auf dem natürlichen Wege des Forschens und Hörens des geoffenbarten Gotteswortes kommt.

Unter evangelischer Glaubensgewißheit im weitesten Sinne verstehen wir nicht ein Gut, auf das wir als evangelische Christen eine Art von Patentrecht besitzen, nach welchem sie also nur bei uns und sonst nirgends sich findet, sondern wir meinen damit die persönliche Ueberzeugung, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei unser Heiland, Erlöser und Herr. Solche überzeugungstreue Bekenner finden sich in allen Kirchengemeinschaften, soweit sie auf dem unbeweglichen Grunde des Wortes Gottes stehen. In Gemeinschaft mit allen diesen lebendigen Gliedern am Leibe Jesu Christi halten wir fest an dem Evangelium als der Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Wir predigen das Wort vom Kreuz und rühmen uns dieser Botschaft als des einzigen, aber für alle Ewigkeit vollgiltigen und ausreichenden Mittels zu unserer Seligkeit, und das alles aus lauter Gnade. Als evangelische Sonderkirche müssen wir es besonders betonen, daß wir die Heilige Schrift allein als die Quelle religiöser Erkenntnis und als Norm und Richtschnur der Lehre und Praxis gelten lassen. Den menschlichen Werken, als notwendig für die Aneignung der vor Gott geltenden Gerechtigkeit, setzen wir entgegen die Gerechtigkeit allein durch den Glauben. Solcher Glaube kann weder durch konfessionelle Schranken eingedämmt werden, noch ist dazu nötig ein besonders reiches Maß von theologischem Wissen oder eine glänzende Fülle von gottesdienstlichen Zeremonien, sondern das feste Bewußtsein innigster Vereinigung unseres Geisteslebens mit dem göttlichen. Sonst wäre die häufige Erscheinung unmöglich, daß einfache, ungelehrte Leute einen bewundernswert großen Glauben haben und umgekehrt theologisch und anderweitig hochgebildete Persönlichkeiten sehr schwach und arm an Geistesleben sein können.

Wo freilich der Glaube vereint ist mit einem hohen Grad von Wissen und Erkenntnis, da sind solche Leute auch dazu angetan Führer ihres Volkes zu sein. Das sehen wir an Moses, an Paulus, an Luther, an Calvin, an Spener, an Stöcker und anderen. Der große Reformator war sich seines Glaubens gewiß. Lange und bitter und bis aufs Blut hat er darum kämpfen müssen. Er war ja durchaus ein Kind seiner Zeit, befangen in allerlei Aberglauben des Mittelalters und noch in reifen Jahren blieb ihm diese Furcht bis zu gewissen Grenzen. Er war auch ein treuer und ehrlicher Sohn seiner Kirche. Dafür haben wir sein bekanntes Wort: „Wahr ist es, ein frommer Mönch bin ich gewesen und hab so gestreng meinen Orden gehalten, daß ich sagen darf: Ist je ein Mönch in den Himmel kommen durch Möncherei, so

wollt ich auch hineinkommen sein. Das werden mir zeugen alle meine Klostergesellen, die mich gekannt haben. Denn ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Beten, Fasten, Wachen, Frieren, Lesen und anderer Arbeit; dennoch aber war ich ganz traurig und betrübt, weil ich gedachte, Gott wäre mir nicht gnädig." Was er eben in seiner Kirche suchte, fand er nicht, konnte er nicht finden. Sein tiefes, heilsverlangendes, nach Gott schreiendes Herz konnte keinen überzeugenden Frieden erlangen. Erst da er alles eigene Tun aufgibt und einzig und allein in seines Erlösers Auge blickt, fühlt er die heilsame Gnade Gottes in seiner Seele widerstrahlen. Er lernt einen Glauben, der sich auf Gott allein verläßt und diesem übergibt er sich mit der ganzen Kraft seiner freudigen Seele. Noch ahnte er nicht, daß er damit in Gegensatz zu seiner Kirche getreten war. Er hoffte vielmehr zuversichtlich, daß sie seine Erkenntnis teile, ihn in seinem Glauben stärke und ihm dafür einen starken Rückhalt biete. Erst später erkannte er mit Schrecken, daß er eine bittere Täuschung erleben mußte, und die Kirche über alles das Gebot der unbedingten Unterwerfung unter ihre Autorität setzte. Da wallt freilich bald des deutschen Mannes Blut und sein Glaube verleiht ihm Mut zu widerstehen. In der festen, aus Gottes Wort und der eigenen Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, daß der Glaube allein die Gemeinschaft mit Christo vermitteln könne und daß der Weg zu Gott durch Christum und sonst keinen führe, konnte und wollte Luther nicht widerrufen und ein Rückwärts gab es darum nicht mehr für ihn. In seiner Antwort an den Dominikaner Sylvester Mazzolini Prierias sagt er: „Der Kirche Bann wird mich nicht von der Kirche scheiden, wenn die Wahrheit mich mit der Kirche vereinigt." In derselben Schrift sagt er etwas früher: „Nicht die Gewalt der Kirche, sondern der Glaube reinigt, heilt, befreit die Seele von allen Uebeln."

So wird Luther nach und nach zum Reformator, getrieben durch seine eigene Kirche. Er ist seiner Aufgabe aber gewachsen und führt aus, was viele vor ihm gewünscht, manche versucht und etliche mit dem Kerker, ja mit dem Scheiterhaufen gebüßt haben. Er pflanzt die Lebenserfahrung, die sein Innerstes erfaßt hatte, als Lebenskeim dem alten Baum der hergebrachten falschen Frömmigkeit ein und siehe da, aus der ewig gesunden Wurzel erwächst aufs neue ein Lebensbaum. Eben dieser selbsterlebte Glaube, diese nach hartem Kampf gewonnene und immer stärker werdende Ueberzeugung war die Kraft, mit der er schließlich den bis dahin allmächtigen römischen Koloß erzittern machte. Solcher Glaube ist ja der Kern des Chrirstentums, oder wie Johannes schreibt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wer ist aber, der die Welt überwindet, ohne der da glaubet, daß Jesus Gottes Sohn ist?"

Luther gräbt darum aus dem Schutt der Vergessenheit den alten paulinischen Gedanken wieder hervor: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den

Glauben." Damit biegt er ab von dem Wege, den seine Kirche wohl Jahrhunderte lang gegangen war, und zeigt den irrenden Seelen den kurzen Weg des gläubigen Vertrauens auf Christum. Auf diesem Wege folgen ihm die evangelischen Stände, wenn sie am 25. April 1529 auf dem Reichstag zu Speyer die Protestationsurkunde unterzeichnen und erklären, „daß in Sachen Gottes Ehre und unserer Seelen Heil und Seligkeit belangend, ein jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben müsse und daß sie dabei bleiben, daß allein das in den biblischen Büchern verfaßte Gotteswort lauter und rein und nichts, was dawider sei, gepredigt werde; denn an ihm als der alleinigen Wahrheit und dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und Lebens kann niemand irren noch fehl gehen, während aller menschliche Zusatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht bestehen kann."

Das ist der Grund auf dem die evangelische Kirche steht. Einen andern Grund darf niemand legen. Durch nichts und durch niemand darf sie sich in diesen Grundsätzen des Glaubens und der Lehre irre machen lassen. Sie muß vielmehr auf demselben weiter bauen und die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein muß die religiöse Grundstimmung bleiben, als der Artikel, mit dem sie steht und fällt.

Es wird das freilich für alle Zeiten einen Kampf bedeuten, und die evangelische Kirche tut wohl daran, ihr Pulver trocken zu halten. Man hat wohl Luthers Thesen anfänglich für ein müssiges Gezänk der Theologen gehalten und als man offiziell Notiz davon genommen hatte, glaubte man mit der Uebermacht gewohnter Mittel bald wieder Ruhe schaffen zu können. Doch siehe, Rom blutet heute noch an den Wunden, die der kleine, verachtete Hirte dem trotzigen, auf seine Macht pochenden Riesen geschlagen hat. Noch aber hat er nicht die Todeswunde empfangen, er ist noch auf dem Plan und ist nicht nur kampfesfähig, sondern auch kampfesfreudig. Der alt böse Feind, mit Ernst er es jetzt meint, wie ehedem. Es ist ein merkwürdiges, geschichtliches Zusammentreffen, daß nur neun Jahre nach Luthers Geburt der Mann ins Leben trat, der die Seele wurde der finsteren Macht, die die Evangelischen so grausam verfolgte, Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens. Mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, wenn sie nur dem Zwecke dienten, versuchte es dieser Orden, der sich „die Gesellschaft Jesu" nennt, die Pestkrankheit des Protestantismus auszurotten. Bis auf diese Stunde hat die evangelische Kirche auch keinen grimmigeren äußerlichen Feind, als die Jesuiten, die ihr beständig nachstellen und die wohl stets die Erzfeinde der Wahrheit und der evangelischen Gewissensfreiheit bleiben werden.

Scheinbar ist auch die Macht der römischen Kirche in stetem Wachsen begriffen, besonders wenn man die politische Weltlage ins Auge faßt. Welchen Druck z. B. übt nicht das Zentrum aus in Deutschland, wo man nichts unversucht läßt, die Wiederzulassung der Jesuiten zu erzwingen und wo man allen Ernstes von einer „schwarzen Gefahr"

redet. Auch hierzulande ist der Einfluß der Römlinge in politischem Sinn längst schon in ein bedenkliches Stadium getreten. Amerika ist das gelobte Land der Kirche Roms. Nicht nur sucht sie sich mit sichtlichem Erfolg der politischen Aemter zu bemächtigen, sondern sie trachtet auch danach, die öffentlichen Schulen zu beherrschen. Wir erinnern nur daran, daß die Indianerschulen fast gänzlich unter ihrer Kontrolle stehen, und daß die Schulbehörde in der Stadt New York, der Mehrzahl nach, aus Knechten Roms besteht. Wie die Kirche Roms denkt über das Verhältnis von Staat und Kirche zueinander, mögen nachfolgende Fragen und Antworten beleuchten, die einem katholischen „Handbuch der christlichen Lehre" entnommen sind. („Manual of Christian Doctrine, by a Seminary Professor, 18th edition, John Joseph McVey, Philadelphia, Pa.)

Frage 113. Warum ist die Kirche unabhängig vom Staat?

Antwort: (1) Weil ihr Ursprung, ihre Autorität, ihr Zweck und ihr Ziel nicht vom Staate ist, sondern von Christo selber. — (2) Weil Christus verordnet hat, daß seine Kirche, ihm selber gleich, erhaben sein soll über alle irdische Macht.

Frage 114. Warum ist die Kirche über dem Staat?

Antwort: Weil das Ziel der Kirche das edelste aller Ziele ist.

Frage 115. In welcher Ordnung, oder in welcher Beziehung ist der Staat der Kirche untergeordnet?

Antwort: In der geistlichen Ordnung und in allen Dingen, die sich auf dieselben beziehen.

Frage 116. Welches Recht hat der Papst kraft dieser Suprematie?

Antwort: Das Recht, alle diejenigen Gesetze und Regierungsverordnungen außer Kraft zu setzen, welche das Seelenheil schädigen und die natürlichen Rechte der Bürger beeinträchtigen.

Frage 117. Was sollte der Staat tun, außerdem daß er die Rechte und die Freiheit der Kirche respektieren muß?

Antwort: Der Staat sollte die Kirche unterstützen, schützen und verteidigen.

Frage 118. Worauf gründet sich diese Pflicht?

Antwort: Auf die Verpflichtung der bürgerlichen Gesellschaft Religion auszuüben. Denn, weil die Völker von dem Schöpfer kommen, sind sie ihm als Völker Anbetung, Liebe und Gehorsam schuldig, genau wie die einzelnen Persönlichkeiten.

Frage 119. Was ist denn die Hauptverpflichtung der Staatsoberhäupter?

Antwort: Ihre Hauptverpflichtung ist, die katholische Religion auszuüben, und weil sie die Macht dazu haben, sie zu schützen und zu verteidigen.

Frage 120. Hat der Staat das Recht und die Pflicht, Spaltung oder Ketzerei mit dem Bann zu belegen?

Antwort: Ja, er hat das Recht und die Pflicht, das zu tun, beides zum Wohl des Volkes und zum Wohl des Gläubigen selbst; denn

religiöse Einheit ist die vornehmste Grundlage der gesellschaftlichen Einheit.

Frage 121. Wann mag der Staat andersgläubige Anbetung dulden?

Antwort: Wenn dieselbe eine Art gesetzliche Existenz erlangt hat, geheiligt durch die Zeit und zugestanden durch Verträge und Bündnisse.

Frage 122. Darf sich der Staat von der Kirche trennen?

Antwort: Nein, weil er sich nicht der höchsten Leitung Christi entziehen darf.

Frage 123. Wie wird die Lehre genannt, daß der Staat weder das Recht noch die Pflicht hat, mit der Kirche verbunden zu sein zu deren Schutz?

Antwort: Diese Lehre wird „Liberalismus" genannt. Sie gründet sich hauptsächlich auf die Tatsache, daß die moderne Gesellschaft auf Gewissens- und Religionsfreiheit, auf Rede- und Preßfreiheit beruht.

Frage 124. Warum muß der Liberalismus verdammt werden?

Antwort: (1) Weil er alle Unterordnung des Staates unter die Kirche leugnet;

(2) Weil er Freiheit und Recht vermengt;

(3) weil er die soziale Oberhoheit Christi verachtet und die Vorteile derselben verwirft.

Wir können natürlich in dem Rahmen dieser Arbeit nicht eingehen auf die einzelnen Punkte. Es genügt aber auch, sie bloß angeführt zu haben. Daß dieses Handbuch weitverbreitet ist, geht schon daraus hervor, daß es in weniger als fünf Jahren achtzehn Auflagen erlebt hat. Wenn aber Prinzipien dieser Art den katholischen Studenten eingepflanzt werden, so mag es in absehbarer Zeit dahin kommen, daß die freien Einrichtungen unsers Landes, die auf protestantischen Grundsätzen ruhen, in ernste Gefahr kommen. Wenn es ferner möglich ist, daß im Jahre des Herrn 1914 eine öffentliche Bibelverbrennung nach Art des Mittelalters in moderner Szenerie, veranstaltet werden kann, wie solches am 11. Januar dieses Jahres, an einem Sonntagnachmittag, auf den Philippinen geschehen ist, einem Territorium, über dem die amerikanische Flagge weht, das Emblem der Freiheit, und wenn ferner einem Lehrer der öffentlichen Schule, ebenfalls auf den Philippinen, ein Verweis erteilt wird von amtswegen, weil er am Sonntag in der Gemeinde, der er gliedlich angehört, einer Sonntagschulklasse vorsteht, dann darf man wohl, ohne in den Geruch eines wilden Fanatismus zu geraten, von einer „schwarzen Gefahr" auch hierzulande reden. Denn was Rom auf den Philippinen sich erlaubt, wird es in den Staaten ausüben, sobald es sich stark genug fühlt. Unsere Pflicht ist es unter solchen Verhältnissen allerdings, Gefahren dieser Art aufzudecken und alle gesetzlichen Wege und Mittel anzuwenden, um das drohende Unheil zunichte zu machen. Die Zeit ist dafür jetzt besonders günstig.

Der Kampf ist wohl im Prinzip entschieden. Das Evangelium ist, kraft seiner Wahrheit, aus demselben siegreich hervorgegangen und bricht sich immer noch neue Bahnen, besonders in der alten Welt. In der neuen steht aber noch, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein heißer Kampf bevor und die Entscheidungsschlacht zwischen Romanismus und Protestantismus wird auf amerikanischem Boden geschlagen werden. Wer weiß, ob nicht das Jubeljahr 1917 den Zündstoff dazu liefern wird?

Die evangelische Kirche der Gegenwart hat jedenfalls Ursache auf der Hut zu sein. Es ist ihre heilige Pflicht, in dieser Zeit in der Gleichgiltigkeit gegen alles was geistlich ist, die weitesten Schichten des Volkes durchdringt, in aller Treue zu halten, was sie hat. Sie muß an das Herz und das Gewissen ihrer Glieder appellieren, muß die Männerwelt zu begeistern suchen, wieder ihre Stellung als Hauspriester einzunehmen, und vor allem andern muß sie die Heilige Schrift dem einzelnen in die Hand geben und die Liebe Christi in den Herzen entzünden und wachhalten. Das wäre die beste Antwort auf das höhnende Gebahren der Römlinge, wenn sie schadenfroh hinweisen auf die Zerrissenheit des Protestantismus und ihm deshalb den Untergang verkünden. Wir beklagen wohl diese traurige Erscheinung tief und sind uns der Tatsache wohl bewußt, daß wenn der Protestantismus einig wäre, er eine unwiderstehliche Macht bedeuten würde. Allein auch diese Zerrissenheit ist von Gott zugelassen. Vielleicht ist die Zeit nach nicht reif für eine absolute Vereinigung und eine einheitliche Organisation bei dem bunten Gemisch der Nationalitäten, Sprachen und historischen Vergangenheit. Der Protestantismus hat trotzdem unter den verschiedenartigsten Verhältnissen seine Eigenart bewahrt, und das ist uns ein gutes Zeichen und tröstet uns in etwa über seine Spaltung in viele einzelne Lager. Das gibt uns auch den Mut, der ihm innewohnenden Lebenskraft es zuzutrauen, daß er im entscheidenden Moment, trotz seiner jetzigen Zerrissenheit, sich wie e i n Mann erheben wird, wenn es gilt, gegen den gemeinsamen Feind geschlossen Front zu machen. Es wäre wahrlich schlecht bestellt um unsere evangelische Glaubensgewißheit, wollten wir zweifeln oder gar verzweifeln an dem endlichen Sieg der Wahrheit über den Irrtum. So wie durch die Reformation eine höhere und reinere Auffassung und Anwendung des Christentums erlangt wurde, so gibt der Glaube an die Wahrheit des Evangeliums und der Glaube an den Fortschritt der Geschichte und an das Kommen des Reiches Gottes auf Erden die Gewähr, daß der Protestantismus von keiner andern Macht erdrückt werden kann, so lange er seinen Prinzipien treu bleibt. Wenn er schon von der Zeit an, da er noch die Kinderschuhe trug, anfing getrennt zu marschieren, so besitzt er doch das Zeug, vereint zu schlagen. Die nun schon etliche Jahre alte „Federation of Churches", der wir als Synode gliedlich angehören, mag auch ihr Teil dazu beitragen, die Einigkeit im Geiste zu fördern und zu

pflegen, durch das Band des Friedens und des kräftigen Zusammenwirkens.

Es ist auch unsers Erachtens ein gutes Zeichen der Zeit, daß die Kirche endlich angefangen hat, sich der Männerwelt besser anzunehmen und sie aufmerksam zu machen auf die Verantwortung des einzelnen in seiner Stellung als Mann, als Bürger und als Christ. Wenn es uns gelingt, diese Bewegung in die rechten Bahnen zu leiten und darin zu halten, so werden wir unsere Männer zu Streitern erziehen, auf die wir uns in der Stunde der Not wohl verlassen können.

Den einzelnen zur Mitarbeit heranzuziehen, muß daher ein wesentliches Stück unserer Aufgabe in der Gegenwart sein. Sie ist wohl schwer, aber ihre Möglichkeit liegt in dem Charakter der evangelischen Frömmigkeit, die den einzelnen anhält, Gottes Wort zu lesen, zu hören und anzuwenden. So streng die evangelische Kirche an diesem Stücke festhalten muß, so wenig ist sie aber bestrebt, den einzelnen sklavisch an sich zu binden. Sie will uns vielmehr zu freien Männern mit selbstständiger Kraft des Glaubens erziehen, die jeder schöpfen kann aus dem klaren Wort Gottes. Sie ist also keine Herrin, wohl aber eine Dienerin, eine Führerin im Glauben. Da ist dann weder die Kirche noch das einzelne Glied in ihr eine starre, fertige, nach allen Seiten hin abgeschlossene Größe, sondern beide sind im beständigen Werden, im Zunehmen begriffen, wie Luther einmal gesagt hat: „Christ sein, heißt Christ werden," oder wie Paulus denselben Gedanken in die Worte gekleidet hat: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe oder vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin."

Unser Ziel ist also kein anderes als darauf hinzuarbeiten, daß der einzelne, wie die Gesamtheit, das Evangelium reiner erfasse, treuer darstelle, fester sich darauf gründe und es immer wirksamer anwende im alltäglichen Leben. Das ist des Glaubens rechte Art. Zeitigt er nicht solche Werke des Lebens, dann ist er ein toter Buchstabe, ja er ist tot in sich selber. Der Sozialdemokrat Proudhon hat das bittere, aber oft so wahre Wort gesprochen: „Christen sind Lügner, denn wenn sie glauben würden, was sie bekennen, sie hätten keine Ruhe bei Tag und Nacht." In der Tat, echter Glaube muß wirken die Werke des, der ihn angefangen hat. An diesem Glauben kennt der Herr die Seinen. Das ist der Glaube

> Der aus dem Wort gezeuget,
> Und durch das Wort sich nährt,
> Und vor dem Wort sich beuget,
> Und mit dem Wort sich wehrt.

Und:

> Dies Wort sie sollen lassen stahn
> Und kein' Dank dazu haben.

„Siehe, ich sende euch!"

Exegetische Arbeit über Matth. 10, 16—25, von Prof. G. Braendli.

(Auf Wunsch der St. Louis Pastoralkonferenz eingesandt.)

Zur leichteren Uebersicht unterscheiden wir vier Gedankengruppen:

1. V. 16—18: Die Aufgabe und Stellung, die der Herr seinen Gesandten in der Welt zuweist.
2. V. 19. 20: Der Trost, den er ihnen gibt für Zeiten schwerer Prüfung.
3. V. 21—23: Sie müssen aber auch bereit sein, um seines Namens willen alles zu opfern.
4. V. 24. 25: Die Schmach Christi gehört zum Jüngerberuf in dieser Welt.

Diese vier Gedankengruppen, die sich inhaltlich deutlich voneinander abheben, hängen aber innerlich aufs engste miteinander zusammen. Infolge ihres hohen Berufes nehmen die Jünger in der Welt eine schwere Stellung ein, V. 16—18. — Sie wird ihnen erleichtert durch die große Zusage, V. 19. 20. — Daß es sich aber dennoch um einen Kampf handelt, der die höchsten Anforderungen an den Streiter Jesu Christi stellt, besagen V. 20—23. — Aber der Blick auf den Gang des Meisters nimmt diesem schweren Jüngerberuf alles Befremdliche. V. 24. 25.

V. 16a: „Ich sende euch" — dieses Wort steht wie eine leuchtende Sonne über allem folgenden. Offenbar gilt diese Sendung nicht einem Triumphzug durch die Welt, denn, daß die von ihm Gesandten die physisch Schwächeren, also der leidende Teil sein werden, ist ganz unmißverständlich in dem Wort enthalten: „Wie Schafe inmitten von Wölfen!" Ihre Hilflosigkeit gegenüber einem übermächtigen Feind soll ihnen damit zum Bewußtsein gebracht werden. Alle fleischlichen Hoffnungen, welche die Jünger je gehegt haben, müssen angesichts solcher Sendung aufgegeben werden. Und das schwere Los das ihnen in Aussicht gestellt wird, es wird nur dadurch erleichtert, daß es nicht ein selbstgewähltes ist, sondern daß der, zu dessen göttlicher Macht sie ein unbegrenztes Zutrauen haben, ihnen sagt: „Siehe, **Ich** sende euch!"

Nach V. 18 ist es ein schweres, aber überaus wichtiges Zeugenamt, das ihnen anvertraut ist. Und es wird ihnen vonseiten der Welt nicht erleichtert, sondern beinahe unmöglich gemacht. Darum die Mahnung am Schluß von V. 16: „Seid also **klug** wie die Schlangen und **ohne Falsch** wie die Tauben!" Damit ist das Ausüben von zwei Tugenden verlangt, die auf den ersten Blick unvereinbar erscheinen: Schlangenklugheit und Taubeneinfalt! φρόνιμος ist der, welcher Verstand hat und ihn zu brauchen weiß! ἀκέραιος bagegen bedeutet lauter, rein, unverfälscht, nicht durch fremde Zutat zersetzt. — Hier ist also eine Klugheit gemeint, die

ganz frei und rein ist von bösen Tücken! Also eine „Klugheit **ohne** den geringsten Beigeschmack von boshafter List! Das δὲ in V. 17 deutet auf den Gegensatz des folgenden mit dem unmittelbar Vorhergehenden. „Hütet euch jedoch vor den Menschen“ — die Einfalt, die der Herr von seinen Jüngern fordert, ist nicht etwa törichte Vertrauensseligkeit, sondern weise Vorsicht, die es allein ermöglicht, in dieser feindlichen Welt das anvertraute Zeugenamt auszurichten. „Die Menschen“ sind hier ganz allgemein als die Feinde Christi und seiner Gesandten betrachtet, ganz in dem Sinn wie z. B. Joh. mit Vorliebe „die Welt“ nennt, als den Inbegriff alles Gottwidrigen. Sie werden die Feindschaft der Menschen reichlich erfahren: durch Ueberlieferung an Synedrien (= jüdische Gerichtsversammlungen), ferner durch Geißelung in ihren Synagogen. — Auch vor Statthalter und Könige werden sie geführt werden, V. 18. Damit erweitert sich also der Kreis ihres Wirkens über Israel hinaus, vgl. Act. 1, 8: „Und ihr werdet meine Zeugen sein sowohl in Jerusalem, wie im ganzen jüdischen Land und in Samaria, und bis an das Ende der Erde.“ — Die hier zuletzt genannten „Statthalter und Könige“ sind die Beherrscher der heidnischen Welt. Vor jüdischen und heidnischen Gewalthabern also werden sie stehen und wie der Herr sagt: „Um meinetwillen!“ — Er gibt ihnen Amt und Aufgabe, um seinetwillen stehen sie darum in der Welt, wie Schafe inmitten von Wölfen. Aber, diese Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, und die Beschwerden, die sie zu erdulden haben, kommen nicht von einem blinden, bösen Zufall her — sondern sie gehören zu ihrer Aufgabe. Was sie um des Herrn willen leiden und dulden, dient einem höheren Zweck: nämlich, εἰς μαρτύριον ἀυτοῖς καὶ τοῖς ἔθνεσιν — den Juden und Heiden soll an dem Opfermut der Zeugen Jesu die herrliche Größe dessen kund werden, der sie in seinen Dienst stellte. Alle Welt also soll am Heldentum dieser leidenden treuen Bekenner etwas schauen und erkennen von der Herrlichkeit Christi. Es handelt sich also nicht nur um ein Bekenntnis des Mundes, um eine Predigt in Worten, sondern um ein Zeugnis, das abgelegt wird durch Leiden und Dulden. Dazu bedarf es aber der völligen Hingabe an diesen Zeugenberuf.

V. 19. 20: „Falls sie euch aber überliefern“ — in V. 17 ist der bestimmte Fall als **zukünftig** ins Auge gefaßt: παραδώσουσιν — hier dagegen: ὅταν δὲ παραδῶσιν — ist die hypothetische Form gewählt, weil nur für einen möglicherweise eintretenden Fall zum Trost dann diese Verheißung gilt. — Wenn's also dazu kommt, daß ihr euch vor den Machthabern dieser Welt zu verantworten haben werdet, dann sollt ihr euch nicht darum sorgen, „wie“ oder „was“ ihr reden sollt. πῶς ἢ τί: das erste geht auf die Form, das zweite auf den Inhalt ihres Zeugnisses. Beides ist dann nicht Produkt ihrer Verstandesarbeit — denn, eben wo die Not am Größten, da darf es der treue Zeuge Christi erfahren, daß

sein erhöhter Herr mit seines Geistes Licht und Kraft ihm nahe ist. Der Grund ihrer Sorglosigkeit, gerade da, wo alles auf ein freies und mutiges Zeugnis ihrerseits ankommt, ist die Verheißung des Herrn: „Es wird euch nämlich in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt.“ Das rechte Wort, zur rechten Zeit, wird ihnen geschenkt, natürlich unter der Voraussetzung, daß nicht eigene Torheit oder Unvorsichtigkeit sie in diese gefährliche Lage gebracht hat, sondern ihre Sendung, bei der sie sich erwiesen haben als „kluge und „echte“ Zeugen Christi, die nur das eine Streben haben, ihrem hohen Sender und ihrer Sendung Ehre zu machen. Denn nur wer „um seinetwillen“ in Gefahr kommt, darf sich der hier gegebenen Zusage trösten. Aber dann gilt sie auch voll und ganz, und zwar in dem hier vom Herrn selber bezeugten Sinn: „Denn nicht ihr seid die Redenden, sondern der Geist eures Vaters ist's der redet in euch!“ Damit gibt der Herr seinen Zeugen das Vorrecht absoluter Sorglosigkeit selbst da, wo das natürliche Auge nur Gefahr und Not und Tod sieht.

Bemerkenswert ist hier der Ausdruck: τὸ πνεῦμα τοῦ πατρὸς ὑμῶν! Damit erhebt Jesus seine Jünger zur Gotteskindschaft. Und darin liegt für sie die sichere Gewähr, daß Gott sie nie und nimmer verläßt. Aber es ist doch zu beachten, daß Jesus hier nicht πατὴρ ἡμῶν sagt. Er, der Meister, steht in einem höheren Kindschaftsverhältnis zum himmlischen Vater, als seine Boten an die Welt. Er ist der ewige Sohn Gottes; sie dagegen sind durch ihn erhoben worden aus der Knechtschaft in den Stand der Kindschaft. Als Gottes Kinder brauchen sie keine Macht der Welt zu fürchten. Und wenn sie auch den Haß der Welt um ihres hohen Berufes willen tragen müssen, weil sie als Gotteskinder für den Zeugnis ablegen, dem sie diesen Heilsstand verdanken — und wenn sie um ihres Zeugnisses willen zur Verantwortung gezogen werden vor jüdischen Synagogengerichten und vor heidnischen Machthabern, dann wird der Geist ihres Vaters sie erfüllen und sie nicht nur lehren „was“ sie reden sollen, sondern auch „wie“ sie ihr Reden zweckentsprechend gestalten können. Darum ist es nicht ängstliche Zaghaftigkeit, sondern Weisheit und Kraft und Heldenmut, welche der Zeuge Christi in den ernsten Entscheidungsstunden vor der Welt zur Schau trägt.

V. 21. 22: Daß es aber trotzalledem eine tiefernste Wahrheit ist, wenn der Herr seine Boten darstellt „als Schafe inmitten von Wölfen,“ das zeigen die folgenden Worte, die den tötlichen Haß der gottentfremdeten Menschheit illustrieren, der seinen Zeugen in der Welt begegnet. Dieser Haß „um seines Namens willen,“ dieser Christushaß zerreißt die festesten und innigsten natürlichen Bande. Geschwisterliebe, Eltern- und Kindesliebe wandelt sich in tötliche Feindschaft. Heute noch gibt es für einen Juden keinen verhaßteren Namen, als den Namen Jesu Christi. Wer diesen Namen trägt, hat sein Leben verwirkt — die eigenen Hausgenossen eines bekehrten

Juden sind seine schlimmsten Feinde. Und das Heidentum kannte zur Zeit des aufkeimenden Christentums keinen verderblicheren Aberglauben, als den Christenglauben.

Wenn wir einen Tacitus darüber klagen hören (Ann. XV, 44), daß dieser verderbliche Aberglaube nun auch in Rom sich eingenistet habe, wo von überallher alles Scheußliche und Schändliche zusammenströme — und wenn derselbe Tacitus die Christen zwar von der Brandstiftung Roms freispricht, aber dann sie des Hasses gegen die Menschheit anklagt und sie verurteilt als Missetäter, die sich der härtesten Strafen schuldig gemacht haben, und wenn er meint, damit die unsagbaren Greuel, die das Heidentum an den Christen verübt hat, gerechtfertigt zu haben — dann erkennen wir den tiefen Ernst des Wortes des Herrn an seine Jünger: „Und ihr werdet gehaßt sein von allen.“ Und zwar gehaßt: „Um meines Namens willen.“ Sein Name, den sie als ihr Siegespanier hochhalten, und den sie der Welt verkündigen als den Namen, in welchem Gott der Welt das Heil beschlossen hat — dieser Name ist der Welt ein Stein des Anstoßens und ein Fels des Aergernisses.

„Wer aber ausharret bis ans Ende, der wird gerettet werden.“ — Alle diese Trübsale, die der Zeuge Jesu Christi trägt weil sie zu seiner Lebensaufgabe gehören, sie werden ihr Ende erreichen; denn auch diese Trübsalstage sind gezählt. Und nach dem Kampf winkt die Siegeskrone! „Heil“ (σωτηρία) ist das Resultat des verheißenen σώζεσθαι. „Heil“ umfaßt das gesamte herrliche und selige Leben in der Vollendung; dieses Gotteserbe, das die Kinder des himmlischen Vaters einst antreten werden als Miterben Christi! Das ist die lebendige Hoffnung der von der Welt unter die Füße getretenen Heldenschar. Aber noch eine andere Hoffnung gibt ihnen der Meister, der sie sendet, mit den Worten von V. 23; im Blick auf die Verfolgung, die sie von Stadt zu Stadt treiben wird, versichert sie der Herr: „Denn wahrlich ich sage euch, nimmer werdet ihr zu Ende bringen die Städte Israels bis der Menschensohn kommt.“ Der Gedanke dieses Wortes ist der, daß es ihnen trotz aller Macht und List und Bosheit ihrer Feinde nie an der Gelegenheit fehlen werde, ihres hohen Zeugenamtes zu walten. — „Menschensohn“ ist hier im Anschluß an Dan. 7, 13. 14 gebraucht, ebenso wie Matth. 16, 27 und 25, 31, wo Jesus ebenfalls redet von seiner Wiederkunft! — οὐ μὴ τελεσητε τὰς πόλεις Ἰσραὴλ Damit ist des Bestimmtesten in Abrede gestellt, daß es ihnen in der Gegenwart gelingen werde, durch ihr Zeugnis „Israel“ als Volksganzes für den Christenglauben zu gewinnen. οὐ μη — ἕως Nimmer ... bis daß, also: erst dann, unmittelbar vor der letzten Vollendungszeit, wird für Israel die Stunde der Erlösung schlagen. Was Jesus mit diesem ἕως nur andeutet, ist von Paulus, Röm. 11, 25, zur klaren Vorherverkündigung der endlichen Rettung Israels ausgestaltet: „Ganz Israel wird gerettet werden,“ seine teilweise Ver-

stockung dauert so lange, „bis daß die Vollzahl der Heiden eingegangen ist.“

Den ganzen Gedankengang von V. 16—22 bringen endlich noch V. 24. 25 zum Abschluß.

„*Ich sende euch*“ — und dieser Sendung entspricht ihre Stellung in der Menschenwelt: sie stehen da „wie Schafe inmitten von Wölfen.“ — „*Um seinetwillen*“ werden sie sich vor den Machthabern der jüdischen und heidnischen Welt zu verantworten haben. „*Sein Name*“ wird ihnen den tödlichen Haß der Welt eintragen — aber: das alles gehört zur Jüngerschaft und entspricht durchaus ihrer Stellung als *seine* Diener! Nichts als eitle Selbsterhebung wäre es, wenn der Jünger *über* den Meister, der Diener *über* den Herrn sich stellen wollte. ἀρκετὸν ἐστιν d. h. *mehr* **kann** er nicht erwarten, und **wird** er auch, seiner untergeordneten Stellung sich bewußt, nicht einmal wünschen: *Alle* seine Erwartungen und Wünsche sind erfüllt, sein Strebeziel ist erreicht, wenn er seinem Herrn und Meister ähnlich geworden ist. Aber — ähnlich nicht nur in Erweisung des Geistes und der Kraft von oben (V. 19. 20) — sondern ähnlich auch in der Niedrigkeit, auf die endlich Jesus noch hindeutet mit dem Wort: „Wenn sie den Hausherrn Beelzebub geheißen haben, wie viel mehr sein Hausgesinde.“ *) Eine größere Schmach konnte ihm, dem *Sohn* des Vaters, der zum *Herrn* über Gottes Haus gesetzt war, nicht angetan werden; bösartiger hat sich ihm gegenüber der Haß der Welt nicht äußern können, als daß er, das persönliche *Wort* Gottes, das *Licht* der göttlichen Wahrheit, solcherweise identifiziert wurde mit dem Vater der Lüge, mit dem Fürsten des Reiches der Finsternis! (βεελζεβούλ, die bestbezeugte Lesart, ist abzuleiten von בַּעַל זְבוּל = Herr der Wohnung, nicht der Geister der Finsternis! zu der anderen, von hieran substituierten Form vgl. 2. Reg. 1, 2. 3. 16 — wo eine Gottheit der Ekroniter „Beelzebub“ genannt wird.)

Wenn also der Jünger dieses Los seines Meisters vor Augen hat, dann kann es ihn nicht befremden, daß, je mehr er seinem Meister ähnlich wird, je deutlicher sein Zeugnis an die Welt ist, je entschlossener er sich bekennt zum Namen des Sohnes Gottes — desto mehr dann auch *ihn* die Schmach Christi treffen muß. — Vgl. 1. Kor. 4, 9—13: „Gott hat uns Apostel als *Letzte* erwiesen, als dem Tode Geweihte, damit wir ein Schauspiel würden der Welt, für Engel sowohl wie für Menschen“ — und der Apostel schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Wie zum Auswurf der Welt, wie Kehricht aller sind wir geworden, bis jetzt!“ — Aber das Bewußtsein: Wir sind des Herrn Gesandte, um seinetwillen dulden wir, um seines Namens willen sind wir zu jedem Opfer bereit — seine Schmach ist's, die wir tragen, — dieses Bewußtsein gibt dem treuen Diener dieses höheren Herrn auch das siegesfreudige Wort auf die Zunge: „In dem allen überwinden wir

*) Vgl. Math. 12, 24.

weit, um deswillen, der uns geliebet hat!" Seine Liebe hat ihn bewogen, hernieder zu steigen vom Thron seiner Herrlichkeit — wer wollte sich schämen, seine Schmach zu tragen, da doch seine Erniedrigung das Mittel ist zu unserer Erhöhung!

Exegetische Arbeit über Joh. 7, 37—39,

für die Pastoralkonferenz in Toledo, 7. Oktober 1914.

Von Pastor Karl Roth, Valley City, Ohio.

„Aber am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war, trat Jesus auf, rief und sprach: Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubet, wie die Schrift saget, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Das sagte er aber von dem Geist, welchen empfahen sollten, die an ihn glaubten; denn der Heilige Geist war noch nicht da; denn Jesus war noch nicht verkläret."

Einleitung.

1. Das Laubhüttenfest, von dem hier die Rede ist, war neben dem Passah- und dem Pfingstfest das letzte der drei großen jährlichen Feste Israels und hatte neben seiner geschichtlichen, auch eine landwirtschaftliche Bedeutung: In ersterer Hinsicht erinnerte es an die 40jährige Wanderschaft Israels in der Wüste, und andrerseits war es das Fest der Einsammlung von Obst, Oel und Wein. Es war das fröhlichste Fest in Israel, und wurde gefeiert vom 15. bis zum 21. Tag des 7. Monats (Tischri) mit täglichen, großartigen Opfern, wie zu sehen aus 3. Mose 23, 33 ff. (cf. 4. Mose 29, 12—38; 5. Mose 16, 13—15). Zwei nachexilische, besondere Gebräuche dabei zur Erhöhung der Festfreude waren: Die Illumination am Abend des ersten Festtages und das Wassergießen zur Zeit des Morgenopfers an jedem der sieben Tage: Ein Priester nämlich holte mit einer goldenen Kanne Wasser aus der Quelle Siloah am Fuß des Tempelbergs, das er nebst Wein an der Westseite des Brandopferaltars, unter Musik und Lobgesang, ausgoß, zum Andenken an die wunderbare Spendung des Wassers aus dem Felsen in der Wüste und zugleich mit symbolischer Bedeutung nach Jes. 12, 3: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen." An diese geschichtliche Tatsache und den genannten Brauch knüpft Jesus seine Rede an.

2. „Mitten im Fest (V. 14) ging Jesus hinauf nach Jerusalem in den Tempel und lehrete." Teils wunderte man sich seiner Lehre, teils begegnete man ihm mit Widerspruch, teils glaubten viele vom Volk an ihn. Infolgedessen sandten die Pharisäer und Hohepriester Knechte aus, ihn zu greifen (V. 32). Und in deren Gegenwart wohl kündigte Jesus dem Volk an, daß er nur noch eine kurze Zeit bei ihnen sein werde, um dann zum Vater zu gehen (V. 33). „Am

letzten Tag des Festes aber, der am herrlichsten war," trat Jesus nochmals auf und redete im Anschluß an die Bedeutung des Festes, und wie zum vorläufigen Abschied, die herrlichen Worte der Einladung, V. 37. 38. Wenn wir auch nicht mehr genau und bestimmt wissen, warum der letzte Tag des Festes der herrlichste war, für uns genüge die Erklärung, daß seine eigentliche und größte Herrlichkeit eben darin bestand, daß Jesus in solcher Weise auftrat, die eigentliche Bedeutung und Idee des Festes aufs schönste in sich selbst erfüllend.

Abhandlung.

1. Es ist als wollte er sagen: Ist irgend jemand unter euch, der durch die Lust und Freude des Laubhüttenfestes, durch das Bild- und Schattenwerk, das an alte Geschichten und Wunder anschließend, doch eigentlich nur von Zukünftigem weissagen will, ist jemand durch all dies nicht befriedigt, sondern hat Durst und Verlangen nach wahrer Freude und Gerechtigkeit, nach Geist und Leben, der komme doch zu mir, der glaube an mich, und nehme und trinke das Wasser des Lebens, das kein Fest mit all seiner Herrlichkeit ihm bieten kann. Was der Herr also dort am stillen, einsamen Jakobsbrunnen der Samariterin sagt, das verkündigt er hier öffentlich im Tempel am Festjubel Israels — für damals und für alle nachfolgenden Zeiten, und zwar in unvergleichlich klarer und schöner Weise.

2. Welches ist nun die „Schrift", von der Jesus hier redet? Ein buchstäbliches Zitat aus dem Alten Testament ist es nicht. Und doch muß die Hauptsache, das Fließen von Strömen lebendigen Wassers und das Trinken davon, zu finden sein; ohne daß wir uns zu der verfehlten Zuflucht, zu apokryphischen oder verloren gegangenen kanonischen Schriften, gezwungen sehen. Folgende Stellen aber reichen nicht hin zur Erklärung des merkwürdigen Ausdrucks, dessen Jesus sich hier bedient: Jes. 55, 1 („Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser"); 43, 20 („Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten"); 44, 3 („Ich will Wasser gießen auf das Durstige, und Ströme auf das Dürre"). Obwohl in diesen Stellen die eigentliche Sache, das lebendige Wasser, genannt ist, sagen sie doch nicht, woher das Wasser fließen soll, und ganz besonders erklären sie uns nicht den Ausdruck: „Aus dessen Leibe." Wir wenden uns deshalb zu jenen prophetischen Schriftstellen, die uns bezeugen, daß von Jerusalem, vom Tempelberg, vom Tempel selbst ein Quell und Wasserströme ausgehen sollen. Sach. 14, 8: „Zu der Zeit werden frische Wasser aus Jerusalem fließen." Joel 3, 23: „Zur selbigen Zeit wird eine Quelle vom Hause des Herrn ausgehen." Hes. 47, 1: „Siehe, da floß ein Wasser heraus unter der Schwelle des Tempels gegen Morgen; denn die vordere Seite des Tempels war gegen Morgen. Und das Wasser lief an „der rechten Seite des Tempels neben dem

Altar hin gegen Mittag. Diese alttestamentlichen Prophetenstellen stimmen auffallend mit Offb. 22, 1: „Und er zeigte mir einen lauteren Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Kristall; der ging von dem Throne Gottes und des Lammes."

3. Wer und was ist nun aber, in der Erfüllung, dieser Tempel, dieser Thronsitz Gottes, von dem aus dieser Strom des Lebenswassers fließt? Ist es etwa die Gemeinde des Herrn? Unmöglich wäre das nicht, denn sie ist der Leib Christi, doch nur als ganzes und sofern vom Herrn und seinem Geist erfüllt und durchströmt. Unmöglich kann aber jeder einzelne Gläubige damit gemeint sein. Indessen redet doch Christus von einem Einzelnen, wenn er sagt: „Von dessen Leibe." Nach diesem Einen brauchen wir nicht lange zu suchen, es ist kein anderer als Christus selbst in seiner allerheiligsten Person; sein Leib ist nach Joh. 2, 21 der wahre Tempel Gottes. Darum deutet er mit Recht die genannten Schriftstellen auf sich. Sagt er doch auch gleich am Anfang: „Wen da dürstet, der komme zu mir." Sollten da diese Ströme denn nicht auch von ihm ausgehen, und zwar für alle, die da dürsten und dürstend zu ihm kommen? Das ist der natürlichste und ungekünsteltste Sinn unserer Stelle. Aber wie stimmt damit der Wortlaut? Vollständig, ohne die geringste Aenderung des Textes; nur müssen wir anders lesen, anders interpunktieren und auslegen, als es nach der Lutherschen Uebersetzung und fast ausnahmslos geschieht, und nach meiner Ueberzeugung höchst unbefriedigend geschieht. Statt der gewöhnlichen Lesart, lese man nun so: „Wen da dürstet, der komme zu mir, und (es) trinke, wer an mich glaubt; wie die Schrift sagt: Von deß Leibe" u. s. w., sodaß „von deß Leibe" auf Christum und nicht auf den Gläubigen bezogen wird. D. h. also: Bei mir ist reichliche Befriedigung für allen wahren Seelendurst, hier findet jeder, was er braucht zu seines Herzens Glück und seiner Seele Heil. „Ich bin das A und O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst." Offb. 21, 6. Wer nur dürstet, kommt und glaubt, soll trinken. — Diese Lesart, resp. Uebersetzung, ist sprachlich nicht härter und sachlich viel wahrheitsgemäßer als die alte. Und ich wundere mich, daß in den verschiedenen Bibelübersetzungen und Revisionen, sowie in den landläufigen Kommentaren die alte irreführende Lesart immer noch zu finden ist. Lange behauptet sogar, „die Beziehung des *ἐκ τῆς κοιλίας αὐτοῦ* auf Christum streite gegen den Zusammenhang, besonders V. 39! Wir werden aber nachher sehen, daß gerade das Gegenteil der Fall ist. Der Referent kann sich für seine Auffassung des Textes, soweit seine Kenntnisse in dieser Hinsicht reichen, nur auf zwei Autoritäten berufen. Die eine ist Stier, durch den er auf diese Auslegung geführt wurde, und dem er hierbei großenteils gefolgt ist; und die andere ist die älteste, die sich dafür überhaupt finden läßt, und die ihm mehr gilt als alle Kommentare; sie ist keine geringere als

unser Evangelist selber in V. 39! — Man wolle nicht vergessen, daß der Text völlig unangetastet bleibt; nur ist er sachgemäß zu konstruieren und zu übersetzen.

4. Sehen wir uns im einzelnen die Sache nun näher an, welche Gründe für diese Fassung und gegen die herkömmliche sprechen; es sind deren vier:

a. „Die Schrift" (natürlich des Alten Testaments) sagt nirgends, daß von den Gläubigen Ströme lebendigen Wassers ausgehen, sondern nur von Gott dem Herrn selbst.

Der Zwischensatz: „Wie die Schrift sagt," hat nämlich doch nur dann einen Sinn, wenn wir ihn auf das nachfolgende beziehen: „Von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen." Und wir dürfen nicht lesen: „Wer an mich glaubt, wie die Schrift sagt," als müßte der Glaube schriftgemäß sein. Wie sollte denn auch die Schrift des Alten Testaments uns etwa sagen wollen, wie man an Christum glaube? — Oder sollten etwa die „Heilsbrunnen," Jes. 12, 3, die Gläubigen sein? Die sollen ja doch daraus schöpfen; wie auch Offb. 7, 17 sagt: „Das Lamm mitten auf dem Stuhl wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen."

b. Der merkwürdige Ausdruck „Leib", eigentlich Bauch, κοιλία, enthält jedenfalls die größte Härte und unnatürlichste Gezwungenheit bei der gewöhnlichen Auslegung. Dieser massive Ausdruck kann doch nicht wohl den inneren Menschen, das Herz oder die Seele, bezeichnen. Den Leib aber, auch des Gläubigen, der doch unter den Folgen der Sünde leidet und für die Verwesung bestimmt ist, der „gesäet wird in Unehre," diesen Leib als eine Quelle lebendigen Wassers oder des Heiligen Geistes zu betrachten und zu bezeichnen, würde denn doch mindestens eine höchst merkwürdige und unverständliche Redensart sein. So etwas läßt sich doch nur von dem sagen, den der Vater geheiligt hatte, und der sich selbst dem Vater heiligte in ganz einziger Weise, sodaß auch sein Leib in allen seinen Gliedern heilig war und infolgedessen das vollkommene Organ, der Quell des Heiligen Geistes. Wie der Fels in der Wüste sein Wasser gab, so soll in Zukunft das Lebenswasser, der Heilige Geist, von Christo ausgehen, von seiner sünd- und fleckenlosen, gottgeweihten Leiblichkeit, Persönlichkeit; wie ja schon während seines Erdenwandels „die Kraft des Herrn von ihm ausging," die Kranken zu heilen.

c. Daß aber von jedem Gläubigen ohne Ausnahme nicht etwa Bächlein, sondern gleich ganze Ströme ποταμος lebendigen Wassers ausgehen sollten, das wäre allerdings nicht nach der Schrift, sondern wider dieselbe. Solch eine Behauptung ließe sich allenfalls, aber auch dann nur in recht beschränktem Sinn, rechtfertigen mit bezug auf besonders begabte und begnadigte Gottesmänner, wie etwa einen Petrus, Paulus oder Stephanus; Luther, Blumhardt von Bodelschwingh u. s. w. Das wären dann aber doch immer nur sehr vereinzelte Ausnahmen, und inwiefern dann gerade der sterbliche „Leib"

das Medium oder das Werkzeug dazu sein sollte, bliebe immer noch ganz unverständlich. Bei den gewöhnlichen Gläubigen aber denke man nicht an Christen, wie sie sein könnten oder sollten, sondern wie sie in Wirklichkeit sind. Und wie armselig sieht's bei ihnen meistens aus! Und von ihnen sollten Ströme, ganze Ströme lebendigen Wassers oder des Heiligen Geistes ausfließen? Ei, welch einer Selbstüberhebung würde der einzelne sich doch schuldig machen, wollte er so etwas von sich sagen; und welche Ungeheuerlichkeit müßten wir dem Herrn zutrauen, sollte er so etwas gesagt haben; da er ja doch seiner Gläubigen Schwächen und Gebrechen, Mängel und Versündigungen wohl kannte! In diesem Fall hätten wir dann heute überhaupt fast keine Gläubigen, oder was wahrscheinlicher ist, die herkömmliche Lesart ist falsch.

d. Endlich aber und hauptsächlich kommt hier in Betracht des Johannes eigene Auslegung (V. 39), die ihm doch sicherlich der Heilige Geist eingegeben hat. Die hätte aber weder Zweck noch Sinn bei der herkömmlichen Auslegung. „Das sagte er aber von dem Geist (nicht, welchen ausströmen, sondern) welchen empfangen sollten, die an ihn glaubten." Also empfangen sollen die Gläubigen diesen Geist, ausströmen aber soll er vom Leibe Christi in Strömen des lebendigen Wassers. Daß er dann freilich, wenn auch nicht gerade in Strömen, dennoch von den Gläubigen weiter ausfließen, sich mitteilen soll an andere, das soll hier durchaus nicht bestritten werden, denn das ist biblische Lehre. Aber unser Text sagt das nicht, das muß man erst hineinlegen. Die Auslegung des Johannes selbst begründet vielmehr nur den Anspruch Jesu, daß in ihm die Schrift erfüllet sei von den Wasserströmen des Lebens, und daß die Gläubigen lediglich und wahrhaftig die Empfänger dessen seien, was Jesus ihnen verheißt und künftig geben will.

5. Also Christus, und nicht der einzelne Gläubige, ist der Quell und Spender des Heiligen Geistes für die Gläubigen. Vorerst ist's allerdings nur Verheißung, die erst künftig erfüllt werden soll und kann: „Der Heilige Geist war noch nicht da," sagt Johannes, nämlich als Gabe für uns, wie hier beschrieben, „denn Jesus war noch nicht verkläret." Obwohl vom Heiligen Geist empfangen und mit demselben reichlich ausgerüstet bei seiner Taufe im Jordan, war Jesus doch noch in seiner Niedrigkeit, ja, „in der Gestalt des sündlichen Fleisches," und darum noch nicht imstande, sich den Seinen als Geist, oder geistlich, völlig mitzuteilen. Erst mußte er durch seinen völligen Gehorsam bis zum Tode zur Versöhnung der Welt und durch seine Auferstehung vollendet und „verkläret" werden. Wohl strömte Kraft und Leben, Gnade und Vergebung, Heilung und Segen von ihm aus, auch von seinem Leibe, von seinen Händen, die er den Kranken auflegte, von seinen Kleidern sogar, wenn der Glaube sie berührte. Aber erst nach seiner Auferstehung konnte er, seine Jünger anhauchend, sprechen: „Nehmet hin den Heiligen Geist" (20, 22), und erst nach völliger Verklärung und Erhöhung seiner gottmenschlichen

Persönlichkeit in der Himmelfahrt konnte er den Heiligen Geist als die Kraft aus der Höhe, als einen Strom lebendigen Wassers zu Pfingsten auf seine Jünger ausgießen. Und dieser Strom fließt heute noch in seinem Wort und Sakrament und wird in Ewigkeit fließen vom Throne Gottes und des Lammes als das Leben aller Gläubigen, als der Odem und das Element ihrer Seligkeit, durch das und in dem sie leben, weben und sein werden ewiglich. — Wen also heute noch dürstet nach Heil und Seligkeit — und wo sollte dieser Durst nicht sein bei sündigen, geistlich armen Menschenkindern, einst zu Gottes Bild geschaffen — der suche diesen Durst nicht in den eitlen Dingen dieser Erde zu stillen, der komme zu Christo. Und wer verlangend zu ihm kommt, der glaube an ihn als den Erlöser, und er wird trinken von dem Wasser des Lebens umsonst und reichlich.

In vorstehender Weise aufgefaßt, möchte ich den betrachteten Schrifttext nennen:

Ein unvergleichlich herrlich Wort,
Wie ein Kristall so klar und hell!
Es weiset uns zum rechten Ort,
Zum unerschöpflich reichen Quell,
Da ewig frisch das Wasser quillt,
Das allen Durst auf ewig stillt.

Eine Frauenstimme zur heutigen Frauenfrage.

Es ist zwar nicht üblich in unserm Magazin, daß Frauen sich zum Wort melden. Doch „keine Regel ohne Ausnahme." Und diese Ausnahme scheint hier eine Forderung der Billigkeit zu sein, nach dem Grundsatz: "audiatur et altera pars," „man höre auch die andere Seite." Diesem Grundsatz treu zu bleiben, war das Bestreben des Herausgebers und erscheint uns dem Begehren einer ehrenwerten Frau gegenüber eine Forderung, die wir nicht abweisen durften. So mögen unsere geehrten Leser l e s e n und p r ü f e n, was sie davon anerkennen können und was nicht. Auf eine Kontroverse uns einzulassen, liegt uns ferne. Nur das Recht behalten wir uns vor, unseren Standpunkt am Schluß des Aufsatzes genauer zu präzisieren.

Die Stellung der Frau nach Gottes Wort.

Von Frau Past. E. Schäfer, Schleisingerville, Wis.

Der europäische Krieg, der nun gegen unser deutsches Vaterland entbrannt ist zeigt, wie verschiedene Ursachen eine Wirkung hervorbringen können. Aber nicht etwa für das angebliche Unrecht Deutschland zu bestrafen, ist die treibende Kraft, sondern die geheime oder auch offenbare Erkenntnis die Pharao gegen das Volks Israel trieb: „Sie möchten uns zu stark werden." Darum ist der Kampf der Geister darüber überall entbrannt, wo überhaupt Deutsche sind. Darum wollen

sie den deutschen Kaiser vernichten, weil sie wissen, daß damit das geeinigte Deutschtum fällt.

Sieht man nun auf den Kampf, der auf allen Gebieten zwischen Mann und Weib entbrannt ist, ein Kampf, der sich nicht etwa allein auf die Suffragetten beschränkt, wie das unter tausend andern, z. B. auch ein Artikel im „Theol. Magazin" der Evang. Synode im Juliheft 1913 zeigt und der der Schreiberin dieses erst jetzt zu Gesicht kam, so sieht man daß allerlei, z. T. sehr gewichtige Gründe in Feld geführt werden, um den Emanzipationsgelüsten der Frau entgegenzutreten. Im Grunde kommt es aber doch nur auf das heraus, daß es ein Schaden für die ganze Menschheit wäre, wenn man die Frau noch stärker werden ließe, als sie bereits ist.

Um diese Frage zu beleuchten, sind schon ganze Tintenfässer ausgeschrieben worden, da kann es also auf ein bißchen mehr oder weniger nicht so genau ankommen, besonders wenn einmal eine Frau es unternehmen möchte, solchen, die in der Schrift gelehrt sind, ihre höchst ungelehrte Anschauung über die schriftgemäße Stellung der Frau, verglichen mit der heutigen, vorzuführen. Es wäre ja möglich, daß es gelänge, die Kampflinie gegen das maßlose Ansinnen der Weiber im zwanzigsten Jahrhundert ein wenig zu verschieben.

Zu verwundern ist es gerade nicht, daß es bei kultivierten Völkern eine Frauenfrage geben kann. Das erste Mal ist es jedenfalls nicht, daß Fragen, die Stellung der Frau betreffend, auftauchen und zu einer Nationalfrage werden. Der Unterschied ist bloß der, daß sie nunmehr internationalen Charakter anzunehmen scheint. Nur in stumpfes, hinbrütendes Barbarentum versunkene Völker wissen nichts von einer Frauenfrage. Da ist bloß Nachfrage nach dem ewig Weiblichen, und wenn man den ganz würdigen und ehrsamen Schriftgelehrten völlig aus dem Häuschen kommen sieht, wenn die heutige Frauenfrage bloß erwähnt wird, da möchte man es ihm von Herzen wünschen, daß er da wäre, wo die Frau immer zu Hause bleibt, sich nur für das interessiert, was zwischen ihren vier Wänden vorgeht und somit ihre Weiblichkeit nicht in Gefahr kommt verloren zu gehen, und der süße Duft des im Verborgenen blühenden Veilchens sie so reizend und anziehend macht und auch so erhält.

Merkwürdig ist allerdings, daß gerade da, wo die Frauen so sorgsam vor dem Außenleben bewahrt bleiben, ein Mann ein ganzes Dutzend dieser Sorte bedarf um zufrieden zu sein. Wo aber die Frau kräftig und urwüchsig mittut, wie das bei unsern deutschen Vorfahren der Fall war, wo die freie Frau unumschränktes Regiment über Haus und Hof führte, ja sogar in der Wagenburg mit in den Kampf zog und darauf hielt, daß der Mann nicht anders denn als Sieger nach der Wagenburg zurückkam, da hat auch der barbarische Deutsche so genug an einer Frau gehabt, daß Ehebruch mit dem Tode bestraft wurde.

Das sei nur so im Vorbeigehen zum gelegentlichen Nachdenken für diejenigen gesagt, welche die Frau dadurch zu zähmen hoffen, daß man ihr die Seligkeit des völligen Aufgehens in Mann und Kindern vorpredigt, so a la Buddha und seiner vollendeten Seligkeit. Zuerst müssen wir doch der Frau Gelegenheit geben Mann und Kinder zu haben, dann ihr erlauben, unumschränkt für sie zu sorgen, bevor sie ihre Seligkeit darin finden kann, in ihnen völlig aufzugehen.

1. Die Frau am Anfang.

Auch die Juden hatten eine Frauenfrage und sie kommen damit zum Herrn. Von ihm können wir lernen was mit einer derartigen Frage zu tun ist. Auf den Leim geht der Herr nicht. Er weist die Mosesjünger über das unumstößliche Gesetz hinweg auf den Anfang.

Der Anfang ist also maßgebend, alles andere ist relativ. Da können wir nicht irre gehen, wenn wir auch in der heutigen Frauenfrage die Antwort am Anfang suchen.

Und da heißt es denn, kurz zusammengefaßt: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, männlich und weiblich schuf er sie. Und er sprach zu ihnen im Plural, obwohl sie eins waren, mehret euch, füllet die Erde, machet sie euch untertan und herrschet über alles, was in der Luft und im Wasser und auf der Erde ist.

Daß eins über das andere herrschen sollte, sagte er nicht.

Und dann kam der Sündenfall.

„Das Weib, das du mir zugesellet, das gab mir und ich aß."

Und dafür sollte nun die Frau büßen, das war der Urteilsspruch der für alle Zeiten den Stab über ihr brach.

„Sie gab mir, und ich aß."

Wo war Adam, als die List der Schlange Eva umgaukelte?

Der Apostel Paulus behauptet: Adam ward nicht verführet, das Weib aber ward verführet und hat die Uebertretung eingeführet.

Adam ward nicht verführet. Gedankenlos, unbekümmert um die sicheren Folgen, hat er einfach gegessen, weil sie ihm gab.

Dieser natürlichen Charakterschwäche dem Weibe gegenüber, mußte Gott durch besondere Verordnungen entgegentreten.

Durch die Reize des Weibes gelockt, soll er nicht gedankenlos der Versuchung zum Opfer fallen. Er soll der Herr sein.

„Du wirst nach deinem Manne verlangen, er aber soll dieses Verlangen beherrschen." So war's gemeint, denn in einem Satz, in einem Atemzug hat der Herr selbst diesem Gedanken Ausdruck gegeben.

Aber noch einen Grund hat die göttliche Fürsorge, welche die Zeugung in den Willen des Mannes legte. Die Schmerzen, die das Weib dabei zu erdulden hat, möchten sie zum Kinder gebären unwillig machen. Ist sie jedoch dafür körperlich ausgerüstet, so ist es der Mann, der im Schweiße seines Angesichtes seine Familie ernährt (und nicht die Frau), der durch seine fürsorgende Liebe und

Treue sie willig zu stimmen hat, auch gerne die, dem Weibe zukommenden Pflichten, zu übernehmen.

Aber gerade da sind wir nun bei einem richtigen Hexenkessel angekommen. Da brodelt und brennt und dampft es durcheinander, daß einem Hören und Sehen vergeht über all dem, was dieses Thema schon an Geistesfrüchten hervorgebracht hat.

2. Die Frau im Konzentrationslager.

Man hat sich die Menschheit in seinen Gedanken in zwei Lager geteilt. In dem einen hausen die Männer, in dem andern die Weiber. Wer sich herausnimmt, aus diesen Grenzen herauszutreten, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide. Aber entspricht denn diese Anschauung den Tatsachen, entspricht sie der reinen Vernunft, dem gesunden Menschenverstand, entspricht sie der Anordnung Gottes? Man zeige mir doch eine einzige Stelle in der Schrift, wo das klar ausgedrückt und befohlen ist, außer in dem bereits angeführten Fall, der sich auf das eheliche Verhältnis bezieht und auch vom Apostel Paulus so bestätigt wird, wenn er sagt, daß die Weiber untertan sein sollen ihren eigenen Männern.

Das weiß ich, daß man einen darüber mit Ansichten und Gründen dafür überfluten kann, aber weder die Geschichte der Völker, noch bestehende Tatsachen, noch Gottes Wort kann diese Ansichten rechtfertigen. Es sind alles Künste und Hirngespinste und bringen uns nur immer weiter vom Ziele ab.

3. Der Mann in seiner gottgewollten Stellung.

Der Mann ist seines Weibes Haupt, nicht aller Weiber, gleichwie Christus das Haupt ist der Gemeine, nicht anders. Denn gleichwie die Gemeine Christo untertan ist, also auch die Weiber ihren eigenen Männern, ebenfalls nicht anders. Kann es etwas Klareres geben als das?

Und wie viel Freiheit hat dieses Haupt seiner Gemeine gelassen! Hat er sie tyrannisiert? Hat er jede ihrer Bewegungen streng geregelt? Hat er gesagt, ich bin das Haupt und darum bin ich verantwortlich für das was du tust und solange das der Fall ist, so soll durchaus alles nach meinen Anordnungen gehen?

Nein, nichts von alledem. Wir haben ein Haupt das durch die Schwachheiten seines Leibes sich in Mitleidenschaft ziehen läßt, als großer Hohepriester, ein Haupt, das mit unendlicher Schonung, Geduld und Nachsicht nun bald zweitausend Jahre diesen Leib heranbildet in echt evangelischer Freiheit, ein Haupt, das jedem Gliede Gelegenheit gibt, sich nach seiner Eigenart und nicht nach engherzigem Zwang und kleinlichen Vorschriften auszubilden. Ja, wo ist das Weib, wo die Familie, die sich ein solches Haupt nicht wollten gefallen lassen? Und wo ist der Mann, der seine Bestimmung also auffaßt und sich über Unbotmäßigkeit und Uebergriffe zu beklagen hätte? Fallen die nicht von selbst weg, wenn der Mann ein Haupt ist, gleichwie der Herr der Gemeine, sie nährend und pflegend und niemals, niemals gehässig ist

gegen sein eigenes Fleisch. Da gibt es keinen Streit wegen Uebergriffen die eins in des andern Gebiet macht, da gibt es bloß Erfahrungen, die man miteinander macht und die alle dazu dienen, Haupt und Glieder immer enger zu verbinden und der Vollkommenheit entgegen zu führen. Das sind Ideale, aber Gottes Wort selbst hat sie uns gegeben, nicht um schöne Reden darüber zu halten, sondern zur Nacheiferung.

Dieses Bild deckt mit einem Pinselstrich alles was über das Verhältnis von Mann und Weib, Eltern und Kindern zu sagen ist, es ist eine unfehlbare und lückenlose Instruktion. Das Haupt, das für seinen Leib sorgt, das im Schweiße seines Angesichts gehalten ist sein einfaches Stück Brot zu verdienen, es braucht ebensowenig wie der Herr selbst über seiner eigenen Ehre zu wachen und dafür zu eifern, das kommt alles ganz von selbst, es ist Ursache und Wirkung die das mit unwiderstehlicher Logik heranzieht. Das ist auch allein die rechte Ehre. Sie besteht auf Gegenseitigkeit. Der Hausvater, der sich beklagt, daß nichts nach ihm gefragt wird, wird den Grund dafür schon finden, wenn er sein Verhalten vergleicht mit demjenigen des Herrn der Gemeine gegenüber.

Er ist auch nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene! Und wie viele fromme Männer denken je daran! Was für Geschichten erzählen sich doch z. B. nur die einzelnen Gemeinden von Generation zu Generation über manche Pastoren, die ihre Frauen nicht anders als wie eine Magd behandelten, und zwar eine Magd wie sie vor hundert Jahren waren. Manche Ehefrau würde sich das niemals als Magd gefallen lassen, was sie sich nun als Hausfrau um des Friedens gefallen läßt. Er aber ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.

Ich kannte einst eine junge, deutsche Pfarrfrau, mit einem sich stets mehrenden Trüpplein Kinder. Sie erzählte, wie sie Samstagabends bis spät in die Nacht zu tun hatte, um alles vorzubereiten auf den Sonntag und dann, wenn ihr die Augen vor Müdigkeit schon zufielen, noch pflichtgetreu ihres lieben Mannes Schuhe putzte, bis eines Tages ein anderer Pastor da übernachtete und sie ihn bat, er möchte seine Schuhe vor die Türe stellen, damit sie geputzt werden könnten. „Ja," sagte er, „wer soll denn die putzen?" „Nun, ich natürlich," war die Antwort. „Nein," sagte er, „nie und nimmer soll eine Frau mir die Schuhe putzen, das kann ich selbst tun." Das war der erste Lichtstrahl in das Dunkel der Anhäufung von Arbeit und Mühe auf die Hausfrau und Mutter, denn von da an hat ihr Mann einen Wink davon bekommen, daß der Herr auch nicht gekommen ist sich dienen zu lassen, und hat seine Schuhe ohne Schaden an seiner Ehre zu nehmen, selbst geputzt.

Sagt nicht der Apostel Paulus: Das Weib ist des Mannes Ehre? Das große Unglück ist eben gerade das, daß man das Untertansein des Weibes auf alles bezieht und ausdehnt, wo man es nur

hinpassen kann, ja es so generalisiert, daß alle Frauen unter allen Männern stehen. Das ist ein Zutun zu den Worten der Weissagung in diesem Buche, das sich an der ganzen Menschheit schwer gerächt hat.

Ist es ein Wunder, daß sich die Frau dagegen auflehnt, und hat sie nicht vor Gott und Menschen ein Recht dazu? Man hat ganze Kapitel darüber geschrieben, daß die Frau sich gegen Gottes Wort auflehne. Ist es zu verwundern, wenn Gottes Wort so Gewalt angetan wird? Warum wird der Nachdruck immer nur darauf gelegt, daß die Weiber untertan sein sollen, und auch auf diejenigen angewendet, die gar keinen Mann haben, anstatt die viel ausführlicheren Stellen zu betonen die dem Manne sagen, was für ein Haupt er sein soll? Wenn reformiert werden soll, so muß diese Reformation nach altem Brauch beim Haupte anfangen.

Vor mir liegt der Aufsatz, „Die moralische Flutwelle," aus dem „Theol. Mag." vom Juli 1813. Darin finden wir gerade solch merkwürdige Schlußfolgerungen wie überall wo man es versucht, die Welt in ein männliches und weibliches Lager zu teilen.

Da heißt es auf Seite 223 beginnend: „Wenn die Schule weiter keine Aufgabe hat, als den Kindern Kenntnisse, wie Lesen, Rechnen, Schreiben u. s. w. beizubringen, dann mag es schließlich einerlei sein, ob die Lehrer Männer oder Frauen sind, soll sie aber eine Erziehungsanstalt sein, in welcher den Kindern auch moralische Grundsätze und gesunde Lebensideale eingepflanzt werden sollen, dann ist es nicht einerlei!"

Dieser Ausspruch auf der einen Seite, mit einer langen Reihe von Belegen, während es im selben Aufsatz ganz am Ende heißt: „Wie hoch werden all die Mütter geschätzt, die tüchtige Söhne und Töchter fürs Vaterland erziehen. Das ist der locus natalis für die Frau zu stiller Segenswirksamkeit. Hier kann sie unendlichen Segen stiften, wenn sie gehorsame und tüchtige, ehrbare Kinder erzieht, die dann auch ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen imstande sind." — Wenn sich auch der erste Passus auf die öffentliche Schule und der zweite auf die Familie bezieht, so reicht doch meine Frauenlogik nicht aus zu verstehen, warum der Frau der moralische Einfluß in der Schule völlig abgesprochen wird, während er in der Familie der Hauptfaktor genannt ist. Mir scheint es eher um des gründlichen Wissens willen erwünscht, männliche Lehrer zu bevorzugen, als aus Gründen der Moral. Gerade diese Erörterungen sind mir ein neuer Beweis dafür, wie gefährlich es ist, das Lager, in welcher Gott Mann und Weib als eine Einheit hineinstellte, durch Grenzen, die man natürliche heißt, auseinanderzuhalten. Eine natürliche Grenze ist das Geschlecht. Ueber die Grenzen der geistigen Gaben und Talente kann man erst dann reden, wenn die Frau lange genug und auf jedem Gebiet, Erde, Luft und Wasser, nach Gottes Ausspruch, dieselben Gelegenheiten hatte wie der Mann. So wie es mir erscheint, so gibt es begabte und unbegabte Männer und Frauen auf jedem Gebiet, ganz ohne Unter=

schied des Geschlechtes, wiewohl es sich ja mit der Zeit herausstellen mag, daß das eine Geschlecht mehr nach einer Richtung hin geistig begabter ist als das andere. Ein endgiltiges Urteil darüber abzugeben, ist um des obengenannten Grundes willen verfrüht. Jedenfalls denkt der Apostel Paulus nicht an lesen und schreiben wenn er sagt, daß die Weiber „gute Lehrerinnen" sein sollen.

4. Die Frau als Sündenbock.

Und nun erst all die Anschuldigungen die über das Weib ausgegossen werden, weil sie sich den ehelichen, besonders den Mutterpflichten entziehe!

Daß die Geburtsziffern zurückgehen ist wahr, daß die Frauen allein daran schuld sind, ist nicht wahr, und das sagte ich, weil ich es weiß und es beweisen kann. In jedem Y. M. C. A. ist es in bezüglichen Vorträgen dem Manne vorraisonniert worden, daß es ein Verbrechen sei, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als man vernünftigerweise ernähren könne. Das ist englisch-christliche Logik und sie ist so ansteckend, daß man mit Fingern auf die Ausnahmen zeigt. Wo ein Vater ausgelacht oder aufs wenigste bemitleidet wird, wenn er mit einer ansehnlichen Familie sich auf der Straße zeigt, wie das im Osten unsers Landes der Fall ist; wo man überhaupt größtenteils die Frauen allein sich mit den Kindern abmühen sieht; da ist etwas faul, und nicht bei der Frau allein. Da liegt es in der Luft und es braucht viel sittliche Charakterfestigkeit und einen gesunden Humor, mit dem Glaubensmut der altmodischen Deutschen gepaart, zu sagen: „Jedes Kind ist ein Vater Unser mehr ins Haus."

Es gibt Männer genug und, leider Gottes, auch deutsche Männer, die mit Unwillen einen Familienzuwachs kommen sehen und den armen Frauen das Leben schwer machen. Eine alte Bauernmagd sagte mir einst: „Ich wollte nicht heiraten, denn ich habe das bei meinen Herrinnen gesehen: da soll man gackern und nicht legen!"

Aber es gibt auch, Gott sei Dank, noch Väter genug, und wenn ich nicht irre, so beginnen sie sich zu mehren, die mit Lust und Freude ihre eigenen kleinen Passionen, ihrer sich vergrößernden Familie zum Opfer bringen. Gott segne sie! Wenn solche Männer eine Frau haben, die sich den ehelichen und Mutterpflichten entzieht, dann ist mir das entgangen, trotz meiner weit offenen Augen.

Auch der Hang zur Kleiderpracht wird der Frau als Grund angerechnet, warum es in den Familien rückwärts geht. Und wie wahr ist es, daß diesem Moloch in manchen Fällen alles und von vielen Großes geopfert wird. Aber ist tatsächlich die Frau allein daran schuld? Welche Mädchen sind schon auf der Straße, die vom Manne beachteten und zwar nicht nur vom leichtsinnigen, gottlosen Manne? Wie viele junge Männer fragen nach dem inneren Gehalt eines Mädchens und zähmen sich dem verlockenden Aeußern gegenüber? Soll man den Mann bedauern, der eine Modedame zur Frau hat, wenn er

sie haben wollte? Wußte er nicht, daß das Geld kostet, viel Geld? Wußte der fromme Jüngling nicht, daß es ein großer Gewinn ist, gottselig zu sein und sich genügen zu lassen? Ist wirklich die Frau allein schuld, wenn das in ihrem Hause nicht der Fall ist?

Und nun die Prostitution.

Du wirst nach deinem Manne verlangen, er aber soll herrschen über dich.

So, da haben wir's! Naturordnung ist es, daß das Weib nach dem Manne verlangt, darum schmückt sie sich und duftet wie die Blüte im Frühling, die befruchtet werden muß, soll sie ihrer Bestimmung nachkommen. Sünde? Ja, wenn der Mann nicht Herr darüber ist.

Aber, merkwürdig! Gerade hier, wo es ganz entschieden seine Aufgabe ist zu herrschen, gerade hier hat der böse Feind, der Lügner von Anfang es verstanden, den Gesichtspunkt zu verschieben. Hier soll die Frau herrschen, sonst überall kommt es dem Manne zu. Ja, Gesetz und Sitte ist soweit gegangen, den Mann von Uebertritten auf diesem Gebiet völlig frei zu sprechen. Das Mädchen wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit für immer gezeichnet, der Mann hatte nach wie vor Zutritt zur besten Gesellschaft. Das ist wenigstens eine gute Frucht, der sich auf ihre Weltstellung besinnenden Frau, daß sie gegen dieses Unrecht ankämpft.

Warum wurde der Prophet Nathan zum König David und nicht zur Bathseba geschickt? Weil er König war? Dann hätte der Prophet sagen sollen: „Du bist der König," er sagte aber: „Du bist der Mann!"

5. Die Rehabilitation der Frau.

Ohne das Zutun eines Mannes ist der Messias durch das Weib, das allgemein als unter dem Niveau des Mannes stehend betrachtet wurde, der Welt geschenkt worden. Gott selbst hat sich mit der Verkannten und Verachteten vereinigt. Darum ist er der Weibessame.

Mit welchem Vertrauen ist ihm gerade die Frau entgegengekommen! Wie haben sie ihm gedient, ja, mehr als er wünschte; wie haben sie seinen Worten gelauscht, sind zu seinen Füßen gesessen, haben ihre Kindlein zu ihm gebracht, sind mit ihnen bis hinaus in die Wüste ihm nachgelaufen. Wie ist selbst heidnischen Weibern das Herz aufgegangen gegen ihn, sodaß er ausrufen mußte: „O, Weib, dein Glaube ist groß!"

Ja, dieser Jesus, der mit den frommen Pharisäern und den Gelehrten der Schrift immer im Streit lag, wie verständnisvoll ist er mit dem Weibe umgegangen, wie zartfühlend, wie schonend.

Ob sie als Uebertreterin des siebenten Gebotes ihm gegenübergestellt wurde, ob er ihr sündig Herz am Jakobbrunnen traf oder sie den Jüngern gegenüber in Schutz nahm, in allen Fällen trat er auf ihre Seite. Nicht eine einzige Moralpredigt finden wir, die er speziell für die Frauen gehalten hätte. Seine eigene Reinheit war Predigt

genug für sie und der Mann, der ihm das nachmacht, wird dieselben Wunder in der Familie und außerhalb derselben erfahren. In den paulinischen Gemeinden sollten die Frauen schweigen, und wenn jetzt vor einer Volksmenge auf der Straße eine Frau ein Zeugnis für ihn ablegen würde, so würden sich die Frommen entsetzt abwenden darüber, daß eine Frau „ihre Grenzen" nicht kennt; aber der Herr wollte dieses Zeugnis haben. Eine große Volksmenge konnte er aufhalten, um ihr dieses Zeugnis zu entlocken, daß eine Kraft von ihm ausgegangen, und sie geheilt habe, während er manchem Manne verbot, davon zu reden. Eine nach der andern mußten die Schwestern des Lazarus hervortreten und ihren Glauben an seine Allmacht öffentlich bekennen. Und der ihn salbenden Maria hat er vor einer großen Tischgesellschaft die beehrende Zusicherung gegeben, daß, wo dies Evangelium gepredigt werde in der ganzen Welt, da werde man auch sagen, was sie getan hat. Und die erste Botschaft seiner Auferstehung zu bringen, hat er einer Frau aufgetragen.

Vergleichen wir eine Rebekka des Alten Bundes, die, weil sie keinen direkten Einfluß auf ihren Mann auszuüben vermag, sich auf Umwegen zu helfen weiß, die nichts weniger als heilig sind, mit den leuchtenden Vorbildern, der Frauen der ersten christlichen Kirche, so müssen wir es doch klar einsehen, welch klägliche Figur eine solche Gehilfin ist.

Um das richtige Verhältnis wieder herzustellen, darum hat der Herr sich so entschieden auf die Seite des Weibes gestellt, sogar des sündigen Weibes. Er verstand es wie kein anderer, Ursache und Wirkung abzuwägen. Bei manchem Mann würde das die Bekehrung bedeuten, wenn er es ihm nachmachen würde, ja seine geistige Wiedergeburt.

6. Das Weib und die Schlange.

Wie viele rechtschaffene und auch fromme Männer haben sich nicht schon geärgert über die Anmaßungen der Weiber, im öffentlichen Leben Ordnung schaffen zu wollen. Und doch sind die Versuche, die sie oft so ungeschickt und mit wenig Takt, öfters wohl auch mit Unrecht machen, nicht die direkte Folge des Gotteswortes im Paradies gesprochen: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe?"

Als ein heiliges Erbe hat sich diese Feindschaft bis auf den heutigen Tag erhalten und was ist nicht alles geschehen im Banne dieser Feindschaft! Zur Hebung der Moral, zur Rettung der Gefallenen, zur Steuerung der Verführung, zur Erziehung, zur Mäßigkeit, steht nicht überall das Weib mit nie ermüdender Energie dahinter?

Wie krümmt sich die Schlange, wie verficht sie ihr Recht zur persönlichen Freiheit, wie verteidigt sie ihre Aussage: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben, und daß der Mensch selbst erfahren müsse, was gut und böse ist.

Mit Recht ist ihr ja vorgeworfen worden, daß viel Heuchelei mit

ihren Bestrebungen unterläuft; aber auch das wird durchs Feuer gehen und das was echt ist, wird bleiben.

Und wo wären unsere Hospitäler, unsere tausend und eine Anstalten verschiedenster Art auf dieser verkommenen Erde, alle dazu da, dem durch die Schlange eingeführten Verderben zu steuern, wenn die Frau nicht wäre!

Der Mann hat es schon oft allein versucht, und krankt und lahmt es irgendwo und kann es zu keiner rechten Blüte kommen, was gilt's, die Hand der Frau fehlt, oder sie ist durch unzweckmäßige Vorschriften gehindert!

Was für einen Siegeszug hat doch die verlachte, verfolgte und verachtete Heilsarmee in einem kurzen Menschenalter durch die ganze Welt gemacht. Aber sie hat von Anfang an Mann und Weib mit denselben Rechten und Pflichten in die Arbeit hineingestellt, und der Segen Gottes ist ihr auf Schritt und Tritt gefolgt.

Wo die Greuel der Verwüstung über die Menschheit hingehen, da ist auch das Weib zu finden um ihnen nach Kräften zu steuern.

Und wie viele Gotteshäuser längst geschlossen worden wären, wenn das Weib sie nicht durch alle Gleichgiltigkeit hindurch offen gehalten hätte, das wissen wir, und auch das wissen wir, daß gerade die Kirche so oft vom Manne in himmelschreiender Verkehrtheit regiert wurde. Aber die Frau hat dennoch ausgehalten und sie wird auch ferner mit ihrer Feindschaft gegen die Schlange nicht nachlassen, bis dieselbe, vom Erzengel gebunden, zu den Füßen dessen liegt, der ihr am Kreuze den Kopf zertreten hat.

7. Das Weib als Gehilfin des Mannes.

„Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ „Siehe, ich will ein Neues im Lande schaffen, das Weib wird den Mann umgeben.“ Jer. 31, 22. „Indem er sagt, ein Neues, macht er das Erste alt.“ Ja, was ist denn an dem Alten nicht richtig, daß der Herr ein Neues schaffen will?

Nun ist ja klar, daß die Unrichtigkeit nicht am Ausspruch liegt, denn der zweite im Jeremias ist identisch mit dem ersten. Nicht am Ausspruch liegt es, sondern an der Ausführung desselben. Die Gehilfin hat der Mann angenommen, dem ersten Teil ihrer Bestimmung ist das Weib nachgekommen, daß auch der zweite Teil erfüllt werde, das muß der Herr als Neues schaffen. Darum sagt er auch nicht wieder, ich will ihm eine Gehilfin schaffen, die ihn umgibt, denn die ist vorhanden; aber daß sie ihn wirklich umgibt, das muß der Herr selbst schaffen.

Haben Paulus und die Apostel das so verstanden, daß er sagt, ob nur er kein Recht habe, eine Schwester im Herrn als Weib herumzuführen, wie das des Herrn Brüder und Petrus taten? Das ist bei uns Christen ein beschämendes Kapitel geworden.

Warum bleiben so manche Frauen hinter ihren wahrhaft frommen Männern geistig weit zurück? Weil es ihnen durch die Sitte verboten ist, sich ihrem Manne anzuschließen, da wo er sich seine Anregungen holt. So kommt es, daß Eheleute, die eines Sinnes waren als sie sich zusammenfanden, immer weiter auseinander kommen, dem inneren Menschen nach. Das ist der Fluch der Gehilfin, die nicht um ihn ist.

Und nicht nur auf religiösem Gebiet besteht diese Kluft zwischen Mann und Weib. Wie viele Gelehrte und andere Männer gibt es doch, die eine Xantippe zu Hause haben, ein armes Weib, zur Verzweiflung getrieben, weil sie ihren Mann nicht versteht, ihm in seinem Geistesflug nicht folgen kann! Ein Mann, der am hellen Tag Menschen mit der Laterne suchen muß, ist, und wäre er der größte Weltweise, nicht dazu angetan, das Edle, das in seiner Frau ist, herauszubilden. Sonst würde er Menschen auch nicht suchen müssen, er würde sie bei Nacht sogar, ohne Laterne finden.

Und wie steht es da erst in der gottlosen Welt! Man trifft sich beim Vergnügen; aber später, wenn die Umstände es der Frau verbieten mitzumachen, so geht eben der Mann allein. Nicht daß er bei der Arbeit mit andern Frauen zusammentrifft, ist die Verführung für den Mann, sondern daß er sein Weib allein läßt, und ohne sie seine „Erholung" sucht, das ist die Gelegenheit zur Verführung. Mit andern erholt er sich, seine Frau ist bloß Gehilfin, aber nicht um ihn, weil er nicht bei ihr bleibt. Wer mit offenen, redlichen Augen in die Verhältnisse hineinsieht, wer es wüßte, wie die junge Frau hinter dem zufriedenen Gesicht, das sie nach außen zur Schau trägt, weil sie vorgibt, ihrem Manne seine Erholung gerne zu gönnen, ein zerrissenes Herz verbirgt, der würde die Schuld für die vielen unglücklichen Ehen heutigen Tages nicht so persistent der Frau allein zuschieben. Sie hat Schuld insofern, daß sie ihre Bestimmung nicht kennt und darauf hält. Aber wie schwer ist das oft. Wie beschweren sich die guten Freunde dieser jungen Männer über eine Frau, die um ihren Mann sein will! Wie wird da gespöttelt und aufgewiegelt. Und wie oft geben beide gegen ihre Ueberzeugung den richtigen Standpunkt auf. Aber, wie alles wächst, so wächst auch das, die Kluft wird schließlich unüberbrückbar und ein resigniertes Doppelleben oder Ehescheidung ist die Folge.

Aber noch eins gehört zur Gehilfin, die um ihn ist, und das ist unbedingtes Vertrauen.

Ein Mann der sich seine Lebensgefährtin wählt, erwartet von ihr, daß sie ihm unbedingtes Vertrauen schenke. Und wie völlig bereit sie dafür ist, das zeigen die vielen Fälle von armen Mädchen, die dem Geliebten alles was sie hatten anvertrauten, und nachher mittellos und von ihm verlassen dastehen. Warum liest man niemals das Umgekehrte? Weil der Mann wohl nimmt, aber nicht gibt.

Er nimmt es an, daß die Geliebte seines Herzens ihm alles, auch ihren letzten Cent überläßt, daß sie von Grund ihres Herzens sagt, was mein ist, das ist dein, und er bildet sich ein, daß er ihr rückhaltslos angehöre. Aber das, was ihn und seine geistige produktive Kraft repräsentiert, das Geld, das er durch seines Ichs Anstrengung verdient, das hütet er, das ist der Götze der zwischen ihm und seinem Weibe steht. Gewiß, nicht bei allen Männern ist das so, lange nicht. Aber bei den meisten. Und es ist ein Unglück. Es ist nicht nur ein Unsegen, weil es eine mächtige Scheidewand bildet zwischen ihm und seinem Weibe, sondern weil solchem Gelde der Segen Gottes fehlt. Es verhindert Mann und Frau eins zu sein. Es verhindert aber auch die gesunde Entwicklung der Fähigkeiten einer Hausfrau, weil dadurch ihre Hände gebunden sind. Natürlich sagen solche Männer, daß ihre Frau nicht imstande wäre, das Geld für den Haushalt selbst zu verwalten. Das ist aber nicht wahr, denn sie haben ihr die Gelegenheit nicht gegeben es zu tun. Alles muß gelernt sein, und in alles muß man hineinwachsen. Allerdings gibt es egoistische Frauen, die die Verantwortlichkeit gar nicht übernehmen wollen, die lieber drauflos ausgeben und der Mann kann sehen, wie er fertig wird. Solche Frauen gerade sollten gezwungen werden, ihr eigenes Brot zu essen, d. h. ihren Unterhalt durch umsichtiges Haushalten mit dem Gelde, das der Mann heimbringt, zu verdienen. Das sind die Ansichten einer Frau inbezug auf die von Gott gewollte Stellung des Weibes, mögen Sie freundlich beurteilt werden, wie sie auch in Wohlgeneigtheit niedergeschrieben sind.

Nachwort des Herausgebers.

Die geehrte Verfasserin hat in ihrem Aufsatz sich mehr in allgemeinen, temperamentvollen Klagen vernehmen lassen, um zu zeigen, wie unwürdig manche, vielleicht sogar viele Männer ihre Frauen behandeln. Die eigentliche Frage des politischen Stimmrechts der Frauen hat sie mit keinem Wort erwähnt.

Die *häusliche* Stellung der Frau wird *nie durchs Gesetz* geregelt werden können, wie das ein *Rechtsanwalt* treffend im „Türmer" ausgeführt hat, dem wir am Schluß das Wort geben. Ein anderes ist's um die *soziale* und *politische* Stellung der Frau. In einem Lande wie hier, wo die Frauen so viel gesellschaftlichen und öffentlichen Verkehr pflegen und nur sehr beschränkte, eifersüchtige Haustyrannen daran Anstaß nehmen, da bedarf es sicher keines *Gesetzes*, das der Frau das *Recht* verleiht, tatsächlich die Stellung einzunehmen, die sie bereits unbestritten besitzt. (In diesem Licht betrachte man das nachfolgende Rechtsgutachten eines Rechtsanwalts.)

Eine besondere Beleuchtung bedarf die Frage nach dem *politischen Stimmrecht* der Frauen.

Wenn es sich um ledige Frauen mit steuerbarem Eigentum handelt, oder um Witwen in gleichen Verhältnissen, da scheint es eine Forderung der Billigkeit zu sein, solchen Frauen das allgemeine Stimmrecht zu verleihen. Aber Ehefrauen, deren Mann das volle Stimmrecht besitzt, sollten sicher nicht politisch sich betätigen. Der Mann als Haupt der Familie sollte da die Familie als Einheit vertreten. Hat auch die Frau Stimmrecht neben dem Mann, so bedeutet das eine unnötige Belastung der Wahlen, es bedeutet, daß auch die Frau sich um politische Händel bekümmern soll von rechts wegen; es bedeutet, daß leicht Zank und Streit in die Familie getragen und der häusliche Friede zerstört wird durch elende politische Zänkereien. Kurz: Zerrüttung des Familienlebens wird sehr oft das Resultat sein, wo politisierende Frauen sich mehr nach außen in politischen Klubs u. dergl. betätigen, statt sich um die Erfüllung der häuslichen Pflichten zu kümmern. Noch nicht sehr lange zurück berichtete die Zeitung von einer Ehescheidungsklage als Folge der politischen Tätigkeit der Frau.

In Munizipal- und Schulwahlen möchte das Frauenstimmrecht im allgemeinen gute Wirkung haben, wenn es sich oft darum handelt einen Augiasstall zu reinigen.

Die geehrte Verfasserin spezialisiert auf einzelne Fälle unwürdiger Behandlung von Frauen, sogar in Pastors Familien. Dergleichen ist nicht unmöglich. Und sicher ist, daß eine Frau leichter das Vertrauen anderer Frauen gewinnt, und Einblicke tun kann in unerquickliche Verhältnisse, von denen der besuchende Pastor kaum etwas merkt und in die er auch nicht hineinreden darf ohne dazu autorisiert zu sein von einem oder beiden Teile. Auch wo er es tut, wenn er gerecht zu urteilen sucht, erntet er kaum den gebührenden Dank für seine Bemühung, den Vermittler spielen zu wollen. —

Zu den biblischen Argumenten uns zu äußern scheint kein Anlaß; unsere Leser werden selbst finden, welche Stellung sie dazu einzunehmen haben. Eine fortgesetzte Kontroverse über diese Frage wäre uns nicht erwünscht, obwohl wir fühlen, daß die Ausführungen des vorstehenden Aufsatzes manchen zur Kritik herausfordern mögen.

(Schluß folgt.)

Die römische Gefahr.

(Schluß.)

Unter dem Titel „Die römische Gefahr“ haben wir schon im Märzheft, Seite 126, darauf hingewiesen, welche Gefahren unserem Lande drohen von den politischen Machenschaften der römischen Kirche, die von einem ausländischen Herrscher, der die Weltherrschaft für sich beansprucht, beherrscht wird. Wir konnten wegen Raummangels das Nachfolgende nicht mehr ins Märzheft bringen, das uns den heidnischen und despotischen Charakter der Kirche ins rechte Licht stellt.

Die Schutzgötter der Katholiken.

Es gibt wohl kein stärkeres Argument für die Unchristlichkeit der katholischen Erziehung des Volks, ja für den heidnischen Charakter derselben, als das hilflos heidnische Benehmen der Katholiken bei öffentlichen Kalamitäten. So wurde bei den Ausbrüchen des Aetna berichtet, daß die vom Unglück bedrohten Bewohner der dortigen Umgegend, umherzogen mit den Bildern ihrer Heiligen, die sie um Erbarmen anriefen. Das unterscheidet sich in nichts von dem heidnischen Anrufen ihrer Götzen, die sie dabei in Prozession mit sich herumtragen. Und es ist doch nicht etwa nur das unwissende Volk, das solchen Götzendienst treibt, sondern Priester sind meist Anführer solcher Prozessionen. Ja, sie zelebrieren wohl gar noch Messen dabei, in der Meinung, ihre Bittgänge dadurch eindrücklicher zu machen. Der Heidelberger Katechismus hat recht, wenn er das Meßopfer eine Verleugnung des Opfers Christi und eine vermaledeite Abgötterei nennt. Man liebt heute solche scharfe Sprache nicht mehr, aber sie ist besser geeignet, dem Volk die Augen zu öffnen über den unchristlichen Charakter des katholischen Kirchenwesens, als das Verschweigen und Vertuschen der heidnischen Elemente im katholischen Kultus und Frömmigkeit. Die katholische Geistlichkeit ist auch nicht in Verlegenheit, für jede spezielle Gefahr einen besonderen Schutzgott zu schaffen, den katholische Fromme anrufen sollen. Die Autofahrer sollen den heiligen Christophorus anrufen; für die Flugmenschen wird „Unsere liebe Frau zur guten Landung" (Notre Dame du Platin) als Schutzgöttin empfohlen. Da gilt auch das Prophetenwort: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchericht sind und kein Wasser geben."

"The Menace", d. h. „Die drohende Gefahr," ist ein vierseitiges Blatt, das es sich zur Aufgabe macht, den verderblichen Einfluß der römischen Kirche im politischen Leben zu bekämpfen. Ein früherer Katholik schreibt darin: „Nahezu 30 Jahre war ich ein Glied dieser Kirche von heiligen Knochen und Wind. Ich konnte nie etwas anderes erkennen als Selbstsucht, Aberglauben und Stolz. Vor zwei Jahren fing ich an, die Bibel zu lesen, und die öffnete mir die Augen über die Irrtümer dieser heiligen Aufgeblasenheit."

Ursache und Wirkung.

Von W. Horn.

Wie genau bewahrheitet sich doch der alte Spruch von der Bibel:

„Wo keine Bibel ist im Haus,
Da sieht's gar öd und traurig aus,
Da kehrt der böse Feind gern ein,
Da mag der liebe Gott nicht sein."

Nicht umsonst mahnt Dr. Luther das deutsche Volk, doch ja Gottes Wort hochzuhalten, damit ihm nicht auch der Leuchter von der Stätte

gestoßen werde, wie es den kleinasiatischen Gemeinden geschehen ist. Ueberall nimmt man dieselbe Ursach und Wirkung wahr: Wo das helle Licht der Wahrheit verlöscht, da kriechen die Molche der Nacht und des Lasters aus ihrem Schlupfwinkel, um den Pesthauch der Sünde zu verbreiten.

So klagt z. B. Rom, daß ihm hierzulande viele von seinen jungen Leuten verloren gehen. Das wird freilich richtig sein, und das Schlimme dabei ist, daß sie dann, weil sie die römischen Irrtümer einsehen und keinen besseren Ersatz dafür haben, indem ihnen Gottes Wort fehlt, leider dem Unglauben verfallen.

Aehnlich geht es aber auch mit Völkern, die sich dem Lichte der göttlichen Wahrheit verschließen. Das Wort Gottes ist eben das Fundament der Gerechtigkeit, die ein Volk erhöhet. Man schaue z. B. auf Frankreich mit seinen zu Edlem veranlagten Einwohnern in ihrem paradiesisch ergiebigen Lande. Statt der Bibel hat ihm Rom seinen halbheidnischen Formenkram aufgetischt. Was waren die Folgen? Die blutigen Metzeleien der Bartolomäusnacht, in welcher der Fanatismus von den edelsten seiner Bürger zu Tausenden abschlachtete, weil sie an der Lehre des Wortes Gottes festhielten, geben Zeugnis davon. Man denke an den frommen Coligny. Dreißig Tage lang wütete der Mord und floß das Blut der armen Hugenotten. Unter dem Schutze des großen Kurfürsten fanden viele der protestantischen Flüchtlinge Zuflucht, und bis heute leuchtet der Segensstern über Brandenburg und waltet der Unstern über Paris.

Aber Männer, welche zu denken wagten, sahen den römischen Unfug ein, und da, — weil sie nichts Besseres kannten, — machte der Aberglaube dem Unglauben Platz. Was waren die Folgen? Mit blutigen Flammenzeichen sind sie in die französische Revolutionsgeschichte eingegraben. Man setzte den lebendigen Gott offiziell ab, und dafür ein unzüchtiges Frauenzimmer als „Göttin der Vernunft" auf den Altar zu Notre Dame. War dies das Schlimmste? Vielleicht nicht, denn „der im Himmel wohnet, lachet ihrer." (Meint man nicht das Knirschen der blutigen Guillotine zu hören?)

Aber dem Gottesmord folgte der nationale Selbstmord. An das Herz des sozialen Lebens, an das Familienleben, wurde der giftige Pfeil des Lasters angesetzt, denn, wo die Gottesfurcht schwindet, da feiert die Fleischeslust ihre wilden Orgien. Die Einwohnerzahl Frankreichs, anstatt zu wachsen, geht jährlich zu vielen Tausenden rückwärts. Und wie steht's mit der Blüte (?) des Landes, mit der jungen Kriegsmannschaft? Der Inspektionsarzt der französischen Armee, Troussant, berichtete auf dem Lyoner Kongreß für allgemeine Hygiene, daß der Gesundheitszustand sowohl der Rekruten als auch der ausgebildeten Mannschaften noch immer höchst besorgniserregend sei. Die Verhältnisse lägen weit ungünstiger als in irgend einem europäischen Militärstaate. Die Bevölkerung müsse erfahren, daß 65 Prozent der

unter die Fahne berufenen jungen Leute in höherem oder geringerem Grade tuberkulös seien.

„Das ist der Fluch der bösen Tat," sowohl beim Staate wie beim Individuum. (D. Chr. Botschf.)

Worte Göthes über das Christentum. (11 Tage vor seinem Tode.)

Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der (katholischen) Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornierte Masse haben, die sich drückt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotierte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten,*) so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes, christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reich dotierten Bischofs denken, wenn es dagegen die Armut und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demut zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Karosse einherbraust! Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.

Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen, wie sie wollen,†) und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sektenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester. Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi wie sie ist, wird begriffen und sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen, und auf ein bischen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen. Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen."

---

*) Und das tut sie jetzt noch, wo immer sie die Macht dazu hat. Vgl. Frdb. No. 42, (1914), pg. 660.

†) Und da werden auch päpstliche Bannstrahlen wider den Modernismus, nur als ohnmächtige Wutausbrüche einer zurückgebliebenen Klerisei, nichts dagegen ausrichten.

Leider scheint bis dahin noch ein weiter Weg zu sein, weiter als wohl Göthe ahnte.

Das Papsttum als Friedensvermittler.

In „Signs of the Times", Sept. 22, 1914. findet sich folgende Stelle: Es wird von allen Seiten anerkannt, daß eine internationale Organisation, die mit allen Teilen der Welt in Berührung kommen kann, in Tätigkeit gesetzt werden muß, um allgemeinen Frieden herzustellen. Das Papsttum ist die einzige einflußreiche internationale Organisation, die existiert. Und je länger je mehr neigen sich die Menschen der Meinung zu, daß die Papstmacht die einzige Vermittlung darbiete, durch welche der internationale Frieden hergestellt werden kann.

Dieser Stand der Dinge, wie er sogar bei gutmeinenden Protestanten, bei Staatsmännern und anerkannten Führern der öffentlichen Meinung gefunden wird, legt offenbar den Grund zur Wiederherstellung der Papstmacht. Wir werden es noch erleben, daß die Welt wie ein Mann sich der Papstgewalt zuwendet als der einzigen Macht, die der Welt den Frieden geben kann. Und wir sagen das nicht auf menschliche Autorität, sondern auf die Autorität des prophetischen Wortes selbst.

Wie das 13. Kap. der Offenbarung im ersten Teil zeigt, sollte das Papsttum eine tödliche Wunde empfangen. Diese empfing es durch die Reformation, die schließlich die päpstliche Macht zu solch niedrigem Stand herabbrachte, daß der Franzose Napoleon I., es wagen konnte, im Jahr 1798 den Papst in Rom gefangen zu nehmen und ins Exil hinwegzuführen.

Damals schien es jedem intelligenten Menschen als ob die Macht des Papsttums für immer gebrochen wäre. Aber dieselbe Weissagung verkündigt auch, daß die tödliche Wunde wieder heilen und alle Welt sich wundern würde über das wieder heil gewordene Tier. (Offb. 13, 3). (Freie Uebersetzung.)

Soll unsere hochgebildete Welt noch einmal dem römischen Aberglauben zum Opfer fallen? Wer die Zeichen der Zeit beachtet, kann es nicht für unmöglich halten. Der amerikanische blinde Optimismus gegenüber der römischen Gefahr, die Neigung der Staatsmänner und Politiker allerwärts in der Welt einen „Kuhhandel" mit Rom zu treiben, begünstigen die Pretensionen des Papsttums und können noch eine solche Wendung herbeiführen, wie oben angedeutet. — Hier schließt sich passend an: Wie die Römlinge den Krieg zu deuten und auszubeuten suchen.

Wie die Römlinge den Krieg zu deuten und auszubeuten suchen.

Davon gibt das „Prot. Mag." in seiner Februarnummer, Seite 59 ff., eine Andeutung. Wir fassen kurz zusammen, was dort gesagt ist:

Den Römlingen steht natürlich bombenfest, daß der Abfall vom Papst auch ein Abfall von Gott ist. Die Reformation ist damit charakterisiert als ein Abfall von Gott. Und die Völker und Länder, in denen der Protestantismus vorherrschend ist, stehen nach römischer Anschauung unter der Zuchtrute des göttlichen Gerichts. Ganz besonders schwer aber haben die Mächte in Europa sich damit versündigt, daß sie den Sturz der weltlichen Macht des Papstes herbeigeführt oder auch nur zugelassen haben. Die heillose Folge dieser Beraubung des Papstes um seine weltliche Herrschaft ist die Auflösung der christlichen Gesellschaft. (Nach Manning.) „Der Papst hat das christliche Europa geschaffen unter der providentiellen Leitung Gottes. Die Zerstörung dieses göttlichen Werkzeuges mußte auch die Zerstörung des Werks herbeiführen." So lautet die Logik jenes berühmten Römlings. Daß nun nicht bloß protestantische Mächte in den Krieg verwickelt sind, macht natürlich dem Scharfsinn der Römlinge keine Schwierigkeit. Frankreich hat ja die Religion verfolgt, das katholische Oesterreich ist lange von unskrupulösen freimaurerischen Freidenkern und unchristlichen Finanzmännern beherrscht worden, die die Kirche in Schule und Heiligtum belästigt haben; selbst Belgien, das bis zuletzt von Jesuiten beherrschte, bigotische Belgien, "the faithful Job (Hiob) of the nations is not blameless," Rußland vollends ist ja der beharrliche Verfolger der (röm.-kath.) Kirche. So hat also jede der in den Krieg verwickelten Mächte sich gegen die päpstliche Macht versündigt, sie alle waren der römischen Kirche untreu: Darum ist dieser Krieg jetzt über sie gekommen zur Strafe für ihren Abfall von der röm.-kath. Kirche!

Daraus folgt mit logischer Notwendigkeit: Soll die Strafe aufhören, so müssen die Völker wieder zum Papst, und damit zu Gott! zurückkehren und müssen ihm, das ist des Pudels Kern, seine weltliche Herrschaft wiederherstellen. Das ist das Ziel, dem auch der neue Papst entgegenstrebt nach einer neuesten Enzyklika, die auch im „Prot. Mag." in Englisch zu lesen ist. Er will ja als der wahre Friedensfürst den Frieden vermitteln zwischen den kriegerischen Mächten; sein Preis, den er in dem „Kuhhandel" stellen wird, ist die Herstellung der weltlichen Macht des Papsttums. Man lese das nach im „Prot. Mag.", Februar 1915!

Wenn der Krieg wirklich durch Vermittlung des Papstes beendigt wird, werden die Mächte ja einsehen, daß ihm dafür ein kleines Trinkgeld gebührt, der so selbstlos und uneigennützig gehandelt hat. Sie könnten ja, ohne sich wehe zu tun, ihm sagen: Hole dir das Königreich Italien als Lohn für deine menschenfreundlichen Dienste! Wohl gehörte ja nicht das ganze jetzige Königreich Italien zum ehemaligen „Patrimonium Petri". Aber Sardinien und Neapel, das nicht dazu gehörte, müßte dem Papst als Schmerzensgeld dazu geschenkt werden zur Entschädigung, daß er so lange als „Gefangener" im Vatikan sitzen mußte.

Dazu fügen wir noch:

England und der Papst.

Nach 400 Jahren schickt England in seinen vielen Nöten, gegen den energischen, aber momentan von der Regierung unterdrückten Protest des überwiegenden protestantischen Teils seines Volks, wieder einen Botschafter an den päpstlichen Hof!

Sir Henry Howard heißt der wenig beneidenswerte Mann, der die Mission vor den Türen des Vatikans und vor den Stufen des geistlichen Monarchen in der Tripelkrone zu erfüllen hat. Ganz abgesehen von der Sache selbst, scheint wenig Weisheit darin zu liegen, in diesen für England kaum dagewesenen unruhigen Zeiten durch diese Neuerung ein weiteres Beunruhigungselement in das aufgeregte Volk Großbritanniens hineinzuwerfen. Die englische Regierung muß diesen Schachzug sehr nötig finden, sehr nötig, sonst würde sie ihn zu der allerungünstigsten Zeit gewiß nicht wagen. (Aus „Haus und Herd", Februar 1915.)

Stimmt das nicht auffallend zu dem, was wir vorangehend aus „Signs of the Times" gebracht haben? Ja, die tödliche Wunde ist am Heilen! Christenheit, sieh dich vor: Das Tier bekommt neue Macht!

Wichtige Gedanken zur Erlösungslehre.

Wo man mit dem Sündenfall und seinen schrecklichen Folgen für das Menschengeschlecht keinen Ernst macht, wo man von der materialistisch-verseuchten Naturwissenschaft beeinflußt, die Existenz des Bösen leugnet und die Zerstörung und Zerrüttung des menschlichen Seelen- und Geisteslebens nicht erkennt oder anerkennt, da will man natürlich auch nichts davon wissen, daß Gott in seiner allerbarmenden Liebe einen Weg der Erlösung erfunden hat, der himmelhoch über alles menschliche Denken und Vernunft hinausgeht. Solche Leute kommen dann immer mit ihren Naturgesetzen und wollen dem allmächtigen Gott die Hände binden, der kann und darf nichts tun, was über ihre Vernunft und Menschenweisheit hinausgeht und was dem gewöhnlichen Verlauf der Naturgesetze widerspricht.

Wie ein ganz anderer Theologe war doch der sel. Prof. J. Tob. Beck in Tübingen. Wie hat er gerade aus der Natur gelernt, das Walten auch der göttlichen Geistesgesetze in der sündigen Menschenwelt zu verstehen und zu erklären. Wir haben vor uns ein Buch, das wir unter Literatur besonders anzeigen.*)

Aus diesem Buch geben wir hier einige Proben, um unsern Lesern Lust zu machen, sich das Buch selbst zu verschaffen. Da sind nicht windige, verflüchtigende Spitzfindigkeiten, um unbegreifliche Dinge zu leugnen oder wegzudisputieren. Sondern da werden die biblischen

*) „Treu und frei." Zwischenreden aus den Vorlesungen über Glaubenslehre von weil. Prof. Dr. J. T. Beck. Man sehe Seite 237.

Begriffe als Realitäten aufgefaßt, die der gefallenen Menschennatur, ihrem Bedürfnis gemäß angepaßt sind.

Seite 176 heißt's: Naturgesetz in der Theologie. Rechtfertigungslehre.

Von Adam stammt das ganze Menschengeschlecht und ist sündlich geblieben von Adam her. Ins Menschengeschlecht sollte wieder ein anderes neues Leben hinein. Wie mußte das geschehen? Mußte eine ganze Menschheit in die alte Menschheit gebracht werden? Wenn man aus einem Baum eine andere Frucht bringen will, nimmt man dann einen andern Baum und setzt ihn hinein? Nein, man nimmt ein Auge, einen einzelnen Zweig und setzt ihn auf den Baum; der bildet die Saftmasse um, daß nun alles, was zu diesem neuen Zweig gehört, ihm sich anschließt, daß alles das eine neue Frucht gibt. Wozu habt ihr die Natur? Damit ihr eure Rubriken macht und einen Jargon, den man wissen muß, um unter euch zu gelten? Was habt ihr dann? Statt wahrhaften Lebens, ein Bücherleben.

Und nun kommt die Anwendung des vorigen unter der Ueberschrift:

Empfängnis und Geburt des Herrn.

Es handelt sich bei Christo um die Verbindung der originalen Beschaffenheit der Menschennatur, wie sie als „sehr gut" von Gott stammt, mit der empirischen, Fleisch gewordenen Menschheit, wie sie durch die Sünde influiert ist. Dem entspricht nun auch naturgemäß der Anfang der irdischen Laufbahn Jesu. Er ist erzeugt aus göttlichem Geist, geboren von einer menschlichen Mutter. Dabei bedenken Sie doch das: Die Natur Christi soll die Vereinigung Gottes mit der Menschheit begründen. Was ist das Wesen Gottes? Was ist das Wesen der Menschheit? Wesen Gottes ist Geistesleben; das Wesen der Menschheit ist Fleischesleben. Das fordert Versöhnung, und diese Versöhung muß mit der Wurzel anfangen, in der Entstehung des Naturwesens Jesu Christi. Also wieder: Göttlicher Geist, menschliche Mutter. Wo ist denn nun Konsequenz, wenn sie hier nicht ist? Lassen Sie sich nur nie von dem ersten befremdlichen Eindruck der biblischen Erzählungen und Daten abschrecken. Halten Sie vielmehr fest: „Ich habe schon so viel Weisheit dort gefunden; es ist eine sehr erhabene Weisheit darin; da will ich warten, nachdenken, herumtragen, aber nicht erzwingen und erkünsteln." Dann finden Sie Schätze von ungeahnter Größe. Aber mit zufahren und damit, daß Sie es sich in den Mund streichen lassen wollen, kommen Sie nicht vom Fleck. So ist man auch hier zugefahren: Die Erzählung von der Geburt Christi kann man so nicht halten, man muß sich akkommodieren. Da sprengt man selbst die Türen den Ganzen im negativen Sinn.

Des Herrn Magd.

„Ich bin des Herrn Magd.“ Ja, das ist schnell nachgesprochen. Aber bedenken Sie es auch, was es einem zartfühlenden Weibe kostete, so zu sprechen, so sich hinzugeben, so eine Infamie auf sich zu nehmen vor der ganzen Welt. Das war doch ein Sieg der Gottergebenheit über den Argwohn und Schimpf. Das war der Gegensatz zu einem andern Weibe, dem Weibe beim Sündenfall. — Mit einfachen Worten stellt sie's hin: „Ich bin des Herrn Magd!“ Dort hieß es: „Ich bin der Schlange Magd; Gott hat gesprochen; aber —.“ Jetzt spricht er wieder, und nun kostet es solch ein Opfer eines menschlichen Weibes. Gott hat es nicht zu Anfang schon geschwind gefordert von einem andern Weibe. Warum nicht? Weil alles auf freiem Wege erreicht werden muß und weil dann alles durch die ganze vorangegangene Geschichte vorbereitet werden mußte, bis sich ein Magdsinn vor Gott geben konnte, das diesen Sieg errang. Es handelt sich also um eine Gesinnung, die erst herangebildet werden mußte durch alle vorangegangenen Heiligen, an denen sich eine Persönlichkeit wie Maria in ihrem Sinn heraufbildete. Auch diese Heiligen mußten schon gewonnen sein, und so ist die Stufenleiter gekommen. In der Natur können Sie solch ein Handeln Gottes verfolgen, in der Geschichte können Sie es auch ahnen; in der Heilsgeschichte finden. — Daneben arbeitet denn auch der Truggeist, der auch seinen Höhepunkt erklimmt dadurch, daß er eine Kette von dämonischen Menschen heranbildet, bis er einen Menschen krönen kann, in dem es sich auch konzentriert. Das ist der stille Kampf des Reinen und des Unreinen in der Weltgeschichte. Was verliert man doch, wenn man bei der menschlichen Weisheit so herumbettelt, statt bei Gott sich Gold zu holen! Wenn man's bedächte, solch ein kleines Wörtlein: „Ich bin des Herrn Magd,“ in seiner Schlichtheit ist es schlagend für den, der Sinn dafür hat und es kann ihm großes Kapital geben von bleibendem Werte.

An anderer Stelle (S. 209) heißt es unter der Ueberschrift:

Falsche Kritik.

Wenn man Gottes stillen Gang im Miterleben seines Sohnes nachdenksam anschaut bis zuletzt, wo sich die frühere leibliche Gegenwart des Herrn vollendet zu einer Ausgießung seines Geistes, zur Mitteilung seines eigenen Geisteslebens; „wenn man sieht, wie da alles so schön aneinanderhängt, eins immer aus dem andern hervorwächst wie die Frucht aus der Blüte: o da weiß man, das sind keine Mythen!*) Man muß sich schämen, wenn man das wahre Sachverhältnis anschaut, daß solche Einfälle kommen konnten. Aber da straft sich's: Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht. Stellt es doch einfach hin, wie es zusammenhängt. Wer es dann

*) Von uns unterstrichen!

nicht sieht, dem zeigt ihr es nicht.*) Er steht auf einem verkehrten Standpunkte; er kann nicht sehen. Aber nun referieren sie über solche Standpunkte und widerlegen sie, statt daß sie sich selbst überlassen sollten und statt selber immer weiter einzudringen in den herrlichen Bau, wo Wahrheit an Wahrheit sich reiht in innigem Lebenszusammenhang und der Bau immer höher steigt. Wer sagt dir denn, daß du auf all das Gebelle antworten müßtest? Laß doch der Menschen Torheit beiseite liegen und Gottes Weisheit hell leuchten. So geht die Sonne ihren Gang, strahlt ihr Licht aus; da wird die Finsternis von selber überwunden.

Kirchliche Rundschau.

Ein nachahmenswertes Beispiel.

In manchen Gemeinden unserer Kirche sind „Geburtstagskassen“ eingerichtet, deren Einkünfte für irgend einen guten Zweck bestimmt sind. Im „Echo,“ dem Gemeindeblatt der Ersten Ver. Evang. Protest. Gemeinde in Pittsburgh, Pa., Pastor A. Rücker, lesen wir u. a.: „Schon früher hatte sich die Kasse verpflichtet, für die Ausbildung eines Katechisten in Indien aufzukommen. Das kostet uns jährlich $24.00. Wir hatten die Genugtuung, die Erziehungskosten eines Predigers des Evangeliums im Heidenlande aufzubringen. Nun hat das Geburtstagskomitee beschlossen, auch für die Ausbildung eines Predigers des Evangeliums in unserer Deutschen Evangelischen Kirche von Nord-Amerika die Mittel darzureichen. Wir werden also jetzt in unseren Seminarien ein Stipendium für einen Studenten der Theologie in der Höhe von $100.00 das Jahr stiften. — Vorbehalten ist, daß wenn aus der eigenen Gemeinde sich ein Student findet, ihm das Stipendium zukommen soll. Recht so! Wie sagt doch Paulus? „Nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn!“ (1. Kor. 18, 58).

Zweierlei Gemeinden.

„The American Lutheran Survey“ berichtet von einer Gemeinde in Philidelphia, Pa., (Zions), die 1742 organisiert wurde, also vor 172 Jahren. Die Gemeinde hatte in dieser ganzen Zeit nur fünf Pastoren. Der erste war Hy. Melch. Mühlenberg, der 45 Jahre diente. Der zweite diente 41 Jahre; der dritte auch 41 Jahre, der vierte 34; der fünfte, Pastor Niedecker, der sich neuerdings vom aktiven Dienst zurückgezogen hat, diente 31 Jahre. Da das zusammen 192 Jahre sind, so ist nicht recht ersichtlich, wie die fünf Pastoren zusammen 192 Jahre an einer Gemeinde dienen konnten, die doch erst 172 Jahre organisiert ist. Sie muß wohl 20 Jahre bedient worden sein ohne Gemeindeorganisation zu besitzen.

Im Gegensatz zu dieser wohl einzigartig dastehenden Gemeinde könnten wir berichten von einer Gemeinde, die erst 50 Jahre besteht und in dieser Zeit 26 Pastoren berufen und hinausgeekelt hat aus dem Amt. Welch ein Gericht

*) Von uns unterstrichen! „Wenn das Aug nicht sehen will, helfen weder Licht noch Brill.“

muß auf solch ein Christenvolk kommen, das den Dienern des Wortes das Leben so verleidet und verekelt, wie es leider dort der Fall ist!

War, What it Proves.

"This war proves the failure, not of the Christian religion, but of a civilization which has sought to appropriate the *fruits* of the Christian religion without accepting the religion itself." (American Luth. Surv., Vol. 1, No. 13.)

So ist es: Die heutige Welt will wohl die Schätze des Christentums für sich in Anspruch nehmen, aber sie will Christum nicht haben, sondern will sich selbst erlösen aus eigener Kraft. Der Krieg zeigt, wohin die selbsttrunkene Welt gerät mit all ihren Friedenskonferenzen und Schiedsgerichtsverträgen.

„Homiletic Review" bekennt Farbe.

„Das „Tier aus dem Abgrund," wie Harnack die englische Lügenbrut bezeichnet, hat in unserm „neutralen" Lande die größten Siege gefeiert, und der blinden Nachbeter dieses Tieres sind Legion. Für unser Magazin ist besonders die Stellung des „Homiletic Review" von Interesse. Wer glaubt, daß dieses „international Magazine" näher auf die Gründe eingehe, die zu dem Kriege geführt haben, wie es in so vortrefflicher Weise T. E. Schmauk, der „Editor of the Lutheran Church Review" getan, der wird bei näherer Bekanntschaft mit der Weisheit des Editors des „Homiletic Review" schmählich enttäuscht werden. In seinem Editorial (Oktober) erfahren wir:

If the German Emperor had been as earnest as British statesmen were to prevent war, there had been none. The history of the forty years preceding exhibits a tangled web of racial antagonisms, conflicting dynastic ambitions, national jealousies, and ever growing armament etc. Of these many contributory causes of the present inferno the most potent was pointed to in ancient times as in the front: "Kings go mad, wo smites the Greeks." The military imperialism of its autocratic dynasties emulously arming for battle has been a growing burden and menace to the rights of man.

Weitere Gründe ersieht der Editor in der Philophie Nietzsches und in den Schriften des (abgedankten) Generals von Bernhardi. Sein London Korrespondent widerspricht ihm insofern als er nicht in Nietzsches Philosophie sondern in den Schriften of the Germanized Englishman Chamberlain die eigentliche Kriegsursache sieht. In einer Meditation über 2. Kor. 10, 4 aber spricht sich der Brooklyner Pastor R. Macdonald dahin aus:

As natural as it is to blame Germany as the arch-schemer in this strife, the Kaiser is only the most flagrant exponent of militarism. He applauds Great Britain for coming to the rescue of the weak nation when "its neutrality was violated."—

Das Homiletic Review kann stolz sein auf seinen internationalen Charakter.

J. H. Steger.

Mit dem Amtsantritt des neuen Einwanderungskommissärs Howe scheint auf Ellis Island eine menschenfreundlichere Behandlung der Einwanderer eingetreten zu sein. Während ihre Hilfeleistungen früher oft mit scheelen Augen betrachtet wurden, wird den Missionaren am Landungsplatz jetzt jede Freiheit gewährt, um Einwanderern beizustehen. Unter an-

derem hat der Kommissär auch angeordnet, daß solche Einwanderer, die detiniert werden, über das Recht der Appellation aufgeklärt werden müssen und an Ort und Stelle eine Erklärung abgeben können, ob sie gegen das Deportationsurteil appellieren wollen. Das sichert ihnen und ihren Freunden genügend Zeit, um Mittel und Wege zu finden, dem Los der Deportation zu entgehen, wenn die Deportation nicht direkt durch das Gesetz bestimmt ist.

„Sendbote."

Die Ueberhandnahme des Ehescheidungsübels muß bei allen, denen das sittliche Wohl des Volkes auf dem Herzen liegt, ernste Bedenken erwecken. Die Leichtigkeit, mit welcher Ehescheidungen gesucht und gewährt und dann oft von den Geschiedenen wieder andere Ehen eingegangen werden, ist geradezu schrecklich. Wir beklagen das Uebel der Vielweiberei des Mormonismus, aber das überhandnehmende Uebel der Ehescheidungen und des Eingehens anderer Ehen von Geschiedenen ist fast ebenso schlimm, ja in einer Beziehung noch schlimmer, denn dieses hat die Sanktion des Zivilgesetzes, was der Mormonismus nicht hat. Ganz richtig hat kürzlich ein Prediger unsere laxen Ehescheidungsmethoden und das Eingehen anderer Ehen von Geschiedenen als „legalisierte Polygamie und Unzucht" bezeichnet. Wenn das so weiter geht, dann wird mehr und mehr das geordnete Familienleben gefährdet werden. Dieser Krebsschaden an unserem Volkskörper fordert eine radikale Kur. Der Einfluß aller moralisch und christlich gesinnten und denkenden Leute muß in einer entschiedenen Weise gegen dieses Uebel gerichtet werden. Besonders müssen die Gemeinden Christi ihre Stimmen laut dagegen erheben und ihren ganzen Einfluß dagegen einsetzen.

„Sendbote."

Der katholische Sturmlauf gegen die Preßfreiheit dieses Landes.

Das „Protestant Magazin" hat in einer verkürzten Extraausgabe des Februarheftes das Volk dieses Landes benachrichtigt, welchen Sturmlauf die römische Klerisei auf den Kongreß unternommen hat, um ein Gesetz durchzudrücken, das der Preßfreiheit des Landes einen gewaltigen Riegel vorschieben würde. Jedes Blatt, ob politisch oder kirchlich, könnte, wenn dieses Gesetz durchginge, mundtot gemacht und unterdrückt werden, wenn es wagte, die römischen Mißbräuche, die falschen Lehren der röm. Kirche, die politischen Umtriebe der römischen Priester öffentlich zu rügen. Ein einzelner Mann, der Gen. Postmeister, soll die Macht bekommen, jedes Blatt vom Postversandt auszuschließen, das die Römlinge ihm denunzieren. Und da soll kein Richter, keine Jury etwas zu sagen haben. Das ist ein Gewaltstreich gegen die Konstitution dieses Landes, die das Recht der freien Rede und freien Presse garantiert. Sollte der Kongreß diesem Anlauf unterliegen und das begehrte Gesetz erlassen, so müßte das notwendig die schwersten religiösen Kämpfe heraufbeschwören. — Wir kämen hier in dieselbe Lage wie in Deutschland, wo unter dem Druck des Zentrums ein Paragraph ins Strafgesetz eingefügt wurde, der es den Römlingen ermöglicht, den Staatsanwalt anzurufen gegen jedermann oder Zeitung, die es wagen, öffentlich Kritik zu üben an der römischen Kirche. **Sie** dürfen Luther und die protestantische Kirche aufs greulichste beschimpfen und verlästern. — Der Wortlaut des Paragraphen ist so

verfaßt, daß man die Lästerer Luthers nicht bestrafen kann. Wer aber den frechen Humbug und Aberglauben der Römlinge, z. B. den angeblichen hl. Rock zu Trior, öffentlich angreift, der bekommt es mit dem Staatsanwalt zu tun. — Solche ideale Zustände wollen die Römlinge auch hier herbeiführen.

Videant consules ne detrimenti quid capiat patria.

Pensionsfonds der Ver. Norwegisch luther. Kirche.

Im Am. Luth. Survey finden wir die interessante Notiz, daß die Ver. Norw. Kirche dieses Landes einen Fonds hat zur Unterstützung von Witwen und „retired" Ministers. Der Fonds beträgt zurzeit $120,000.00. Es kostet $200.00 Eintritt und $5.00 jährlichen Beitrag. Aus diesem Fonds bekommen Witwen und Pastoren $500.00 per Jahr. Um den Pastoren den Beitritt zu dieser Kasse zu ermöglichen, schenken manche Gemeinden ihren Pastoren $200. — Das ist nobel und sicherlich nachahmenswert!

Die Geologie und der biblische Schöpfungsbericht.

In einer früheren Nummer veröffentlichte das Ohio-Mag.: „Theolog. Zeitblätter" einen längeren Aufsatz von Prof. G. Kräling über das obige Thema. Der Verfasser verteidigte darin die Annahme, daß die 6 Schöpfungstage nicht als Tage von 24 Stunden (unserer Zeitrechnung), sondern als Aeren von unbestimmbarer Länge zu betrachten seien, innerhalb deren sich die verschiedenen geologischen Schichten gebildet haben. Wir wunderten uns, daß ein solcher Aufsatz überhaupt Aufnahme fand in genanntem Blatt, und dachten, es sei ein Zeichen, daß auch rechtgläubige Lutheraner sich von Forschungsresultaten der Naturwissenschaft bestimmen lassen, gewisse feststehende Dogmen in bezug auf die Schöpfungsgeschichte preiszugeben.

Doch das Februarheft bringt von Aug. F. Gräbner einen Protest gegen jenen Aufsatz von Prof. Kräling. Gräbner will die Tage von 24 Stunden festhalten und weist die Aufstellungen der Geologie zurück als unsichere Hypothesen. — Man kann ihm in der Beziehung beistimmen, daß die von den Geologen vermuteten Zeiträume nichts seien als problematische Vermutungen. Die Herren werfen gerne mit ganz gewaltigen Zahlen um sich, wenn es sich um die Bestimmung des Alters irgend eines Fundes aus vorhistorischer Zeit handelt. Alle diese Angaben müssen mit Vorsicht aufgenommen werden. Auch Prof. Riehm weist in seinem Buch: „Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen"*) auf die Unsicherheit der Zahlen und vieler Schlüsse der geologischen Forscher hin.

Aber es ist denn doch ein anderes die Zahlenhypothesen zu diskreditieren und ein anderes die positiven Ergebnisse der Forschungen der Geologie beiseite zu schieben.

Die Lagerungen der Erdschichten sind doch nicht bloße Phantasiegebilde, sondern sind einfache Tatsachen, die jeder wohl ausfinden kann, der das zu seinem Spezialstudium macht. Und die Vorstellung, daß diese Erdschichten sich in solch kurzen Zeiträumen sollten gebildet haben, bloß durch göttlichen Machtspruch — wir wollen keinem Menschen wehren, diesen Glauben zu hegen, bekennen aber ganz offen, daß wir diesen Glauben nicht teilen können.

---

*) Wir bringen an anderer Stelle einen nach jenem Buch bearbeiteten Aufsatz.

Und wir befinden uns dabei in guter Gesellschaft. — Wir lassen hier folgen, was wir unter der Aufschrift

Das Sechstagewerk

ohnehin bringen wollten.

Nachfolgende Zeilen nehmen teilweise bezug auf einen Aufsatz, den wir in „American Luth. Survey“ fanden. Wir hatten aber ohnedies im Sinn über diesen Gegenstand uns auszusprechen.

Es gibt wohl manche Bibelfreunde, die meinen in ihrem Gewissen verpflichtet zu sein zu dem Glauben, daß die sechs Tage der Schöpfung je genau 24 Stunden währten wie unsere Tage. Zu dieser Meinung kommen sie durch die Annahme, daß die jüdischen Schreiber der Genesis ohne Zweifel es so gemeint und verstanden haben. Das mag vielleicht in der Tat der Fall sein, daß sie es sich so vorstellten. Aber, wenn auch, ist das für uns eine Gewissensverpflichtung, es auch so zu verstehn? Die naive Naturanschauung der alten Hebräer mag es ihnen möglich gemacht haben zu glauben, daß die Welt in 6 mal 24 Stunden fix und fertig aus dem Chaos dastand. Müssen wir gewissenshalber das nun auch glauben?

Von Dr. J. T. Beck, einem äußerst gewissenhaften und ernsten Bibeltheologen wird uns folgender Ausspruch gemeldet*): „Es ist so vernünftig zu meinen, des Herrn Tag gehe auf einen 24stündigen Tag, wie wenn man meint, der Tag des Heils ginge darauf. Der währt je noch wie zu Pauli Zeit. Bei den Schöpfungstagen ist's dieselbe Sache. „Tage“ sind „Lichtperioden.“

Wie einfach und klar ist diese Erklärung Becks: Lichtperioden. Zeiten, in welchen göttliche Machteinflüsse in die Welt einströmten, denen dann wieder andere folgten, in welchen diese Lichtkräfte in gewaltigen Evolutionen verarbeitet und gestaltet wurden zu irdischen oder sagen wir besser kosmischen Gebilden. Das kann Jahrtausende gedauert haben von einer Lichtperiode zur andern. Jede „Evolution“ oder Entwicklung abzulehnen, weil eine materialistische Wissenschaft die dabei wirkende Schöpfermacht ausschalten wollte, das geht entschieden zu weit.†) Denkende Menschen werden der Kirche nur entfremdet, wenn die Lehrer der Kirche jede Entwicklung bestreiten wollen und strikt darauf bestehen, es seien Tage von genau 24 Stunden gewesen, wie wir sie jetzt haben.

Schauen wir doch in die heutige Welt und was sie uns lehrt.

Wir haben neuerdings wieder von schreckenerregenden Erdbeben in Italien gelesen. Welche furchtbare, unvorstellbare Kraft gehört dazu, solche Erschütterungen und Zerstörungen hervorzubringen! Solche explosive Naturkräfte, wann und wo immer sie in Wirksamkeit treten, wirken furchtbare Zerstörungen. Auch der Blitz kann in einem Augenblick Bäume zerschmettern, die in Jahrzehnten und Jahrhunderten herangewachsen sind. Solche explosive Kräfte wirken aber überall nur zerstörend. Kein Beispiel wird aufzufinden sein, wo durch eine solche furchtbare Kraft plötzlich, oder in einem kurzen Zeitraum, ein fertiges Gebilde geformt wurde. Wie viel Zeit erfordert es heute, bis ein Baum aus dem Samen zu einem ausge-

---

*) Siehe Literatur in diesem Heft: „Treu und frei.“ Seite 237.

†) Anmerkung. So führt es auch der oben genannte Aufsatz in „Luth. Surv.“ aus, der durchaus für die Annahme der „Evolution“ eintritt, ohne darum dem Darwinistischen Materialismus zu verfallen, der die Schöpfermacht ausschalten will.

wachsenen, fertigen Gebilde herangewachsen ist. Das geht auf dem Weg langsamer Entwicklung. Und je edler ein Geschöpf, je näher der geistigen Region, desto länger dauert die Entwicklungszeit. Ein Mensch hat mit 20 Jahren kaum seine physische Ausreifung erlangt. Die geistige Entwicklung und Ausgestaltung ist da erst im ersten Anfang begriffen und bedarf noch vieler ahre zur Ausreifung. Sehen wir so ein Gesetz der Entwicklung in unserer Gegenwart in Tätigkeit, sollte es dann nun Gottes unwürdig sein, zu glauben, daß die „Lichtperioden" der Schöpfungszeit sich über Jahrtausende hin erstrecken? Man stelle sich doch einmal vor, welche Kraft erforderlich war, um die großen kosmischen Gebilde, Sonne, Mond und Sterne, bis hin in die fernsten Lichtnebel, zu bilden. Und das nun alles in einem Tag von 24 Stunden! Nur wer sich Gottes Schöpferkraft als zauberisch wirkend vorstellt, wie die Märchen aus 1001 Nacht, wird sich entschließen zu glauben, daß Sonne, Mond und Sterne in 24 Stunden geschaffen und fix und fertig hingestellt wurden, wie sie jetzt sind. Die Vorstellung zauberisch wirkender Geistesmächte, die über nacht den prachtvollsten, herrlichsten Palast zu bauen imstande wären, ist ein orientalisches Phantasiegebilde, dem wir keine Realität zuschreiben. Obgleich wir an die Allmacht Gottes glauben, so würde sicher auch der gläubigste Christ es nicht glauben, daß Gott durch seine Allmacht in einer Nacht einen solchen Palast gebaut, in einer Nacht ihn von Arabien nach Afrika fortgetragen und wieder in einer Nacht ihn zurückgebracht habe. (Vergl. Aladdins Lampe in 1001 Nacht.) Wir können nicht ahnen und auch nicht einmal hypothetische Zahlen aufstellen, wie lange jene schöpferischen Lichtperioden mögen gedauert haben. Sie reichen zurück in die Tiefen der Ewigkeit des allmächtigen Gottes und geben ahnungsvolle Antwort auf die vorwitzige Frage: Was hat Gott von Ewigkeit her getan?

Sicher wird der staunende Menschengeist erst dann auf diese Fragen Antwort finden, wenn er los vom Erdenballast unverhüllt in die Wunder der Herrlichkeit Gottes schauen darf. Bis dahin können und wollen wir uns bescheiden mit dem, was Natur und Schrift uns offenbaren.

Stellen wir beispielshalber uns einmal vor, daß ein Weizenkorn, das wir in den Boden legen, vor unsern Augen innerhalb einer Minute aufwachsen und zur vollen reifen Aehre sich gestalten würde, eine uns unvollziehbare Vorstellung, — das wäre doch ein reines Kinderspiel gegen die Vorstellung, daß Sonne, Mond und Sterne durch göttlichen Machtspruch innerhalb 24 Stunden ins Dasein gerufen wurden!

Ob der Glaube an eine plötzlich zauberhaft wirkende Allmacht Gottes ethisch wertvoller ist vor Gott als die Annahme von Entwicklungszeiträumen von uns unbekannter Dauer, das geben wir dem Leser zu bedenken anheim.

Natürlich, wem die wörtliche Inspiration der Bibel als ein unverbrüchliches Dogma feststeht, der wird erst recht den Schöpfungsbericht als ein wörtliches Diktat des heiligen Geistes betrachten, und wird mit einer bloßen „Harmonie zwischen Bibel und Natur" nicht zufrieden sein, sondern behaupten, daß nur das tatsächlich wahr sein könne, was Gen. 1 berichtet ist, jede Abweichung davon müsse als Unglaube oder Modernismus verworfen werden.

Englisches im deutschen Christentum.

Nachfolgendes Stück entnehmen wir der „Wartburg," die als Wochenschrift im Verlag von Arwed Strauch in Leipzig erscheint.

Es ist uns zwar wohl bewußt, daß etwas dem Gemeinschaftschristentum in Deutschland Abgeneigtes hier verborgen ist; aber viel Wahrheit enthält der Aufsatz, der auch hier in unseren Verhältnissen bekannt zu werden verdient.

Was trennt uns eigentlich vom englischen Christentum? Was empfinden wir an ihm als besonders „englisch," d. h. undeutsch, und was läßt uns bei aller Anerkennung des Großen, was englische Christen geleistet haben, ihnen gegenüber doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit nie ganz aufkommen?

Man redet gegenwärtig viel von englischer Heuchelei — und tut dadurch jedenfalls dem Großteil der englischen Christen Unrecht. Heuchelei ist ein Unkraut, das auf dem Acker jeder Frömmigkeit gedeiht, „ein Zugeständnis der Sünde an die Frömmigkeit." Wenn in England — und dies mag sein — die Heuchelei etwas größer ist als in anderen Ländern, so wird dies darauf beruhen, daß dort die Macht des religiösen Denkens größer und anerkannter ist im öffentlichen Leben als anderwärts. Der Kaufmann, der beim Missionsfest ein Goldstück auf den Teller legt und Götzenbilder nach Afrika einführt, dürfte wohl in satirischen Romanen häufiger zu finden sein als in der Wirklichkeit. Auch in England sind die religiös tätigen echten Christen und die skrupellosen Volksverderber zwei Kreise, die sich in einem viel kleineren gemeinsamen Raume schneiden als das Vorurteil Wort haben mag. Seien wir auch in dieser Kriegszeit ehrlich und christlich genug, das einzugestehen. Wir wissen aus eigenen Kämpfen, z. B. gegen den „Schmutz in Wort und Bild," wie geschwinde auch dem ehrlichsten Kämpfer der Makel der Heuchelei angehängt ist.

Und doch ist etwas an der englischen Frömmigkeit — aber nicht nur an ihr, sondern überhaupt am englischen Wesen — was uns eben wie Heuchelei berührt und den so allgemein verbreiteten Vorwurf wenigstens erklärt. Der Engländer selbst kenn diese Seite seines Wesens ganz gut und bezeichnet sie mit dem unübersetzbaren Worte "cant." Es ist dies die Neigung über alles — es braucht nicht nur die Religion zu sein — hohe und schöne Worte zu machen, bei allem die höchsten und schönsten und idealsten Motive auszukramen, alles mit dem Schein der Tugendhaftigkeit und Wohlanständigkeit zu umgeben, verbunden mit der Fertigkeit, im gegebenen Augenblick die Augen zu schließen und nichts mehr zu sehen und zu hören, nämlich da, wo das englische Interesse mit in Frage kommt. Diese Fähigkeit kommt überall, auch bei anderen Völkern vor und läßt sich auch z. B. bei konfessioneller Polemik oder in politischen und sozialpolitischen Auseinandersetzungen oft ganz prächtig studieren, wobei an der Gutgläubigkeit der betreffenden Personen gar kein Zweifel zu bestehen braucht. Aber als Massenerscheinung besteht sie eben nur in England. Der zum Gefühl der absoluten Ueberlegenheit über das andere Menschengeschlecht erzogene Engländer, der in dem hochgebildeten Hindu ganz genau so den erbuntertänigen "native," den Angehörigen der hörigen Rasse erblickt wie in einem lendenschurzbekleideten Nigger; dem jeder Bewohner des europäischen Festlandes vorkommt etwa wie ein zur Kenntnis der englischen Sprache verpflichteter Gasthofskellner, hält sich auch in religiösen und sittlichen Dingen für den Richter der Welt. Ein Beispiel aus der Geschichte: Wilberforce und seine Gesinnungsgenossen bekämpften ganz unzweifelhaft den Sklavenhandel, dessen damaliger Mittelpunkt das englische Liverpool war, aus lautersten Gründen religiöser

Ueberzeugung. Aber sie drangen nach endlosen Kämpfen erst in dem Augenblick durch, als der Vorteil der Abschaffung auf Seite Englands der Nachteil auf Seite der mit ihm im Wettbewerb stehenden Staaten war. Und von diesem Augenblick an war das, was man bis dahin skrupellos selbst getrieben hatte, bei den anderen, den Portugiesen u. s. w., schreckliche Sünde. Der Engländer empfindet ein förmliches Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit über irgend welche Greuel in irgend welchem Lande der Welt sittlich zu entrüsten, sei es Bulgarien oder Kongostaat, Armenien oder Peru, und seine kluge Regierung schürt dieses Feuer, denn man kann nie wissen, ob sich nicht eine günstige Gelegenheit zur Einmischung daraus ergibt. (Will man diese Gewöhnung nicht allzu ungerecht beurteilen, so erinnere man sich, mit welcher Leidenschaft auch in anderen Ländern die Zeitungen die Einmischung der „Mächte," d. h. zunächst der eigenen Macht, in die albanischen und anderen Greuel forderten). Wenn aber England Unrecht hat, wie z. B. in dem schandvollen Opiumkrieg, im Burenkrieg, da fehlten die Warnerstimmen ehrlicher und frommer Engländer auch nicht ganz, aber im Volksganzen blieb es taub und stumm, sie fanden kein Echo. Recht oder Unrecht — das ist mein Land! so lautet in diesem Falle der Wahlspruch jedes echten Engländers.

Es ist nur eine Seite dieses "cant," wenn der Engländer in einem für uns unerträglichen Ausmaße die Gewohnheit hat, seine Seele zu entschleiern und das religiöse Leben auf den Markt zu tragen. Der Sünder, der auf die Bußbank geschleppt wird und dort vor hunderten zum Kokettieren mit seinem Sündenbekenntnis gebracht wird, das Hineinreden Fremder in die innersten Seelenzustände, das den römischen Beichtstuhl noch weit überbietet, die Straßenpredigt oder das Beten auf der Straße mitten unter Spöttern und Trunkenbolden, alle diese Dinge „kosten Angelsachsen keine Ueberwindung" (Baumgarten a. a. O.). Unserem deutschen Wesen, das viel innerlicher gewendet ist, widerstrebt derartiges im innersten Herzensgrunde. Uns erscheint es als Verletzung der geistigen Keuschheit (und als Verleitung zu unehrlicher Salbaderei und frommem Geschwätz), den, der nicht dazu „berufen" ist (rite vocatus, sagt das Augsburgische Bekenntnis, und meint damit die Träger des geistigen Amts) zu veranlassen, über seine religiösen Erfahrungen zu reden. Der Heilsarmeeabend mit Pauken und Trompeten, die methodistische Bußbank, die reklamehafte Evangelisationsversammlung befremdet unsere deutschen Protestanten, sie erscheint ihnen ohne weiteres als „englisch," d. h. undeutsch. Sie ist aber auch nicht evangelisch, d. h. wahrhaftig, innerlich. Mag auch, wie der Erfolg der Sekten und manche Strömung innerhalb der Landeskirchen zeigt, manches nach absonderlicher Seelenspeise hungernde Gemüt durch solches Treiben angezogen werden: allein schon Christi Bergpredigt, das ewige Evangelium der Innerlichkeit, müßte genügen, um uns jene echt englischen Erscheinungen als Verirrungen aufzuweisen. Der deutscheste und evangelischste Zweig im deutschen Gemeinschaftswesen, der schwäbische Bauernpietismus, hat sich eben darum auch von der Beeinflussung durch die englische Veräußerlichung stets freizuhalten gewußt und man kann in schwäbischen „Stunden" manches kernige, drastische Urteil über englische Ueberschwenglichkeiten hören.

Nur nebenbei sei diejenige Seite solcher Ueberschwenglichkeiten gestreift, die nicht mehr dem Gebiet des gesunden Geisteslebens angehört. „Massenhysterien," wie wir sie von den englischen Wahlrechtsweibern kennen, fehlen auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens nicht ganz. Bei den „Revi-

vals“ (= Massenerweckungsbewegungen) ist nie ganz genau zu bezeichnen, wo das Gebiet des kranken Geisteslebens anfängt. Gesundbeterei, Zungenreden, ekstatische Weissagungen über das 1000jährige Reich und das Weltgericht gehören nach unserem Empfinden zu der „Religion der ziellosen Aufgeregtheit“ und nicht zum Christentum (und vollends „Holly Rollers.“ D. R.)

Mit Nachdruck aber muß hervorgehoben werden eine Seite des religiösen Engländertums, die uns besonders gefährlich erscheint: der geistliche Hochmut. Auch hier sei nicht vergessen, daß ein Stücklein Hochmut in jedem alten Adam steckt. Aber als typische Erscheinung, als eigentliche Gefahr ist er den englischen Erscheinungen auf kirchlichem Gebiete eigen, die sich eben dadurch auch als richtige „Sekten“ darstellen. Man sagt ja wohl nicht ganz mit Unrecht, daß jede Sekte ein von den amtlichen Kirchen verkanntes oder zurückgestelltes Stück christlicher Wahrheit zu seinem Rechte bringe, und daß darin die relative Berechtigung dieser kleinen freien Kirchengebilde liege. Aber die Kehrseite davon ist der Geist der Unduldsamkeit und der Ueberhebung, der in ihnen groß gezogen wird. „Wir sind die Gemeinde Gottes auf Erden, die kleine Schar der Auserwählten; die anderen sind Babel, das Tier aus dem Abgrund, die Kinder Belials“ — nicht immer klingts uns aus den Sekten und den ihnen nahestehenden Kreisen mit solcher Deutlichkeit entgegen, aber die Gesinnung ist es stets. Und darum diese unausrottbare Neigung, sich zu separieren, die die Sekten sich bisweilen spaltpilzartig vermehren heißt, daher das ewige Spielen mit dem Gedanken, die Kirche zu verlassen, bei gewissen Gemeinschaftskreisen. Die Theologen aus der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts kannten sich wahrhaftig auch aus in Zank und Streit, sie haben sich in massiver Polemik figürlich die Köpfe zerschlagen. Aber dieser Geist der Spaltung und des Auseinandergebens, der ist doch erst aus dem englischen Puritanertum auf das Festland herübergedrungen. Heute ist für unseren deutschen Protestantismus der Mantel der Volkskirche unentbehrlich. Wer in unserem Volk aufbauend und nicht zerstörend wirken will, soll das bedenken. Gemeinschaftspflege ist gut, heilsam, notwendig. Alle Pfleger evangelisch-kirchlichen Lebens: die Kirchenbehörden, die Theologen als Vertreter der Wissenschaft und des Amtes, die Synoden, die Vertretungen der Gemeinden sind darüber einig. In vielen Gebieten hat die amtliche Kirche selbst die Gemeinschaftspflege gefördert und ist auch weiter zu jeder Förderung bereit. Aber sie soll nicht herrschen wollen, sondern dienen. Sie soll sich nicht neben und nicht über die kirchliche Arbeit stellen, sondern soll sich in die kirchliche Arbeit eingliedern und sich ihr als dienendes Glied unterordnen. Sonst wirkt sie tatsächlich als Sprengmittel und führt zum ausgesprochenen oder unausgesprochenen Sektentum.*) Sonst jagt sie einzelnen Seelen nach und versündigt sich an der Seele des Volkes. Das alles aber ist englisch und nicht deutsch-evangelisch. —

Die italienischen Waldenser haben von den deutschen Evangelischen viel Liebe und Hilfe erfahren. Deutsche Evangelische in Italien haben an dem

*) Hier ist eine Gegenbemerkung durchaus am Platz. Wenn kirchlich-liberale Kirchenregierungen den Gemeinschaftsleuten so feindselig und hinderlich in den Weg treten, wie das in Baden und auch in Preußen vorkam (wir haben Fälle davon berichtet), so treibt der tyrannische Liberalismus selbst die treuesten Kirchenglieder aus der Landeskirche und nötigt sie zur Bildung freireligiöser Vereine außerhalb dem Bau des despotischen Kirchenwesens.

Ergehen der Waldensergemeinden tätiges Interesse gezeigt; ein Kreis deutscher evangelischer Freunde stand der Waldenserkirche stets zur Seite. Aber die Mehrzahl der Geldmittel, und die geistigen Einflüsse in der Waldenserkirche kamen von englischer Seite. Die Folge war, daß sich das Urteil der Waldenser in diesem Kriege mit verletzender Schroffheit auf die Seite Englands stellte. Das ging gewiß nicht nur nach dem Spruch: Wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Die Waldenser haben eben jahrzehntelang die Welt durch die englische Brille sehen gelernt. Wollen und sollen wir nicht gegen die Einflüsse ankämpfen, die einen Teil unserer deutschen Volksgenossen — es sind immerhin schon hunderttausende — ebenso anleiten möchten, die Dinge dieser Welt durch die Brille englischer Religiosität, englischer Weltbetrachtung zu schauen?

Der europäische Methodistenbischof über unsern Krieg. Das Oberhaupt der bischöflichen Methodistenkirche in Europa, Dr. A. Nuelsen, der seinen Sitz in Zürich hat, hat soeben einen sehr bemerkenswerten Artikel für die amerikanische christliche Presse über den Krieg veröffentlicht. Das Urteil Dr. Nuelsens hat Gewicht, da die bischöfliche Methodistenkirche in Europa, die bekanntlich von Amerika ausgegangen ist, eine lebendige Organisation darstellt. Aber wir Deutschen lesen es nicht, ohne einen uns schmerzlichen Vergleich zwischen diesem tapferen Methodisten und so manchen unserer evangelischen Brüder in der Schweiz zu ziehen. Der Methodist, obwohl in der „neutralen" Schweiz wohnend, gibt mutig der Wahrheit und dem Recht die Ehre, während jene aus Sorge um die „Neutralität" vielfach das Recht „dahingestellt" sein lassen und bemüht sind, dem unter die Mörder gefallenen Deutschland ja nicht mehr Teilnahme zu zeigen als dem auf seinen Untergang lauernden und bedachten Frankreich. Und doch „muß Recht Recht bleiben," sagt die Schrift, und dem werden „alle frommen Herzen" zufallen. Wir sagen das nicht von allen Schweizern; aber wir mußten manches auch in ihrer kirchlichen Presse lesen, das uns befremdete und betrübte.

Der Methodistenbischof erklärt folgendes:

„Das amerikanische Volk leidet unter dem großen Nachteil, nur eine Seite der Streitfrage hören zu können. Deutschland ist dadurch, daß England das deutsche Kabel durchschnitten hat, vom direkten Verkehr mit den europäischen Ländern abgeschnitten. Alle Neuigkeiten, die nach Amerika gekabelt werden, stammen aus englischen Quellen oder erhalten doch durch die englische bzw. französische Zensur ihr Gepräge. — Während der letzten Tage erhielt ich Stöße amerikanischer Zeitungen und Zeitschriften. Ich überflog Spalte um Spalte. Sie enthielten ausschließlich Ansichten, die schon zwei Wochen zuvor in der englischen Presse zu finden waren. Die amerikanischen Redakteure zeigen keine Selbständigkeit des Urteils, sondern sind nur das Echo englischer Ansichten. Das amerikanische Publikum weiß gar nicht, daß es auch eine andere Seite gibt. Ich wohne hier in einem neutralen Lande im Herzen Europas. Ich habe die Gelegenheit und nehme sie auch wahr, die wichtigsten Zeitungen der verschiedenen Länder Europas zu lesen. Der Vergleich der europäischen Presse mit der amerikanischen zeigt, daß letztere nur das weiß, was England für gut findet, ihr mitzuteilen. Preßstimmen aus anderen europäischen Ländern gelangen nach Amerika nur in englischer Verdrehung. Was sich heute die Presse an Verleumdung, Erfindung und boshafter Lüge leistet, ist einfach unerhört." ... „Gegenüber der Sicherheit, mit

der die englische und amerikanische Presse den deutschen Kaiser als Ungeheuer brandmarken, das dieses Fiasko der Zivilisation verschuldet habe, möchte ich doch hier meine Ueberzeugung zum Ausdruck bringen, eine Ueberzeugung, die sich nicht auf Grund von Zeitungslesen während der letzten Wochen gebildet hat, sondern die das Resultat langjähriger Befassung mit europäischer Geschichte sowie beständigen Reisen in den meisten europäischen Ländern ist: 1. Derjenige, der mehr als ein Vierteljahrhundert, mehr als irgend ein anderer Mensch getan hat, um den Frieden Europas zu erhalten, ist der deutsche Kaiser. Daß der Kaiser alle diese Jahre unaufrichtig gewesen wäre oder über Nacht sich radikal geändert haben sollte, ist denn doch eine unsinnige Behauptung. 2. Die Hauptschuld an dem europäischen Kriege trägt ein Clique von gewissenlosen Panslawisten in Rußland, in deren Händen der schwache Zar nur ein willenloses Werkzeug ist. Die unheimliche Macht des barbarischen Rußlands ist die eigentliche Gefahr für europäische Zivilisation. Frankreich ist in den Krieg hineingezogen worden durch eine Gruppe von Finanzmännern, die die eigentlichen Macher der französischen Politik sind. 3. Die Verantwortlichkeit, diesen Krieg zu einem Weltkriege gemacht zu haben, ruht auf der Regierung Englands. England hat das größte Verbrechen des Jahrhunderts begangen dadurch, daß es sich auf die Seite der reaktionärsten, intolerantesten, tyrannischsten, treulosesten, barbarischsten Macht, nämlich Rußlands, gestellt hat, um das hochkultivierte, liberale, protestantische Deutschland, mit dem es doch durch so viele Bande der Blutsverwandtschaft, der Rasse, der Kultur, der Wissenschaft, des Handels, der Religion, der Missionstätigkeit verbunden ist, zu Boden zu werfen, nur weil Deutschland zu einem starken Konkurrenten auf dem Weltmarkte herangewachsen ist. Es ist ein Flecken an Englands Hand, den alle Wohlgerüche seiner Missionstätigkeit nicht abwaschen werden, daß es den Brudermord in die weite nichtchristliche Welt getragen hat und sich mit heidnischen Völkern vereinigt, um die Burg des Protestantismus zu zerstören. Ich klage nicht die englischen Christen an. Mein Herz blutet mir, wenn ich an manche lieben Freunde in England denke. Aber ich muß es aussprechen, daß die englische Regierung dadurch, daß sie die Waffen gegen Deutschland ergriff, der Sache des Christentums mehr Schaden zugefügt hat, als durch Jahrhunderte von Missionstätigkeit und durch Millionen von Missionsgaben gutgemacht werden kann. — Und wenn ich den Ausdruck: „eine Sünde gegen die Zivilisation" gebrauche, so wiederhole ich nur, was vor einiger Zeit Lord Haldane sagte, und was in ihrem Protest gegen den Krieg einige der geachtetsten Gelehrten und Kirchenmänner Englands geschrieben haben. . . ." — Bischof Dr. Nuelsen nennt dann als Schuldige noch die Macht des Nationalismus, die Macht des organisierten Kapitals und der Presse. (A. E. L. K. Z.)

Von den Evangelischen in Frankreich und Belgien.

Welche Abgründe hat doch der Krieg zwischen den einzelnen Völkern aufgetan! War es in Friedenszeiten schon schwer, sich zu verstehen, so ist jetzt eine Verständigung fast zur Unmöglichkeit geworden. Es ist nicht bloß Sprachenverwirrung, es ist eine Verwirrung der Geister und der Herzen eingetreten, die Gott allein wieder entwirren kann. Lassen wir ihn seine gewaltige Sprache reden. Es ist die Sprache der Tatsachen. Früher oder später werden seine Taten auch von denen, die mit fremden Zungen reden, verstanden werden.

Welchen Eindruck haben die großen Ereignisse auf den Protestantismus in Frankreich gemacht? Allerdings ist es sehr schwer, Nachrichten von dort zu erhalten, denn es ist völlige Grenzsperre. Es ist uns auf dem Umwege über die Schweiz gelungen, zuverlässige Aeußerungen zu erfahren.

Die Leser dieser Kirchenzeitung gehören nicht zu den Leuten, die wie jener verwundete General erstaunt fragen: „Ja, gibt es denn auch Protestanten in Frankreich?" Sie wissen, daß es zwei evangelische Kirchen dort gibt, eine lutherische und eine reformierte. Ueber die lutherische Kirche haben wir nur ganz wenige Nachrichten. Ihr Organ, das „Témoignage," hat, wenn ich recht unterrichtet bin, sein Erscheinen suspendiert. Ebenso ergeht es vielen anderen kirchlichen Blättern. Die Mobilmachung hat die Redakteure aus ihren Arbeitsstuben und die Drucker aus ihren Druckereien herausgerissen. Das "Christianisme au XXe siècle" kann sich noch halten, die "Eglise libre" wird wahrscheinlich eingehen.

Von den 450 reformierten Pfarrern, die dem rechten Flügel der reformierten Kirche angehören, dienen 280 in irgend welcher Weise unter der Fahne. Das macht über 50 v. H.! Mehr als 200 Kirchgemeinden sind ohne geistliche Bedienung. Die öffentlichen Gottesdienste können also nicht abgehalten werden. Man versucht Laien anzustellen. Auch die Pfarrfrauen treten vor den Riß, indem sie Krankenbesuche machen und Unterricht geben.

In Paris sind die Räume des Christlichen Vereins junger Männer in Lazarette verwandelt worden. Graf J. von Pourtalès steht an der Spitze. Auch im Diakonissenhaus (rue Neuilly) ist ein Lazarett eingerichtet. Auf Antrag des Grafen de Mun hat die Regierung die Feldpredigerstellen vermehrt. Auf jede Division sollen zwei mehr angestellt werden. Sogar in der Marine werden Geistliche angestellt. Die Regierung braucht alle Kräfte im Volke.

Die Pariser Mission ist in einer sehr schlimmen Lage. Der Direktor der Mission Bianquis und ein alter Expeditier sind die einzigen Bewohner des Missionshauses. Auch die Druckerei ist geschlossen. Die monatlich erscheinende Missionszeitschrift erscheint nicht mehr. Der Geldmangel ist außerordentlich groß. Wie wird der Protestantismus in Frankreich diese Krise überstehen?

Schwerer noch als die Protestanten in Frankreich sind die Evangelischen Belgiens getroffen worden. Im Juni und Juli tagten noch verschiedene Synoden evangelischer Belgier. Die sog. Belgische Missionskirche hielt in Charleroi am 7. und 8. Juli ihre jährliche Zusammenkunft ab. Sie hatte ein Defizit von 61,210 Frcs. Unter den Gaben, die ihr während der Sitzung verabreicht wurden, werden auch 1000 Mk. vom Gustav-Adolf-Verein genannt. Die belgische protestantische Staatskirche hat ein Budget von 350,000 Frcs., von denen der Staat ca. 70,000 Frcs. zahlt. Auch diese Kirche wird vom Gustav-Adolf-Verein unterstützt. Ueber viele Orte, wo evangelische Gemeinden sind, ist der Krieg mit seinen Schrecken und Zerstörungen hinweggebraust. Sie werden wohl schwer gelitten haben. Vergessen wir sie nicht in unserer Fürbitte. (A. E. L. K. Z.)

Was der Liberalismus

zu leisten vermag, zeigt folgendes Stück, das wir der A. E. L. K. Z. entnehmen:

Hamburg. Der evangelischen Kirche ist die Schmach nicht erspart worden, daß ein zu ihr sich zählender Geistlicher, Pastor Heydorn, in seinem neuesten Flugblatt für Hammerbrook die Kriegsgebete verspottet: „Was andere rühmen, nämlich daß jetzt viel mehr gebetet wird als früher, empfinde ich als ein bedauerliches Zeichen von Schwäche in all dem Großen, sofern dies Beten ein Bitten um Sieg und um Erhaltung der Lieben ist. Den Gott, der durch das gleichzeitige Sieg-Erflehen von Engländern, Franzosen, Russen und Deutschen in Verlegenheit gebracht wird und der auf deine Bitte hin eine Kugel etwas abseits lenkt, gibt es nicht. Ueber den Sieg auf dem Schlachtfelde und über Leben und Tod entscheiden höchst irdische Faktoren. Darum laßt uns in dieser Beziehung nicht beten, sondern studieren und handeln." Gegen diesen Frevel sind verschiedene Beschwerden, besonders bei den „Hamburger Nachrichten," eingegangen, und diese, die schon wiederholt mit Heydorn ins Gericht gegangen und seine Absetzung gefordert haben, bemerken dazu in ihrer Wochenübersicht vom 20. September: „Wir wollen mit dem Geistlichen nicht darüber rechten, ob, wenn es einen Gott gibt, dieser nicht alles kann, weil dies nicht unsere Aufgabe ist. Oder ob es in den Wind gesagt ist: Rufe mich an in der Not. Oder ob nicht nach seiner Methode jedes Gebet ein Zeichen der Schwäche sein müßte. Oder ob unser Kaiser ein Schwächling war, als er beim Beginn des Krieges die Hände faltete und unsere Sache Gott ergab, wie ein Theodor Körner mit seinem: Gott, dir ergeb ich mich. Oder endlich, ob die Kirchenbehörde sich die ganz persönliche Dogmatik ihres Geistlichen noch lange gefallen lassen darf. Alles das sei dahingestellt. Wir beschränken uns darauf, diesem Geistlichen als Seelsorger, der er ja ist, die Bitte vorzutragen: er möge ernstlich mit sich zu Rate gehen, ob es wohl in dieser Zeit, in der all unser Sinnen nur noch Siegeswille sein darf — ersprießlich und recht ist, solche Wirrungen in die christliche Gemeinde zu werfen! Niemand kann sich darüber im unklaren sein, daß innerhalb der Gemeinde dadurch Aergernis erregt wird, und daß gar leicht ein wenig Ausgereifter es verlernen könnte, wie ein liebes Kind den Vater zu bitten und ihm alle seine Sorge vorzutragen. Welch unendliches Gut wird dadurch dem Suchenden aus dem Herzen gerissen. Kein Geistlicher hat das Recht, sein eigenes Dogma zu verkündigen: Das gibt es nicht, das gibt es nicht. Er ist Diener am Wort. Das Wort: „Rufe mich an in der Not" ist ein Befehl; und das Wort soll insbesondere der Geistliche stahn lassen. Es ist das Wort, das rings auf den Schlachtfeldern unseren kämpfenden Soldaten geboten wird; das ihnen Trost und Kraft gibt, und das sie geistig verbindet mit ihren Lieben in der Heimat, die für sie beten. Jeder mag innerlich sich dazu stellen, wie ihm ums Herz ist; aber den Abfall davon sollte ein christlicher Geistlicher nicht fördern; am wenigsten in diesen Tagen, wo keiner Zeit hat, philosophische Probleme zu lösen. Wir glauben, das Recht und die Pflicht zu haben, von unseren Geistlichen zu verlangen, daß sie dergleichen unterlassen." Das „Hamb. Kirchenbl." meint dazu: „Wir leben ja in den schönen Zeiten gesegneter Militärdiktatur, die es z. B. durch den leider bereits wieder aufgehobenen 11 Uhr-Wirtschaftsschluß dahin gebracht hatte, daß die Hamburger wieder, wie ein Straßenbahnschaffner sagte, Tag und Nacht unterscheiden können. Vielleicht erbarmt sich Exzellenz von Roehl unserer Kirche, daß wir alle auch wieder Heidentum und Christentum unterscheiden lernen. Das Generalkommando sollte des Blattes Erscheinen bis zum Friedensschluß verbieten. Denn es

muß ihm daran liegen, daß niemandem in unserem Volk der Trost des Gebetes von einem Pastor genommen werde. Das Gebet gehört zur inneren Mobilisierung unseres Volkes und seines Heeres."

Wirkung des Krieges auf das deutsche Volk als Ganzes.

Man hat beim Ausbruch des Krieges viel geschrieben von der religiösen Neubelebung des deutschen Volks, von dem Zudrang zu den Gebetsstunden und besonderen Gottesdiensten, die veranstaltet wurden, um die Herzen zum gläubigen Aufblick auf Gott hinzulenken. Die Frage ist nur die, wie tief und nachhaltig diese religiöse Bewegung war, und ob eine bleibende Frucht daraus hervorgehen wird oder nicht.

Ernste Bedenken erwecken in dieser Hinsicht nicht nur jene infame Spöttereien des Hamburger Pastors Heydorn, die wir an anderer Stelle publizieren. Wir finden auch ernste Bedenken ausgesprochen in „Kriegsbilder aus der Heimat," in A. E. L. K. Der Verfasser findet besonders, daß die sog. „Gebildeten" auf ihrer gleichgültig ablehnenden Stellung zur Religion verharren. Ja, bereits stellt sich bei der Männerwelt überhaupt wieder dieselbe Gleichgültigkeit gegen die Kirche und das Ueberwiegen der Frauen im Gottesdienst ein, wie vor dem Kriege. Wir geben hier dem Verfasser des betr. Aufsatzes das Wort. — Es ist schmerzlich zu vernehmen, was er schreibt:

Unvergeßlich sind die entscheidenden Tage der Mobilmachung, die als eine Erlösung aus unerträglicher Spannung und in vollem Verständnis der vaterländischen Notwendigkeit begeistert begrüßt wurde, wie überall. Obgleich nicht an einer großen Bahnlinie gelegen, also von dem unmittelbaren Miterleben der großen Heereszüge nach dem Westen ausgeschlossen, haben doch auch wir die kräftige Zusammenfassung der Gedanken aller Mitbürger zu einem Gesamtleben, das alle Schranken überflutete, und die wundervolle Sammlung um die eine große Frage, die vaterländische, tief erlebt. Wie sollte es auch anders sein, wo doch nach und nach 3000 Wehrpflichtige zum Heere gegangen und so alle Kreise unmittelbar am Kriege beteiligt sind! Nichts konnte kräftiger verknüpfen!

Die kirchliche Arbeit setzte sofort ein. Ich suche hier nur das für uns Charakteristische herauszuheben. Nach dem riesigen Besuch des allgemeinen Buß- und Betgottesdienstes begannen abends täglich Kriegsbetstunden, deren Besuch auch jetzt — Anfang der letzten Septemberwoche — noch völlig befriedigt: reichlicher Gesang, Bibelwort, kurze Ansprache, Vaterunser, Segen; nur Mittwochs Predigtgottesdienst. Die anscheinend ziemlich regelmäßige Teilnehmerschaft ist aber vorwiegend weiblich; auch in den Sonntagsgottesdiensten, deren Besuch langsam abnimmt — Regen vermag schon wieder zurückzuhalten —, ist das alte Mißverhältnis zwischen Männern und Frauen beinahe wieder eingetreten. Und das, obgleich wegen der hiesigen für den Krieg unentbehrlichen Industrien viele Wehrpflichtige zurückbleiben mußten, so daß man im Straßenbilde das Fehlen jener großen Männerzahl noch kaum bemerkt. Straßenbild und Kirchenbild sind in dieser Beziehung auch jetzt recht verschieden. Diese Tatsache ist übrigens keineswegs typisch für den ganzen Industriebezirk; denn man findet hier und da überwiegenden oder doch gleichwiegenden Männerbesuch der Gottesdienste — ein prächtiger Anblick! Hier indes ist es anders. Auch Blicke in die Wirtschaften treffen dieselben Bilder; hier scheinen unsere Männer noch immer den normalen Ort

zu sehen, wo sie sich der Gemeinsamkeit ihrer Empfindung, der großen, uns alle verbindenden Interessen bewußt zu werden suchen. Wir hatten gehofft, die Kirche solle jetzt diese Stelle einnehmen, da sie gerade in der Kriegszeit den Männern so viel zu sagen hat. Denn der Krieg ist doch vorwiegend Männersache, weil er eine mächtige, alle Tatkraft anspannende Betätigung des gesamten Volkes, auch der Zurückbleibenden ist. Haben wir uns und unsere Gemeinden etwa noch zu wenig von der Betrachtung des Krieges vorwiegend unter dem Gesichtspunkt des Leidens losgemacht, also von der weiblichen Auffassung des Krieges, an der auch unsere Gesangbuchlieder in dem Abschnitt „Krieg und Frieden" leiden? Haben wir noch zu wenig Propheten- und Psalmengeist, predigen wir noch immer nicht männlich? Diese Fragen gehören auch zum Kriegsbilde, und sie sind ernst. Denn gelingt es uns jetzt nicht, die Männer zu fassen, so weiß ich nicht, wann es gelingen soll. Meines Erachtens müßte die Männerarbeit in den Gemeinden jetzt organisiert werden!

Charakteristisch scheint mir für die hiesige Gemeinde ferner die auch jetzt fortdauernde Zurückhaltung der „Gebildeten" vom Kirchenbesuch. Es lohnt sich, auf diesen Punkt überall besonders zu achten und die Beobachtungen darüber auszutauschen; er gehört zu den über die Zukunft unserer Kirche entscheidenden. Auch hier liegt doch die Sache so: Gelingt es in dieser kritischen Zeit des Volkslebens nicht, die Gebildeten in den Strom des gemeinsamen *religiösen* Erlebens unseres Volkes hineinzuziehen, so wird es später schwerlich jemals gelingen, sie zu fassen. Was wir in der Kirchenaustrittsbewegung von den Massen sagten, gilt auch von den führenden Kreisen: sie kennen unseren Gott und unseren Christenglauben gar nicht, deshalb sind Christentum und Kirche ganz aus ihren Ueberlegungen ausgeschaltet, und sie machen gar nicht den Versuch, ob unser Glaube ihnen etwa auf die jetzt so drängenden und stoßenden Lebensfragen Antwort geben könne. Auch scheint die Kluft des Bildungsunterschiedes so tief zu sein, daß nicht einmal ein Bedürfnis nach dem inneren Genuß der Volkseinheit sie öfters an den einzigen Ort zu treiben vermochte, wo diese in *allen* Ständen vorhandene Gemeinschaft des Empfindens heute zum Selbstbewußtsein kommt und sich einen Ausdruck gibt, und sie darüber wegsehen ließe, daß dieser Ort eben die Kirche ist, die sie als abgetan und rückständig ansehen. Selbst die Lehrer aller Schularten scheinen sich, wenn meine Beobachtung richtig ist, nicht weniger zurückzuhalten als früher. Während draußen von dem Feinde die vielgerühmte treue Kameradschaft zwischen Offizieren und Mannschaften erwächst, haben wir in der Heimat, wenigstens im kirchlichen Leben, nichts Aehnliches zwischen den oberen und den unteren Kreisen. So sehr hat man sich in den führenden Ständen Gottes entwöhnt, oder sich höchstens eine individuelle Religion zurechtgemacht. Charakteristisch für diese Kreise scheint mir, was Professor Natorp in der „Frankfurter Zeitung" geschrieben hat (vgl. Unterhaltungsblatt des „Reichsboten," 15. Sept.). Er rühmt die mächtige Wirkung der Zeit, die „aus jedem das Beste, was in ihm ist, hervorgelockt hat. Aber die Not hätte das nicht vollbringen können, wenn nicht ein gesunder Kern da war. Auf den trauen wir, wir heißen es: den Gott der Deutschen. Den loben wir in unserem alten „Ein feste Burg ist unser Gott" und mit dem ergreifenden altniederländischen Dankgebet." Also Selbsthilfe unter dem Schein der Gotteshilfe. Das ist eine ähnliche Entwertung religiöser For-

meln, wie sie Sudermann offen zugibt („Die große Stunde" in der „Woche" Nr. 32):

> Ob wir anbetend Dich lieben, Vater im Himmel,
> ob Du uns nur ein Hort heiliger Erinnerungen bliebst,
> wir schwören zu Dir, dem Zeugen jeglicher Wahrheit:
> wir haben es nicht gewollt.

Mit solcher Anpassung an die gegenwärtige religiöse Gesamtstimmung ist gar nichts geholfen. Ich fürchte, daß derartige Stimmen in vielen Herzen Widerhall finden, daß also von einer leidlichen Vollständigkeit der religiösen Bewegung in unserem Volke als einer wirklich religiösen keine Rede sein kann. Wir müssen natürlich auch an diesem Punkte fragen: Wo liegt die Schuld und die Aufgabe der Kirche? Allein ich habe hier ja nur Beobachtungen niederzulegen. Nur ein Gedanke noch: Dürfen wir etwa auf die erziehende Bedeutung der gewaltigen, uns alle mit Bewunderung erfüllenden ethischen Kräfte rechnen, die jetzt erweckt wurden und ja nur wach bleiben können, wenn ihnen dauernd zuverlässige Triebfedern eingesetzt werden, die deshalb alle, welche sich an ihnen freuen, nach diesen Triebfedern zu suchen und es also nicht nur ein Spiel mit Worten, sondern eine unbewußte Verheißung, was die „Vossische Zeitung" (vgl. „Kreuzzeitung" Nr. 454, Beilage) schreibt: „Die Deutschen, die jetzt im Felde stehen, sind gläubig und reinen Gemüts — man muß dabei nicht gerade nur an ihre Religion denken, sondern an ihr Vertrauen auf eine sittliche Ordnung in der Welt"? Dürfen wir auf die erziehenden Kräfte der Nöte rechnen, die noch kommen können? Wie der Lauf des Krieges auch weitergehe, jedenfalls ist es allerhöchste Zeit, zu fragen, wie wir die Zurückhaltung der Gebildeten brechen und die Offenheit auch ihrer Herzen zur Aussaat des Evangeliums benutzen können. Sonderversammlungen nach Art der Berliner „ernsten Reden," also religiöse Vorträge, Flugblätter?

Wir fragen weiter: Haben die Frommen die Hoffnungen erfüllt, die man auf sie setzen mußte? Fleißig kamen sie zum Gottesdienst, tief war ihr Bedürfnis nach Gottes Wort. Die große Evangelisationsgelegenheit dieser Wochen dient auch hier wie bei vielen Evangelisationen vorwiegend dazu, die schon Gewonnenen zu befestigen; ob wirklich neue Gewinne in nennenswertem Umfange gemacht sind, ist ja abzuwarten. Aber haben die Frommen ihre allgemeine Wehrpflicht in dieser Zeit begriffen? Haben sie geworben für die Gemeinde und ihre Veranstaltungen und im tiefsten für unsern Gott und seine Gnade? Haben sie den inneren Kampf aktiv aufgenommen? Sind in der Gemeinde die Organisationen für die seelsorgerlichen Bedürfnisse der Gegenwart entstanden? Ich fürchte, es ist auch an manchem anderen Orte so wie hier, daß sich der Tätigkeitsdrang bisher auf die Leibessorge fast beschränkt und er die eigentümliche Aufgabe der Kirche, der Seelsorge, dem Pfarrer überläßt.

Blicke ich auf das Gesamtbild des öffentlichen Lebens, wie es sich hier zeigt, so nenne ich noch einige Züge. Die Kinos, anfangs verödet, locken wieder, teilweise mit kriegsmäßigen Stoffen; ihr Anpassungsvermögen ist ja groß. Aus Nachbarstädten erzählt man von starkem Bordellbesuch, auch durch Einberufene, und von dem Mangel polizeilicher Gegenwirkung. Bei dem allen gewährt das Gehaben der Bevölkerung doch einen würdigen Anblick. Ernst und eine gewisse Gehaltenheit glaubt man herauszulesen; ergreifend ist mir immer wieder die Einheitlichkeit des Volksempfindens und Volks-

lebens, in dem viele Schranken gefallen sind, und ein großer Gedanke herrscht. Aber ich persönlich kann nach allem Gesagten doch die bange Frage nicht unterdrücken: Wird diese Zeit uns wirklich das bringen, was wir bedürfen? Und: Werden wir der Zeit bringen, was sie bedarf?

Wenn die Züge, die ich zeichnete, nicht so hoffnungsvoll sind wie die der früheren Kriegsbilder, so gehören sie doch wohl zu dem Gesamtbild, das diese Reihe herstellen soll. Mancher dieser Züge wird sich ja auch an vielen anderen Orten finden, und manche hellen, die anderswo leuchten, fehlen auch hier nicht. Nur Gottes Wunderhände — das ist für den nüchternen Beobachter ganz klar — können aus dieser Zeit den Segen erwachsen lassen, den sie bringen soll.

Belgien.

Ein Pastor Oberdiek aus Hannover hat im Sonntagsblatt seine Eindrücke, die er auf einer Reise in Belgien über Land und Leute gesammelt hat, wiedergegeben. Die Belgier haben in den ersten Wochen des Krieges die Augen der Welt auf sich gezogen, nicht zum wenigsten wegen der unmenschlichen Grausamkeiten, die Zivilpersonen an deutschen Soldaten verübt haben, Grausamkeiten so haarsträubend, daß man sie nicht glauben würde, wären sie nicht von so vielen einwandsfreien Zeugen beglaubigt. Da fragt man sich unwillkürlich: Wie ist es möglich, daß so etwas geschehen kann? Es liegt das in dem Volkscharakter und in der unglaublichen Unwissenheit und Verhetzung des Volkes. Das belgische Volk ist weitaus zum größten Teil katholisch, und die Priester haben dafür gesorgt, daß es in solcher Unwissenheit und in einem fanatischen Haß gegen alles Protestantische erhalten wird. Die evangelische Kirche Belgiens ist nur klein und hat schon deshalb wenig Einfluß auf das Leben des Volkes. Pastor Oberdiek schreibt:

„Die evangelische Kirche zählt nur ca. 50,000 Mitglieder, während es z. B. schon allein zirka 80,000 Priester, Mönche und Nonnen in Belgien gibt. Der belgische Priesterstand steht (im Gegensatz zu dem deutschen) kulturell und sittlich sehr niedrig. Natürlich gibt es auch hier rühmliche und erfreuliche Ausnahmen. Aber wie viel Segen Luther auch der deutschen katholischen Kirche mittelbar gebracht hat und wie gut für unsere römischen Priester die stete stille Aufsicht durch die evangelische Kirche ist, sieht man erst in einem Lande, wo Rom unbeschränkt herrscht und das Evangelium keine Rolle spielt.

Sehr erschwert wird der Kampf gegen die Nachtseiten im belgischen Volksleben durch die große Unwissenheit. Für die Unwissenheit großer Teile des belgischen Volkes, vor allem in Nordbelgien, ist auch folgendes recht bezeichnend: In der herrlichen Kathedrale von Gent finden sich, wie in allen größeren katholischen Kirchen, auch eine ganze Reihe von Nebenaltären und Bildsäulen von Heiligen, daneben Opferteller und Sammelbüchsen zur Aufnahme von Liebesgaben. Während man aber bei uns in solchen Fällen Inschriften liest, wie: „Opfert dem heiligen Joseph, der heiligen Barbara," oder dergleichen, sah ich hier an den Wänden und Pfeilern gemalte bunte Hände, welche zwischen den Fingern Geldstücke (natürlich nicht zu kleine Münzen) hielten. Diese größtenteils recht roh gemalten und wie abgehackt wirkenden Hände in der wundervollen Kirche wirken nicht nur auf jeden einigermaßen künstlerisch empfindenden Menschen wie ein Schlag ins Gesicht, sondern zeigen auch recht, auf wie viele Kirchgänger man in Gent rechnet,

die nicht lesen können und daher solch drastischen Anschauungsunterrichtes in der Wohltätigkeit bedürfen.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß der Widerstand der Zivilbevölkerung gegen unsere Soldaten neben anderen Gründen auch durch ihre Unwissenheit veranlaßt oder wenigstens befördert ist. Namentlich die Landbevölkerung lebt noch teilweise in den Kriegsanschauungen vergangener Jahrhunderte, nach denen ein Krieg nicht lediglich durch die uniformierten Heere geführt wird, sondern jeder einzelne ist selbst zur Verteidigung von Haus und Hof verpflichtet und berechtigt. Da man nicht lesen konnte, war eine Aufklärung unmöglich, zumal die hierzu in erster Linie verpflichteten Personen, namentlich die Priester, größtenteils versagten. Als einst in den Jugendtagen der Reformation auch Belgien fast ganz evangelisch geworden war, konnten bald fast alle Einwohner des Landes lesen; das Luthertum fördert ja stets das Schulwesen. Aber als dann mit dem finsteren Fanatiker Alba der „spanische Schrecken" oder die „spanische Furie," wie jene furchtbare Zeit in einer noch heute vorhandenen Inschrift am Rathaus zu Antwerpen genannt wird, über das Land kam und Alba durch die 18,600 Todesurteile, die er in den sechs Jahren seiner Herrschaft an den evangelischen Belgiern vollstrecken ließ, jedes evangelische Leben wieder hatte ausrotten können, weil kein Gustav Adolf als Retter erschien, versank das Volk wieder in die frühere Unwissenheit, in der es bei dem Fehlen jeglichen staatlichen Schulzwanges größtenteils bis heute blieb. Zwar berechnet die Regierung die Zahl ilrer Untertanen, die nicht lesen noch schreiben können, „nur" auf 18 Prozent der Bevölkerung (bei uns sind es bedeutend weniger als 1 Prozent); in Wahrheit aber werden es nach allgemeiner Beobachtung bedeutend mehr sein, vor allem in den vlämischen Bezirken des Nordens, in denen der Katholizismus seine Hauptstärke hat, während in der wallonischen Industriegegend schon der französische Atheismus (Unglaube) fast unumschränkt herrscht und mehr Drang nach Bildung und Aufklärung sich findet.

Diesem geringen Stand der Volksbildung entspricht dann auch eine Höhe des Aberglaubens und des religiösen Hasses gegen Andersgläubige, von der man sich bei uns kaum eine Vorstellung macht. Nur einige Beispiele für viele: In Ostende hatte, kurz bevor ich dort war, eine evangelische Leiche öffentlich ausgestellt werden müssen, damit endlich das Volk sähe, daß die Evangelischen nicht im Tode kohlschwarz wären, und daß der Teufel ihnen nicht das Genick und den Kopf völlig herumgedreht hätte — In Gent, der prächtigen Geburtsstadt Karls V., erzählte mir Pastor Laatsmann, daß dort des Sonntagsmorgens die zur Kirche gehenden Evangelischen und das zur Messe hereinströmende Landvolk sich auf dem Kirchgang zu begegnen pflegten. Dann suchen die Landleute stets sehr aufmerksam nach Kopf und Füßen der Evangelischen, um bei ihnen den Ansatz zu Hörnern und den Pferdefuß zu sehen! — Ebenfalls in Gent waren sämtliche Fenster der evangelischen Kirche stark vergittert und mit engem Draht überzogen; „sonst wären unsere Fenster sofort eingeworfen!" — In Antwerpen sah ich in der evangelischen Kirchtür die Löcher, welche von Steinen herrührten, die dagegen geworfen waren. Die Türklinke aus Messing war gestohlen. Eine Ansichtskarte der Kirche war nicht zu haben; „vergebens haben wir seit Jahren die gegenüber wohnenden Katholiken, von deren erstem Stockwerk aus wegen der engen Straße die Aufnahme der Kirche allein möglich ist, gebeten, uns das Aufstellen eines photographischen Apparates zu gestatten; man hat den

Ketzern stets diese Bitte abgeschlagen," erzählte mir traurig der ehrwürdige, jetzt schon heimgegangene Pastor von Griethusen in Antwerpen. Er selbst, eine Patriarchengestalt vom Schlage Ohm Pauls, ist auf der Straße mehrfach von Fanatikern angespien; dasselbe hatte auch Pastor van der Bruggen in Brüssel mehrfach erlebet. (Kirchen-Blatt.)

Und für dieses unwissende, fanatisch bigottische Volk wollte der vom Deutschenhaß triefende Nativismus dieses Landes eine ganz besondere Ausnahme machen in dem Gesetz über „Bildungsprobe" der Einwanderer, das von Präsident Wilson (und Taft) vetiert wurde.

Literatur.

Cremer, Pastor D. Ernst, Dein Reich komme! Kriegspredigten über das „Vater Unser." Schön kart., 1.20 M., geb. 1.50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Oft wenn wir uns über die Kriegsberichte unserer Zeitungen beunruhigt, oder aufgeregt und geärgert fühlten, griffen wir wieder nach vorstehendem Büchlein, um in den Ewigkeitsgedanken, welche der Verfasser dem „Vater Unser" zu entnehmen verstand, das Herz zur Ruhe und Stillung vor Gott zu bringen.

Beck, T. J., Treu und frei. Zwischenreden aus den Vorlesungen über Glaubenslehre. Redigiert von Robert Pries. 4 M., geb. 4.50. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Die Zwischenreden des großen württembergischen Theologen enthalten eine „solche Fülle von Perlen christlicher Weisheit, eine solche Menge überaus wertvoller Gedanken und eine so vielseitige Anregung besonders auch für die Predigtarbeit," daß die Anschaffung des Buches nicht gereuen wird.

Um unseren Lesern zu zeigen, wessen sie sich zu diesem Buche zu versehen haben, werden wir im redaktionellen Teile auszugsweise einige Stücke mitteilen, die hoffentlich vielen Mut machen, sich das Buch selbst anzuschaffen.

Vom Verlag der Basler Missionsbuchhandlung kam:

Evang. Missionsmagazin. 1. Heft. Jan. 1915. 59. Jahrg. Inhalt: Pflichterfüllung bis auf Aeußerste. — Die Bekehrung chines. Bücherleser. — Wie wir in den Schülerbibelkränzchen Missionsinteresse zu wecken suchen. Rundschau. — Literatur.

Der evangelische Heidenbote. Jan. 1915. Inhalt: Was ich tue, weißt du jetzt nicht etc. — Neues aus Kamerun. — Kämpfe und Siege in Süd-Mahratta. — Ein Soldatenbrief aus dem Lazarett. — † Pfr. Geo. Ertz in Buchsweiler. — Der Kampf hinter der Front. — Kinderheim. — Aus der Werkstatt. — Kinderhäuser. — Personal-Nachrichten. — Bücherbesprechungen.

Aus gleichem Verlag kamen 4 größere Missionstraktate.

Durch Busch und Steppe. Reisebilder aus Asante. Von Miss. O. Lädrach. Prs. 20 Pf. Asante ein langbegehrtes, vielumworbenes Missionsfeld; ein Feld vieler schwerer Leiden und Kämpfe. Schon die Reise durch den Busch hinein ist ein Leidensweg, wie man aus diesem Traktat ersehen kann.

Von den Waisen im Kurgland. Von Ida Frohnmeyer. Nach einem Bergland in Südindien versetzt uns dieses Heft und erzählt von dem Leben in einer Mädchenanstalt, wo Kinder dem Elend und der Verwilderung entrissen und dem Kinderfreund und Heiland der Sünder entgegengeführt werden.

Nach China versetzen uns die übrigen 2 Hefte:

Andere Länder andere Sitten. Eigentümlichkeiten der Chinesen.

Der Missionsarzt in China. Von Dr. H. Vortisch. Diese zeigen uns das so fremdartige chinesische Leben in Wort und Bild.

Alle diese Schriften geben dem Pastor Material teils zum Vorlesen in Vereinen aller Art, teils für freie Missionsvorträge.

Zu bestellen sind diese Schriften beim Basler Agenten: Rev. C. W. Locher, 1300 E. Baltimore, Md.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Mit dem ill. Jugendmissionsblatt: Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Die Januarhefte liegen vor, Gediegenes bietend und gut illustriert, wie die früheren Hefte. Besonders hinweisen möchten wir auf den Aufsatz „Der Krieg und die deutschen Missionen" und den Artikel „Zum neuen Jahre," in dem der Herausgeber nüchtern und weitblickend die gegenwärtige Lage der Mission bespricht. „Es mag sein," so sagt er zum Schluß, „daß Gott uns gerade durch die Not dieses Krieges zu großen Dingen beruft, wir hoffen es. Möge Gott auch seine Missionsgemeinde bereit finden, den von Gott für sie bestimmten Teil an dem Bau seines heiligen Tempels in der Völkerwelt in Kraft und Treue in Angriff zu nehmen! Dazu uns tüchtig zu machen, ist allein der Zeck auch unserer Zeitschrift."

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 51. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Es sind viele Stimmen laut geworden, die bezeugen, wie lieb und unentbehrlich ihnen der „Geisteskampf" geworden. Jetzt kommt auch gar manche begeisterte Zuschrift von unsern Kriegern, denen die Hefte ins Feld gesandt werden. Aus dem Januarheft seien folgende Darbietungen genannt: Des Krieges letztes Ziel. Predigt von Prof. D. Pfennigsdorf. — Wie sind wir den Anforderungen unsrer Kriegslage gewachsen? Rede von Prof. D. Schaeder. — Die deutsche Volkswirtschaft und der Krieg. — Der Krieg und die christlichen Kreise Englands. — Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 38. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht" apart 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Bei Beginn des neuen Jahres ein nachdrückliches Wort der Empfehlung für Jordans „Theol. Litaraturbericht," den altbewährten, zuverlässigen Füh-

rer! Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Viele Beachtung finden auch die längeren Abhandlungen, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden. Im nächsten Hefte wird Prof. D. Kögel das Wort ergreifen. Jordans theol. Literaturbericht kostet jährlich nur vier Mark, wofür die Bezieher auch noch den „Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur" erhalten.

Neue Kirchl. Zeitschrift in Verbindung mit Prof. D. Dr. v. Zahn, Erlangen, und Präsident des Oberkonsist. D. Dr. H. v. Bezzel, München, hrsg. von Kirchenrat Prof D. Engelhardt, München. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandl. Inh. Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25. Preis pro Quartal M. 2.50.

Die Neue Kirchliche Zeitschrift hat im Jahre 1914 ihren fünfundzwanzigsten Jahrgang beendet. Wer der Kurzlebigkeit so manches Unternehmens auf diesem Gebiete oder der Unbeweglichkeit anderer ehrwürdig gewordenen Zeitschriften gedenkt, wird der Lebendigkeit und Frische der Neuen Kirchlichen Zeitschrift gern seine volle Anerkennung zollen. Mit Recht urteilt neuerdings ein Rezensent von ihr: „Weder Einseitigkeit des Inhalts noch Einseitigkeit der Richtung läßt sich von ihr behaupten, während Liebe zur Wissenschaft, Schrift und Kirche das die verschiedenen Beiträge einende Band ist."

Einen vollen Ueberblick über ihre Darbietungen gibt das soeben erschienene Registerheft 25 Jahre Neue Kirchliche Zeitschrift. (I. Mitarbeiter und ihre Beiträge. 45 S. II. Systematischer Teil. 32 S. III. Namen- und Sachregister. 45 S. IV. Bibelstellen. 3 S.) Gesamtumfang 8¼ Bog. Preis M. 3. — apart, f. Abnehmer der Zeitschrift M. 2.

Die Titel der Aufsätze wie ein besonderes Stichwortregister zeigen, daß kaum eine Frage des theologischen und kirchlichen Lebens der letzten 25 Jahre unbesprochen geblieben ist und zwar stets so, daß bleibende Werte geschaffen wurden. Wir könnten es uns wohl denken, daß mancher Besitzer der N. K. Z. erst durch das Registerheft sich voll des Schatzes bewußt wird, den er besitzt und sich zu seinem häufigeren Gebrauch anregen läßt. Besonders interessant sind für Freunde der Theologiegeschichte die Biographien der ca. 220 Mitarbeiter, welche die N. K. Z. zu den ihren zählen durfte. Mit großer Sorgfalt sind die oft schwer erreichbaren Notizen zusammengestellt, die nicht nur in das äußere Leben, sondern zum Teil auch in die geistige Entwicklung — durch Angabe der von ihnen bearbeiteten Themata — hervorragender Theologen im praktischen oder theologischen Amt, aber auch kirchlich interessierter Juristen, Philosophen und Philologen hineinleuchten.

Unverändert in ihrem Umfange, aber bemüht auf den Ernst der Zeit durch Blicke in ihre tiefsten religiös-sittlichen Wurzeln einzugehen, wird die Neue Kirchliche Zeitschrift in ihr zweites Vierteljahrhundert eintreten. Sie hat auch in ihm noch Arbeit zu tun und dem Evangelium der Reformation in Wissenschaft und Kirche Bahn zu brechen.

Inhalt des 12. Heftes 1914: Das Neue Testament und der Krieg. Von Prof. D. G. Wohlenberg in Erlangen. — Wie soll in der christlichen Kirche die Buße gepredigt werden? Von Prof. D. Lütgert in Halle. — In piam memoriam. I. Buchrucker, Burger, Kahl. Von Oberkons.-Präs. D. Dr. Herman von Bezzel in München. — In piam memoriam. II. Frank. Von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen.

Inhalt des 1. Heftes 1915: Zum Geleite. Von Gymn. Prof. D. Wilhelm Engelhardt in München. — In ernster Zeit. Von Oberkonſ.-Präſ. D. Dr. Hermann von Bezzel in München. — Unſer Bekenntnis zu der Heilsbedeutung des Todes Jeſu. Von Prof. D. Paul Althaus in Leipzig. — Die Kirchengeſchichte als theologiſche Wiſſenſchaft. Von Prof. D. Hermann Jordan in Erlangen. — Der neueſte Aufbau einer chriſtlich-religiöſen Gotteserkenntnis. Von Pfarrer Lic. Jelke in Saxdorf (Reg.-Bez. Merſeburg).

Die Theologie der Gegenwart herausgegeben von Profeſſor D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. D. Dr. G. Grützmacher in Münſter, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Erlangen. — A. Deichert'ſche Verlagsbuchhdlg. Werner Scholl, Leipzig, Königsſtraße 25. Preis pro Jahr M. 3.50 franko oder für Abonnenten der Neuen Kirchlichen Zeitſchrift M. 2.80 franko.

Inhalt von Jahrgang 1915: Heft 1: Syſtematiſche Theologie von Prof. D. R. H. Grützmacher, Erlangen. Mit einem Anhang: Nordiſche Theologie von Oberlehrer C. Dymling, Sundsvall (Nordſchweden). 58 S. Mit dem ſoeben ausgegebenen umfangreichen Heft 1 wird der IX. Jahrgang dieſer wohlfeilen Zeitſchrift eröffnet. Man wird kaum ein Unternehmen nennen können, das in ähnlicher Weiſe dem Bedürfnis der Theologen, des praktiſchen Geiſtlichen und des Lehrers dient, der auf dem laufenden mit der wiſſenſchaftlichen Arbeit der Gegenwart bleiben möchte, ohne doch die Fülle der Neuerſcheinungen auch nur annähernd von ſich aus überblicken zu können.

Die Lektüre des vorliegenden Heftes iſt ein Genuß. Grützmacher verſteht es meiſterhaft, die verſchiedenen Erſcheinungen der theologiſchen Literatur überſichtlich zu ordnen und ſie nicht ſowohl zu kritiſieren, als dem Leſer in ihren Ergebniſſen anſchaulich vorzuführen. Aeußerſt intereſſant iſt auch der Einblick in die däniſche und ſchwediſche theologiſche Literatur. Man kann tatſächlich den Theologen, Pfarrern, Religionslehrern u. ſ. w., vor allem denen, die fern von einer Bibliothek im Pfarramt ſich wiſſenſchaftlich auf dem laufenden halten wollen, nichts Beſſeres an die Hand geben, als dieſe kritiſch ſichtende Jahresrevue. Ihre Reichhaltigkeit, die ſich von einer verwirrenden Allſeitigkeit in der Literaturaufzählung bewußt unterſcheidet, hat ebenſoviel Anerkennung gefunden wie die Vornehmheit ihrer Berichterſtattung, die doch keineswegs auf ein beſtimmtes Urteil verzichtet.

Der Türmer. (Kriegsausgabe.) Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des zweiten Januarheftes: Zwei Welten. Von Hans von Kahlenberg. — Die innere Linie. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Das Geheimnis des Kaiſers. Von Nikolaus Kisbán. — Was erſetzt uns den Krieg? Von Hans von Wolzogen. — Erziehung zum Staatsbürgertum. Von Karl Huber. — Städtiſche Kriegshilfe. Von Erwin Stein. — Die engliſchen Seeräuber und Amerika. — Deutſchlands Ueberlegenheit zur Luft. — Uniform und Politik. Von Prof. Dr. Paul Knötel. — Das engliſche Chaos. — Unſere Leutnants — Joffre. — Deutſche Erziehung. — Kriegszüge durch die Wüſte von Suez. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunſtbeilagen. — Notenbeilage.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 17. Band. St. Louis, Mo. Juli 1915.

Das Danielbuch.

Von Prof. em. E. Otto.

(Schluß.)

Kap. 6. Die Erzählung von Darius, dem Meder, der überhaupt so schwer in die uns bekannte geschichtliche Reihenfolge der Herrscher über Babel einzureihen ist, dessen Herrschaft aber zweifellos als eine selbständige Regierung der des Cyrus vorangehend dargestellt wird (V. 29), während Jesaias 40 ff. den Kores als Bezwinger Babylons ansieht und nichts von einem medischen Zwischenreiche weiß, ist gleichfalls mit geschichtlicher Unwahrscheinlichkeit belastet. Ein Edikt eines heidnischen Königs an alle Völker der Erde gerichtet, den Gott Daniels als den lebendigen, ewigen Gott zu fürchten und zu scheuen, wodurch aller andere Götterkultus abrogiert sein würde, müßte religiöse Umwälzungen hervorgerufen haben, deren Folgen in der biblischen, wie in der profanen Geschichtschreibung nicht unerwähnt hätten bleiben können.

So zeigt der Charakter aller dieser erzählenden Parteien, daß sie nicht von einem zeitgenössischen Schriftsteller herrühren, der vor allem darauf bedacht gewesen wäre, künftigen Generationen eine möglichst vollständige chronologisch und sachlich geordnete Selbstbiographie und Schilderung der Zeitverhältnisse zur Kenntnis zu bringen. Es scheint vielmehr, der Verfasser habe ältere Quellen benutzt, und aus einem reicheren Ueberlieferungsschatze aphoristisch einzelne Stücke ausgewählt, die seinem Zwecke insonderheit dienlich waren. (Die erhaltenen apokryphischen Stücke vom Bel und vom Drachen zu Babel und von Susanna und Daniel zeigen ja, daß der Kreis der Danielgeschichten ein umfangreicher gewesen ist.) Der Zweck der Erzählungen war ein paränetischer. Der Verfasser schreibt, als ein echter Prophet, nicht für eine fern zukünftige Generation, die nach Verlauf langer Jahre das versiegelte und verborgene Buch auffinden sollte, wobei man übrigens erwarten sollte, daß er für die Möglichkeit späteren Auffindens Fürsorge getragen habe, sondern er schreibt für seine Gegenwart, für eine Gegenwart, die mit den Verhältnissen des Volks in der babylonischen Gefangenschaft große Aehnlichkeit gehabt haben muß, so daß man in

den letzteren ein leicht erkennbares Spiegelbild der Ggenwart erblicken konnte. An dem Vorbilde eines Daniel und seiner Gefährten soll das Volk sich aufrichten, um in ähnlicher, schwerer Bedrängnis, wie einst die Väter unter einem Nebukadnezar und Belsazar erlitten, den Trost des Herrn zu erfahren, der die Seinen vom Tode retten und die mächtigsten Tyrannen stürzen kann. Welches die gegenwärtige Situation sei, in welcher der Prophet sein Volk tröstet, das spricht sich in den nun folgenden Visionen mit steigender Deutlichkeit aus. Dabei ist von vornherein darauf zu verzichten, daß die Auslegung imstande wäre oder, um ihre Richtigkeit nachzuweisen, verpflichtet wäre, für jeden Zug der bilderreichen Darstellung die entsprechende historische Sachlage nachzuweisen, daß man z. B. nachweisen könne und müsse, was unter den drei Rippen im Maule des Bären zu verstehen sei, oder welche vier Königsnamen für die vier Flügel des Panthers zu substituieren seien, das heißt ebensowohl dem Propheten wie auch unsern heutigen Geschichtsgelehrten eine größere Kenntnis der geschichtlichen Einzelheiten zuschreiben, als sie selbst besitzen und beanspruchen. Darüber sind Kritiker wie Antikritiker (wenn der Ausdruck der Kürze wegen erlaubt ist) einig, daß der Verfasser mit seinen verschiedenen Visionsbildern, also auch mit dem vorangehenden Monarchienbilde, Kap. 2, mit sich selbst im Einklange stehen muß. Zukunft ist für ihn, wie für alle Propheten, der „Tag des Herrn," der bei ihm als der Anbruch des messianischen Reiches erscheint, was demselben in den Visionsbildern unmittelbar vorangeht, das ist seine Gegenwart, was weiter vorangeht, ist Vergangenheit.

Kap. 7. War im Monarchienbilde die fortgehende Verschlechterung der menschlichen Zustände und die Vergänglichkeit der mächtigen Weltreiche, gegenüber dem unvergänglichen Gottesreiche dargestellt, so tritt in der vorliegenden Vision der Unterschied zwischen Weltreich und Gottesreich als Unterschied des sittlichen Charakters hervor, hier das gierig Tierische, dort das heilig Menschliche. Die Reihenfolge der Weltreiche ist dieselbe. Der geschichtliche Rückblick reicht bis zum babylonischen Reiche, das mit dem Löwen verglichen wird. Daß mit dem Zuge des Bildes vom Ausraufen der Adlerfedern und der Begebung mit einem menschlichen Herzen, auf die Demütigung Nebukadnezars durch siebenjährigen Wahnsinn und seine Bekehrung zurückgewiesen wird, ist wahrscheinlich. Das zweite Reich, das nach 2, 39 geringer sein sollte als das babylonische, kann unmöglich das medopersische Reich sein, denn wenn die drei Rippen im Rachen des Bären in unserm Kapitel das babylonische, das lydische und das ägyptische Reich vorstellen sollen, so war doch das medopersische Reich nicht geringer, sondern viel mächtiger als das babylonische allein. Es ist also unter dem zweiten Reiche das in der Geschichtsauffassung Daniels vorhandene selbständige medische Reich zu verstehen; wenn dasselbe unter dem Bilde eines Bären dargestellt wird, so soll dasselbe wahrscheinlich oder vielleicht als ein mehr barbarisches dargestellt werden, und wenn das

viel Fleisch Fressen ihm als Befehl zugeht, ohne daß hinzugefügt wird, daß dieser Befehl ausgeführt sei, so mag damit darauf hingewiesen sein, daß seiner unbegrenzten Eroberungssucht ein baldiges Ende gemacht ist; was dann unter den drei Rippen zu verstehen ist, die keine drei ganzen Reiche, sondern nur Stücke von solchen bedeuten können, kann man nicht sagen. Das dritte Reich, das nach 2, 39 über die ganze Erde herrschen wird, ist das persische, das wohl durch das Bild des geschmeidigen Panthers als ein zivilisierteres abgemalt ist; es wird als ein die Erde beherrschendes dargestellt, mit seinen vier Köpfen schaut es nach allen Himmelsrichtungen und seine Heeresflügel tragen seine Macht nach allen Seiten; weiter mit der historischen Deutung zu gehen und die vier persischen oder auch diadochischen Könige zu zählen, die der Prophet gemeint haben könne, ist gar nicht notwendig. Das vierte Reich unter dem Bilde des namenlosen, schrecklichen Tieres dargestellt, muß natürlich das macedonische sein. Wenn „die Kritik" in Verlegenheit ist, wie sie die zehn Könige oder die zehn Reiche herausrechnen soll, die unter den zehn Hörnern dargestellt werden, so liegt das nur daran, daß sie sich in den Versuch, Rätsel zu lösen, zu tief eingelassen hat. Die mißlungenste Deutung aber, die auf dieser Seite denkbar ist, ist noch nicht so abenteuerlich als die von der Antikritik aufgestellte, welche die zehn Hörner auf zehn moderne Kulturstaaten deutet, die aus dem römischen Weltreiche entstanden sein sollen: „Man wird finden, daß das römische Weltreich jetzt sich in zehn verschiedene Staaten aufgelöst hat, die untereinander verbunden sind, entweder durch mehr oder weniger direkte Abstammung von den Römern oder durch das römische Recht und die klassische Bildung." (Weber.) Wer die Geschichte der Diadochenreiche gelesen hat, der wird sich dem Geständnis kaum entziehen können, daß einem da bunt vor den Augen werden kann, und daß man sich beim Ueberblicke gerne damit begnügt, von einer ganzen Menge von Nachfolgern Alexanders zu reden, die sich Stücke des alexandrinischen Reichs angeeignet haben, und so wird es den Miterlebenden und Nachfolgern dieser Zeit auch ergangen sein, wenn sie nach fünfzig und hundert Jahren auf diesen Verlauf zurückblickten; was hat es gegen sich, die Zahl Zehn einfach als runde Vielzahl zu fassen? Warum soll das ein Wagnis der Verzweiflung sein? Der letzte König, der unter dem Bilde des kleinen Hornes dargestellt wird, der ganz anders sein wird als die vorigen, der den Höchsten lästern wird und sich unterstehen, Zeit und Gesetz zu ändern, auf den aber das Gericht folgt, durch welches das Reich, Gewalt und Macht dem heiligen Volke des Höchsten gegeben wird, das ist für den Propheten der gegenwärtige Herrscher, mit dem das Volk es am meisten zu tun hat.

Kap. 8. Die Vision wendet sich nun näher zur Charakterisierung der Person und der Taten oder Untaten des unter dem Bilde des kleinen Hornes dargestellten Fürsten. Der Rückblick auf die frühere Zeit wird verkürzt, das babylonische Reich wird nicht mehr erwähnt, das medische und das persische Reich werden als ein verbundenes orientali-

sches Reich dem abendländischen entgegen gesetzt. Der Ziegenbock, der den Widder überwindet, ist das griechische Reich, nach der Zerbrechung seines großen Horns, dem Tode Alexanders des Großen, entstehen vier Einzelkönigreiche; ob dabei nur im allgemeinen an die vier Himmelsgegenden gedacht wird, wie in der Weissagung Sacharjas 2, 1 von den vier Schmieden, die über die vier Hörner kommen sollen, die über das Land Juda sich erhoben haben, und von den vier Kriegswagen Gottes, 6, 1—8, die nach den vier Himmelsgegenden ausziehen, oder ob speziell an die vier Reiche gedacht wird, das thracische, macedonische, syrische und ägyptische, in welche sich das Reich Alexanders geteilt hat, mag dahin gestellt bleiben; genug, das eine kleine Horn, das schließlich aus den vieren hervorwächst, ist das für das Volk Israel wichtigste, es ist der gegenwärtig herrschende, freche, tückische König, der sich wider den Fürsten aller Fürsten erheben und dem es gelingen wird, die Wohnung des Heiligen zu verwüsten und das tägliche Opfer abzustellen, aber nur für eine kurze Zeit; bis 2300 Abend-Morgen vergangen sind, nach welchen das Heiligtum wieder geweiht werden wird. Die genaue Angabe der Zeit läßt sich allerdings nicht völlig erklären, weder von der Kritik noch von der Antikritik; wahrscheinlich weist sie doch auf die Zeitangabe in 7, 25 zurück: eine Zeit und (2) Zeiten und eine halbe Zeit = 3½ Jahre. 2300 Opfer, je zwei an einem Tage geben 1150 Tage, ungefähr 3½ Jahre. Nach 1. Makk. 1, 57 und 4, 52 hat die Zeit von der Aufrichtung des Greuels der Verwüstung an heiliger Stätte durch Antiochus bis zur Wiederweihe des Tempel durch Judas Makkabäus 3 Jahre, 10 Tage gedauert. Eine so genaue Zeitangabe wie hier würde, auf ein zukünftiges Ereignis bezogen, in der alttestamentlichen Prophetie ohne Parallele dastehen, auch Jes. 7, 8 würde keine Parallele dazu abgeben, und es ist daher berechtigt, diesen Zug der Vision, ebenso wie die Schilderung der Untaten des kleinen Horns als Beschreibung eines Erlebnisses der Gegenwart anzusehen, d. h. anzunehmen, daß der Verfasser wie seine Zeitgenossen diese Wiederherstellung des Heiligtums soeben miterlebt und in derselben mitten in ihrer Bedrängnis eine kleine Hilfe (11, 34) erkannt und ein Wahrzeichen darin gesehen haben, daß die Macht des Tyrannen bald und ohne Hand (8, 25) werde zerbrochen werden.

Kap. 9 gibt besonders deutliche Fingerzeige betreffs der Abfassungszeit. Nachdem Babel (538 v. Chr.) nach des Verfassers Geschichtsauffassung doch wohl durch Darius, den Meder, gefallen ist, hat er im ersten Jahre des Darius, also 537, in den Schriften auf die Zahl der Jahre geachtet, davon der Herr durch den Propheten Jeremia geredet hat. Unter „den Schriften" kann hier dem Zusammenhange nach nur eine Sammlung heiliger Schriften verstanden sein, und so wird vorausgesetzt, daß die Weissagungen Jeremias sich schon in einer solchen Sammlung heiliger Schriften befunden haben. Das kann aber keinesfalls in der in der Ueberschrift angegebenen Zeit der Fall gewesen sein, denn zur Zeit des Darius, der

nach des Verfassers Anschauung jedenfalls vor Cyrus gelebt hat, waren die prophetischen Schriften sicher noch nicht zu einer Sammlung kanonischer Schriften vereinigt, das ist erst unter Esra und Nehemia geschehen. Zudem wissen wir ja, wie die Judenschaft im Exil gegen Jeremias gesinnt war, es fiel ihr gar nicht ein, die Weissagung derselben von der langen Dauer der Gefangenschaft als Gottes Wort anzuerkennen, sie wollten ihn dafür ins Gefängnis geworfen haben, Jerem. 29, 25 ff. Sodann konnten zu der angegebenen Zeit doch noch bei keinem Juden Zweifel darüber entstehen, ob die Zahl der siebenzig Jahre, von denen Jeremias (25, 11; 29, 19) geredet, eigentlich oder uneigentlich zu verstehen sei; erst als volle siebzig Jahre und darüber seit der Zerstörung Jerusalems vergangen und auch nach der Rückkehr eines großen Teiles des Volks die Zustände so unbefriedigend waren, so daß das Gefühl sich aufdringen mußte, das mit der Rückkehr verheißene Heil sei doch nicht eingetreten, die Weissagung sei nicht erfüllt, erst da konnte bei den Frommen das Bedürfnis entstehen, die Wahrheit der Weissagung durch eine neue Auffassung ihres Wortlautes zu rechtfertigen. Die einfachen 70 Jahre des Jeremias werden nun in 7+62+1 zerlegt. Wir gestehen, daß wir das Rätsel dieser Einteilung nicht lösen können, aber die „kirchliche" Auslegung vermag es auch nicht. Natürlich wenn man, wozu ja allerdings die Veranlassung so nahe liegt, im Tode Christi die eigentliche Erfüllung der geheimnisvollen Weissagung sieht, wenn Jesus der Gesalbte sein soll, der ausgerottet wird und durch den Tod Opfer und Speiseopfer wegfällt, Jesus der Mann, der vielen den Bund stärkt, und Jesus das Allerheiligste, das gesalbt wird, wenn man, sagen wir, sich an alle das gewöhnt hat und es als selbstverständlich annimmt, dann ist es auch verhältnismäßig leicht, eine leidlich passende Deutung des Zahlenrätsels aufzufinden. Man nimmt etwa das Todesjahr Jesu als ausgemacht sicher auf 33 n. Chr. an, rechnet 7×70=490 Jahre zurück und kommt damit auf 457 v. Chr. Das läßt sich ungefähr rechtfertigen als das zwanzigste Regierungsjahr des Königs Arthasastha, in welchem Nehemia Erlaubnis erhielt, Jerusalem zu befestigen. Dagegen ist einzuwenden: gesetzt, es lassen sich alle diese Weissagungszüge herrlich auf Jesum deuten, folgt denn daraus, daß dies die ursprüngliche Meinung der Weissagungsworte sei, daß der Prophet nicht anderes und nichts näheres vor Augen gehabt habe als den Tod Jesu? Wenn Matthäus in der Flucht der Eltern Jesu nach Aegypten eine Erfüllung der Hoseaweissagung findet: „Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen," ist denn damit gesagt, daß der Prophet bei seinen Worten ausschließlich an diese Flucht gedacht und nicht ein anderes Ereignis im Auge gehabt habe? Zum andern, ist's nicht sonderbar, daß der Engel, der im ersten Jahre des Darius, ca. 538, dem Daniel seine Bedenken betreffs der 70 Jahre zu lösen unternimmt, erst vom Jahre 457 zu berechnen anfängt? Jeremias zählt doch sicher seine 70 Jahre von der Wegführung in die Gefangenschaft an, wo

bleiben denn die Jahre von ca. 588 bis ca. 457? Wie kann ferner die dem Nehemia gegebene Erlaubnis, seinen bedrängten Landsleuten in Jerusalem zu helfen und die zerstörten Stadtmauern wiederherzustellen mit dem „Ausgange des Befehls, Jerusalem wieder zu bauen." identifiziert werden? Haben Serubabel und Josia noch nichts gebaut? Mit welchem Rechte werden die ersten 7 Jahreswochen, = 49 Jahre, auf die Wirksamkeit Esras und Nehemias gerechnet? Man kann wohl mit Wahrscheinlichkeit die ersten 49 Jahre von dem durch die Weissagung Jeremias ausgesprochenen Befehle, Jerusalem wieder zu bauen, bis auf das Auftreten eines gesalbten Fürsten, auf die Zeit von der Zerstörung Jerusalems bis auf das Auftreten des Cyrus rechnen, also von ca. 588 bis ca. 539 v. Chr., wie aber nachher die 62 Jahreswochen untergebracht werden sollen, in denen Jerusalem „mit Straßen und Graben im Drucke der Zeiten" gebaut werden soll, das wissen wir nicht. So viel nur kann nach Analogie aller Prophetie angenommen werden, daß dasjenige, was der Verheißung göttlichen Gerichts und göttlicher Errettung vorangeht, die Gegenwart des Propheten beschreibt. Die Gerichts- und Erlösungszeit ist in den Schlußworten des Kapitels, V. 27, angekündigt: „Bis das Verderben, welches beschlossen ist, sich über die Verwüstung ergießen wird." Was vorangeht, ist die Situationsschilderung der letzten Woche. Das erste Ereignis darin ist die Tötung eines Gesalbten, das zweite das Hereinbrechen des Volks eines Fürsten, der Stadt und Heiligtum zerstören, mächtige Bündnisse schließen, mitten in seiner Regierung Schlacht- und Speiseopfer abschaffen und Greuel der Verwüstung anrichten wird. Damit ist darauf hingewiesen, daß die Zeit des Tyrannen doch bald abgelaufen sein wird; es wird nicht lang mehr währen, nur noch eine halbe Woche, wir leben in den letzten Tagen, ruft der Prophet seinen Zeitgenossen zu. Es ist nicht zu verlangen, daß „die Kritik" jeden Zug der dunkel gehaltenen Rede aufhelle, nur so viel kann gesagt werden, daß die Schilderung jenes Fürsten, der die Schandtaten am Heiligtum vollziehen wird, sich wohl mit der Schilderung des als das kleine Horn abgemalten Fürsten, 8, 25; 7, 25, vereinigen läßt, so daß es bei dem oben angeführten gemeinsam anerkannten Grundsatze bleibt: „Es ist im Ganzen ein großes Bild, das Daniel vor unsern Augen entstehen läßt.

Die folgenden drei Kapitel, 10—12, können in eins zusammengefaßt werden und geben den Schlüssel zum Ganzen. Kap. 10 bildet die Einleitung. Der Engel gibt dem Daniel Auskunft, wie in der das Endziel vorbereitenden Entwicklung des Gottesreiches die geschichtlichen Bedingungen berücksichtigt werden, so daß das ersehnte Ziel nicht so schnell herbeigeführt werden kann, wie erst so viele Hemmungen beseitigt werden müssen. Dann folgt Kapt. 11 eine so detaillierte Darstellung der Geschichte der Weltreiche, so weit sie auf das Geschick des Volkes Israel Bezug haben, daß Kritik und Antikritik darin einig sind, hier ist ein geschichtlicher Ueberblick vorliegend, der zeitlich ferner Liegendes summarisch berührt und auf näher liegendes genauer ein-

geht, bis er endlich bei Antiochus Epiphanes anlangend, dessen Regierung fast schrittweise verfolgt. Wir könnten die Inhaltsangabe des Kapitels bei Weber Wort für Wort abschreiben. An die Weissagung vom Untergange des Tyrannen schließt sich Kap. 12 mit der Ankündigung der neuen Welt durch die doppelte Auferstehung.

Man kann nun vollständig auf den rationalistischen Einwurf verzichten, daß eine so detaillierte Weissagung von Ereignissen, die sich ca. 300 Jahre nach ihrer Schauung zutragen werden, nicht möglich sei; warum denn nicht? wird man sagen, bei Gott ist kein Ding unmöglich. Aber ist dies die Weise der göttlichen Prophetie? Da sitzt ein Weiser in seinem Palaste und schreibt seine Visionen auf, zunächst ohne praktischen Zweck, dieselben werden seinem zeitgenössischen Volke nicht mitgeteilt, sondern versiegelt bis aufs Ende. Bis auf welches Ende denn? Sind sie bis auf die Zeit Christi versiegelt geblieben? Steht etwas da, daß sie zur Zeit des Antiochus, wo das Volk sich in der höchsten Bedrängnis befinden würde, entsiegelt werden dürften? Die Weissagung kommt nach der von Weber vertretenen Auffassung, ferner mit sich selbst in Konflikt, indem einerseits der Eintritt des Endes mit dem Untergang des Antiochus verbunden wird, und anderseits die 70 Jahre des Jeremias erst mit dem Tode Jesu zu ihrem Ablauf kommen werden; es ist also danach nicht „im wesentlichen e i n großes Geschichtsbild, das Daniel vor unsern Augen entrollt." Und alle diese Unzuträglichkeiten um der Behauptung willen, daß „ein Dichtwerk schwerlich geeignet war, in schwerer Drangsalszeit dem Volke Gottes eine Stütze seines Glaubens zu bieten," ja, daß es, wie andere es ausdrücken, als Lüge und Fälschung hätte verabscheut werden müssen. Hat denn Dichtung noch nie dazu beigetragen, zu erbauen und das sittliche Bewußtsein mächtig zu beleben?

Die „Kritik" leugnet nicht, daß im Entwicklungsgange des Reiches Gottes auf Erden Erscheinungen sich wiederholen, in anderer Gestalt wiederkehren m ü s s e n ; die Hauptfaktoren der Geschichte bleiben immer dieselben, der Menschen Selbstsucht und Gottes richtende und rettende Heiligkeit, die Umgestaltung entspringt aus der Eigentümlichkeit der jedesmaligen Zeit. (Heß.) Da kann gesagt werden: „Da wird erfüllet, was gesagt ist durch den Propheten," obgleich der Prophet selbst an eine andere ihm näher liegende Erfüllung gedacht hat. So konnte und kann man auch sagen, daß, was Kap. 9, 26 und 27 von der Ausrottung eines Gesalbten, von der Abstellung der Opfer, von dem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte gesagt ist, im Tode Jesu und in dem Wirken des bösen Feindes und seines Werkzeugs, des Antichrists, seine Erfüllung gefunden habe und in der Zukunft noch, wer weiß wie, weiter finden werde. Die „Kritik" hält an der Einheit des vom Propheten entrollten Geschichtsbildes fest, sie weist dem Verfasser seine bestimmte geschichtliche Stellung zu. Ist's vielleicht zu haarscharf konjiziert, wenn sie meint, die Abfassungszeit fast bis auf

den Monat bestimmen zu können,*) so ist das festzuhalten, daß der Verfasser ein Zeitgenosse der Tyrannenherrschaft des Antiochus war, deren Ende noch nicht gekommen war, aber nahe bevorstand. Von hier aus wirft er den Blick in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinaus, und zwar ist sein Geistesblick nach beiden Richtungen hin ein prophetischer, vom Geist der Wahrheit durchleuchteter, und darum religiös normativer. Damit ist nicht gesagt, daß ihm der Geist Gottes eine irrtumslose Kenntnis der Geschichtsverläufe in der Vergangenheit verliehen hätte, so daß man seine Angaben als zuverlässigstes Material zur Konstruktion der babylonischen und persischen Geschichte verwerten könnte; man kann ruhig die in seiner Auffassung existierende Regentenreihe: Nebukadnezar, Belsazar, Darius, Cyrus, sowie die vier Perserkönige bis zu Alexander (11, 2) mit einem non liquet auf sich beruhen lassen; seine Kenntnis der Geschichtsverläufe hat er empfangen, wie sie ihm nach den Ueberlieferungsmitteln seiner Zeit zugänglich war, und es müßte wunderbar zugegangen sein, wenn sie eine fehlerlose werden sollte. Aber seine Anschauung und Beurteilung der Ereignisse, wie sie ihm die Ueberlieferung mitgeteilt, und wie er sie gegen Ende hin selbst miterlebt hat, ist eine vom Geiste Gottes erleuchtete. Er kennt eine in der Menschheit vorhandene Tendenz auf fortwährende Verschlechterung, aber er weiß, daß in allem Gott regiert, und daß die unsichtbar und unscheinbar wirkende Gottesmacht schließlich den Sieg gewinnen wird, daß die vom Geiste tierischer Selbstsucht getragenen Weltmächte an ihrem eigenen Untergange arbeiten, eins das andere zerstört, und daß endlich das Reich wahrer Humanität, das Reich des Menschensohnes als ein beständiges Reich erstehen wird. „Zwei Strömungen gehen durch die Geschichte der Menschheit, der Zug zur Gottlosigkeit und der zur Gerechtigkeit; Gott führt beide zum Ziele. Dem entspricht die doppelte Auferstehung, zum ewigen Leben und zum ewigen Abscheu.“ (Groß.) Kein Prophet hat wie dieser den Gedanken so tief erfaßt und ausgesprochen, daß das Reich Gottes und Christi nicht von dieser Welt ist. So sehr auch die früheren Propheten den Charakter des zukünftigen Erlösungsreiches und seines Regenten, wenn der Ausdruck erlaubt ist, idealisieren und als einen göttlichen beschreiben, so ist doch ihre Grundanschauung immer die, daß nach Zeiten des Elends und der Züchtigung, ein Zustand der Freiheit, des Friedens und Wohlstandes unter einem kräftigen, weisen und gerechten Herrscher auf Erden, in Kanaan eintreten werde, herrlicher allerdings noch, aber doch in Analogie mit dem Reiche Davids. Für Daniel ist das Reich Gottes ein schlechthin jenseitiges, am Ende der Weltreiche eintretendes, verbunden mit der allgemeinen Auferstehung, nachdem sich beides vollendet hat, die Gottlosigkeit zur ewigen Schande und die Gerechtigkeit der „Verständigen“ durch ihr Beharren bis ans Ende. Man tut dem Propheten keinen Gefallen, wenn man ihn sich

---

*) Sellin glaubt schließen zu dürfen, daß die Weissagung im Winter 165—164 v. Chr. verfaßt sein müsse.

als einen einsamen Weisen ausmalt, der in der Zurückgezogenheit seines Palastes darauf bedacht ist, zukünftige Jahrhunderte für einen späteren Leserkreis zu durchleuchten, während er zum Volke seiner Gegenwart in keiner Beziehung steht. Nein, er ist ein Glaubnsmann, der seinen eigenen Glauben, sein Vertrauen auf den Unsichtbaren seinem zeitgenössischen Volke wecken und stärken will. Mag das vierte Tier noch so schrecklich sein, und das aus seinen zehn Hörnern hervorgehende kleine Horn noch so freche Lästerung aussprechen, Gott hat ihm Ziel und Grenze gesetzt, und das Reich wird doch kommen. Die vorangehenden Züchtigungen, zum Heile bestimmt, werden den Gottlosen nicht helfen, sie werden ihr gottloses Wesen weiter führen, sich in der Gottlosigkeit vollenden, die Verständigen aber werden gereinigt, geläutert und bewährt werden; und ob die Züchtigungen dauern bis in den Tod, es gibt eine Auferstehung zu ewigem Leben. Die Kritik erkennt den dauernden Wert des Danielbuches an; nachdem dasselbe zweifellos in der zeitgenössischen Lage seinen unmittelbaren Zweck, die Gläubigen zu stärken, reichlich erfüllt hat, ist es auch für die Folgezeit für die Festhaltung und Weiterentwicklung der messianischen Idee von Bedeutung gewesen.

Ziehen wir nun noch die äußeren Gründe in Betracht, aus denen die Kritik ihre Folgerungen ableitet, so brauchen wir nur flüchtig hinzuweisen auf die Aufzählung von Musikinstrumenten mit griechischen Namen. Kap. 3. Nicht unmöglich ist es ja, daß solche fremdländische Instrumente schon an Nebukadnezars Hofe eingeführt waren, aber nicht wahrscheinlich. Ebenso braucht nur im Vorübergehen auf Gründe allgemeiner Art, obgleich sie nicht zu verwerfen sind, eingegangen zu werden. Der Lobpreis, der der asketischen Frömmigkeit zuteil wird, läßt erkennen, daß dieselbe bei der zeitgenössischen Leserschaft eine höhere und allgemeinere Wertschätzung genoß, als das in den Anfangszeiten des Exils der Fall gewesen zu sein scheint. Die vorwiegende Gestaltung der göttlichen Offenbarungen zu Visionsbildern entspricht mehr dem Charakter der späteren als der früheren Prophetie. Ebenso ist die Anwendung einer ausgebildeteren Engellehre ein Charakteristikum späterer Zeit.

Schwerer wiegt die Nichterwähnung Daniels bei Jesus Sirach, Kap. 44—50. Derselbe erklärt ausdrücklich seine Absicht, die berühmten Leute seines Volks zu preisen und nennt die Patriarchen, Moses, Samuel, David u. s. w. Dann, Kap. 48, Elias und Elisa, Hiskia, Jesaja, Josia, Jeremia, Hesekiel, die zwölf Propheten, Serubabel, Josua und Nehemia, schließt endlich mit dem Hohepriester Simon. Die Stelle, die von den 12 Propheten handelt, V. 12, deren Gebeine noch grünen, wird von Hengstenberg als unecht angefochten, das ist ein Akt der Verzweiflung, denn wenn sie echt ist, woran zu zweifeln kein ausreichender Grund vorhanden ist, so beweist sie den Abschluß des zweiten Teils des Kanons, der Nebiim, mit Ausschluß Daniels. Ueberhaupt ist kein irgendwie haftbarer Grund abzusehen, weshalb in die-

sem geflissentlich genauen Verzeichnisse berühmter Männer Daniel übergangen sein sollte, wenn zu Sirachs Zeit (200—180 v. Chr.) das Danielbuch schon kanonisches Ansehen gehabt oder überhaupt schon existiert hätte. Wenn Hengstenberg einwendet, daß auch Esra und Mardochai nicht genannt seien, so ist das die Weise eines Advokaten, der für das, was er verteidigen *soll*, *alle* nur denkbaren Gründe geltend macht, die, wenn sie auch schwach sind, doch wenigstens als Gründe mit *zählen*. Zwischen Daniel, der als Mann Gottes über den ganzen Erdkreis hin bekannt geworden ist (6, 27) und Esra, der zwar auch ein nicht unbedeutender Priester und Schriftgelehrter gewesen ist, den aber doch die spätere talmudische Ueberlieferung mehr verherrlicht hat, als er in seinem Buche erscheint, ist doch ein bedeutender Unterschied, und noch weniger sollte Mardochai herangezogen werden. Uebrigens kann umgekehrt das Schweigen Sirachs über diese beiden Männer die Vermutung bestärken, daß der dritte Teil des Kanons, die Chetubim, noch nicht abgeschlossen war, indem wenigstens Esra wahrscheinlich in die Ehrenrolle aufgenommen sein würde, wenn das unter seinem Namen vorhandene Buch zu Sirachs Zeit schon seinen Platz in einer bestimmt abgeschlossenen Reihe kanonischer Schriften gehabt hätte.

Der zuletzt anzuführende Grund ist der eigentlich die Sache allein für sich schon entscheidende, die Stellung des Buches im hebräischen Kanon. Wenn die „Antikritik" (Weber) umgekehrt als Beweis für die „Authentie des Danielbuches" die Aufnahme des Buches in den Kanon anführt, der zu den Zeiten des Antiochus längst abgeschlossen gewesen sei, so ist dies eben eine petitio principii. Wir können uns ja nicht in die gelehrten Auseinandersetzungen einlassen, die über die Bildung des alttestamentlichen Kanons gepflogen sind. Die ältere Tradition, die sich zum ersten Male in dem (Ende des ersten nachchristl. Jahrhunderts verfaßten) vierten Esrabuche bezeugt findet, und die von den Kirchenvätern befolgt wird, besagt, daß der alttestamentliche Kanon in seinen drei Schichten, Gesetz, Propheten und „Schriften", von einer unter Esra gehaltenen „großen Synagoge" festgestellt sei. Danach wäre denn das Danielbuch schon Jahrhunderte vor des Antiochus Zeit kanonisiert und für seine Unterbringung nicht unter die Prophetenschriften, sondern in die dritte Reihe, müssen dann allerhand Vermutungen aufgestellt werden, über deren Stichhaltigkeit man verschiedener Meinung sein kann. Dieser Tradition, so allgemein sie bis Ende des 18. Jahrhunderts in Geltung gewesen ist, kann keine genügende Bezeugung zuerkannt werden. Es handelt sich bei der Bildung des Kanons nicht um einen einmaligen Akt, sondern um einen lange währenden, historischen Prozeß, die Einleitung in drei Klassen selbst beweist, daß er successiv entstanden ist. Der erste, der, so viel man weiß, den Begriff des Kanons auf 22 heilige Schriften angewendet hat, ist Josephus (ca. 100 n. Chr.). Er identifiziert den Ahasveros des Estherbuchs mit Artaxerxes, rechnet also „Esther" mit zum Kanon. Diese

22 Schriften stammen aus der Zeit von Moses bis zu Artaxerxes von Propheten; „von Artaxerxes aber bis auf unsere Zeit sind zwar allerlei Bücher geschrieben worden, sie sind aber nicht eines ähnlichen Glaubens wie die früheren gewürdigt, weil nicht die genaue Aufeinanderfolge der Propheten gewesen ist"; damit sind also die apokryphischen Bücher von den kanonischen abgetrennt. Die von Josephus aufgeführten negativen Attribute der kanonischen Schriften, ihre ausschließliche Inspiriertheit, ihre Unantastbarkeit und ihre Abgegrenztheit von aller profanen Literatur mögen in späterer Zeit sich allmählich Anerkennung erworben haben; in Wahrheit hat sich jedes einzelne Buch seine Anerkennung als Ausdruck der göttlichen Wahrheit und Norm des Glaubens und Lebens selber von seiner Entstehung an erworben. Die Thora ist als ein göttliches Buch anerkannt worden, allmählich im Laufe der Zeit. Ebenso mag die Sammlung der prophetischen Schriften sich allmählich vollzogen haben, bis sie in der Zeit Esras und Nehemias mit der Hinzunahme Maleachis abgeschlossen ward. Hätte das Danielbuch zur Zeit Nehemias existiert, so wäre es mit in die Sammlung der prophetischen Schriften aufgenommen.

Später ist man daran gegangen, die Sammlung einer dritten Schicht heiliger Schriften zusammenzustellen, deren Kern der Psalter und die Proverben bildeten, da es Lieder- und Spruchsammlungen ja schon in früherer Zeit gegeben hatte. Die erste Spur einer solchen Sammlung findet sich im Prologe des Enkels Sirachs zum Werke seines Großvaters (ca. 130 v. Chr.). Derselbe zeigt einerseits, wie die bei Josephus zutage tretende strenge Sonderung kanonischer und nichtkanonischer Schriften noch nicht völlig durchgedrungen war, indem er das Werk seines Großvaters ohne Bedenken den vorhandenen Schriften anreiht: „Jesus sah sich veranlaßt, auch selbst ein solches auf Bildung und Weisheit bezügliches Werk zu verfassen." Anderseits deutet er auf die Existenz einer solchen dritten Sammlung hin, zu der das Werk seines Großvaters nicht gehörte, indem er nebeneinander stellt: „Gesetz und Propheten und die andern, die ihnen nachgefolgt sind," und: „Gesetz, Weissagungen und die übrigen Schriften." Bemerkenswert ist die Angabe des zweiten Makkabäerbuches, das ja allerdings erst aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert stammen soll, das doch aber wohl an ältere Tradition sich anlehnt. Nach demselben (Kap. 2, 13. 14) hat Nehemia die Bücher der Könige, Propheten, Davids Bücher und Briefe der Könige von den Opfern (wahrscheinlich die Erlasse der persischen Könige) zusammengesucht und eine Librarei zugerichtet. Das gleiche hat Judas Makkabäus getan und die Bücher, die, weil Kriege im Lande gewesen sind, verfallen waren, wieder zusammengebracht. Das dürfte sich auf die dritte Sammlung, die Chetubim, beziehen. In diese Sammlung ist dann das Danielbuch aufgenommen worden.

In Alexandria, wo man die Scheidung zwischen der autorisierten Sammlung heiliger Schriften von andern vorhandenen Schriften,

die, wenn auch nicht kanonisch, doch gleichfalls zu religiöser Erbauung dienten, nicht so streng vollzogen, die prophetische Inspiration nicht in dem Maße zeitlich beschränkt hat, ist das Buch nicht nach seiner Entstehungszeit, sondern nach der Würde seines Inhaltes klassifiziert und in der Septuaginta den prophetischen Schriften hinter Hesekiel eingegliedert worden.

Zum 75jährigen Jubiläum der Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Von Prof. em. E. Otto.

Jubilieren in dem Sinne können wir nicht, wie der Bergsteiger es tun mag, wenn er nach mühsamem Aufstiege den Gipfel erklommen hat und den ungehemmten Blick weit übers Land schweifen lassen darf, nicht wie der Erfinder es darf, dem nach Grübeln und Rechnen endlich der erleuchtende Gedanke aufblitzt, so daß er sein Heureka ausrufen kann, nein, auf etwas Fertiges hinzuweisen haben wir nicht. Wenn wir ein Gleichnis suchen sollen, so tritt uns ein anderes Vorbild vor Augen, das ja hoffentlich, wenn das, was hier geschrieben wird, den Lesern vorliegt, einen andern Anblick darbieten wird wie heute, das Vorbild unserer Heere in Ost und West unsers Vaterlandes. Noch ist's dort, trotz glorreicher Errungenschaften, nicht Zeit zum Jubilieren, soweit der Blick auf die Wirklichkeit reicht, kann er nur Ungewißheiten aufzeigen: wie es am Ende dieses Jahres aussehen wird, wissen wir nicht. Feste Gewißheiten entspringen nur aus dem Lauschen auf die innere Stimme, aus dem Schauen aufs Unsichtbare. Wir müssen siegen, wir können und dürfen nicht unterliegen, das ist die Stimme des Gottvertrauens, quellend aus dem Bewußtsein einer gerechten Sache, und: wir müssen kämpfen und opfern, das ist die Stimme des Pflichtgefühls.

So ist auch unsere, der Evangelischen Synode, Lage während ihres unter unscheinbareren Kämpfen sich fortbewegenden Pilgerganges, wohl mit dem Unterschiede, daß, während man dort sich auf gewaltige Katastrophen gefaßt zu machen hat, die der ganzen Sachlage eine andere Gestalt geben mögen, so daß jegliche Wahrscheinlichkeitsrechnung über den Haufen geworfen wird, wir wohl eher in der Lage sind, aus dem Rückblicke auf die Vergangenheit Schlüsse auf die Gestaltung der Zukunft zu ziehen. Unser Jubilieren wird ja wohl kaum den Abschluß einer alten Periode, das Aufhören alter Verhältnisse und den Anbruch einer neuen Periode bezeichnen, sondern menschlicher Wahrscheinlichkeit nach wird unsere Wanderung auf der gleichen Straße und in gleichem Tempo sich fortsetzen wie bisher. Würde aber jemand darum sagen: so ist auch keine Feier nötig, sie hat keine Bedeutung, so würde man ihm doch antworten müssen, was heißt denn nötig? muß denn alles, was in der Welt geschieht und geschehen soll,

nötig sein in dem Sinne, daß ein bestimmt greifbarer irdischer Zweck dadurch erreicht, durch seine Unterlassung die Erfüllung desselben gefährdet wird? Essen und Trinken muß man seinen Kindern gewähren, das ist nötig, sonst gehen sie zu Grunde, aber sonst nichts? Gibt es keine höheren Notwendigkeiten? Hüten wir uns, daß nicht die Erreichung äußeren Zweckes ausschließlich oder zu sehr das Motiv werde, weswegen wir die Jubiläumsfeier für nötig finden. Man sagt, Jubiläen werden gefeiert, weil dabei Kollekten gehalten werden. Gewiß, wir brauchen Extrakollekten, aber die Hauptbedeutung unseres Jubiläums wird und soll darin liegen, daß wir jene inneren Gewißheiten, von denen wir unser deutsches Volk jetzt in so erhebender Weise durchdrungen sehen, auch für uns zu erneuern und zu befestigen suchen, die Gewißheit des Gottvertrauens: wir vertreten eine gute, gerechte Sache, und die Gewißheit des Pflichtbewußtseins: wir müssen wirken und opfern. Daß wir das tun, ist vor allem nötig.

Daß ich euch immer einerlei schreibe, sagt Paulus, verdrießt mich nicht, und macht euch desto gewisser. Ueber das gute Recht der Sache, die wir vertreten, der evangelischen Union, ist ja schon so viel und wohl auch so viel gutes geschrieben, daß es ein eitler Versuch wäre, nach Originalität zu haschen und nach Argumenten zu suchen, die, wie man meint, noch niemand vorzubringen gewußt hat. Nicht neues gilt es auszufinden, sondern im Bewußtsein alter Wahrheit uns zu befestigen. Der Gedanke evangelischer Union, den wir zu verwirklichen in Schwachheit uns bemühen, ist so alt wie das Christentum. Von der Idee der Kirche ist der Gedanke ihrer Einheit und Universalität unzertrennlich verbunden. „Auf diesen Felsen," spricht der Herr, „will ich bauen meine Gemeinde" (Singular). „Ich habe noch andere Schafe, nicht aus diesem Stalle, dieselben muß ich herführen, daß sie meine Stimme hören, und es wird eine Herde und ein Hirte werden." „Ich bitte nicht allein für sie, sondern für alle, die durch ihr Wort an mich glauben werden, daß sie alle eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir." Und was bedarf es, alle die Aussprüche des Herrn namhaft zu machen, aus denen hervorgeht, daß er die Gemeinde seiner Stiftung als eine einheitliche gedacht hat. Der Unionsgedanke, wie ihn der Heiland gehegt, ist zu groß gewesen, als daß ihn die Jüngerschaft mit einem Male hätte in sich aufnehmen können, sie haben etwas neues vor ihren Augen sich bilden gesehen, dessen Ursprung und Wesen sie nicht recht begreifen konnten, eine mit denselben Gaben des Geistes, wie sie, ausgestattete, in demselben Glauben an die Gnade Gottes in Christo durchwehte Gemeinschaft von Menschen, denen doch nicht durch das heilige Zeichen des Alten Bundes das Anrecht am Messiasreiche zugesichert war, die durch kein väterliches Gesetz in Zucht genommen und gelehrt waren, wie man unsträflich und rein vor Gott wandeln müsse. Sie konnten's nicht leugnen und mochten's nicht wehren, daß auch den Heiden der Weg zur Seligkeit geöffnet wäre, aber sie empfanden, es ist nicht unsere Art und unser Beruf, wir haben genug unter

unserm Volke zu tun. Sie geben Paulus und Barnabas die rechte Hand: könnt ihr es tun, den Heiden das Evangelium zu predigen, den Griechen Grieche zu werden, so tut es in Gottes Namen, und Gottes Segen sei mit euch, aber unsere Sache ist es nicht; achtet darauf, daß in euren Kreisen unserm Volke kein Aergernis gegeben werde und gedenket der menschenfreundlichen Liebe. Das war ein guter und großer Schritt zur Union, zur Verwirklichung des Jesusgedankens, weit hinaus über die Engherzigkeit der judaistischen Messiasgläubigen, die da wehreten, den Heiden zu sagen, daß sie selig werden, 1. Theff. 2, 16, aber die rechte Union war es doch noch nicht, das würde immer nur zwei heilige, christliche Kirchen ergeben haben.

Das „Schiedlich-friedlich" zwischen den Konfessionen ist eine schöne Sache, wenn jede für sich nur bedacht ist, ihre Eigentümlichkeit zu pflegen, im eigenen Kreise das anvertraute Pfund zu wahren und zu mehren, aber es ist doch, so zu sagen, immer nur eine wertvolle, nicht preiszugebende Abschlagszahlung, die Realisierung der Idee der Kirche ist es noch nicht. Paulus hat eine weiter tragende Idee von Union gehabt. Namentlich im Kolosser- und im Epheserbriefe hat er das Hohelied von der einen heiligen christlichen Kirche vorgetragen: „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller." „Ein Mensch wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, das Geheimnis ist groß, ich deute es aber auf Christum und die Gemeinde." Es ging ja auch den realen Verhältnissen nach gar nicht an, das Schiedlich-friedlich zwischen Juden- und Heidenchristen als maßgebendes Prinzip durchzuführen, da man doch nicht auf entlegenen Inseln fern von einander wohnte; ja, wenn man nicht hätte beieinander wohnen müssen, und wenn es nicht, wo Menschen sind, menschlich herginge. Wie war da Rivalität und Rechthaberei zu vermeiden. Es war ja menschlich, natürlich, daß der eine sagte: Ich bin Paulisch, und der andere: Ich bin Kephisch, aber das zum Prinzip zu machen und Christum zu zertrennen, das ging für Paulus nicht an, und darum macht er es zu seiner Lebensaufgabe, nicht nur in den einzelnen von ihm gegründeten Gemeinden Christum als den alleinigen Grund des Heils für Juden und Heiden zu verkündigen, sondern auch die große Brüderschaft der Muttergemeinde im jüdischen Lande für Anerkennung des großen freimachenden Gedankens der Einheit aller Gläubigen in Christo zu gewinnen. Die Zwischenwand des Gesetzes, die Christus durch sein Kreuz hinweggetan, muß auch für alle, die sich nach seinem Namen nennen, als abgetan angesehen werden. Mit Gefahr seines Lebens, wie er wohl weiß, bringt er die mit so viel Mühe und Sorgsamkeit gesammelte Liebesgabe der europäischen Gemeinden nach Jerusalem, nicht nur, um einer früher übernommenen Verpflichtung zu genügen, nicht allein aus dem humanitären Motiv, die unter Hungersnot leidenden zu unterstützen, sondern vor allem, um seine judenchristlichen Brüder zu überzeugen, daß dort außerhalb der Grenzen Israels Christen wohnen, ebenbürtige Bürger des Reiches Gottes, in welchen

der Geist Christi das Charisma geweckt hat, an welchem der Herr seine Jünger erkannt haben will, um so die trennende Zwischenwand niedrigen zu helfen. Daß er sein Ziel nicht völlig erreicht hat, wissen wir, jedenfalls war die jerusalemitische Gemeinde, die wohl numerisch zu einer nicht unbedeutenden Minoritätspartei gewachsen war, nicht stark und auch wohl nicht entschieden genug, um mit ihrem ganzen Einflusse schützend für den Heidenapostel gegenüber der dominierenden Partei der Fanatiker einzutreten.

Das geistige Erbe Pauli und des Heilandes selber, der Gedanke einer einigen, allein auf dem Glauben an die Gnade Gottes in Christo gegründeten, allerdings nie völlig verwirklichten aber nach Verwirklichung strebenden Gemeinschaft, ist der Kirche nie völlig verloren gegangen und darf ihr nimmer verloren gehen, und das ist eben auch das Erbe, das wir Unierten (wir schämen uns dieses Namens, mit dem man uns gern übelwollend bezeichnet, gar nicht) angetreten haben und zu behaupten streben.

Die Leidenszeit, in welche die Kirche nach dem Tode der Apostel einzutreten hatte, hat das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und des Wesentlichen, worauf die Einheit beruhen muß, aufrecht erhalten und belebt. Die Leidenszeit hat ihre Segensfrucht gebracht, so daß man im Hinblick darauf wohl heutzutage zu sagen geneigt gewesen ist: so muß es auch einmal über das Christenvolk der Gegenwart kommen, damit es lerne, sich auf den Grund und Boden zu stellen, auf den es gehört. Umringt von feindlichen Gewalten, vom aufgestachelten Fanatismus des Pöbels von unten und von oben von der eisernen Härte der heidnischen Obrigkeit fühlten die Christen sich um so mehr aufeinander angewiesen. Und wie einfach und fest war der Wahrheitsgehalt, zu dem sie sich gemeinsam bekannten, wie kurz, so zu sagen, ihr Kompendium der Dogmatik! „Ich bin ein Christ," antwortet jener Diakon Sanktus von Vienna auf alle Fragen, die man ihm unter Folterqualen vorlegt, „und das soll für alles gelten." „Ich bin eine Christin, und bei uns wird nichts Böses getan," antwortet jene Jungfrau Blandina unter allen unausgesetzten Martern von Morgen bis Abend. Und Plinius berichtet an Trajan: „Ich habe bei ihnen auch unter der Folter nichts anderes erfahren können, als daß sie an einem bestimmten Tage vor Tagesanbruch zusammenkämen, ein Lied gemeinsam Christo, als ihrem Gott, singen und sich miteinander verbinden, nicht zu einem Verbrechen, sondern dazu, keinen Diebstahl, Raub oder Ehebruch zu begehen, das gegebene Wort nicht zu brechen, anvertrautes Gut nicht abzuleugnen; daß sie darauf pflegten auseinanderzugehen und abends wieder zusammenzukommen zu einem einfachen und schuldlosen Mahle." Das war keine Annahme eines historisch überkommenen Namens und darauf aufgebaute rationalistische Moralpredigt, da war keine philosophische ethische Gesellschaft, die es versuchte, am Schopf der angebornen Menschenwürde sich selber emporzuziehen, sondern eben einfaches, kräftiges, von lebendigem Glauben

durchglühtes Christentum. Man wird uns Evangelische, Unierte, wohl fragen: Sieht es denn bei euch aber auch wirklich so aus, ist das die Gestalt der von euch gegründeten Gemeinden? wenn es so wäre, könnte man euch ja wohl gewähren lassen und euch Gottes Segen wünschen. Darauf müssen wir ja freilich antworten: Ach, nein, leider nicht; aber wir sind wenigstens nicht so verkehrt, daß wir's uns einbildeten, bei uns allein sei die rechte Gestalt. Das Ideal aber einer solchen, auf den einfältigen Glauben an Christum gegründeten und durch ihn zusammengehaltenen Gemeinschaft, wollen wir uns nicht bestreiten lassen, sondern uns immer wieder vorhalten.

Nun wissen wir auch recht wohl, daß der Christus, zu dem das Bekenntnis aufrecht erhalten werden soll, keine unbekannte Größe sein darf, daß das Bekenntnis: Ich bin ein Christ, nicht ein Wort sein will, bei dem sich der eine dies, der andere etwas anderes denkt, wenn sie nur alle sich mit demselben Namen benennen. Es ist ja wahr, die Person Jesu Christi behält für das Verständnis des Menschen den Charakter eines heiligen Geheimnisses, „ihr seid von unten her, ich bin von oben herab," hat der Herr zu den Juden gesagt, und alle den Versuchen gegenüber, das innere Wesen des Heilandes auf das Niveau gemeinmenschlichen Verständnisses herabzuziehen, gilt wohl das Wort: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Aber daraus geht nicht hervor, daß die Kirche es dahingestellt sein lassen dürfe, wer Christus gewesen ist, wenn sie nur seinen Namen behalte. So viel Unerquickliches sich darum auch dem Betrachter der Kirchengeschichte darbietet beim Hinblicke auf die Lehrstreitigkeiten, die in den nächsten Jahrhunderten nach ihrer Leidenszeit das Leben der Kirche bewegt haben, in denen sie den Nestorianismus und den Monophysitismus und was sonst noch alles von sich abgelehnt hat, eine innere Notwendigkeit hat sich noch in denselben vollzogen. Die Kirche m u ß t e es versuchen, den Inhalt ihres Glaubens erkenntnismäßig zu durchdringen, es zu erklären, was damit gemeint sei, wenn sie „Christo als ihrem Gotte" Lieder sang, wenigstens die Grenzen festzulegen, zwischen denen sich das Denken zu bewegen habe, wenn es sich nicht der Entstellung der im Glauben erfaßten Wahrheit schuldig machen wolle. Es war eine großartige Leistung, deren Resultat sich schließlich zusammenfassend und scharf im athanasianischen Glaubensbekenntnisse, dem Symbolum Quicunque, Ausdruck gegeben hat, von dem Luther gesagt hat: „Es ist also gefasset, daß ich nicht weiß, ob seit der Apostel Zeit in der Kirche des Neuen Testaments etwas Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben sei." Es hat doch nur mit negativen Ausdrücken das Geheimnis der Person Christi, das Geheimnis des Glaubens gewissermaßen ummauern können, die berühmten chalcedonensischen Bestimmungen ἀτρέπτως καὶ ἀσυγχύτως, ἀμερίστως καὶ ἀχωρίστως sind in demselben maßgebend, sie sagen uns, nicht so und nicht so ist das Geheimnis der Einheit von Göttlichem und Menschlichem in Christo zu verstehen, unverwandelt und unvermischt, untrennbar und unteilbar ist

Gottheit und Menschheit in Christo eins, aber wie denn sonst, positiv? Das hat die Kirche mit ihrer dogmatischen Sicherheit dem persönlichen Erleben und Empfinden des einzelnen überlassen müssen. Sich selbst, sein eigen Fleisch und Blut, in den dogmatischen Bestimmungen wieder zu erkennen, hat der einfältige Glaube nicht vermocht, und so hat es die Kirche ihren Gliedern gewissermaßen bequem gemacht: glaubt ihr nur, was die Kirche glaubt, so seid ihr wohl beraten, und tut, was die Kirche befiehlt, das ist euer Christentum.

Für diesen Despotismus Fügsamkeit, ja fanatische Begeisterung zu gewinnen, war um so leichter, als daneben gestattet war, der spielenden Phantasie Raum zu gewähren und die Märchenwelt des Volksglaubens in christliches Gewand gekleidet als Wunder- und Heiligengeschichte in das Glaubenssystem herüberzunehmen, wenn anders nur der kirchlichen Autorität gegenüber das Noli me tangere bewahrt ward. Das größere Interesse der Kirche war der Aufrechterhaltung dessen zugewandt, was man als die Garantien der Wahrheit betrachtete, Priestertum, Hierarchie, Konzilienbeschlüsse, mehr als der Aufrechterhaltung der Wahrheit selbst. Daß wahrhaftiges, urchristliches Glaubensleben sich allezeit erhalten hat, davon ist ja nicht nötig zu reden, die Reformation wäre ja gar nicht möglich gewesen ohne die gewaltige Unterströmung des Glaubenslebens, des schlichten Wahrheitssinnes, dem das aus den Wirrnissen eines fanatischen Konfessionalismus befreiende Wort gesprochen wurde: Der Gerechte wird seines Glaubens leben. Was bedeutete das Losungswort der Reformation: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde, allein durch den Glauben," anders als eine Rückkehr zu Christo. Das Wort Melanchthons: "Christum nosse est beneficia ejus nosse," womit er alle unfruchtbaren theoretischen Spekulationen über Christum ablehnen und zur praktischen Aneignung der von ihm erworbenen Güter einladen wollte, es kann auch umgekehrt werden: Beneficia Christi nosse est Christum nosse, rechte Erkenntnis Christi wird nur gewonnen von dem seiner Rechtfertigung und Begnadigung inne gewordenen Gläubigen. Wie es nur einen Christus gibt, so kann es auch nur einen rechtfertigenden Glauben, und wo dieser vorhanden ist, im Prinzip auch nur eine in diesem Glauben geeinte Gemeinschaft geben, und wie wir darum sagen konnten, der Gedanke der Union sei so alt wie das Christentum selbst, so kann man auch mit neuem Rechte sagen, mit dem Inkrafttreten des Reformationsprinzips war auch die Entstehung einer evangelisch-unierten Kirche gegeben, die Union ist als Richtung so alt wie die Reformation. Von Anbeginn an haben die Zentren der Reformation, Wittenberg, Zürich, Genf miteinander Fühlung gesucht, voneinander Befruchtung empfangen, wenn auch dieselbe zum Teil nur darin bestanden hat, daß man auf dem eigenen Standpunkte sich mehr befestigte, zu einer einheitlichen Organisation ist es nicht gekommen. Daß daran das Versteifen auf Lehrdifferenzen gehindert hat, ist wohl

wahr, aber es ist doch nicht die alleinige Ursache. Zur Bildung einer organisierten unierten Gemeinschaft zwischen Evangelischen Lutherischer und Zwinglischer Art war zu der Zeit keine Veranlassung, da die kirchliche Organisation viel mehr in den Händen der bürgerlichen Obrigkeit lag. Es handelte sich da immer nur um die Frage: Sollen wir die neue Lehre annehmen oder bei der alten bleiben? War die Frage im ersten Sinne entschieden, so wurde die ganze Gemeinde der Stadt oder des Fürstentums auf einen Haufen entweder lutherisch oder reformiert, von einem beieinander Wohnen beider Konfessionen war kaum die Rede. Zum andern waren die Beweggründe, welche zu einer Koalition der Konfessionen hätten führen können, und ebenso die, welche davon abzustehen rieten, doch nicht rein religiöser oder kirchlicher, sondern auch politischer Natur. Eine Koalition sächsischer, oberdeutscher und schweizerischer Stände hätte den Plänen des Kaisers und der römischen Kirche gegenüber ein bedeutenderes Schwergewicht in die Wagschale werfen können als die Stimme der sächsischen allein. Ehrenwert war das von den sächsischen Reformatoren vertretene Prinzip: Wir wollen keine Bundesgenossen als solche, die mit uns eines Glaubens sind, aber einigermaßen wirkte doch auch bei ihnen als politisches Motiv die Besorgnis mit, sie möchten durch ein Bündnis in Händel hineingezogen werden, die sie nichts angingen, handelte es sich doch in dem Konflikt zwischen protestantischer Minorität und katholischer Majorität nicht nur um Glaubenssachen, sondern um eingezogene Kirchengüter, deren Restituierung gefordert und verweigert wurde. So ist es im Reformationszeitalter nicht zur Ausgestaltung einer unierten evangelischen Kirche gekommen, weil infolge der äußeren Sachlage Veranlassung und Antrieb dazu fehlte, daß sie aber erstrebt und ersehnt worden ist, dafür ist Luther selbst Zeuge in vielen seiner Aeußerungen: „Glaube mir," schreibt er an Bucer, „daß ich wünsche, dieser unser Zwiespalt werde geheilt, wenn ich auch mein Leben dreimal darum hergeben müßte, denn ich sehe, wie notwendig uns eure Gemeinschaft ist, und wie viel Nachteile der Zwiespalt gebracht hat, so daß ich gewiß bin, alle Pforten der Hölle, das ganze Papsttum, die ganze Türkenmacht, die ganze Welt, das ganze Fleisch und alles was an Uebeln sein mag, hätte dem Evangelium nicht so viel schaden können, wie unsere Uneinigkeit." Es handelte sich dabei zunächst nur um eine Verständigung in der Lehre, natürlich der Abendmahlslehre, die der einzige Punkt gewesen ist, über den ein Zwiespalt hervorgetreten ist, und was ihm hier erstrebenswert und erreichbar erschien, war, wie ebenfalls viele seiner Aussprüche bezeugen, gegenseitige Duldung auch bei anerkannter Verschiedenheit der Auffassungen (aequum est a viro bono aliquid tolerare) aber Luther wußte doch auch recht wohl, daß es bei den Unionsbestrebungen Bucers sich nicht bloß um Herstellung eines Verhältnisses der Mäßigung und Milde zwischen den Konfessionen handelte, sondern um die Schaffung einer Basis zu gemeinsamem Handeln, und doch hat er keine Grenzlinie gezogen, er hat

nicht gesagt, gegenseitige Toleranz ist mir recht, aber von einem Bündnisse will ich nichts wissen, sondern das eine war ihm mit dem andern selbstverständlich gegeben, eine bloße Toleranz ohne Bereitschaft zu gemeinsamem Handeln war ihm zwecklos. Daß nun Luther die von ihm selbst lange Zeit für möglich gehaltene und ersehnte Verständigung in der Lehre schließlich schroff abgewiesen hat, und daß der Geist der Intoleranz lange Zeit überhand genommen hat, sei nur erwähnt. Pietismus und Rationalismus haben den harten Gegensatz der Konfessionen erweicht, viel größere Differenzen in religiösen Anschauungen sind aufgetaucht und haben die in den Abendmahlslehren bestehenden als unbedeutend erscheinen lassen. Der Aufschwung des religiösen Lebens infolge der Befreiungskriege, das Empfinden des Mißstandes, daß der summus episcopus einer überwiegend aus lutherischen Gemeinden bestehenden Landeskirche als Glied einer andern Kirche angesehen sein mußte, so lange die Kirchen eben in ihrer Zweiheit einander gegenüber standen, der Herzenswunsch des persönlich frommen Königs und die überwiegende Zustimmung theologischer Führer ermöglichten die Einführung der evangelischen Union, das ins Lebentreten einer organisierten unierten Kirchengemeinschaft. Es war nur notwendig, daß man die schon vorhandene wesentliche Einheit der beiden Kirchen anerkannte, also zugestand, daß in beiden auf gleiche Weise das Wort Gottes zur Seligkeit führend verkündigt und die Sakramente unverfälscht dargereicht würden, und daß man nur eine Kirche bilden zu wollen erklärte. Zuerst ist die Union legal vollzogen im Herzogtum Nassau auf der Generalsynode von Idstein im August, und am 27. September 1817 erließ Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Aufforderung an die geistlichen Behörden der Monarchie, dahin zu wirken, daß zur Verherrlichung des bevorstehenden Reformationsjubiläums die beiden Parteien der evangelischen Kirche die Scheidewand, welche sie trennte, niederreißen und sich zu *einer* evangelischen Kirche vereinigen möchten. Der Aufforderung wurde in Preußen sehr allgemein und freudig entsprochen, und am 31. Oktober die Vereinigung vielfach durch gemeinschaftliche Abendmahlsfeier vollzogen, noch andere kleinere Landeskirchen Deutschlands haben sich dem Vorgange Preußens angeschlossen. Daß der Frühlingswind, der nach den Befreiungskriegen Knospen der Hoffnung hat schwellen lassen, nicht lange angehalten hat, ist bekannt. Auf politischem Gebiete folgte die Zeit der Reaktion, der Demagogenriecherei, auf kirchlichem eine Zeit vorherrschend repristinierender Tendenz. Doch davon ist hier nicht zu reden.

Aus der Tatsache, daß 1817 zum ersten Male von einer unierten Kirche oder von einer Union evangelischer Kirchen die Rede gewesen ist, und daß auch wir uns evangelisch-*unierte* Kirche nennen (denn unser offizieller Name „Evangelische Synode“ bedeutet doch ungefähr so viel), wird nun von anderer Seite gerne der Schluß gezogen, daß unsere Synode ein Schößling der unierten preußischen Landeskirche

sei, eine Kreatur jüngeren Datums, bürokratisch künstlich gemachter Art von Friedrich Wilhelms III, Gnaden, und wie die preußische Union ein verunglücktes Machwerk sei, das nichts zustande gebracht habe, als aus zwei Konfessionen drei zu machen, so seien auch die Bestrebungen der Evangelischen Synode ein Bauen auf Sand, weil es ihr an dem rechten kirchlichen Grund und Boden, einem festen Bekenntnisse fehle.

Aber, erstens ist es doch nicht wahr, daß die „königlich preußische Union" ein so verfehltes Machwerk gewesen wäre, ein wurzelloses Gewächs, ein drückendes Gewand, daß ihr von fremder Macht, vom Staate, übergeworfen wäre; die Union hätte nicht proklamiert, nicht aufoktroyiert werden können, wenn sie nicht tatsächlich schon vorhanden gewesen wäre in den Herzen, in den Gesinnungen derer, die von dem belebenden Hauche der in den Freiheitskriegen geweckten religiösen Erhebung berührt worden waren. Und zum andern ist es nicht wahr, daß die Entstehung unserer Evangelischen Synode so schlechthin mit der aufoktroyierten preußischen Union in abhängigem Zusammenhange stehe. Natürlich, das ist richtig, daß der Vorgang von 1817 in Deutschland uns die Möglichkeit vor die Augen gestellt hat, daß eine kirchliche Gemeinschaft existieren kann, in der die trennenden Unterschiede der Konfessionen vergessen sind und man sich auf dem Boden des Gemeinsamen die Bruderhand reicht. Wahr ist auch das, daß wir den Leuten, welche unsere Kirche nicht kennen, und die wir für dieselbe zu gewinnen suchen, sagen dürfen und zu sagen pflegen: Ihr findet bei uns eine Predigtweise und ein kirchliches Leben, wie ihr's in der deutschen Heimat gehabt habt. Aber unsere Evangelische Synode wäre entstanden, auch wenn es nie eine königlich-preußische Union gegeben hätte; andere Sachlage, andere Nötigungen haben dazu geführt. Es ist nicht bloß der Umstand, obwohl derselbe in bedeutendem Maße in Betracht kommt, daß bei der Besiedelung unserer neuen Heimat durch deutsche Einwanderer Leute verschiedener Herkunft, Schweizer und Holsteiner, Rheinbayern und Pommern durcheinander gewürfelt zu wohnen gekommen sind, so daß, wenn es überhaupt an einem Orte zur Gemeindebildung kommen sollte, man auf das Zusammenwirken der Wenigen hinarbeiten und damit manchem ein Verzichtleisten auf liebgewordene heimische, kirchliche Gebräuche, wie z. B. Lichter und Kruzifix auf dem Altar, Hostien beim Abendmahl u. s. w. zumuten und auf Zusammenschluß auf Grund des Wesentlichen dringen mußte. Es liegt ja auf der Hand, daß mit Rücksicht auf diese gesellschaftliche Lage unserer deutschen evangelischen Bevölkerung eine Sammlung der Getrennten auf Grund des Gemeinsamen absolut nötig war. Aber es kommt doch noch ein anderes in Betracht. Man wird uns vielleicht gern sagen: Das ist allerdings so, es wird Lokalitäten geben, wo Lutheraner und Reformierte durcheinander wohnen und keine der Konfessionen stark genug ist, ein Gemeindeleben zu bilden, da mögt ihr Evangelischen euer Heil versuchen, es ist zwar ein Notstand, denn eigent-

lich sollte es keine Gemeinde ohne festen, gemeinsamen Bekentnisstand geben, aber besser etwas als gar nichts, so mögt ihr dort unierte Gemeinden bilden, wo aber Lutheraner oder Reformierte in kompakten Massen beieinander sind, so daß sie für sich Gemeinden bilden können, da gehört ihr Unierten nicht hin, da seid ihr Eindringlinge. Auf dies Räsonnement werden wir Evangelischen nicht eingehen.

Die Weiterbewegung des geistigen Lebens seit dem Auftauchen der Union, Fortschritt darf man's ja nicht nennen, hat auf kirchlichem Gebiete vielfach in Extreme gedrängt. Der alte Vulgärrationalismus hatte zwar die christliche Wahrheit ihrem Inhalte nach verkümmert und verflacht, aber er hatte die Kirche als historische Institution gleich wie eine liebgewordene Gewohnheit unangetastet gelassen. Immer stärker aber regten sich in der Folge die destruktiven Tendenzen, die auf völlige Losreißung des modernen Denkens und Lebens vom Christentum hinstrebten. Wo soll da der Halt sein, fragte man sich. Naturgemäß machte sich ein Verlangen nach festen Normen geltend, nach einem objektiv Wahren, das den Verirrungen Schranken entgegensetzen möchte. Der Glaube an den Bestand eines solchen objektiven Wahren ist ja die Basis, auf der die Kirche steht. Dasselbe festzuhalten, sich anzueignen und zu immer weiterer Anerkennung derselben zu wirken, ist die immerwährende Aufgabe der Kirche. Gegeben ist dasselbe in der Heiligen Schrift, und alle besitzen es, die wahre, lebendige Christen sind, es ist das, was sie zu allen Zeiten innerlich geeinigt hat, der Glaube an die Offenbarung Gottes in Christo.

Aber nicht nur um die Erhaltung und Wiederbelebung dieses innerlichen, unsichtbar geistigen Bandes handelte und handelt es sich, sondern auch in gewissem Grade um einen sichtbaren, ausgesprochenen und nachsprechbaren Ausdruck für dasselbe. Und da lag es nahe, daß man gerne, ohne lange suchen zu müssen, zu einem schon fertig gegebenen, seiner Zeit erprobten und in Ansehen stehenden Ausdrucke griff in dem Bekenntnisse oder den Bekenntnissen seiner Partikularkirche. So wachte dem Rationalismus gegenüber der Konfessionalismus auf, der bekanntlich in der lutherischen Kirche seine kräftigste Entwicklung gefunden hat. Was einmal ein wohlwollender, älterer Freund einem noch in Unklarheit suchenden Studierenden schrieb: „Du wirst in den Wirrnissen und Kämpfen keinen andern und besseren Schutz finden als hinter den sicheren Mauern des lutherischen Bekenntnisses," das ward gewissermaßen der typische Ausdruck dessen, was den Gliedern der Kirche zugerufen ward. Also das Bekenntnis eine Mauer, die man, Gott Lob, nicht selber zu errichten braucht, sondern hinter der man sich bloß verschanzt und von der aus man wacker auf die, die draußen sind, hervorschießt. Was ist das anders als eine Uebertragung des römischen Grundsatzes auf protestantischen Boden: „Glaubt, was die Kirche glaubt." Wir wissen recht wohl, daß das, was die lutherische Kirche glaubt und glauben lehrt, etwas anderes und reineres ist, als was die römische darbietet, und daß man hinter der Mauer auch gut

evangelisch leben, denken und predigen kann, aber das mit dem Konfessionalismus so häufig verbundene Brüsten mit der reinen Lehre, das Verurteilen „Andersgläubiger," ja das oft geflissentliche Wiederholen von längst widerlegten Beschuldigungen, flößt uns keinen Respekt ein, so daß wir zu sagen hätten: Hier sind Lutheraner, darum haben wir hier nichts zu tun. Wir wissen, daß in der lutherischen Bevölkerung und auch in lutherischen Gemeinden evangelische Gesinnung genug vorhanden ist, um sich von dem Zelotismus abgestoßen und zu uns hingezogen zu fühlen.

Neben der Aufgabe, auf dem betretenen Wege fortzufahren und immer völliger zu werden, wird die weitere Zukunft der Synode noch neue Aufgaben stellen, zu deren Lösung sie den richtigen Weg wird suchen müssen. Noch heißt unsere Synode die Deutsche Evangelische, wie lange der Name noch passen wird, kann niemand sagen, aber wenn nicht unvorherzusehende Umwandlungen eintreten, wird sie mehr und mehr ihre Herkunft vergessen und eine schlechthin amerikanische Gemeinschaft werden. Und doch bezieht sich das Prädikat „deutsch" offenbar nicht bloß auf Abstammung und Sprache, sondern auch auf religiös-kirchliche Eigentümlichkeit. Methodismus, Baptismus, Unitarismus u. a. sind, wenn auch in vielen ihrer Gemeinden die deutsche Sprache vorherrscht, dennoch amerikanische Gewächse, der Bekenntnisparagraph unserer Synode bezieht sich auf deutsche Urkunden und ruht auf dem Konsensus ursprünglich deutscher Gemeinschaften. Wir können nur wünschen, daß das jüngere Geschlecht bei seinem Aufgehen ins Amerikanertum seine kirchliche und religiöse Besonderheit zu wahren wisse.

Eine andere wohl ungleich schwerere Aufgabe, deren Schwierigkeit und endliche Lösbarkeit noch in wenig erkennbaren Umrissen nicht nur vor unserer Synode, sondern vor der ganzen evangelischen Christenheit liegt, erwächst aus den gegenwärtigen Verhältnissen der Völkerwelt. Fast mit Hohn haben je und dann amerikanische Zeitungen im stolzen Gefühle unserer Sicherheit, dank unserer vortrefflichen staatlichen Einrichtungen und unserer erleuchteten öffentlichen Meinung, vermöge deren bei uns dergleichen nicht vorkommen könne, in Wort und Bild darauf hingewiesen, wie drüben in Europa die Monarchen alle „mit Gott" ihre Völker in den zerfleischenden Kampf führen. Es wird ja wohl in unserer Synode wenige geben, die sich zu der traurigen Neutralität versteigen, die da sagt: Alle „mit Gott," folglich keiner. Mit gehobenem Gefühle nehmen wir Teil an der unverkennbaren und großartigen auf Gottvertrauen beruhenden Begeisterung unsers deutschen Brudervolkes für eine gerechte Sache.

Aber eine Gefahr liegt im Schoße der Zukunft verborgen. Wird nicht die „deutsche Frömmigkeit" ihrer Wurzeln vergessen, denen sie ihre Blüte verdankt? Daß die Verbrüderung, die auf den Schlachtfeldern zwischen Protestanten, Katholiken, Juden und Mohammedanern geschlossen wird, ganz ohne Frucht bleiben und daß nach dem Kriege

alles wieder auseinander fahren sollte, können wir nicht wünschen, wenn anders wir das Wirken echt religiöser, gottgefälliger Antriebe in der Begeisterung für die gerechte Sache anerkennen, und doch soll und wird es dabei bleiben: „Es ist in keinem andern Heil“ u. s. w.

Daß wir hier in Amerika von den notwendig zu erwartenden religiösen Bewegungen unberührt bleiben und das alles den europäischen Völkern im ruhigen Zuschauen überlassen dürften, davon kann ja keine Rede sein. Darum können wir nur darum bitten, daß unsere Synode von den befruchtenden Segensströmen, die unter dem Drucke der Not in unserm deutschen Vaterlande sich zu ergießen begonnen haben, auch ihren reichlichen Anteil erhalte, und daß es ihr gegeben werde, mit ihrem besonderen Charisma an dem Aufbau einer viel lernenden und viel vergessenden deutschen christlichen Kirche mitzuhelfen.

Natur und Bibel in ihrer Harmonie.

Von Dr. Johannes Riehm.

Bearbeitet von Pastor E. Schweizer.

(Fortsetzung.)

Erstes Buch: Die Kosmogonie.

I. Schöpfung der anorganischen Welt.

Von den Kantischen und Laplaceschen Hypothesen war die Rede. Der Grundgedanke bei Kant war der: Die Sonne und die Planeten nebst ihren Monden haben sich aus einer gemeinsamen Urmasse entwickelt; und diesen Gedanken hatte der französische Astronom Laplace auch, der 1796 eine Kosmogonie herausgab. Aber seine Mittel, deren er sich bediente, weichen von denen Kants ganz entschieden ab. Nun hat die neuere Physik nachgewiesen, daß auf die von Kant angegebene Weise der Urball niemals in Rotation kommen konnte. Die Erklärung der Rotation ist aber sehr wichtig. Denn ohne dieselbe hätte es bei einem einzigen großen Körper bleiben müssen und wäre zu keiner Teilung, also nicht zur Entstehung von Planeten und Sternen gekommen.

Laplace setzt als Anfangszustand einen schon in Rotation befindlichen Körper voraus, ohne aber vorsichtigerweise auf die Frage nach dem Ursprung dieser Rotation näher einzugehen. Dieser Körper ist die Vereinigung aller Planeten, Monde und der Sonne, die wegen der anfangs ganz ungeheuren Hitze in gasförmigem Zustand bis über die Bahn des äußersten Planeten ausgedehnt war. Mit zunehmender Abkühlung zog sich dieser Gasball zusammen, die Rotationsgeschwindigkeit mußte wachsen, die Centrifugalkraft überwand die Schwere, es lösten sich Ringe ab, die sich aufrollten, und so entstanden die Planeten. Die Planeten warfen ebenfalls Teile ab, und daraus wurden die Monde. So Laplace.

Die Kritik ist mit ihm in ein scharfes Gericht gegangen und hat seine Theorie eine Phantasie genannt, wodurch er seinen wohlerworbenen Ruhm als Mathematiker aufs Spiel gesetzt habe.

Offenbar lag der Fehler jener beiden großen Vorgänger in der damals noch allzugeringen Kenntnis der physikalischen Vorgänge. Das sei nun anders sagt Dr. Riehm; „aber wir sind nicht imstande, die im Weltall herrschenden Verhältnisse der Massen, der Temperaturen, der Drucke, der Zeiten im Laboratorium nachzuahmen, und darauf beruht unsere Schwäche.... Wir arbeiten fortgesetzt mit Annahmen, die zwar immerhin sehr plausibel sein mögen, die aber nicht immer anerkannt zu werden brauchen, so daß jeder Forscher die Aufgabe von einer andern Seite angreift, und also auch zu ganz andern Resultaten kommt. Dazu kommen dann noch Schwierigkeiten allgemeiner Natur, die erst recht nicht zu überwinden sind. Es sind die Fragen über das Wesen der Naturkräfte, über deren Verbindung mit der Materie, über deren allgemeine und lokale Giltigkeit und ähnliches. Wir wollen gleich an einem Beispiel zeigen, wie das gemeint ist. Von allen Kräften in der Natur glauben wir am längsten und am besten die Schwerkraft zu kennen, deren Wirkung uns Newton in seinem so einfachen Gesetz vollkommen und unzweideutig dargestellt hat. Trotzdem sind wir über die Wirkungsweise dieser Kraft eben so unwissend, wie die Zeitgenossen Newtons, der es ausdrücklich ablehnte, sich über diese Dinge irgendwie zu äußern. So schreibt Dr. Riehm und führt ein Wort des schwedischen Physikers Arrhenius an, der unter anderm sagt: „Es ist wohl eine sonderbare Erscheinung, daß die geringe Naturkraft, welche wir am genauesten durch Rechnung verfolgen können, das größte Rätsel in physikalischer Hinsicht bietet." Man sieht, wie wahr es ist, was einer gesagt, daß in das Innere der Natur kein erschaffener Geist eindringt, und dem Forscher gerade das Interessanteste transzendent, d. h. unerforschlich bleibt.

Dr. Riehm führt eine Reihe von Hypothesen an, die von der Entstehung der Himmelskörper handeln und sagt, man könne keiner den Vorzug vor den andern geben, aber in allen möge ein Körnlein Wahrheit enthalten sein.

Am Schlusse des Abschnittes, der von der Schöpfung der anorganischen Welt handelt, faßt der Verfasser das Ergebnis der Untersuchung zusammen und sagt: „Alle die hier betrachteten Kosmogonien haben uns auf unsere Frage keine erschöpfende und befriedigende Antwort geben können, obwohl die gestellte Frage nichts Unmögliches verlangt. (Die Frage war: Wie kam der Weltstoff in Bewegung? Woher kam die Lenkung? Wie entstanden die Weltkörper? Woher kam das Licht? Wie wirken die Naturgesetze? Die Schwerkraft?) Alle diese Hypothesen arbeiten mit unzulänglichen Mitteln und vermögen nur teilweise Antwort zu geben. Sie bestätigen alle das Dichterwort: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." Sie alle lassen stets zur rechten Zeit eine andere Naturkraft ihre Wirksamkeit beginnen, ohne daß einzusehen wäre, warum das nicht schon früher der Fall war, und fordern auf diese Weise das rechtzeitige Eingreifen der

von Lodge geforderten Lenkung und Kontrolle. Denn sonst befänden wir uns noch heute inmitten des alten Chaos.

Wir stellen also fest, daß die Existenz des heutigen Kosmos ein unzweideutiger Beweis der Schöpferkraft und Allmacht der höchsten Intelligenz ist. Und so wollen wir uns der Darstellung der Genesis zuwenden. Der erste Akt der Schöpfung ist vollendet, die Energie durchdringt die Materie (es kommt Bewegung hinein), das Licht durchflutet das All, und mit dem Unterschied des Leuchtenden von dem Nichtleuchtenden, dem leeren Weltraume, ist der erste Teil des Berichts vollendet. Dieser wendet sich nun von dem Großen und Ganzen der Erde zu. Es wurde eine Feste zwischen den Wassern, eine Trennung des flüssigen Elements, das vorher in gasförmiger Gestalt allgemein verbreitet war. Nachdem die Erde ihre Entwicklung als selbständiger Körper angetreten hatte, vergingen Zeiträume, deren Länge wir nicht anzugeben vermögen (die Schöpfungstage). In jedem Lehrbuch der Geologie kann man nachlesen, wie sich aus der Kenntnis der Erdschichten eine gewisse Reihenfolge der verschiedenen Gestirnarten ergibt. Man kann einwandfrei nachweisen, wie sich diese geologischen Ereignisse aneinander reihen, von dem Urgestein bis zu den Mineralien des Quartär. Es wird nicht allzulange gedauert haben, bis sich unter der Wirkung der Ausstrahlung in den kalten Raum die erste dünne Kruste um die noch feurig flüssige Masse der Erdoberfläche gelegt hatte. Aber diese kam niemals zur Ruhe, denn die Einwirkung des Mondes und der Sonne mußte schon von Anfang an die Wirkung der Ebbe und Flut herbeiführen, und das in ganz ungleich höherem Maße als jetzt. Denn damals war die ganze Erdoberfläche ein Ozean, der aus allen möglichen schmelzbaren Stoffen bestand, und mußte in Ebbe und Flut auf- und abwogen und Wogen von ungeheurer Höhe hervorbringen. Allmählich wurden die Fluten kühler, gewannen festen Bestand, und als die Erdkruste fest geworden, erhoben sich neue Gewalten, es gab vulkanische Ausbrüche und Ueberflutungen von innen heraus. Bei der stetig sinkenden Temperatur verwandelten sich die Gase in Wasser, das sich in gewaltigen Regen ergoß und die Niederungen füllte. Damit war der Kreislauf des Wassers eingeleitet, der zu den wichtigsten Lebensbedingungen gehört. Das Firmament bildete sich über der Erde. Die Wasser auf der Erde wurden geschieden von den Wassermassen, die in den Wolken über die Erde gehen, der blaue Himmel wurde sichtbar. Damit schließt der zweite Akt der Schöpfung, der von gleicher Bedeutung ist, wie der erste. Dieser beschreibt die Entstehung des Weltalls, jener die wichtigsten Vorgänge in der Entwicklungsgeschichte der Erde, die nun bereit ist, organisches Leben zu empfangen. Wie verstehen wir aber die merkwürdige Mitteilung in Vers 14—16? Also erst am vierten Tage nach Erschaffung der Vegetation die Sonne? Licht gab es ja schon lange im Weltraum, ehe die Sonne sichtbar wurde. In Genesis 2, 4—6 ist von einem Nebel die Rede, der das Land feuch-

tete, und geregnet hat es nicht bis zur Sintflut. Die dichte Wolkendecke verhüllte die Sonne, die doch bis dahin auch erst ein noch nicht strahlender Nebelstern war, denn auch sie war im Werden begriffen. So können sich also die Mitteilungen der Genesis vor der strengsten Kritik sehen lassen. Sie enthalten nichts, was mit irgend einer positiven naturwissenschaftlichen Anschauung im Widerspruch stände, vielmehr geben sie gewisse Grundzüge einer Kosmologie, die auch in unsern modernen Hypothesen wiederkehren. Es ist daher der bekannte Ausspruch des Astronomen Faye noch heute berechtigt, der da sagt, im Hinblick auf die auffallenden Harmonieen in dem Bericht der Genesis mit modernen kosmologischen Anschauungen, daß Moses entweder geologische Kenntnisse besessen haben müsse, oder er inspiriert worden sei. Auch Helmholz urteilt, daß der Bericht in der Genesis im Wesentlichen richtig sei. Und so wird auch der Naturforscher, wenn ihm nicht der Materialismus sein unbefangenes Urteil getrübt hat, ruhig das Bekenntnis des ersten Artikels als das Bekenntnis der Naturwissenschaft annehmen müssen, daß wir in Gott den Schöpfer Himmels und der Erde sehen müssen. Denn nur so kann uns das Verständnis des Kosmos restlos aufgehen.

Das ist die Darlegung Dr. Johannes Riehms vom Werden der anorganischen Schöpfung und ihrer Harmonie mit der Bibel. Vieles mußte übergangen werden, was aber des Verfassers Meinung ist, wird wohl klar gegeben sein, und zwar meist mit seinen eigenen Worten.

Ehe ich an die Mitteilung von Auszügen aus Dr. Riehms zweitem Buch seiner Kosmologie gehe, erlaube ich mir einiges zu geben aus einem Aufsatz von Prof. G. Kröning in den „Theologischen Zeitblättern," herausgegeben von Prof. F. W. Stellhorn, D. D. Der betreffende Artikel hat die Ueberschrift: „Die Geologie und der biblische Schöpfungsbericht."

Er beginnt mit einer tabellarischen Darlegung der Perioden in der Entstehung und Bildung der Erdkruste. Ich setze diese Tabelle hierher und glaube, es möchte manchem Leser des Magazins damit ein Gefallen getan sein.

I. Die archäische Aera, während welcher die Erde ohne Pflanzen und ohne Tierleben war, darauf aber Pflanzen hervorgebracht haben muß, wie unter anderm die Graphitlager beweisen, die jener Periode angehören. Denn Graphit ist „fast reiner Kohlenstoff, durch Hitze und Druck aus Steinkohlen hervorgegangen." Steinkohlen bestehen bekanntlich aus Pflanzen.

II. Die paläozoische Aera, deren Hauptschichten, von der ältesten an gerechnet, folgende sind:

1. Das Kambrium, hinsichtlich der Pflanzen wenig ver-

schieden von der vorigen Formation, aber ziemlich reichhaltig an Ueberresten von Tieren, jedoch nur marinen.

2. Das Silur mit wenigen deutlich erhaltenen Spuren von Landpflanzen, aber zahlreichen Resten von allerlei Tieren (nur marin).

3. Das Devon mit mehr und besser erhaltenen Pflanzenresten und zahlreichen Fischen.

4. Das Karbon — das seinen Namen von der ungeheuren Steinkohlenformation hat, entstanden aus einer üppigen Pflanzenwelt. Im Meere hausten riesige Urtiere.

5. Das Perm, dessen Pflanzenwelt zwar im allgemeinen noch den Charakter der Steinkohlenzeit hat, das aber eine zum Teil neue Kontur aufweist: Reptilien (Amphibien). Vielleicht auch Vögel.

III. Die mesozoische Aera, ihr gehören an:

1. Das Triassystem (erste Säugetiere).

2. Das Jurasystem (erste Vögel; gewaltige Meeresreptilien; Flugsaurier; Landungeheuer von fabelhafter Größe, wie die Dinosaurier).

3. Das Kreidesystem (Vögel mit Zähnen; riesige Flugreptilien).

IV. Die känozoische Area. Ihr gehören an:

1. Das Tertiär. (Die tertiäre Tierwelt läßt uns fast keine wichtige Familie, die wir gegenwärtig haben, vermissen, und am Ende der Periode sind nicht weniger als 90 Prozent der Tierarten den unsern gleich. Ob es schon Menschen während der Tertiärzeit gegeben, ist viel umstritten, aber sehr wahrscheinlich. „Sicher ist das Vorhandensein des Menschen in Europa zum Beginn des Diluviums, also beim Heranrücken des Eises," sagt Wagner.

2. Das Quartär.

a. Das Diluvium („Eiszeit", Löß, Mammut, Mensch in Europa).

b. Das Alluvium (die letzten Schichten der Erdkruste).

„Nach der Geologie also war die Erde erst ohne Pflanzen- und Tierleben. Darauf entstanden Pflanzen (folglich mußte auch Licht da sein); darauf Wassertiere; darauf Landtiere. Zuletzt wurde der Mensch geschaffen. Das stimmt genau mit dem biblischen Schöpfungsbericht. . . . Daraus folgt, daß die Schöpfungstage Schöpfungsperioden sind." Das sagt Prof. Kröning und führt den Beweis, daß das hebräische jom (Tag) die Deutung zuläßt. Es ist durchaus zu mißbilligen, wenn die Schöpfungstage als 24 Stundentage erklärt werden. Die gestörte Lagerung der Schichten sei keine Instanz gegen die Periodenerklärung. Die Störung komme von den Ausbrüchen aus dem feuerflüssigen Erdinnern her.

Wir gehen zum zweiten Teil von J. Riehms „Schöpfung der anorganischen Welt“ über. Er behandelt die Frage nach der Möglichkeit des Lebens im Weltall.

„Es ist eine uralte Frage, ob es eine besondere Eigenschaft unserer Erde sei, organisches Leben zu tragen, oder ob es eine im Weltraume allgemein vorkommende Periode im Entwicklungsgange der Weltkörper sei, zu einer bestimmten Zeit sich mit Organismen zu bedecken.“ Solange man die Erde für den Mittelpunkt der Schöpfung hielt, war es ein feststehender Glaubenssatz, daß sie allein Leben, vor allem Menschen zu beherbergen imstande sei. Der Umschwung, den das Fernrohr herbeiführte, und der Sturz des ptolemäischen Weltsystems blieb auf die Frage nicht ohne Einfluß. Statt der paar tausend mit dem bloßen Auge wahrnehmbaren Sterne, wuchs die Zahl der Weltkörper ins Ungemessene. Sollte das Weltall nicht überall voll Leben sein? Was sollen sonst die zahllosen Sterne für einen Zweck haben? Das war nun die Frage. Bloße Vermutungen haben keine Beweiskraft. Nun kann auch die Wissenschaft keine direkte Antwort geben. Nicht einmal beim Monde sei das zu machen, bei den andern Himmelskörpern noch viel weniger. Sie liegen zu weit, und die Fernrohre seien noch zu schwach, um den direkten Beweis für die Existenz von Lebewesen zu geben. Der Forscher ist gezwungen, seine Zuflucht zur indirekten Beweismethode zu nehmen, und die Bedingungen zu untersuchen, die die Existenz von Organismen ermöglichen, und dann im Weltall Umschau zu halten nach solchen Körpern, bei denen anzunehmen ist, daß dort die Bedingungen erfüllt seien.

„Nach unsern Erfahrungen ist das organische Leben an die Zelle gebunden und an das Molekül des Eiweiß oder Protoplasma als die chemische Ursubstanz, den Träger des Lebens. Es ist dies Eiweiß ein Körper von außerordentlich kompliziertem Bau, so sehr, daß seine Darstellung allen Versuchen der Chemiker trotzt. (Sie können kein Leben erkünsteln.) Ein so kompliziertes Gebilde ist nun auch ziemlich empfindlich gegen die Einflüsse der Außenwelt, so daß es in hohem Grad von den Bedingungen abhängig ist, die sich in seiner Umgebung finden.“

Das Eiweißmolekül habe als Hauptbestandteile die Atome des Wasserstoffes, des Sauerstoffes, des Stickstoffes und vor allem des Kohlenstoffes, nach dem die ganze Chemie der Kohlenstoffverbindungen auch den Namen der organischen Chemie führt. Eine Ausnahme von diesem Gesetz, daß das organische Leben an die genannten Bedingungen gebunden sei, kenne man nicht. „Nun tritt uns die Schöpfung und das Weltall überall als etwas durchaus Einheitliches entgegen,“ sagt der Forscher. „Wir wissen, daß es chemisch einheitlich ist, denn wir haben nirgends Stoffe gefunden, die im Sonnensystem und auf der Erde nicht auch vorkämen. Es ist ferner physikalisch eine Einheit, denn dieselben physikalischen Gesetze gelten in allen Stellen im Weltall, die

bisher dem Forscher zugänglich gewesen sind. Es geht das aus den spektroskopischen Untersuchungen an den Himmelskörpern mit Sicherheit hervor. Ferner ist das Weltall astronomisch eine Einheit. Das Gesetz der Schwere gilt in den tiefsten Tiefen des All. Ebenso ist es geometrisch einheitlich gebaut nach einem Plane. . . . Man darf also keine Ausnahme bei den Bedingungen des organischen Lebens zugeben. Wir bleiben bei der Annahme, die alles für sich hat, daß das organische Leben an die Bedingungen der Zelle und des uns bekannten Eiweiß gebunden ist.

Die Existenz eines lebendigen Organismus ist nun an eine gewisse Anzahl von Bedingungen gebunden, die nicht entbehrt werden können, wenn dies nicht den Tod des Lebewesens zur Folge haben soll. Es ist zuerst die Temperaturbedingung. Bei 70 Grad Celsius: 158 Grad Fahrenheit gerinnt das Eiweiß, und seine Lebensfunktionen hören auf. Ebenso tritt bei zu niedriger Temperatur ein Stillstand der Funktionen ein, und das führt bei längerem Anhalten zum Tod. Die Grenzen liegen zwischen Null Grad und + 40 Celsius, also zwischen 32 und 104 Fahrenheit. Es gebe Ausnahmen für gewisse niedrige Organismen. (Algen in heißen Quellen und Chinchbogs in Eis.) Die Wärme kommt durchaus von der Sonne her und ohne sie hätte die Erdoberfläche eine Temperatur von 50 C. unter Null. Die Einstrahlung der Sonne ist es, die alles Leben auf Erden erhält.

Ebenso wichtig, wie Wärme und Licht ist das Wasser. Unser menschlicher Organismus besteht zu drei Viertel aus Wasser, und in der ganzen Welt des Organischen ist es ähnlich. Das Wasser ist also ein unentbehrliches Bedürfnis des Lebens. Die lebenden Wesen bedürfen auch eines Wohnplatzes mit einer sie umgebenden Atmosphäre von physikalisch und chemisch richtiger Beschaffenheit. Sie muß eine gewisse Dichtigkeit haben. Wäre sie zu dicht, dann büßten die Sonnenstrahlen zu viel von ihrer Kraft ein und es fehlte an der notwendigen Wärme. Wäre sie zu dünn, dann ließe sie die Sonnenstrahlen zu leicht durch, und die Rückstrahlung richtete eine zu große Hitze an: die Organismen würden versengen. Es ist aus der Physik bekannt, daß die Sonnenstrahlen an sich keine wärmende Wirkung haben, sondern dieselben erst durch die Zurückstrahlung des dunklen, festen Erdbodens erhalten. So dient die Atmosphäre auch als Schutzmittel gegen die Masse der Meteore, daß ihr Anprall gemindert wird und sie in gemäßigtem Tempo zur Erde kommen, wobei viele in der Luft zerstäuben. Auch gegen den Anprall der Regentropfen und Hagelkörner schützt die Atmosphäre.

Zu dieser physikalischen Wirkung kommt nun die nicht minder wichtige chemische. Die Zusammensetzung der Luft ist ebenfalls von großer Wichtigkeit. Sie muß für die Pflanzen die Kohlensäure enthalten. Diese verbrauchen dieses Gas in der Weise, daß sie es in Sauerstoff und Kohlenstoff zerlegen. Aus dem Kohlenstoff baut die Pflanze sich selber auf, der Sauerstoff ist aber das unentbehrliche At-

mungsgas für die Lungen der Menschen und Tiere und die Kiemen der Fische. Ebenso ist Wasserdampf und Stickstoff notwendig. Der Stickstoff dient zur Verdünnung des Sauerstoffs, damit dieser auf die Pflanzen nicht zerstörend wirke. Ferner müssen die Luftströmungen dazu dienen, Wasser und Wärme gleichmäßig auf der Erde zu verteilen. So ist denn alles weislich geordnet. Gott hat alles wohlbedacht, und alles recht gemacht und auch der Naturforscher muß ihm die Ehre geben.

Alle diese Bedingungen stellen ein harmonisches Ganzes dar, das ineinander greift und nicht getrennt werden kann. Es ist nun die Frage, ob die Himmelskörper die Bedingungen des Lebens erfüllen? Der Verfasser fängt bei der Milchstraße an, die sich bei der Betrachtung im Fernrohr als eine ungeheure Ansammlung von Sternen erweist und von sehr verwickeltem Bau ist. Unter zahllosen einzelnen Sternen finden sich Sternhaufen, in denen die Sterne dicht zusammenstehen, und man ist der Ansicht, daß man in der Milchstraße noch in ziemlich ursprüngliche Zustände der Materie hineinsehe. . . . Wenn wir nun dieses eigenartige Gebilde daraufhin ansehen, ob es für die Existenz von Planetensystemen der geeignete Ort sei, so werden wir finden, daß das wohl kaum der Fall sein kann. Ein Planet braucht zu seiner Entwicklung eine sehr lange Zeit und ungestörte Ruhe. Bei der großen Nähe aber, in der dort die Sterne beieinander stehen, kann von ungestörter Ruhe die Rede nicht sein. Die Sonnen würden einander beeinflussen. . . . Zudem gehören die Sonnen der Milchstraße zum *ersten Sterntypus*, und die Sterne dieses Typus unterscheiden sich wesentlich von denen des *zweiten Typus*, zu denen unsere Sonne gehört. Sie senden durchaus andere Strahlen aus als unsere Sonne und befinden sich im *Stadium viel größerer Hitze*.

Es scheint nicht angängig, unter solchen Umständen anzunehmen, daß die Bedingungen erfüllt sind, die wir als notwendig gefunden haben, d. h. auf den Sternen der Milchstraße kann kein Leben existieren. Wie steht es mit den Sternnebeln und Sternhaufen? Von den ersten wird kaum jemand glauben, daß sie der Schauplatz organischen Lebens sein können. Die Sternhaufen finden sich in sehr großer Anzahl, aber die Zustände dort sind noch lange nicht derart, daß die Entstehung und Ausbildung von Planeten, also Sonnensysteme, denkbar erscheinen könnten. Auch die Doppelsterne sind aus unserer Betrachtung auszuschalten, und bleibt nur noch eine geringe Zahl — Sterne anderer Art übrig.

Es gibt einen Haufen Sterne, der aus etwa 400 Sternen besteht, und zu dem auch unsere Sonne gehört. Das sind Sterne des *zweiten Typus*, wie unsere Sonne auch. Diese sind schon im Stadium der Abkühlung; sie ist ein alternder Stern, wie schon ihre etwas gelbliche Farbe andeutet. Denn die Sterne des *ersten Typus* sind die rein weißen oder bläulichen Sterne. Es ist möglich, daß die Sonnen

des Sternhaufens Planeten haben. Sehen kann man sie nicht; sie sind zu fern und zu klein. Wir wissen nicht einmal genau, wie sich unsere Planeten gebildet haben. Die vielen Kosmogonien haben nur das Gemeinsame, daß der Verfasser eine neue Lehre mit viel Scharfsinn nachweist, daß und warum seine Vorgänger unrecht haben. Die Kometen sind eine lose Ansammlung von Meteoren mit einer Temperatur von 27.3 unter Null und von Lebewesen auf denselben kann keine Rede sein. Dasselbe gilt auch von den Meteoren. Es bleiben übrig die Planeten. Wie steht es bei ihnen? Die beiden äußeren, Uranus und Neptun, haben sehr wenig Licht und Wärme von der Sonne, und über ihre Beschaffenheit können wir nichts genaues angeben. Die beiden folgenden: Saturn und Jupiter sind einander in hohem Grade ähnlich. Nach unsern Kenntnissen sind sie aber sehr leicht, etwa von der Schwere des Wassers, und wohl zum Teil mit eigenem Licht leuchtend, also von hoher Temperatur. Eine dichte Wolkendecke verhindert den Blick auf ihre Oberfläche.

Auch Merkur und Venus sind mit einer Wolkendecke bedeckt, so daß man ihre Oberfläche nicht kennt. Der Merkur dreht sich während eines Umlaufs um die Sonne nur einmal um seine Axe, wie der Mond, so daß man ihn den Mond der Sonne nennen kann. Unter solchen Umständen ist es mit der Bewohnbarkeit nichts. Die der Sonne zugekehrte Seite würde zu heiß, die andere zu kalt. Von der Venus weiß man nicht, wie es mit ihrer Umdrehung steht, und so kann man auch nicht sagen, ob Organismen darauf gedeihen könnten.

Am meisten vermutet man das beim Mars. Es ist fast nicht zu glauben, welche Phantasie auf die Gebilde des Mars verwendet worden ist. Von der Sonne weiter entfernt als wir, bekommt er von der Sonne nur halb so viel Licht und Wärme, als wir. Weil klein, muß er stärker abgekühlt sein, und weil die Atmosphäre sehr dünn, ist die Wärmeausstrahlung sehr groß. Die mittlere Temperatur auf dem Mars müsse 60—70 Grad unter Null sein. Die vielbesprochenen Marskanäle seien höchst wahrscheinlich nur optische Täuschungen. Der Forscher schließt seine längere Behandlung der Marsfrage mit den Worten: „Wir können auf diesem Planeten nichts entdecken, das uns ein Recht gäbe, ihn als bewohnt, oder bewohnbar zu denken. Im Gegenteil widersprechen die dortigen Verhältnisse allen Bedingungen, die wir als notwendig für das Bestehen von Organismen erkannt haben. Das ist erst recht der Fall beim Mond, der kein Wasser und keine Luft hat und einem Unterschied der Temperatur von 400 Graden ausgesetzt ist."

„So kommen wir denn zu dem unerwarteten Resultat, daß der einzige Körper, von dem wir mit positiver Gewißheit behaupten können, daß er bewohnt sei, unsere Erde ist." Das Ergebnis scheint gering, ist es aber nicht. Denn bei der Erde als Wohnplatz zeigt sich eine auffallende

Harmonie zwischen dem Wohnort und den Bewohnern, die uns tiefere Einsicht in das Geschehen des Weltganzen zu gewähren imstande ist.“ Das sagt Dr. Riehm. Was Gott mit den übrigen Welten im Sinne hat, können wir nicht wissen. Zum Staat bloß werden sie nicht geschaffen sein. Aber das können wir sagen, daß die oft gehörte Rede: es sei doch eine törichte Meinung, die kleine Erde für ein Schoßkind Gottes zu halten, daß sogar der Sohn Gottes auf ihr erscheinen mußte, kein Recht habe. Die Erde ist wirklich ein Gegenstand der göttlichen Vorsehung, wie kein anderer Weltkörper, wenn sich auch nicht das Universum um dieselbe herumschwingt.

Woher ist denn eigentlich das Leben auf die Erde gekommen? Es läßt sich erwarten, daß der atheistische Materialismus seinen Unglauben und sein Nichtwissen mit allerlei Hypothesen bemänteln will. Nach der streng monistischen Ansicht ist das Leben eine allgemeine Eigenschaft der Materie, die auch schon in den Atomen vorhanden sei! Diese Ansicht ist nur noch in den Welträtseln Häckels zu treffen, sonst hat die Biologie längst bewiesen, daß jedes Lebewesen ein anderes voraussetzt, von dem es abgestammt ist. Es ist nicht zuzugeben, daß sich die Erde seit dem Bestehen des Organischen in einer so absolut vollständigen Weise verändert habe, daß die vom Materialismus angenommenen Anfangsbedingungen nicht mehr vorkämen. Es sollen nämlich an gewissen Stellen die Umstände derart gewesen sein, daß durch eine Zusammenlagerung der Atome des Wasserstoffes, des Kohlenstoffs, des Stickstoffs und des Sauerstoffs eben das erste Eiweißmolekül entstanden sei, das kommt nun nirgends mehr vor; auch nicht am roten Meer, das ja die heißeste Stelle der Erde ist. Aber niemand wird zugeben, daß die bloße Aneinanderlagerung jener vier Gruppen von Elementen jemals etwas anders bewirken konnte, als es schon war, ein ungeordneter Haufen von Atomen, der auch keine Spur von den Eigenschaften der bekannten Materie an sich trug. Man werfe einmal die Lettern einer großen Buchdruckerei in einen großen Behälter zusammen, schüttele sie tüchtig durcheinander, damit sie in eine recht innige Berührung miteinander kommen, und schütte sie auf eine Tischplatte. Nun gebe man sich der angenehmen Hoffnung hin, daß sich die Lettern hier zu einem Wunderwerk des Geistes ordnen werden. Nur ein Narr kann das erwarten. Denn nur der ordnende Geist des Menschen kann aus diesem Chaos etwas Vernünftiges gestalten. So muß auch der die Elemente beherrschende Geist des Schöpfers Leben in das Tote hineinbringen, sonst wäre niemals etwas Organisches aus dem Unorganischen geworden. Aber diese Erkenntnis ist wegen der Folgen dem Monismus sehr unbequem. er sucht auf alle Weise dem zu entgehen, und gerät auf die wunder=

lichsten Hypothesen, um den Schöpfer nicht anerkennen und sich vor ihm beugen zu müssen.

Da nun die Abstammung des Lebendigen von Lebendigem denn doch nicht mehr geleugnet werden kann, so müssen die Monisten zu beweisen versuchen, daß die Erde das Leben von außen her bezogen, oder müssen erklären, daß es unstatthaft sei, nach der Herkunft des Lebens überhaupt zu fragen. Das ist keine Erklärung, sondern nur eine Verschiebung der Frage nach rückwärts. Der Erde sei das Leben zugeflogen! Die Meteore sollen es gebracht haben. Die Meteore erhitzen sich aber beim durchfliegen der Atmosphäre äußerlich so stark, daß alle Lebenskeime zerstört werden müssen.

Nachdem der Verfasser besonders die Hypothesen des Arrhenius genauer besprochen, kommt er zu dem Schluß: „Der Palmbaum und die Mücke, der Wallfisch und die Rose, der Mensch und die Koralle, alles soll sich aus dem Lebenskeim der Wasserscheu entwickelt haben!!! (Nach Arrhenius fiel eine Spore auf unseren Planeten, die bei den Hunden die Wasserscheu, bei den Menchen das gelbe Fieber u. s. w. erzeugte.) Das ist vielleicht die schlimmste Anforderung, die jemals an den menschlichen Intellekt gestellt worden ist. Jener Bazillus ergibt niemals etwas anderes als seinesgleichen. Aber diesen einfachn, für alle Lebewesen giltigen Satz verdreht man in sein Gegenteil. Hier liegt eine Durchbrechung der Naturgesetze und ein Wunder vor, wozu ein Glaube gehört, dessen Stärke einzig und allein in der Furcht beruht, doch vielleicht die Existenz eines persönlich waltenden Schöpfers anerkennen zu müssen. Das ist für einen richtigen Monisten das Entsetzlichste, was es gibt, so macht man sich lieber selbst ein neues Wunder zurecht." An ein höchst vernünftiges Wunder nicht glauben zu müssen, ersinnt man ein maßlos vernunftloses. Heißt das nicht die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten? Ist es nicht eine wahre Gottlosigkeit? So werden Weise zu Narren, wenn sie Gott die Ehre nicht geben. Dr. Riehm sagt weiter: „Es ist ersichtlich, wie alle Bemühungen ganz vergeblich sind, die Entstehung des Lebens auf eine natürliche Weise erklären zu wollen. Der Ausspruch von Du Bois Reymond bleibt eben bestehen, daß die Entstehung des Lebens unter die Welträtsel zu rechnen sei. Es ist in die tote Materie etwas Neues hereingekommen, und wir vermögen dieses Neue nicht zu erklären, noch zu sagen, woher es gekommen sei, noch seine Verbindung mit dem Anorganischen darzulegen."

Weiterhin kommt der Verfasser auf die Lehre von der Entwicklung der Lebewesen (Darwinismus) zu sprechen. Es sei diese Lehre nur eine Hypothese, aber fast von allen Forschern angenommen, weil sie nichts Besseres an ihre Stelle setzen können. Es ist nicht möglich, sagt Dr. R., die treibenden Kräfte anzugeben, die die

Entwicklung vom Niedern zum Höhern bewirkt haben und noch immer bewirken sollen. Die rein mechanischen Hypothesen, wie die Darwinsche, die rein die langsame Anpassung und den Kampf ums Dasein als treibende Kraft ansehen, arbeiten mit *außerordentlich geringen Aenderungen* von einer Generation zur nächsten, und bedürfen deswegen auch ganz *ungeheuer langer Zeiträume, um aus dem einfachsten Lebewesen der Vorzeit die hochorganisierten Geschöpfe der Gegenwart abzuleiten. Aber so lange Zeiträume stehen uns gar nicht zur Verfügung.* Nun sind seit historischen Zeiten viele Tierarten ausgestorben. Auch seitdem Menschen auf Erden sind, sind Tierarten ausgestorben; denn man fand ihre Knochen bei Menschengebeinen. *Aber man hat noch kein Beispiel einer Art gefunden, die sich seitdem neu gebildet hätte.* Der Verfasser führt noch weitere triftige Gründe an zum Beweise, daß es mit dem Darwinismus vorbei ist. Es war eben auch nur eine plausible Hypothese und alle Hypothesen haben ihre Zeit. „*Gottes Wort aber währet in Ewigkeit.*" Die Anhänger der Deszendenztheorie, und es waren sehr viele Pastoren darunter, haben geringschätzig auf die „Zurückgebliebenen" herabgesehen. Wer sind *jetzt* die Zurückgebliebenen? Wir übergehen verschiedene interessante Ausführungen des gelehrten Verfassers und setzen die Schlußworte der Abhandlung her: „*Nur die Erde ist in der Verfassung, daß hier das organische Leben gedeihen kann. Und hier finden wir nun eine solche wunderbar abgestimmte feine Harmonie zwischen der Erde als Wohnplatz und den Bewohnern, daß dieses bis in das einzelne gehende Zusammenstimmen nur auf das zielbewußte Wirken einer kosmischen Intelligenz, eines weltbeherrschenden geistigen Wesens zurückgeführt werden kann.* Eine mechanische Erklärung würde das Wunderbare nur noch wunderbarer machen. . . . *Das Weltall ist eine Schöpfung Gottes, und die Erde ist um der Menschen willen geschaffen und für ihre Bedürfnisse zubereitet. Und so ist der erste Artikel unsers Glaubensbekenntnisses auch das Glaubensbekenntnis des in Wahrheit modernen Naturforschers!*"

„*Unser Wissen ist Stückwerk,*" bekennt der Theologe. Der Philosoph und der Naturforscher, der Historiker und der Techniker müssen dasselbe sagen, wenn sie aufrichtig und demütig genug sind. *Weit* ist das Gebiet der Naturwissenschaft, aber *eng* die Grenzen des positiven Wissens, und die Forscher müssen zugeben, daß sie leider vielfach mit Hypothesen argumentieren müssen, d. h. ihre Unwissenheit

bekennen. Die mit bloßen Annahmen operieren, sind auf Holzwegen, will sagen: auf Wegen, die sich urplötzlich verlieren und an kein Ziel führen. Die Bibel aber leitet nicht auf trügerische Bahnen; sie läßt nicht im Stiche. Zu ihr kehrt der gewissenhafte Forscher zurück. Vor Jahren, als der Darwinismus die Geister noch im Banne hielt, hat einer gesagt: „Lasse sich doch niemand imponieren: es ist nur Philosophie, d. h. Hirngespinst." Das ist nun freilich nicht alle Philosophie. Denn ist sie vernünftig und gewissenhaft, so führt sie zu Gott hin, und das ist ihr Triumph. Aber auf alle Fragen kann sie keine Auskunft geben, wie es die Naturwissenschaft nicht kann. Das kann die Bibel auch nicht. Sie lehrt unwidersprechlich klar und bestimmt, daß Gott das Universum geschaffen, und daß sein Geist Licht, Ordnung, Bewegung und Leben in das Chaos gebracht. Dabei müssen wir uns genügen lassen und verstehen nicht, wie die Materie entstanden ist, und wie das Leben in den Stoff kommt, sich damit verbindet und wieder davon löst. Wir glauben die Tatsache und haben Gründe dazu, aber „unser Wissen ist Stückwerk," und trösten uns in der Hoffnung, daß einst wir das im Licht erkennen, was wir auf Erden dunkel sehen!

Eine Frauenstimme zur heutigen Frauenfrage.

(Schluß.)

Unter vorstehender Ueberschrift brachte das Maiheft einen Aufsatz, den wir wegen Raummangel nicht vollständig bringen konnten. D. h. nur was wir dazu zu sagen hatten, wurde abgebrochen, und wir verzichten nicht ganz aufs Wort.

Die Verfasserin zitiert S. 204 unsern Aufsatz vom Juli 1913, aber doch recht einseitig. Man sehe, was dort im Juliheft 1913, Seite 294, gesagt ist und was Frau Pastor Schäfer daraus zu nehmen für gut fand. Es ist der femininistische Einfluß der Erziehung durch Frauen, auf den wir hinweisen. Daß wir so viele weibische Männer haben in Legislaturen und überall hat sicher seinen Grund in der vorherrschend femininistischen Erziehung. Der schmachvolle Prohibitionismus hätte nicht zu solcher Macht kommen können in diesem Land, wenn dieser Einfluß nicht von Jugend auf die Knaben beherrschte. — Wir geben nun noch, was der „Türmer" zu dieser Frage brachte:

Eine trügerische Hoffnung der Frauenbewegung. Das Maiheft des „Türmers" 1912 (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) bringt unter dem Titel „Mißverstandenes Recht" aus der Feder des Münchener Rechtsanwalts Dr. Ottmar Rutz eine Studie, die nachweist, wie falsch oder doch oberflächlich im allgemeinen unser Gesamtverhältnis zum Wesen des Rechtsbegriffes ist. Besonders nachdrücklich beweist er die folgende Behauptung: „Aus der Natur des Rechtes, das in den Tatsachen selbst liegt und wägend und fühlend er=

kannt sein will, nicht aber erst auf Grund reinen Denkens und aus Zweckmäßigkeitsgründen an die Tatsachen herangetragen wird, folgt vor allem, daß eine Entwicklung des Rechtes aus sich selbst heraus nicht behauptet werden kann: nur die Tatsachen entwickeln sich, das in ihnen liegende Recht ändert sich *mit* ihnen, aber nicht für sich.“ Auf dem Verkennen dieser wichtigen Tatsache beruht ein verhängnisvoller Fehler der Frauenbewegung: „Sie schließt immer vom festgestellten Recht auf die Tatsachen, erhofft immer von der gesetzlichen Regelung tatsächliche Besserung, während nur die Aenderung der Tatsachen selbst eine Besserung bringt, nur die Tatsachen das Recht gebären. Wo immer die *tatsächlichen* Lebensverhältnisse der Frau eine Macht gewähren *konnten*, da haben sie ihr sie gewährt, mochten diese Tatsachen Körperkraft oder Geisteskraft, Charakterüberlegenheit und Gemütskraft, Willenskraft und Ausdauer, die feinere List und die größere Anpassungsfähigkeit, die größere Gewissenlosigkeit oder — die Kraft sittlicher Grundsätze gewesen sein. „Der *zwingenden Macht* einer Idee sittlicher oder anderer Art gegenüber mußte noch stets die Durchführung eines *Gesetzes* weichen. Was kümmert es die tatsächlichen Mächte, was Rechtens sei: eine Frau, ein Mann, denen das beste Recht zur Seite steht, vermag damit nichts gegen die Uebermacht der Tatsachen seelischer und körperlicher Art. Wo es *tatsächlich* auf die größere Körperkraft ankommt, wird die schwächere Frau unterliegen, wo es *tatsächlich* auf die seelische Kraft ankommt, wird der seelisch schwächere Mann der Frau unterlegen sein, sei es in der Ehe, sei es sonst. Wird auch ein Gesetz die Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Ehe einführen, *rechtlich* die Frau dem Mann gleichstehen, *tatsächlich* wird — wie bisher — bald der Mann, bald die Frau der unterlegene Teil sein. Daran kann ein Gesetz nichts ändern, am allerwenigsten ein Gesetzesrecht, das die Vollstreckung versagt: mag auch heutzutage die Frau zur Herstellung der ehelichen Gemeinschaft rechtskräftig verurteilt sein, eine Vollstreckung findet nicht statt, es ist keine Rede davon, daß die Frau wie ein entlaufener Dienstbote durch die Polizei zurückgebracht würde.

Ein Trugschluß ist es darum, wenn die Frauenbewegung durch eine rechtliche Gleichstellung mit dem Mann der Frau tatsächliche Vorteile zu bringen erhofft: das Recht ist nicht um seiner selbst willen noch um der Tatsachen willen gegeben, sondern die Tatsachen gebären das Recht. Eine andere Frau unter andern Lebensverhältnissen wird ein anderes Recht haben: So wie die Frau wirklich war und ist, und wie sie nach ihrer *natürlichen* Anlage insbesondere ist, hat sie noch immer Recht gehabt und *hat* sie es; wenn sie sich ändert und zu ändern *vermag*, ev. contra naturam, wird sie ein anderes Recht haben. Die Reform kann also nie beim Recht zuerst eintreten, sondern muß mit den Tatsachen beginnen. Würde des ungeachtet durch gesellschaftliche Regelung Hals über Kopf eine rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau festgelegt, so würden die „Tatsachen einem solchen

„Rechte" geradezu hohnsprechen. Die Frau mag versuchen, dieses auf Papier stehende Recht in Wirklichkeit umzusetzen; einzelnen, die nach Gemüt, Verstand, Charakter und Ausdauer die nötigen Voraussetzungen besitzen, wird es vielleicht gelingen, allein im übrigen wird sich herausstellen, inwiefern die Tatsachen eine rechtliche Stellung nicht in sich tragen. Von vielem andern abgesehen, wird man die Tatsache, daß die Entstehung des neuen Lebens die Frau einseitig belastet, auch gesetzesrechtlich nicht aus der Welt schaffen können.

Schließlich noch ein Wort:

Aus dem Lande des Frauenstimmrechts. Angenehme Zustände müssen in Finnland herrschen. Eine Lehrerin entwirft von den jetzigen Zuständen in Finnland u. a. folgendes Bild: Das hier eingeführte Wahl- und Stimmrecht für Frauen hat eine vollständige Umwälzung im öffentlichen und auch im Familienleben herbeigeführt. Alles dreht sich hier um Politik. Die Volksversammlungen sind zahlreich besucht; die Mehrzahl der Besucher sind Frauen und Mädchen, die eifrig mitreden und beschließen. Selbst in den Schulen wird politisiert. Täglich muß ich von Kindern und Erwachsenen hören: 'Nur kein Zwang.' Die Damen des finnischen Parlaments sind eine aus allen Ständen zusammengesetzte Gruppe, in der auch Dienstboten sitzen. Diese sind in allen Versammlungen anzutreffen und führen dort das Wort. Im Handumdrehen werden die schwierigsten politischen, volkswirtschaftlichen und pädagogischen Fragen gelöst. Früher durfte man die Kinder nur mit Samthandschuhen antippen, jetzt darf man sie nicht einmal schief ansehen. Hausarbeiten sind verpönt. Wir sollen den Kindern auch nichts einpauken, sondern mit der größten Liebenswürdigkeit spielend eintrichtern. Alles ist hier auf den Kopf gestellt. Die Dienstmädchen drücken sich mehr als ihre Herrinnen und lassen alles im Stich, wenn Versammlungen stattfinden. In Deutschland sollen nach Zeitungsberichten die öffentlichen Versammlungen nicht gut besucht sein. Hier kann man sich über mangelnden Besuch nicht beklagen. Unter diesen Umständen leidet natürlich das Familienleben; die Eheschließungen, Geburten und geselligen Zusammenkünfte in Familien nehmen ab. Kochen, Schneidern, häusliche Arbeiten und dergl. sind fast verpönt. Alles dreht sich um Politik, um Frauenrechte, um die Schaffung neuer Stellen für Frauen und Mädchen. Das Schaffen im Hause ist zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Am liebsten möchte jede Frau, wie der Mann, eine Stelle in einem Bureau bekleiden, nur sechs Stunden tätig sein, am öffentlichen Leben aktiv teilnehmen, dem Parlament und der Stadtverwaltung angehören, in allen Angelegenheiten mitreden und Vorträge halten. Wer vor zwanzig Jahren hier gewesen ist und jetzt zurückkehrt, kennt Finnland nicht wieder. („Kreuzztg.")

Die Frau im Wahlkampf. In Chicago haben die Frauen zum ersten Mal bei der jetzigen Bürgermeisterwahl mitgestimmt. Die Bilder von der „Frau im Wahlkampf," die sich in Chicago

entwickelt haben, sind wahrhaftig nicht geeignet, unsere scharfe und entschiedene Stellungnahme gegen das Suffragettenwesen zu mildern.

Straßenkrawalle, Gejohle, Geheule, Schlägerei: Und die Frauen mitten darinnen. Die Polizei versagte sogar, da die Beamten sich nicht trauten, gegen die rasenden Weiber so einzuschreiten, wie sie es tun würden, wenn es sich um „gleichberechtigte" Männer handelte. Was haben diese Frauen gewonnen? Was hat die Stadt Chicago gewonnen? Die Stimmen der Frauen sind genau so geteilt wie die der Männer. Also fehlt auch der Frau die Gabe der Erkenntnis des absolut Nützlichen für das Wohl der Stadt. Ihre Stimmen werden genau so „zustandegekommen" sein wie die Stimmen der Männer. Die Wohlfahrt der Stadt hat nicht gewonnen. Und was die Frauen gewonnen haben sollen, können wir beim besten Willen nicht finden. Wohl haben wir gesehen, daß die Frau im Wahlkampf das Frauenhafte verliert, das mit der Vorstellung von Mutter verbunden ist; daß sie ihre weibliche Würde verliert, ohne die sie menschlich tief unter den Mann sinkt.

Wir halten es mit der Frau im Hause. Uns graut vor der Frau im Wahlkampf. (Germ.)

Frauen als Wahlschwindler. Der am Dienstagabend in Paris, Ill., auf Anklage des Stimmenkaufs in der Stadtwahl erfolgten Verhaftung von Fräulein Hattie O'Neil und dem demokratischen Politiker H. Clay Moß, sollen noch weitere folgen. Eine Anzahl Verhaftsbefehle gegen angesehene Bürger, darunter mehrere Frauen, wurden erlassen. Es sollen an dreihundert Stimmen zum Preise von je drei bis zwölf Dollars von den Angeklagten aufgekauft worden sein. („Germ.", 23. April.)

Man mache doch der Welt nicht weis, daß politisierende Frauen die Politik verbessern werden.

Einheitlichkeit im evangelischen Kultus.

Von Pastor R. J. Kurz.

Der Ultra-Montanismus glaubt an absolute Starrheit des Kultus. Die Bauart seiner Kirchen, die innere Ausstattung, die Formen des Gottesdienstes sind allerorten durchaus gleichförmig. Kein Priester darf sich auch nur die geringste Abweichung von der vorgeschriebenen Norm zu schulden kommen lassen.

Der Ultra-Protestantismus hingegen glaubt an absolute Willkür. Jede Gemeinde darf sich ihre Kirche bauen, wie es ihr beliebt; einrichten, wie sie es für schön hält; und ihren Gottesdienst ordnen nach Gutdünken, ohne Rücksicht auf anerkannte kirchliche Formen.

Zwischen Ultra-Montanismus und Ultra-Protestantismus liegt ein goldner Mittelweg. Diesem gemäß wird für einen Kirchenkörper eine Norm des Kultus festgestellt, weder Pastor noch Gemeinde wird

gezwungen, diese Norm anzunehmen, von maßgebender Seite jedoch wird stetig auf den Wert fester Formen im Kultus hingewiesen, bis schließlich die Mehrzahl von Pastoren und Gemeinden, wenn auch nicht alle, sich dieser Formen bedient. So wird der Grundsatz evangelischer Freiheit bewahrt, und doch eine wohltuende Einheitlichkeit im Kultus erzielt.

Diese Einheitlichkeit im Kultus hat bisher leider unserer Evangelischen Kirche in Amerika gefehlt, und die üblen Folgen sind auch nicht ausgeblieben. Um nur zwei Schäden zu nennen: Wir beklagen uns darüber, daß der alte Geist der Ehrfurcht vor dem Gotteshaus je länger je mehr aus unsern Gemeinden schwinde. In gar mancher evangelischen Kirche tritt der Pastor Sonntags bei Beginn des Gottesdienstes vor eine Gemeinde, die alles andere ist, nur nicht still, gesammelt, ehrfurchtsvoll. Ist das eine Unruhe, ein Tüscheln und Schwatzen hin und her! Nicht in allen Gemeinden, Gott sei Dank, und doch in genug Gemeinden, um uns zu dem Schluß zu nötigen: Die alte Ehrfurcht vor dem Gotteshaus ist im Abnehmen begriffen. Und warum im Abnehmen? Weil man sich so vieler Orten in der Einrichtung der Kirche ganz von den alten Kultusformen losgesagt hat. — Das Innere mancher evangelischen Kirche gleicht fast einem Theater. In einem theaterartigen Saale darf man lachen und schwatzen, denkt die Gemeinde, und sie hat Recht. Wer eine andächtige Gemeinde will, der baue eine Kirche, die schon beim Eintritt zur Andacht stimmt. Dazu sind die altehrwürdigen Kultusformen da.

Ein zweiter Schade: Wir beklagen uns, daß sich in der evangelischen Kirche so wenig Synodalbewußtsein findet. Z. B. ein Gemeindeglied verzieht. Bemüht er sich an seinem neuen Wohnort besonders, eine evangelische Gemeinde aufzusuchen? Leider in den meisten Fällen nicht. Die erste beste Gemeinde ist ihm recht. Das ist zum guten Teil die Frucht unsers bisherigen Systems, der Willkür im Kultus. Ein Katholik braucht nur einen Blick in das Innere einer Kirche zu tun, so weiß er, ob das die seinige ist oder nicht; ebenso der Lutheraner und der Episkopale. Die Evangelische Kirche allein, unter den konservativen Kirchenkörpern, bietet ihren Kindern keine feste Formen, weder in der äußeren Bauart, noch in der inneren Einrichtung, noch im Gottesdienst selbst. So sagt sich der evangelische Christ am neuen Wohnort: „Es macht schließlich ja nichts aus" — und geht in irgend eine „händige" Kirche.

Auf weitere üble Folgen unserer Systemlosigkeit im Kultus hier einzugehen, wäre nutzlos. Nur dies sei festgestellt: Wir wollen weder ultra-montan noch ultra-protestantisch sein, aber ein goldener Mittelweg, wie oben vorgeschlagen, eine Norm, ein „Standard", dem wir zustreben könnten, wäre sehr zu wünschen. Der Verfasser hat sich jahrelang mit der Frage abgegeben, und möchte in folgendem ein paar Gedanken niederlegen.

Der Begriff: Kultus, umfaßt im allgemeinen drei Gebiete:

I. Kirchenbauart.
II. Innere Einrichtung.
III. Gottesdienstordnung.

I. Kirchenbauart.

Hierüber nur ein paar Worte. Wer schon einmal einen Dom im gotischen Stil gesehen, z. B. den Kölner Dom, der versteht den Ausdruck: Ein Gedicht, aus Stein gehauen. Ein Gotteshaus, dem höchsten Dienst geweiht, den ein Menschenherz kennt, sollte nur schön sein, nur würdig, nur ebenmäßig (symmetrisch). Aber leider, was wird da heutzutage nicht alles geleistet an sogenannten „modernen" Gebäuden, mit ihren unzählbaren verwirrenden Ecken und Winkeln, "classrooms" und "additions." Nur ja recht "modern", wenn auch Schönheit und Würde darunter leiden. Das Auge sucht an mancher neuerbauten evangelischen Kirche vergeblich nach Symmetrie. Manches "club-house", mancher Logentempel sieht weit gefälliger aus. Schon der Turm, an die Ecke gesetzt, anstatt in die Mitte, beleidigt das nach Symmetrie suchende Auge. Warum müssen wir denn absolut die Presbyterianer oder Methodisten nachäffen? Wir haben ein Vorbild vollkommenster Würde und Schönheit: den deutschen Dom im gotischen Stil, mit langem Schiff und vorn (nicht an der Seite) angebrachtem, gen Himmel weisendem Finger. Diese Bauart ist das Ideal deutschen religiösen Empfindens, und jahrhundertelang hat die deutsche Christenheit an diesem Ideal festgehalten. Die „moderne" amerikanische Bauart, mit Eckenturm und unzählbaren Anbauten, ist nicht ein Fortschreiten, sie ist ein Herabsinken vom erreichten Ideal zu bloßem Utilitarismus, eine Degeneration, und wenn man auch durch diese Bauart zehnmal mehr „Klassenzimmer" anbringen kann. „Klassenzimmer" gehören in das Schulgebäude, in das Gemeindehaus (parish house), oder, wenn kein separates Gebäude vorhanden ist, in das Erdgeschoß der Kirche. Sie sind separate Räume, benötigt durch die erzieherische Arbeit der Kirche; sie repräsentieren nur einen Zweig der Tätigkeit der Kirche. Wir wollen nicht in den Fehler so vieler englisch-amerikanischer Gemeinschaften verfallen, welche die Sonntagschule und die verschiedenen Vereine höher einschätzen, als den sonntäglichen Gottesdienst. Hauptsache für das deutsche Gemüt bleibt dieser sonntägliche Gottesdienst und der heilige Raum, in dem er stattfindet.

Nicht nur würdig und symmetrisch nach außen muß das Gotteshaus sein, sondern es muß auch auf den ersten Blick verraten, daß es ein christliches Gebäude ist. Leider verraten die Zierrate auf vielen unserer Kirchturmspitzen das nicht. Auf dem einen Turm sitzt eine Kugel, auf dem zweiten ein Pfeil, auf dem dritten eine Blume, u. s. w. Ja, auf manchem evangelischen Kirchturm treibt noch heute der Gockel als Wetterfahne sein Unwesen. Was hat eine Wetterfahne

auf einem christlichen Kirchturm verloren? Schreiber denkt da manchmal an einen Ungläubigen, der ihm einst vorwarf: „Ihr Protestanten seid gerade wie die Wetterfahne auf euern Türmen. Die hängt auch den Mantel nach dem Winde.“ Auf manchen Türmen findet sich so ein verblümtes Ding das wohl ein Kreuz vorstellen soll, und ist's doch nicht. Warum kommen wir evangelische Christen nicht frei mit der Sprache heraus? Das Kreuz hinauf auf unsere Türme! Haben denn die Katholiken das Kreuz gepachtet? Von unsern Kanzeln erschallt rein und lauter das Wort vom Kreuz, darum soll auch frank und frei und aller Welt zum Trutz das Kreuz auf unsern Kirchen leuchten. Ein Bruder im Westen, der an der Arbeit unter den Deutsch-Rußländern steht, berichtet, daß diese von Wetterfahnen nichts wissen wollen, sondern auf all ihren Kirchen das Kreuzeszeichen anbringen. Alle Anerkennung diesen Leuten!

II. Innere Einrichtung.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die Ehrfurchtslosigkeit mancher Gemeinde zum großen Teil auf einen theaterartigen Kirchenraum zurückzuführen ist. Dieser theatralische Eindruck wird hervorgerufen oder erhöht durch gesenkten Fußboden und kreisförmige Bänke. Diese beiden Einrichtungen gelten als besonders “modern”. Ja, und sie sind's; sie sind Zeichen einer schädlichen modernen Richtung, des Utilitarismus. Wenn die lieben Frauen einer Gemeinde so hohe Hüte tragen, oder wenn aus sonst irgend einem Grunde der Pastor an Altar und Kanzel nicht gut sichtbar ist, dann laßt uns lieber unsere Altar- und Kanzelplatform erhöhen.

Und nun ein besonders wichtiger Punkt der inneren Ausstattung: Der Altar. Haben wir, als Kirche, einen Altar? Jawohl, denn unsere Agende, die für jeden Pastor der Synode maßgebend ist, redet nicht von einem Abendmahlstisch, sie redet nur von einem Altar. Zwischen Abendmahlstisch und Altar, als Kultusbegriffen, besteht ein gewaltiger Unterschied. Der Tisch wird eben nur dazu verwendet, daß man bei der Feier des heiligen Abendmahls die Elemente darauf setzt. Eine weitere Bedeutung hat er nicht. Es ist darum auch nicht verwunderlich, daß man ihn in manchen Gemeinden gleich nach der Abendmahlsfeier fortschleppt und schmählich in irgend einen dunkeln, staubigen Winkel steckt. Da muß er dann verweilen, bis er bei der nächsten Feier hervorgeholt, abgestäubt und wieder benutzt wird. Manchmal muß er in der Zwischenzeit auch Dienste tun als Schreibtisch für den Sekretär, oder die Sonntagschullehrer sortieren auf dem armen Gesellen ihren Weihnachts-Candy.

Mit dem Altar hingegen, als Kultusbegriff, verbindet sich unauflöslich die Opferidee, bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Am Altar sendet die Gemeinde, durch den Mund des Pastors, das Weihrauchopfer ihres Gebets zu Gott empor; auf dem Altar legt sie, durch die Hand des Pastors, ihr Opfer an Geld nieder; auf den Altar

legen Marthahände ihre Opfer an Blumen und kostbaren Tüchern; vor dem Altar weiht der junge Kandidat der Theologie dem Herrn sein künftiges Leben; vor dem Altar knieen unsere Konfirmanden, sich selbst ihrem Erlöser opfernd mit Sinn und Sein; auf dem Altar geschieht die Einsegnung des gesegneten Brotes, des gesegneten Kelches, zum Gedächtnis des großen Opfers auf Golgatha. — Einen solchen Altar kennt unsere Agende, und mit ihr unsere Kirche, aber einen Tisch kennt sie nicht, und wer sich überhaupt nach der Ordnung unserer Synode richten will, muß in seiner Kirche einen Altar haben.

Ein zweiter Punkt: Wo soll der Altar stehen? Darüber sagt unsere Agende nichts, wir können uns deshalb nur richten nach jahrhundertelangem christlichem Gebrauch. Diesem nach steht der Altar vorn, in der Mitte, und zwar gegen die Wand. In manchen evangelischen Kirchen steht die Kanzel hinter dem Altar und über denselben erhöht. Die Billigung eines geschichtlichen Kultus hat diese Einrichtung nicht. Das Zentrum der inneren Einrichtung ist und bleibt die Opferstätte, der Altar. Und dieser Altar sollte vorn stehen, gegen die Wand, in einem Raum (Chor, chancel) der auf irgend eine Weise, gewöhnlich durch ein Geländer (railing) von dem übrigen Kirchenraum sich scheidet. Dieser Chor (chancel) bildet das Heiligtum der Kirche (sanctuary), und zu diesem abgesonderten Raum hat nur der verordnete Diener des Worts Zutritt, oder solche aus Kirchenrat und Gemeinde, denen er die Befugnis erteilt. Der Pastor sollte einfach nicht erlauben, daß jeder, dem es einfällt, ihm auf der Altarplatform herumläuft. Schreiber hat zu zwei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie in einer evangelischen Kirche nach dem Gottesdienst ein Gemeindeglied auf die Altarplatform stieg, sich mit dem Ellbogen auf den Altar lehnte, und in aller Gemütsruhe eine Pfeife anzündete. Und der Ortspastor — schwieg dazu. Schreiber hat gesehen, wie bei wöchentlichen Chorübungen junge Mädchen zu dreien und vieren am Altar lehnten und unter viel Lachen und Kichern sich von ihren "beaus" erzählten, oder auch zur Abwechslung sich um den Altar herum jagten — und es überkam ihn fast ein Grauen. Und dabei erwartet man noch, daß die Gemeinde Ehrfurcht vor dem Haus Gottes beweisen soll, während man es duldet, daß der Altar, der heilige Ort, dermaßen geschändet wird! Da hilft nichts, als daß der Pastor fest auftritt, von der Kanzel immer wieder und immer wieder auf die Heiligkeit der Opferstätte hinweist, wenn nötig einfach ein „Fiat" erläßt: Am Altar hat keiner etwas zu suchen, als der Pastor allein.

Der Altar, im abgesonderten Heiligtum stehend (Chor, chancel, sanctuary), ist Zentrum der inneren Einrichtung. An ihm setzt sich die Gemeinde durch ihren Pastor im Gebet in direkte Verbindung mit Gott. Zu der einen Seite des Altar, wenn möglich vor der Sakristei (sacristy), sollte die Kanzel stehen (pulpit), zu der andern Seite das

Lesepult (lectern). Ob diese beiden Stücke, Kanzel und Lesepult, als kultische Einrichtungen, innerhalb oder außerhalb des Chorgeländers stehen, ist gleichgiltig. Auf keinen Fall aber sollten sie hinter oder über dem Altar angebracht sein.

Noch viel weniger aber gehören Orgel und Chor hinter den Altar. Leider kopieren jetzt viele unserer evangelischen Gemeinden diese englisch-amerikanische Unsitte. Nach amerikanischer Idee singt der Chor für die Gemeinde, um die Gemeinde zu unterhalten. Nach der Geschichte unserer Kirche aber ist der Chor nicht eine Organisation außerhalb der Gemeinde, herbeigezogen um die Gemeinde zu unterhalten, sondern er ist ein Teil der Gemeinde und singt darum seine Hymnen, gleich dieser, zur Ehre Gottes. Der Altar aber, vorn im Heiligtum stehend, ist die Stätte der Anbetung, „der Ort, da seine Ehre wohnet," wie im Alten Testament die Wolke über dem Altar schwebte. Darum hat sich der Chor, als Bestandteil der Gemeinde, gleich der Gemeinde, dem Altar zuzuwenden. Sein Platz ist deshalb logisch auf erhöhter Galerie im Angesicht des Altars, oder, wenn sich das nicht machen läßt, zur Seite des Altars, jedoch niemals der Gemeinde zugewendet, sondern stets dem Altar. Logisch ist es gleichfalls, daß sich der Pastor beim Gebet dem Altar zuwendet, denn er redet zu Gott, nicht zu der Gemeinde. Dies letztere ist nur der Fall bei der Predigt.

Was die Ausstattung des Altars anbetrifft, so ist es altchristlicher Gebrauch, ein Kreuz oder Kruzifix auf den Altar zu stellen, manchmal auch Kerzen, teils zur Erhöhung der Feierlichkeit, teils zur Erinnerung an die Nacht der Einsetzung, und uns zu ermahnen: Christus ist das Licht der Welt. Der würdige Eindruck wird erhöht durch Altardecken in den liturgischen Farben: Rot, violett, weiß, schwarz und grün. Bedeutung und Gebrauch sind etwa wie folgt: Rot (Freude), zu hohen Festtagen. Weiß (Reinheit), beim heiligen Abendmahl. Schwarz (Trauer), in der Karwoche und bei Begräbnissen. Violett (heiliger Ernst), in der Adventszeit und in der Passionszeit. Grün (Farbe der Natur, ruhiges Wachstum), in der Trinitatiszeit.

III. Gottesdienstordnung.

Als drittes Moment in einem Streben nach Einheitlichkeit im Kultus sollte unbedingt die Ordnung unsers Gottesdienstes in Betracht gezogen werden. Welche verwirrende Verschiedenhit zeigt sich da in unserer Kirche! Ein Pastor gebraucht eine presbyterianische Ordnung; ein zweiter hat sich seinen Gottesdienst nach methodistischem Muster eingerichtet; ein dritter benutzt, soweit ersichtlich, gar keine feste Ordnung, sondern ändert von Sonntag zu Sonntag, wie es ihm einfällt. Was Wunder, daß unsere Gemeindeglieder, besonders in englischen oder halb-englischen Gemeinden, oft meinen: „Es macht nicht viel aus, in welche Kirche wir gehen. Zwischen unserer Kirche und andern Gemeinschaften ist ja kein Unterschied."

Wir sollten eine feste Gottesdienstordnung haben.

Aber welcher Art soll sie sein? Unbedingt derart, daß die Gemeinde möglichst andächtig gestimmt und möglichst erbaut werde. Diese beiden Ziele werden am ehesten erreicht durch einen liturgischen Gottesdienst. Die heiligen Worte einer feierlichen Liturgie, von Sonntag zu Sonntag wiederholt, stimmen, wenn vom Liturgen mit rechtem Verständnis gehandhabt, schon durch ihren bloßen hohen Klang das Herz der Gemeinde zur Andacht. Ernst, würdig schreiten die Introiten, Kollekten, Responsorien einher, ihr tiefer Klang, gleich dem Waldesrauschen deutscher Eichen. Und weiter, man lernt die Worte auswendig, sie werden zu lieben Bekannten, die Gemeinde lernt ihren tiefen Sinn erfassen, und so wird auch das zweite Ziel einer Liturgie erreicht: Rechte Erbauung. Laßt uns nicht vergessen, daß die christliche Kirche von den frühesten Tagen an, in all ihren Zweigen und an allen Orten, sich im Gottesdienst einer Liturgie bedient hat. Erst den englisch-amerikanischen Kirchengemeinschaften des 18. und 19. Jahrhundert, mit ihrem alles Ehrwürdige zersetzenden Einfluß, war es vorbehalten, auch mit dieser altanerkannten Form des christlichen Kultus aufzuräumen. Daher denn auch das flüchtige, oberflächliche Wesen ihrer Gottesdienste, das jedem Deutschen auffallen muß, der sich in eine solche Kirche verirrt; ein Wesen, dem es erlaubt ist, alles Mögliche in den Gottesdienst hineinzuziehen, von einer "brass band" bis zu einer Tanzvorstellung, wie das ja vor einiger Zeit in Minneapolis passiert ist. Dem Wesen des Deutschen entspricht auf die Dauer nur eine liturgische Gottesdienstordnung, mit ihrer vertiefenden Richtung, stets auf Andacht, Würde, Erbauung bedacht.

In unserer Agende findet sich an allererster Stelle eine solche Liturgie; sie wird Sonntag für Sonntag in unserm Predigerseminar benutzt; demnach irrt sich der Schreiber wohl nicht, wenn er annimmt, daß dies die maßgebende Form für den Gottesdienst der amerikanisch-evangelischen Kirche ist. Wer das englisch-amerikanische Hin- und Herspringen im Gottesdienst, das ewige Haschen nach etwas neuem, ganz Modernem satt hat, wer je auf Andacht, Ordnung, wahre Erbauung im Gottesdienst bedacht ist, der wird schließlich zu unserer herrlichen Liturgie zurückkehren. Schreiber dieses hat unsere Liturgie, mit geringen Abänderungen, allemal in seine Gemeinde eingeführt und gefunden, daß die Leute auf etwas derartiges, einen spezifisch evangelischen Charakter verratendes, geradezu gewartet hatten. Er hat gefunden, daß die Gemeinden, nachdem sie den Sinn der Liturgie erfaßt, sich um keinen Preis davon trennen wollten. Aehnliches berichtet man von unsern Deutsch-Rußländern im Westen, und von noch manch anderer Gemeinde im Synodalkreis, wo die Liturgie eingeführt und auch wirklich erfaßt wurde. Wir versündigen uns an unserer Vergangenheit, wenn wir dies kostbare Kleinod unserer Kirche, eine würdige Liturgie, fahren lassen, wie es leider jetzt so viele un-

serer Pastoren tun, in schlecht angebrachtem Streben nach dem „Modernen." Ist doch sogar die erstaunliche und erfreuliche Tatsache festzustellen, daß gerade die englisch-amerikanischen Gemeinschaften, die bei ihrem Entstehen die Liturgie über Bord geworfen, jetzt zu einer solchen Form zurückkehren, vornehmlich die Presbyterianer. Wir Deutschen, unsere besonderen Güter nicht schätzend, hacken den Baum um, gerade wenn die Aepfel reif sind. Der schlaue Anglo-Amerikaner heimst dann die Aepfel ein.

Freilich kann einer Gemeinde der Geschmack an einer liturgischen Gottesdienstordnung ein- für allemal verdorben werden, wenn der Pastor die Sache nicht recht anfängt. Es kostet viel Geduld, viel Belehrung, aber es ist der Mühe wohl wert. (N- B. Der Schreiber hat gefunden, daß der beste Weg der ist, daß man der Gemeinde die Gottesdienstordnung, auf Zettel oder Karten gedruckt, in die Hände gibt. So lernt die Gemeinde die Responsorien bald auswendig.)

In diesem Zusammenhang könnte noch auf manches andere hingewiesen werden, z. B. auf feste Innehaltung des Kirchenjahrs, doch sei nur noch ein Punkt herausgegriffen, bezüglich des Talars (robe, gown) und Bäffchen (band, lapels). Auch der Talar ist ein Gut, das wir mit dem Kultus unserer Kirche überkommen haben, und wir sollten daran festhalten. Es kann hier festgestellt werden, daß die Mehrzahl unserer Pastoren, auch unter den jüngeren, sich des Talars bedient, jedoch viele gebrauchen ihn nur morgens, oder im deutschen Gottesdienst. Dem gegenüber die Frage: Ist der Geistliche abends weniger ein Pastor als morgens? Ist der englische Gottesdienst weniger ein Gottesdienst als der deutsche? Der Grund liegt vielleicht darin, daß man den Abendgottesdienst, resp. den englischen Gottesdienst, freier gestalten möchte. Dem gegenüber steht zu bedenken, daß wir gewöhnlich nur des Abends, resp. im englischen Gottesdienst, Besucher aus andern Gemeinschaften in unsern Kirchenbänken finden, und gerade dann gilt es, ein Zeugnis davon abzulegen, daß der evangelische Geist etwas anders ist als der oberflächliche englisch-amerikanische. Dem Anglo-Amerikaner imponiert es absolut nicht, wenn man, im Streben nach dem „Modernen," ihn nachäfft und im grauen "sack suit" vor den Altar tritt. Der Talar sollte getragen werden, abends sowohl wie morgens, im englischen Gottesdienst wie im deutschen. Wir haben unsern eigenen Apfelbaum, und wir wollen ihn nicht abhacken.

Soweit des Schreibers Gedanken über einen einheitlichen evangelischen Kultus. Ultramontanen Zwang wollen wir nicht, könnten ihn auch nicht durchführen, selbst wenn wir wollten; aber eine Norm, einen „Standard" sollten wir haben, und der sollte die genannten drei Hauptpunkte umfassen: Festhalten an altehrwürdigen Formen in der Kirchenarchitektur, Anerkennung des Altars als des Zentrums der inneren Einrichtung, und allgemeiner Gebrauch einer bestimmten Liturgie. Wer diese Dinge verwirft, sagt sich los von einem spezifisch

evangelischen Kultus und schwimmt hinaus aufs uferlose Meer englisch-amerikanischer Effekthascherei. Wir sind Deutsch-Amerikaner, und als solchen ist uns der historische Kultus der evangelischen Kirche Deutschlands, in Dom und Münster dargestellt, maßgebend — und nicht englisch-amerikanische Formlosigkeit.

Den Gemeinden können und dürfen diese Dinge nicht überlassen werden. Sie sind Aufgabe des Sachverständigen, des Pastors, der als Seelsorger allemal darauf bedacht sein muß, das geistige Leben seiner Gemeinde in die Formen zu leiten und in den Formen zu erhalten, in welchen sich das gesunde geistige Leben des Christentums von Anbeginn bewegt hat.

Der Ort, wo mit allem Ernst auf diese Dinge hingewiesen werden sollte, ist unser Predigerseminar. Der Weg liegt offen in einem erweiterten und gründlichen Kursus der Liturgik.

Sehr zu wünschen wäre es, daß die Pastoralkonferenzen diese ganze Frage aufnehmen, und sich eingehend damit beschäftigen würden.

Die neue biblisch-positive Theologie.

Referat, erstattet bei der Baltimore-Pastoralkonferenz und auf Wunsch des Redakteurs eingesandt von Pastor C. Sprenger.

Das sei gleich von vornherein gesagt: Eine neue Theologie bedeutet nicht eine neue Religion. Wir haben keine neue Religion zu stiften, aber wir dürfen wohl darüber nachsinnen, wie wir am besten das Wesen der alten, christlichen Religion darstellen können. In diesem Sinne ist eine neue Theologie immer nötig. Das kann wohl niemand bestreiten, noch bestreiten wollen. Eine Theologie, die eine wirksame Lehrtätigkeit zum Zweck hat, muß neu sein, denn sie muß das Wesen des Christentums dem jetzt lebenden Geschlecht faßbar und begreifbar darstellen; sie muß also die ewigen Grundwahrheiten des Christentums mit den Analogieen und Darstellungsformen unserer Zeit für die menschliche Erkenntnis annehmbar zu machen suchen. Würden unsere Theologen sich damit begnügen, die christliche Wahrheit in den Darstellungsformen der Vergangenheit einfach wieder- und weiterzugeben, so würde das bedeuten, daß jene Wahrheit für sie eben aufgehört hätte, eine lebendige Wahrheit zu sein, und daß ihnen weder daran gelegen wäre, die Wahrheit zu erkennen, noch dieselbe für die heutige Erkenntnis faßbar zu machen.

Damit soll nicht aller neuen Theologie das Wort geredet werden. Es gibt neben der neuen biblisch-positiven Theologie auch eine sogenannte moderne Theologie, die sich wohl Wissenschaft nennt, aber nicht ist. Die geht mehr oder weniger von a priori antisupranaturalistischen Voraussetzungen aus, kämpft mit der Bibel um die Herrschaft und will sich nicht ihr, sondern sie sich unterordnen. Mit solcher Theologie wollen wir nichts zu schaffen haben.

Im allgemeinen läßt sich sagen, daß es in der heutigen theologischen Welt fünf verschiedene Richtungen gibt: die orthodoxe, die liberale, die evolutionistische, die Ritschl'sche und die neue biblisch-positive Richtung. Schreiber dieses macht nun keinen Anspruch darauf, mit der gesamten neuen, biblisch-positiven Theologie bekannt zu sein. Wenn er doch über dieselbe referiert, so schreibt er eben bloß über dieselbe, soweit sie ihm bekannt ist.

Daß es überhaupt eine neue Theologie gibt, das zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Bibliothek eines heutigen Geistlichen. Werfen wir einmal einen Blick da hinein! Da sehen wir: „Dogmatik und Apologetik sind von ihr fast ganz verschwunden, und an deren Stelle stehen Bücher über fast alle möglichen Fragen der textualen, literarischen und historischen Kritik des Alten und Neuen Testaments. Evangelien-Harmonieen haben fast aufgehört zu existieren, und anstatt derselben haben wir Diskussionen über die Quellen, Reihenfolge, Abhängigkeit, bezw. Unabhängigkeit, Zweck und Abfassungszeit der vier Evangelien. Leben Jesu von Männern aller Schulen, Richtungen, Kirchen sind reichlich vorhanden, jedes eine mehr oder weniger strenge, kritische Methode gebrauchend. Neben diesen und dieselben ergänzend, befinden sich Geschichten der neutestamentlichen Zeiten, welche uns die kleineren Wirbel (eddies) so gut wie die größeren Bewegungen zeigen und den Hintergrund schaffen und das Licht und den Schatten, der nötig ist, um die zentrale Figur in die richtige Perspektive zu bringen. Dann haben wir Monographieen über jüdische und heidnische Lehrer, über hellenistische und talmudistische Glaubenslehren, über judaistische Sekten und heidnische Schulen und Gebräuche, über früh entstandene Häresieen und primitive Gesellschaften." (Fairbairn: "The Place of Christ in Modern Theology," Seite 18.) Aus dieser Beschreibung ist bereits ersichtlich, daß die neue Theologie historisch und kritisch ist. Sie sucht aber auch — und zwar im positiven Sinne — protestantisch und darum auch biblisch und christlich zu sein, und sie sorgt auch dafür, daß man ihr den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit nicht machen kann.

1. Christus nimmt die erste Stelle in ihr ein.

Worin die neue biblisch-positive Theologie sich aber am deutlichsten von der alten unterscheidet, ist was wir, erstlich, mit Fairbairn „ein neues Gefühl für Christum" nennen wollen. Es ist das große Verdienst Fairbairns, daß er in seinem epochemachenden Buche: "The Place of Christ in Modern Theology," die Stellung, die Christus im modernen Geistesleben und vor allem in der neuen Theologie einnimmt, so klar macht. „Die moderne Rückkehr," sagt er, „ist zu Christo und zwar zu ihm als zu der Persönlichkeit, welche gleicherweise die Evangelisten und die Apostel schuf, durch die er beschrieben und interpretiert wird," und: „Die bestimmende Idee der Theologie ist nicht die Kirche, sondern der Christus." (Op. cit., Seite 187, 188.) So

findet auch Herrmann Gott in Christo und schreibt (aus dem Englischen zurückübersetzt): „Wir kommen nicht bloß durch Christum zu Gott; es ist richtiger zu sagen, daß wir in Gott nichts finden als Christus." (Communion of the Christian with God, Seite 26.) Auch für Dr. Wm. Newton Clarke ist seinem Prinzipe nach Christus „die erste Quelle," wenn er auch in seinem schätzenswerten Buche: "An Outline of Christian Theology," diesem Prinzipe nicht treu bleibt. Ebenso beschäftigt sich Harnack in seinen sechzehn Vorlesungen über „Das Wesen des Christentums," am längsten mit Jesu und seinem Evangelium; denn „in ihn sich zu vertiefen," spricht er, „bleibt die Hauptsache," und: „Wer dieses (das Evangelium) aufnimmt und den zu erkennen strebt, der es gebracht hat, wird bezeugen, daß hier das Göttliche so rein erschienen ist, wie es auf Erden nur erscheinen kann, und wird empfinden, daß Jesus selbst für die Seinen die Kraft des Evangeliums gewesen ist. . . . Nicht wie ein Bestandteil gehört er in das Evangelium hinein, sondern er ist die persönliche Verwirklichung und Kraft des Evangeliums gewesen und wird noch immer als solche empfunden." (Op. cit., Seiten 7, 91, 92.) Und Henry C. King schreibt in seiner: „Reconstruction in Theology," Seite 241: „Als Christen fangen wir mit Christo an (nämlich in der Theologie), unsere höchste tatsächliche Wahrheit. Es ist unser höchstes Datum, weil er die größte Tatsache der Geschichte ist, und er ist die größte Tatsache der Geschichte, weil er die größte Persönlichkeit der Geschichte ist." So gibt die neue Theologie nicht, wie die alte, der Lehre von Gott, sondern Jesu Christo die erste Stelle, weil sie in ihm die größte Persönlichkeit und darum die größte Tatsache sieht, und die beste Quelle für die Erkenntnis des Charakters und der Absichten Gottes, die höchste Offenbarung Gottes, und sie sucht alle Fragen in seinem Sinne und von seinem Standpunkte aus zu beantworten.

2. Christi Vorstellung von Gott, als dem Vater, macht sie zum bestimmenden Begriff.

Das zweite Stück, welches die neue, biblisch-positive Theologie charakterisiert, ist das, daß sie Christi Vorstellung von Gott, als dem Vater, zum bestimmenden Prinzip macht. So sagt zum Beispiel Fairbairn — daß wir wieder mit ihm anfangen — „In dem Bewußtsein Christi ist der Vater zugleich der Erste und der Letzte, das normative und notwendige Prinzip; aber das filiale Gefühl ist das abhängige und normierte. Alles, was er tut, wird getan des Vaters wegen und für ihn. Der Vater sendet den Sohn, wirkt durch ihn, bleibt in ihm, weckt ihn von den Toten auf und verherrlicht ihn. Der Vater ist der Erste und der Letzte, die Ursache und Absicht des Sohnes Erscheinung und Errungenschaften. Und so ist der Schluß unvermeidlich: Wenn wir eine Theologie zu konstruieren versuchen, welche dem Bewußtsein Jesu getreu sein soll, so muß die Vaterschaft (Gottes) das bestimmende Prinzip unsers Denkens sein. Sie ist die architek-

tonische Idee; aus ihr muß das ganze System wachsen; mit ihr müssen alle Elemente und Deduktionen harmonieren: alles andere ist Leib; sie allein ist die belebende Seele." (Op. cit., Seite 451, 452.) Für Wm. De Witt Hyde ("Jesus Way," Seite 3), für Harnack („Wesen des Christentums, Seiten 40—45, 91—93, 133), für W. Sanday "Hastings Dictionary of the Bible," Vol. II, Seiten 209 et 214) und für noch andere neueren Theologen ist ebenfalls die Vaterschaft Gottes der herrschende Begriff, welcher alles andere in ihrer Theologie bestimmt.

Harnack hat bekanntlich das paradoxe Wort gesprochen: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein." Ich möchte nur noch an die Worte eines bedeutenden amerikanischen Theologen erinnern. Dr. King schreibt: „Und über den Charakter des Gottes, der sich in Christo offenbart, kann die Theologie keinen Zweifel haben. Sie sieht Gott in Christo; sie kennt und sucht keinen besseren Namen für ihn als Christi eigener, beständig wiederholter Name: Vater. Und wenn sie diesen Namen durch Christi eigene Gesinnung im Leben und Tode zu interpretieren sucht, scheint sie zum ersten Male wirklich zu wissen, was Liebe und was Sünde ist." („Reconstr, in Theol.," Seite 188, 189.)

3 Sie berücksichtigt eingehend die sozialen Emphasen Christi.

Drittens, die neue, biblisch-positive Theologie sucht in eingehenderer und adäquaterer Weise, als die alte, die sozialen Prinzipien Christi anzuerkennen und zu berücksichtigen. Daß das der Fall ist, das bezeugen schon die Ueberschriften mancher neueren Werke, wie: „Christus im modernen Geistesleben" (E. Pfennigsdorf), "Jesus and the Social Question" (F. G. Peabody), "Theology and the Social Consciousness" (H. C. King) u. s. w., u. s. w. Wir wollen dieses Mal mit Harnack anfangen, „einer der größten Geister und Denker der Gegenwart." „Niemals, selbst im Buddhismus nicht," spricht er, „ist eine Religion mit einer so tatkräftigen sozialen Botschaft aufgetreten, und hat sich so stark mit ihr identifiziert, wie im Evangelium. Inwiefern? Weil mit dem Worte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, hier wirklich Ernst gemacht ist, weil Jesus mit diesem Worte hineingeleuchtet hat in alle konkreten Verhältnisse des Lebens, in die Welt des Hungers, der Armut und des Elends, endlich, weil er jene Maxime als eine religiöse, ja als die religiöse ausgesprochen hat. Ich erinnere Sie nochmals an das Gleichnis vom jüngsten Gericht, in welchem die ganze Frage nach dem Werte und der Zukunft der Menschen von der Uebung der Nächstenliebe abhängig gemacht ist; ich erinnere Sie an das andere Gleichnis von dem reichen Mann und dem armen Lazarus. . . . Die sollen nicht von Nächstenliebe sprechen, die es ertragen können, daß neben ihnen Menschen im Elend verkümmern und sterben. Das Evan-

gelium predigt nicht nur Solidarität und Hilfeleistung — es hat an dieser Predigt seinen wesentlichen Inhalt. In diesem Sinne ist es im Tiefsten sozialistisch, wie es im Tiefsten individualistisch ist, weil es den unendlichen und selbständigen Wert jeder einzelnen Menschenseele feststellt." („Wesen des Christentums," Seite 63 und 64.) Präsident King handelt in seinem Buche: "Theology and the Social Consciousness," von den Beziehungen des sozialen Bewußtseins zur Theologie und sucht zu zeigen, welchen Einfluß dasselbe auf diese hat und haben sollte, und sagt: „Wenn der allgemeine Einfluß des sozialen Bewußtseins auf die theologische Doktrin überhaupt anerkannt werden soll, so ist es klar, daß eine christliche Theologie Christi eigene sozialen Emphasen völlig berücksichtigen muß." ("Theol. and the Social Consciousness," S. 111.) Präsident Hyde spricht sogar von einer „sozialen Theologie"; aber King sagt: „Liebe ist die Hingabe des (eigenen) Ich in persönliche Beziehungen. Das Reich Gottes ist darum notwendigerweise sozialistisch — nicht persönlich und sozialistisch, sondern sozialistisch, weil persönlich. Eine sogenannte „soziale Theologie" hat demnach einfach in adäquater Weise ihre Probleme in strikt persönliche Worte zu fassen." ("Reconstruction in Theology," Seite 238.) Diese Beispiele werden wohl genügen, um zu zeigen, daß die neue, biblisch-positive Theologie den sozialen Prinzipien Christi eingehende Berücksichtigung schenkt, d. h., daß sie die große Stelle, welche Christus in seiner Lehre dem Reiche Gottes einräumt, klar und offen anerkennt.

4. Sie faßt Religion als ein persönliches Verhältnis zu Gott auf.

Das vierte Moment, welches, wenn auch bis jetzt noch in beschränkterem Maße, die Eigenart der neuen Theologie bestimmt, ist, daß die christliche Religion als ein persönliches Verhältnis zu Gott auffaßt. Und hier müssen wir dem amerikanischen Theologen, Henry Churchill King, den Vortritt geben. Er hat sein Buch: "Reconstruction in Theology," eben mit der Absicht geschrieben, zu zeigen, daß Religion ein persönliches Verhältnis zu Gott ist, und daß die Theologie sie demnach als ein solches in bewußter, durchgehender und konsistenter Weise darzustellen hat. In seinem andern Werke: "Theology and the Social Consciousness," führt er jene Absicht nur weiter im einzelnen aus. „Etwas Anerkennung der intensiv persönlichen Natur der theologischen Themata," schreibt er, „hat es zweifellos immer gegeben; aber die Theologie ist nicht imstande gewesen, die große allgemeine Gefahr alles spekulativen Denkens — die Gefahr der Abstraktion — zu vermeiden und hat darum nur zu oft die reichen, konkreten persönlichen Verhältnisse in einem Labyrinthe metaphysischer Abstraktionen ganz aus dem Gesichte verloren. Es lohnt sich darum wohl, mit Bewußtsein und mit Absicht eine Darstellung der Theologie in strikt persönlichen Worten (terms) zu versuchen — von uns selber zu verlangen, daß wir die Bedeutung der persönlichen Verhältnisse be-

ständig im Sinne behalten." ("Reconstruction in Theology," Seite 228.) Für Herrmann besteht gerade darin die Eigenart der christlichen Religion, daß sie den Menschen mit Gott persönlich in Berührung bringt. (Vergl. "Communion of the Christian with God," Seite 65 und 178.) Auch Harnack sieht in der christlichen Religion ein persönliches Verhältnis zu Gott, dem Vater. Er sagt: „Aber die paulinischen Briefe und die Apostelgeschichte bieten uns ein anderes Bild. Zwar die unbedingte Hochachtung der Worte Jesu bezeugen sie, aber sie ist nicht der hervorragendste Zug in dem Bilde der ältesten Christenheit. Viel charakteristischer ist, daß die einzelnen Christen, bewegt vom Geiste Gottes, in ein lebendiges und ganz persönliches Verhältnis zu Gott selbst versetzt sind." („Wesen des Christentums," Seite 103), und später (Seite 115): „Der Begriff der „Erlösung", der gar nicht so ohne weiteres in die Predigt Jesu eingestellt werden kann, ist zum Fallstrick geworden. Gewiß, das Christentum ist die Religion der Erlösung; aber der Begriff ist ein zarter und darf niemals der Sphäre persönlichen Erlebens und der inneren Umbildung entrückt werden." Und Seite 180: „Die Religion ist nicht nur Gesinnung, sondern Gesinnung und Tat, Glaube, der in der Heiligung und in der Liebe tätig ist: Das müssen die evangelischen Christen noch viel sicherer lernen, um nicht beschämt zu werden."

5. Sie sucht die Religion in Worten persönlicher Beziehung darzustellen.

Endlich fünftens, die neue, biblisch-positive Theologie sucht ihre Probleme in Worten persönlicher Beziehung zur Darstellung zu bringen. Dr. King ist allerdings wohl der erste und bis jetzt wohl auch noch der einzige Theologe, der seine ganze Theologie, soweit er sie veröffentlicht hat, mit Bedacht in gründlicher und konsequenter Weise in strikten Worten persönlicher Beziehung darstellt; aber die Anschauung, daß die theologischen Probleme so dargestellt werden müssen, finden wachsende Anerkennung bei vielen Theologen, und, um mit King zu reden, „wenn wir, wie viele Dinge anzuzeigen scheinen, an dem Vorabend einer neuen konstruktiven Periode in der Theologie stehen, welche sogar noch vollständiger als irgend eine der vortrefflichen Darstellungen, die bereits gemacht sind, die verschiedenen Linien des Fortschritts unserer Zeit organisieren wird, können wir nicht gewiß sein, daß das herrschende Wort in dieser neuen Konstruktion sein wird — nicht Evolution, nicht historisch, nicht kritisch, nicht sozial, nicht einmal ethisch, sondern weiter als irgend eines derselben und alle einschließend — persönlich?" ("Reconstruction in Theology," Seite 230, 231.)

Dies sind demnach, wenn ich recht sehe, die verschiedenen Elemente, welche die Eigenart der neuen, biblisch-positiven Theologie konstituieren: Sie gibt Christo die erste Stelle, oder sie ist christozentrisch; sie hat die Vaterschaft Gottes, „die zentrale und herrschende Lehre in aller Theologie," zum bestimmenden Begriff; sie sucht die sozialen Empha-

sen Christi eingehend zu berücksichtigen; sie faßt Religion als ein persönliches Verhältnis zu Gott auf und sie sucht dieselbe in Worten persönlicher Beziehung zur Darstellung zu bringen.

Diese verschiedenen Elemente, die wir so kurz betrachtet haben, sind nicht ganz und gar neu — gewiß nicht, und sie sind auch nicht so über Nacht entstanden, aber die Klarheit und der tiefe Ernst und der Nachdruck, mit welchem viele Theologen sie gegenwärtig betonen, die sind neu. Wir sprechen deshalb mit Recht von einer neuen, biblisch-positiven Theologie, und nicht nur das, wir sprechen auch mit Recht von einem immer mehr um sich greifenden Einfluß dieser Theologie. Zusammen mit den Ueberzeugungen, welche sie hervorgebracht haben, beeinflußt sie bereits mehr oder weniger alle theologischen Schulen.

Nachschrift des Editors. Wir wollen hier am Schluß daran erinnern, daß im Jahre 1901 im Juli- und Septemberheft eine Besprechung von Harnacks Buch veröffentlicht wurde, die zu sehr wesentlichen Differenzen mit H. führte und weit entfernt davon ist, Harnack zu den biblisch-positiven Theologen zu rechnen. Wir können unser Urteil von damals nicht zurücknehmen.

Rizpa.*)

2. Sam. 21, 8—10.

Es herrscht eine stark judenfeindliche Strömung im Deutschen Lande, über die hier nicht zu entscheiden ist — aber wenn auch manche Züge, die unser Befremden bei den jetzigen Juden erregen, sich schon im alten Israel finden, so ist's doch ein lächerliches Unternehmen, das alte Israel und seine Gestalten einfach in das Dämmerlicht des modernen, vom Heimatboden entwurzelten Judentums zu stellen. Simson, der wilde Schlagetot, und David — die herben Prophetengestalten des Jesaja und Micha und die weicheren des Hosea und Jeremias passen einfach nicht dazu. Da ist Bodenständigkeit. Und so auch Rizpa, Sauls Nebenweib! Gewaltige Akkorde von Trauer und alles überwindender Mutterliebe klingen hier an — es ist wie eine mächtige Ballade alter Vorzeit: Rizpa hoch oben auf dem Felsen bei dem Leichnam ihrer gerichteten Söhne, Armoni und Meribaal, wachend, die wilden Tiere des Nachts scheuchend, die diese fortzerren und zerreißen wollen, den Vögeln wehrend, Raben und Geiern, die krächzend die Toten umschwärmen — die Totenwache der Mutterliebe, auch als schon die Verwesung begann — um ihren Kindern ein ehrlich Grab zu erkämpfen, damit nicht die Gerichteten, von wildem Raubgezücht gefressen, ewig den Makel ihres Todes trügen.

*) Aus J. R. v. Löwenfeld: "Biblia incognita." Man sehe unter Literatur im Septemberheft.

Mir scheint, der ernste Heldenklang vom Felsen herab sollte hereinbrausen in unsere Tage. Das ist etwas anderes, eine völlig anders geartete, herbe Melodie als das weichliche, marklose Gefasele und Geträne vieler „Mutter"-Bestrebungen. In unsere Zeit, wo die Feigheit mancher Frauenzimmer, die sich „Damen" nennen und doch nur zum Abschaum (überflüssig, wie jeder Abschaum!) des Volkes gehören, eine hysterische Angst vor Mutterschaft und Geburt fühlt, in unsere Zeit, wo das Korsett und die Taille wichtiger sind, als die Frage, ob der Organismus verdorben und die Gesundheit der Nachkommenschaft von vornherein geschmälert ist — ja, wahrlich, in unsere Zeit paßt das Gerede solcher gesprächigen Schlagwerkkünstlerinnen hinein, hinein mit dem sentimentalen Unterton, dem Jammer über Entrechtung des Weibes, dem „glühenden" Protest, der so billig ist. Wir mögen zu dem stehen, wie wir wollen, aber eine Frage: Ob eine Rizpa in diesem Rahmen halbwegs denkbar wäre?! Und du, meine arme Mitschwester, die du für die „Mütter" kämpfst, ob du gleich wenig von ganz und gar seligem, jubelndem Mutterglück selbst in dir hast — denn sonst würdest du eben weniger „Weib", mehr Mutter in deinem Wesen sein, — meine arme Mitschwester, die du tatkräftig wirkst — tatkräftig — die Zeitungen wissen davon, die Vereine, wo du vom Martyrium der Frau „zündend" gesprochen, so zündend und oft, daß deine Kinder daheim nie das Gefühl bekommen, Mutter hat wirklich Zeit für uns — du — du und Rizpa . . .! Ueber die oft schwierigen Probleme der Frauenfrage an sich habe ich nicht urteilen wollen — aber anstimmen möchte ich ein Lied, das *sie* preist, die auf dem Felsen die Totenwacht hielt und nicht eine Mutter in *Pose darstellte*, sondern in stillem Heldentum eine Mutter war.

Wohl dir, Israel — damals warst du darin ein reiches Volk, daß du solche Töchter hattest.

Anmerkung: Vorstehenden Aufsatz wird nur der recht verstehen, der die eklen Auswüchse der Frauenemanzipation kennt, die im „Mutterschutz" sich z. T. verkörpert. „Freie Liebe," Anerkennung des Rechts der Frau auf Mutterschaft *auch ohe Ehe*, Versorgung dieser „Mütter" und ihrer unehelichen Kinder durch den Staat, *keine Entehrung* für diese Art von Müttern; das sind die Desiderien, die der „Mutterschutz" anstrebt für seine Schützlinge. Das wird des Verfassers scharfes Wort erklären vom „Abschaum" des Volkes, das er diesen „Damen" keck entgegenschleudert.

Das Buch, dem dieses Stück entnommen ist, greift oft mit kurzem, scharfem Wort tief in die Schäden unserer Zeit hinein. (D. R.)

Wie man in Santa Fee, N. Mex., Karfreitag feiert.

Darüber bringt „The Protestant Mag." vom Mai 1915 eine Nachricht, die „Harpers Weekly" vom 3. April entnommen ist.

In den kleinen Bergstädtchen, dem Rio Grande entlang, bereiten sich die fanatischsten religiösen Anbeter in den Ver. Staaten aufs Osterfest. Das sind die „Büßer",*) die sich gegenseitig peitschen (lash) als Bußübung, um die Sünden aus dem Leibe zu treiben, und kreuzigen einen aus ihrer Mitte, um das Beispiel Christi in ihrem Geist lebendig zu erhalten. Ihr Eifer ist noch heute so heftig als damals, da der Orden im Mittelalter in Italien gestiftet wurde.

Die heilige Woche wird bestimmt für die Bußübungen der „Büßer", die in der Kreuzigung am Freitag Nacht ihren Höhepunkt erreicht. Eine kleine Gesellschaft von Frauen und Kindern versammelt sich außerhalb der „Morado", oder Kapelle, wo die Zeremonieen beginnen.

Plötzlich kriecht ein weißer Körper, nackt außer einem Paar kurzen Pumphosen, auf dem Sand dahin. Ein zweiter Büßer folgt ihm, der ein schweres Kreuz auf den Schultern trägt. Sieben, Kreuze tragend oder sich peitschend, schleichen zum Eingang oder sinken ohnmächtig nieder ehe sie ihn erreichen.

Um Mitternacht beginnt die letzte Prozession zu der verlassenen Bergspitze, wo die Kreuzigung stattfinden soll. Man sieht das flackernde Licht von etlichen Laternen, das hinter den Büschen und über Felsen dahinschleicht zum Kalvarienberge. Ein Büßer hat das Los gezogen, am Kreuz zu hängen. Seine „Brüder" sind bei ihm, sich peitschend und über ihre Sünden stöhnend. Frauen folgen, Kinder weinen in der Dunkelheit und zuletzt kommt der „Pitero" (Musikant ?), der die unvergeßliche Totenklage in schrillen Tönen auf seiner Flöte spielt. Auf der Bergesspitze wird abermals die Geschichte des ersten Karfreitags in Szene gesetzt. Durch diese Martern haben die Büßer sich für den heiligen Osterfrieden vorbereitet.

Und diese Art von Zeremonieen, im Namen der Religion, wird jedes Jahr von der römischen Hierarchie dieses Landes geduldet.

Ein Kommentar ist da überflüssig.

---

*) Das ist eine alte Bußbrüderschaft, die kirchengeschichtlich unter dem Namen „Flagellanten" bekannt sind. Sie bildeten sich zuerst 1261 auf Betreiben des Dominikaners Rainer in Perugia und durchzogen im 14. Jahrhundert bei Gelegenheit des schwarzen Todes die Länder Europas, halbnackt und unter fortwährenden Geißelhieben und dem Gesang von Bußliedern. Es gelang damals nicht, sie zu unterdrücken. Viele wurden als Ketzer verbrannt, weil sie die kath. Hierarchie für den Antichrist erklärten und den Kultus der Kirche verwarfen.

Der Glaube als sittliches Verhalten.

Bei Beck, S. 218 *) heißt es:

Allerdings ist es zuviel gesagt, wenn man genau nach der Schrift reden will, daß der Glaube bei der Rechtfertigung das Belebende sei. Das ist der lebendig machende Geist. Aber gewiß ist, daß er als ein sittliches Verhalten des Menschen Gott gegenüber zu fassen ist. Glaube ist so gewiß ein sittliches Verhalten, als Unglaube ein unsittliches Verhalten ist. Bekehrung ist ein sittlicher Akt des Menschen, wie das absichtliche Verharren im Sündenleben etwas Unsittliches ist. Die ganze Schrift sagt" „Bekehrt euch," wie sie sagt: „Kommt her, hört, seht, tut Buße." Immer handelt sich's um etwas, was der Mensch tun soll. Aber man bleibt bei seinem "mere passive" (= rein passiv); rein passiv soll sich der Mensch bei der Bekehrung verhalten, wo die Schrift nach allem natürlichen Sprachgebrauch das Gegenteil sagt. Eine einzige Stelle schnappt man auf, die alles beweisen soll gegen die helle Wahrheit: „Bekehre du mich, so werde ich bekehrt" (Jer. 31, 17. (18); habt ihr sie verstanden? Es ist da von dem göttlichen Ruf an das menschliche Herz in göttlicher Züchtigung die Rede, wodurch ihm die Möglichkeit und Pflicht der Bekehrung gegeben ist. Insofern ist das Wort wahr. Aber man lese in einer Konkordanz alle die Stellen, wo von „Bekehren" die Rede ist: kann man da wirklich noch mit gutem Gewissen sagen, daß das sich Bekehren nach der Schrift nicht ein Tun sei, das vom Menschen gefordert werde? **)

Bekenntnisschriften.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in „Treu und Frei", von Dr. J. T. Beck, Maiheft 1915, S. 237, folgenden Abschnitt:

In wie vielen unserer Kirchenmänner ist ein ehrlicher Sinn; aber ihre scholastische Technik bringt sie zu Fall. Sehen Sie alle die feinen Distinktionen unserer Dogmatik an, namentlich auch betreffs des Erlösungswerks, so finden Sie: die ersten Bekenntnisse lassen sich auf solche Dinge nicht ein. Das gehört auch nicht in ein Bekenntnis. Und für diese bis ins Feinste hinein mit menschlichem Scharfsinn, aber auch mit menschlichen Spitzfindigkeiten und Unvollkommenheiten durchsponnenen Schriften hat man einen Eifer, der die achtungswertesten Männer verfolgt und verjagt hat. Kepler war ein Theolog vom Scheitel bis zur Sohle, ein gläubig ernster Mann, mittendrin stehend im Evangeliumsglauben. Er mußte erklären, daß er die Konkordienformel nicht unterschreiben könne. Er wurde ausgeschlossen und ist so Astronom geworden. Wie er auch nachher sich sehnte nach dem Dienst in der Kirche, ja wie er hierher zurückverlangte, um nur als

---

*) Maiheft 1915: pg. 237.

**) Natürlich schreit und zetert da die lutherische Orthodoxie: Das ist Synergismus! "Improbant secus docentes."

Astronom hier zu sein: er wurde durch Kanzler Andreä ausgeschlossen, weil er jenes Buch nicht unterschrieb. — Und doch kann man immer wieder neu auftreten und die Menschen unter jenes Joch bringen wollen. Weist nur Reformen immer von euch, so seid ihr eine sichere Beute der Revolutionäre, politisch, kirchlich, wissenschaftlich. Was lernt man aus der breitgetretenen Geschichte, die den Ruhm dieser Zeit bilden soll!? —

Was sagen dazu die orthodoxen Eiferer im luth. Lager in diesem Lande, die die Christen absolut festlegen wollen auf das, was im 16. Jahrhundert geschrieben und gesagt wurde in Sachen des Glaubens?

Die gesegnete Abendmahlsfeier.

(Eingesandt von Pastor J. H. Steger.)

Der Abendmahlslehrtypus mancher deutscher Landeskirchen, die sonst ganz auf dem Boden der „Invariata" stehen, ist den amerikanischen Verteidigern des: Improbant secus docentes ein Dorn im Auge. Wie ein Glied Diener und berufener Lehrer einer solch deutschen Landeskirche vom rechten Abendmahlssegen denkt, geht sehr klar aus Pfenningsdorf: „Christus im modernen Geistesleben," hervor:

„Als Christus das Abendmahl einsetzte, tat er es, um den Glauben seiner Jünger zu stärken, sie seiner unauslöschlichen Liebe zu versichern und ihnen den unvergänglichen Wert seiner Todeshingabe zu versinnbildlichen. Augustin nannte darum dieses Sakrament ein verbum visibile, ein sichtbares Gotteswort, und Luther erkannte, daß in dem Worte „Für euch" der Kern und Stern der heiligen Handlung zu suchen sei. Heute, wo der konfessionelle Hader zwischen Lutherischen und Reformierten, Gott sei Dank, erloschen ist,*) kann es als allgemeine Ueberzeugung ausgesprochen werde, daß der Segen dieser Feier nicht gebunden ist an die Zustimmung zu einer bestimmten Lehre über das Verhältnis Christi oder seines verklärten Leibes zu den Elementen. Das Heilsgut im Abendmahl ist kein anderes als in der Wortverkündigung, nämlich die Gemeinschaft mit dem lebendigen Christus oder die Vergebung der Sünden. Die Bedingung seines Empfanges ist auch hier der Glaube. Darum sagt Luther: „Wer den Glauben hat an diese Worte: Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden — der ist recht würdig und wohlgeschickt."

---

*) Erloschen? Vielleicht in Deutschland, aber nicht in Amerika, dem Lande der Freiheit, wo stets wieder neue Glaubenstyrannen erstehen, wie ein Dr. N., die ganze Kirchen und Synodalen aufs neue knebeln unter das "improbant secus docentes."

Von der Annahme einer bestimmten Lehre soll nach diesen Fanatikern der Segen des hl. Abendmahls abhängig sein; nicht von Buße und Glauben an die Worte: Für mich! Welche heillose Gewissensverwirrung der einfachen Christen richten doch diese Glaubenstyrannen fortwährend an durch ihre Umtriebe. (D. R.)

Aber sind nicht auch hier verschiedene Stufen des Glaubens zulässig? Kann man z. B. von den Jüngern sagen, daß sie bei der ersten Abendmahlsfeier den vollen Glauben an diese Worte bereits im Herzen trugen? Sie besaßen bestenfalls den Keim dieses Glaubens, die Ahnung von der unendlichen Bedeutung ihres Meisters und seines Todes. Sie liebten ihn mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens, sie hatten die „Sehnsucht nach einer Erlösung von allem Uebel und das Vertrauen, daß ihr Herr ihnen aus allen Nöten ihrer Seele helfen könne. Man hat zu sehr übersehen, daß Christus durch diese Feier gerade den schwachen und unvollkommenen Glauben stärken will.

In seiner Liebe läßt er sich dazu herab, den kleingläubigen Menschen in einer sinnenfälligen Handlung die Dahingabe seines Leibes und seines Blutes abzubilden. Man hat sie darum treffend „Jesus letztes Gleichnis" genannt. So betrachtet, redet die ganze Handlung eine ergreifende Sprache von der Selbstaufopferung Jesu Christi für die Seinen. Jedem einzelnen wird mit dem „Für euch" die Liebe seines Herrn und damit Trost der Vergebung zugesichert und die Handlung dadurch zu einer einzig mächtigen eindringlichen Verkündigung des Evangeliums von dem für uns leidenden, sterbenden und siegenden Erlöser.

Ist das nicht genug? Sollten wir uns die Andacht des Herzens stören lassen durch irgendwelche theoretische Reflexionen, sollte der würdige Genuß dieses Mahles abhängig sein von irgendeiner der menschlichen Lehren über dasselbe, und nicht vielmehr der Beschaffenheit des Herzens?

Nicht eine dogmengeschichtliche Vergleichung der verschiedenen Abendmahlslehren ist darum die gemeinsame Vorbereitung, sondern die Vertiefung in das Todesleiden Christi, in das erschütternde Gericht über die Sünde, das sich in ihm vollzog, sowie in die versöhnende und stellvertretende Bedeutung seines Todes. Auf diesem Wege erlebt man innerlich, was es heißt, in die „Gemeinschaft seines Leibes und seines Blutes" kommen, was es heißt, mit ihm gekreuzigt werden und mit ihm auferstehen zu neuem Leben, Lieben und Glauben. Solches erleben heißt: ein gesegnetes Abendmahl feiern."

Des Pfarrers Predigt an sich selbst.

Ein Pfarrer muß sein,
Ganz groß und ganz klein;
Vornehmen Sinns, wie aus Königsgeschlecht,
Einfach und schlicht, wie ein Bauernknecht;
Ein Held, der sich selbst bezwungen,
Ein Mensch, der mit Gott gerungen;
Ein Quell von heiligem Leben,
Ein Sünder, dem Gott vergeben;

Ein Herr dem eigenen Verlangen,
Ein Diener den Schwachen und Bangen;
Vor keinem Großen sich beugend,
Zu dem Geringsten sich neigend;
Ein Schüler vor seinem Meister,
Ein Führer im Kampf der Geister;
Ein Bettler mit flehenden Händen,
Ein Herold mit goldenen Spenden,
Ein Mann auf Kampfesstätten,
Ein Weib an Krankenbetten,
Ein Greis im Schauen,
Ein Kind im Trauen;
Nach Höchstem trachtend,
Das Kleinste achtend;
Gestimmt zur Freude,
Vertraut dem Leide,
Weitab vom Neide;
Im Denken klar,
Im Reden wahr,
Des Friedens Freund,
Der Trägheit Feind,
Feststehend in sich,
Ganz anders als ich. (Dietrich Vorwerk.)

Pfarrfrauen Spiegel.

Eine Pfarrfrau muß sein
Ein Schmuckkästlein,
Drin auf weichem Samt
Die eine, die köstliche Perle flammt,
Ihres Herrn demütige Jüngerin,
Ihres Mannes frohmutige Seelsorgerin;
Fest und freundlich zu Magd und Kind,
Für die Fetzen und Flocken nicht blind;
Schwesterlich dienend am Krankenbett,
Einfach gewandet, sauber und nett;
Sonnenschein bringend an düsteren Ort,
Tiefgegründet im göttlichen Wort;
Dagegen soll sie nicht allzuviel predigen,
Das wird der Pfarrherr schon selber erledigen;
Geschickt, vor den Kochherd zu treten
Und ins Kämmerlein zum Beten;
Den Armen im Gottessegen,
Vor Fürstinnen unverlegen;
Den Lästerzungen ein Siegel,
Den Müden ein Engelsflügel;

Mit Sängerlippen, frohlauten,
Stillschweigend vom Anvertrauten;
Buch, Bild und Gedicht verachte sie nicht,
Neben Tellern und Töpfen und Kinderköpfen;
Ihre Neugier sei von Scheelsucht frei,
Ihre Diele rein, ihre Rede fein,
Ihr Herz ein Schrein voll Edelgestein,
Jungfrauenzart, bräutlicher Art;
Mütterlich mild, kein Heiligenbild,
Die Sünden der großen Sünderinnen
Ahnungsvoll suchend in sich tiefinnen.
(Dietrich Vorwerk.)

Kirchliche Rundschau.

Konfessionelle Fragen.

"Thoughts on Confessional Questions."

J. H. Steger.

(Mit Rücksicht auf das 75jährige Jubiläum hier unter Rundschau eingefügt.)

Unter diesem Titel hat Dr. J. L. Neve ein, was die äußere Form betrifft, geschmackvolles Pamphlet herausgegeben, in welchem er die Anklagen des Missuriers Grosse*) (**"and the faculty of the Missourian Seminary, which assisted in editing the book"**) in gebührender Weise zu widerlegen und den gegenwärtigen konfessionellen Standpunkt der Generalsynode darzulegen aufs eifrigste sich bestrebt. Das missourische Büchlein, dessen Advokatenlogik selbst einem wahren Jünger Loyalas zur Ehre gereichen würde, mag den Lesern hinreichend bekannt sein und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so genügt zu wissen, daß die „Synodal-Konferenz" die einzig „rechtgläubige deutsche" Kirche unter den Lutheranern in Amerika ist. Zur besonderen Belastung des Missouriers hebt der Verteidiger der General-Synode hervor, daß der einzige rechtgläubige Lutheraner sich in keiner Weise bemüht hat, sich über den heutigen offiziellen Standpunkt**) der General-Synode zu informieren, und Grosse wird vor die Frage gestellt: **"Shall this fourth edition now go out into the thousands of homes and pastor's studies to misrepresent the General Synod and to create prejudice against her?"** Es ist zu hoffen, daß die Bemühungen des Verteidigers der General-Synode, obwohl er seinen Lesern zu sagen hat: **"The real unity of the spirit does not even exist in the strictest of our Lutheran Synods,"** von Erfolg gekrönt werden und es bald zu einer wahren „Concordia" komme.

Wir wollen der Kürze wegen da beginnen, wo der Verteidiger der General-Synode sich anschickt, mit dem „einzig rechtgläubigen" Büchlein abzuschließen. Grosse hatte der General-Synode unter anderem vorgeworfen: „Ihren unionistischen Charakter zeigt die General-Synode auch darin, daß in ihrer Agende für die Feier des hl. Abendmahls nicht eine lutherische

*) Unterscheidungslehren — T. J. Grosse.

) **The Formulation of the general Synod's Confessional Basis by J. L. Neve.

Spendeformel mit einem Bekenntnis, sondern eine unirte (nach Grosse ist der Buchstabe „e“ bei den Verben auf „ieren“ ausgelassen) Spendeformel vorgeschrieben ist. Da wird nämlich zu den Kommunikanten nicht gesagt: „Dies ist der wahre Leib eures Herrn Jesu Christi,“ sondern: „In der Nacht, da unser Herr Jesus verraten ward, nahm er Brot, und da er gedankt hatte, sprach er: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das tut zu meinem Gedächtnis,“ und ein Reformirter, der das hört, wird sich genau dasselbe dabei denken, was er sich bei den Einsetzungsworten Christi auch denkt, und darum hat man in allen unirten Agenden eine solche erzählende Formel gewählt.“ Vor einigen Jahren (vergl. Magazin 1910, No. 2, Seite 139) waren die einzig rechtgläubigen Lutheraner über die General-Synode sehr aufgebracht, darüber, daß sie “Christian Science as the foreshadowing of the anti-Christ” ansah. Aber man ist fast gezwungen zu glauben, die Witzigkeit der Eddyiten ist nicht ganz spurlos an dem Verfasser der Unterscheidungslehre vorübergegangen, zumal wenn man an das Zentral-Motto denkt, das die „Mother“ ihrem schriftlichen Heiligtum aufgeprägt hat: “There is nothing either good or bad, but thinking makes it so.” Die Gabe des Christus abhängig von dem Denkprozeß des Reformierten, Lutheraners oder wie die zahlreichen Denominationen sonst alle heißen mögen. Es ist gut, daß der, welcher mit Recht den Namen führen darf, den man einer ganzen Kirche aufgeprägt hat, der einzigartige deutsche Luther, der, obwohl er soviel über das Geheimnis der Gabe Jesu im Abendmahl gedacht, daß es heute nötig ist, eine Konstruktion seiner Abendmahlslehre zu schreiben, daß er als einzige Bedingung des würdigen Genusses nichts anderes verlangt, als das eitel gläubige Herz, das unbekümmert um die Gedankenformen der Jahrhunderte ausruft: „Für mich starb Jesus, meine Sünden sinds, die ihn in den Tod gebracht.“

Während aber Luther, obwohl er es praktisch selbst nicht immer ausgeführt hat, das eitel gläubige Herz als Grundbedingung für einen würdigen Abendmahlsgenuß ansah, erfahren wir von dem Vertreter der General-Synode “and I am glad that the General Synod, in the adoption of her ‘Ministerial Acts’ in 1899 omitted that general invitation to all who love the Lord Jesus.” Für die Väter der General-Synode war jene Gnadenwirkung Jesu, die Liebe zu ihm, das einzige Erfordernis beim Herrenmahle teil nehmen zu dürfen. Heute aber wird jene Einladung “to all who love the Lord Jesus” angesehen “as an expression of indifferentism in so important a doctrine,” und es wird ein “agreement on the dividing doctrines” verlangt, ehe es zu einer Altargemeinschaft kommen kann, daher die Anwendung der “Akron resolution: Lutheran altars for Lutheran communicants only.” Aber in demselben Büchlein vernehmen wir angesichts dieser Forderung, daß zuerst ein “agreement on the dividing doctrines” kommen müsse, einige Thesen, die nicht uninteressant erscheinen:

1) “There will never be unity among Christians in absolutely all matters. 2) The unity of the spirit of which Paul speaks (Ephes. 4: 3) can exist between brethren even if they should not agree in all the finisses of theology. (Wo die finisses anfangen wird nicht gesagt). The fides quae creditur must, in its rightful connection with fides qua creditur neither be underrated nor overrated. To overrate it is the serious mistake of the stricter Lutheran synods. 3) But even as to questions in which there ought to be a unity of the spirit in a church, it will often

be "in part only; imperfect as long as we only 'know in part' etc. 4) And where, as in the general Synod, assent is not obtained by means of force, there the imperfection of the unity of the spirit will always become more or less evident, while in the more rigorous synods this same imperfection exists but will be concealed."

Schön gepredigt, und doch liegt der oben erwähnten Akron Resolution jener Kardinalfehler des Konfessionalismus zu Grunde, Abendmahlsgemeinschaft nur auf Grund der völligen Uebereinstimmung. Daß diese Resolution berechtigt ist und "that such only who can agree in the doctrine of the sacrament should commune together" wird von seiten des Verteidigers der General-Synode durch Beispiele aus der Kirchengeschichte zu erhärten versucht. Es wird auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß weder Luther noch Melanchthon sich dazu verstehen konnten, in Gemeinschaft mit Zwingli das Abendmahl zu genießen. Erwähnt wird aber nicht, daß obwohl in den späteren Jahren Melanchthon unter starkem Verdachte „zwinglischer Lehre" stand, und von einer Uebereinstimmung zwischen den beiden deutschen Reformatoren betr. der Abendmahlslehre nicht mehr die Rede sein konnte, dennoch Luther „sein Herz mit Melanchthon teilen" wollte und Abendmahlsgemeinschaft mit ihm pflegte. Ferner wird noch ein Zitat aus Speners letzten theologischen Bedenken angeführt. Wir möchten angesichts dieses Spenerschen Zitates bemerken, wie sich einstens Dr. De Valenti gerade über diesen Punkt äußerte: „Namentlich spricht sich Schreiber*) dieses alles Ernstes gegen die Vermessenheit derjenigen Lutheraner aus, welche behaupten, daß die Reformierten darum kein rechtes Abendmahl haben, d. h. daß der Leib und das Blut Christi bei demselben darum nicht gegenwärtig sein könne, weil die meisten Reformierten in der Lehre von dem Abendmahle teils im Irrtum, teils im Unklaren sind. Daß dieses Urteil nicht einmal lutherisch ist, geht aus der lutherischen Lehre von den Sakramenten von selbst hervor. Ist z. B. eine Taufe gültig, welche von einem römischen, oder rationalistischen Prediger nach der Regel der hl. Schrift vollzogen wird, warum soll denn das Abendmahl einer Kirche nicht das rechte sein, welche mit uns auf dem Felsengrund des Heils gegründet ist, und mit uns, als eine wahre Kirche des Herrn, ganz dieselben teuren Gottesverheißungen bekommen hat (Matth. 18, 20). Es gibt aber auch gottlob noch andere Lutheraner, welche sich von dergleichen Urteilen frei erhalten haben. Hierher gehört namentlich der selige Spener, welcher sich mit Bestimmtheit dafür erklärt, daß der wahre Leib und das Blut Christi auch bei dem reformierten Abendmahl gegenwärtig sei. (Bedenken T. 1, Kap. 11, S. 84, Hallesche Ausgabe v. J. 1721). Dr. De Valenti hätte bei seiner obigen Behauptung denselben Spener anführen können, der, als die Pitetisten nicht mehr am Abendmahle der Landeskirche teilnehmen wollten, und dies hätten sie doch angesichts der reinen Lehre tun können, klagend ausruft: „Was der Satan durch offenbare Feinde..... nicht hatte hintertreiben können, das schöne Wachstum..... ward dadurch, daß sich ein Teil der Erweckten von der öffentlichen Abendmahlsgemeinschaft zurückzog, gleichsam auf einmal also niedergeschlagen, daß ich es die ganze Zeit meines Daseins nicht wieder in den vorigen Zustand zu bringen vermocht habe."

Wer das Ziel der Gemeinde Christi, die Einheit der Erkenntnis, als

*) Thesen über die Lehre von der Kirche: Dr. De Valenti.

Grundlage der Gemeinschaft macht, setzt das apostolische Ideal „bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes,“ zur wertlosen Phrase herab. Wer nicht vom Standpunkt der komparativen Symbolik aus schreibt, sondern vom Standpunkt „Unterm Kreuz,“ der kommt zu ähnlichem Resultat, wie der gottbegnadigte Dr. H. Hoffmann, Pastor an St. Laurentii zu Halle,*) der sich einstens in einer Predigt über Eph. 4, 11 bis 16 also äußerte: „Vorwärts zur Einmütigkeit der Kirche. Nicht daß wir sie um jeden Preis sollten erkaufen wollen. Nur die vom Herrn seiner Gemeinde anvertraute seligmachende Wahrheit zu behaupten, ist kein Preis zu teuer. Geschiedene Wege müssen wir Evangelischen und die katholische Kirche gehen — es gibt keinen Vertrag mit ihr, weil sie das einzige Verdienst des Heilandes schmälert und die Gemüter in ihre falschen Satzungen gefangen nimmt. Dagegen sollen wir uns sehnlichst ausstrecken nach kirchlicher Vereinigung mit allen, welche Christo und dem Wort seiner Apostel die gebührende volle Ehre geben. Durch seine Leitung ist manche Scheidewand zwischen der Kirche lutherischen und der reformierten Bekenntnisses gefallen. Er will das Getrennte zusammenfügen. Erkennen wir den Willen des Herrn, schneiden wir nicht das Altartischtuch zwischen uns und den Brüdern reformierten Namens durch. Nicht rückwärts in die Enge, in den Hader, in die Zerspaltungen, sondern vorwärts zur Annäherung und endlich zur Einmütigkeit weist der Finger des Herrn alle, welche frei von Menschensatzung ihr Heil allein auf die im Evangelium gelegten Gründe bauen.“

Aber auch nach anderer Seite hin ist der Verteidiger der General-Synode bemüht, zu erweisen, daß die General-Synode die Augustana annähme, oder, um besser den spezifischen Ausdruck des Prof. zu gebrauchen, daß man so stehen wolle, wie die Väter 1530 standen. Der inzwischen verstorbene wackere Führer der Ohio-Synode, Dr. Loy, hatte eine Erklärung der Augsburgischen Konfession herausgegeben, welche in dem „Lutheran Observer“ („General Synod“) ungünstig rezensiert wurde. Daher die Anklage von seiten Ohios, that the General Synod not even accepts the Augustana. Hierauf äußert sich nun der Professor dahin: The principal objection of the Observer to Dr. Loy's book was this, that it seemed to show hardly a trace of familiarity with modern theological thought, even not with that of a decidedly Lutheran stamp. Dr. Loy, in his exposition of the articles of the Augustana, has ignored th development of confessional theology as represented by the men of the Erlangen school (Hoffmann, Thomasius, Frank, Ihmels). For between the theology of the sixteenth century and most of these men just mentioned there is no material, but merely a formal difference. The difference is in forms of thought, in "Gedankenformen."

Dieser von den Neu-Lutheranern geprägte „terminus“ überbrückt aber keineswegs den tatsächlichen Unterschied zwischen der Theologie des 16. und 20. Jahrhunderts. Die herkömmliche Unterscheidung zwischen der Substanz und der Form des Bekenntnisses ist ja nichts anderes als ein Zugeständnis dieser Tatsache. (R. E. 20, 260). Wer im Brusttone der Ueberzeugung behauptet zu stehen, wie die Väter 1530 standen, der sollte demgemäß auch dieselben Formen sehen wie die Väter, und er hätte es dann nicht nötig, seine Gedanken umzuformen; wessen Auge aber andere Formen erblickt, der hat

*) D. Hoffmann: Unterm Kreuz, Predigten über freie Texte.

auch seinen Standpunkt verändert. Wenn demgemäß Dr. Loys book "moves exclusively in the forms of thought of the theology of the sixteenth century," so liegt hierin eine viel bessere Garantie, die Behauptung aufrecht erhalten zu können, man steht wie die Väter standen, als in der beständigen Veränderung des Standpunktes, wo durch Verschiedenheit der imagines die Gedanken geformt werden.

Was aber speziell die von dem Prof. erwähnte Erlanger Schule betrifft, so gilt doch bei aller Anerkennung der von ihr ausgegangenen Wirkungen, daß die Methode dieser Schule ebenso zeitgeschichtlich bedingt ist, wie jede andere Methode. Zudem muß es aber noch sehr fraglich erscheinen, ob die Väter anno 1530 nicht doch ihre ernsten Bedenken gehabt hätten, daß man erst aus dem empirischen Erlebnis der Wiedergeburt auf die imminenten, trenszendenten und trenseunten Objekte schließt, die dieses Erlebnis möglich machen. (cf. Frank, System der christl. Gewißheit.) Dadurch wird der Glaube von der Reflexion der eigenen Zustände und der damit verbundenen Schwankungen abhängig gemacht. Die Väter aber führen uns nicht erst zur Beschauung unserer eigenen Christlichkeit, sondern zu dem, der den Grund gelegt hat, Jesus Christus.

Kehren wir aber nach dieser kurzen Abschweifung zurück und besehen uns, wie der Verteidiger der General-Synode die Anklage des Missouriers, daß die General-Synode ihren 'unionistic' character auch durch ihre gebräuchliche Spendeformel zeige, abweist. Grosse "seems to have failed to examine for himself the only official "Ministerial Acts" as adopted in 1899 in York, Pa. There he can read on page 60 the forms of distribution exactly as they were used in the old Lutheran Church of the sixteenth century." Es ist bekannt, daß zur Reformationszeit die Spendeformel in den Kirchen-Ordnungen variierten, bis dann die luth. Kirche es für nötig fand, die Formel zu acceptieren: „Nehmet (nimm) hin, und esset (iß), das ist der Leib Jesu Christi, der für euch (dich) gegeben ist," woran etliche Kirchenordnungen Variationen hinzufügten, wie „der stärke und erhalte" etc. Die Verstärkung der „wahre" Leib wurde erst 1591 hinzugesetzt. R. E. 1, 73. Für die Leser ist es darum wichtig, zu erfahren, durch welche Formel die General-Synode sich ihres unionistic characters entledigt hat, und sich als solche behaupten kann, die stehen wollen, wie die Väter 1530 standen. In dieser offiziellen Ausgabe 1899 (Pocket Edition) lesen wir:

"Take eat, this is the body of Christ given for thee."

"Take and drink, this is the blood of the New Testament, shed for thy sins."—

Da nun aber die evangelische Synode nach Grosse auch den Greueln der gottwidrigen Union verfallen ist, so wäre es angebracht, auch die Spendeformel derselben zu erfahren und mit der obigen zu vergleichen. In der offiziellen Agende (Taschenformat) findet sich folgende Formel:

„Nehmet hin und esset, das ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi, der für euch gebrochen ist. Solches tut zu seinem Gedächtnis."

„Nehmet hin und trinket alle daraus, das ist der Kelch des Neuen Testaments in Christi Blut, das für euch vergossen ist zur Vergebung der Sünden. Das stärke und bewahre eure Seelen zum ewigen Leben."

Selbst ein rechtgläubiger Lutheraner kann beim Vergleich der beiden Spendeformeln keinen Unterschied finden, besonders wenn er die in der Reformationszeit gebräuchlichen Formeln ins Auge faßt. Wenn nun der Ver-

teidiger der General=Synode durch die offizielle Spendeformel zu beweisen sucht, daß die General=Synode keinen unionistischen Charakter habe, sondern gut lutherisch sei, dann muß demgemäß die evangelische Synode auch schon länger lutherisch sein, zumal sie sich nicht erst seit 1899 dieser Spendeformel bedient.

Daß der Verteidiger der General=Synode dem missurischen Verleumder allen Ernstes zuruft: And if account has to be rendered some day for every idle word, how much more for words perpetuated in a book and sent out as a guide for the church?—mag angesichts der Tatsachen als berechtigt erscheinen, und doch erscheint diese Warnung in einem sonderbaren Lichte wenn man vernimmt, was der Prof. of Symbolics über die evangelische Synode zu sagen weiß.

"The Lutheran Evangelist in its dying hours suggested again and again that the general Synod should unite with the "German Evangelical Synod of America," a body which stands for the principle: organic union between Lutherans and Reformed on the basis of an indifference as to the dividing doctrines of the two churches. The German Evangelical Synod declares in its confessional paragraph its acceptance of the Augsburg Confession and Lutheran Catechism, *but together with the Reformed Heidelberg Catechism, and where these two confessions disagree, liberty on the basis of the Scriptures shall be given to both views.* Now whenever the proposition to unite with this body should come before the General Synod it would be found that she rejects unionism. She will never accept anything less than the Augsburg Confession, nor will she unite with a body that limits the obligation to the Augustana to the elements that we have in common with the Reformed Churches."

Zu dieser Darstellung unseres Bekenntnisstandpunktes, wie sie der Verfasser der „Thoughts" darbietet, vergleiche man die an den Missurier gerichtete Mahnung, angesichts seiner Darstellung der General=Synode: "The misrepresentation which this book contains ought to trouble the conscience of a normal Christian." Selbst wenn der Konfessions=Paragraph der evangelischen Synode wie vom Professor dargelegt, dahin lauten würde, daß "liberty on basis of the scriptures shall be given to both views," so wäre das ja nur eine direkte positive Ausführung seiner ersten These: "There will never be unity among Christians in absolutely all matters."

Wenn die evangelische Synode in Anbetracht der Differenzpunkte sich nur an die betr. Stellen der hl. Schrift hält, so tut sie damit nichts anderes, als es Anhänger streng luth. Synoden auch tun (cf. Theol. Quartalschrift der Wisk. Synode, Okt. 1914, S. 231), wenn sie sagen, das Schriftwort ist der Glaubensgrund, nicht die Lehrsätze, die die Dogmatik abstrahiert und zusammenstellt. Verwirft die luth. General=Synode den Standpunkt, so muß sie logischerweise die betr. Bibelstellen selbst verwerfen. Wenn die evangelische Synode in Berufung auf die Schrift allein, dabei nicht ein mechanisches Referieren der Bibelstellen im Auge hat, noch wie die General=Synode als höchstes Ziel „zu stehen wie die Väter 1530 standen," erstrebt, so tut sie das im Bewußtsein, daß der Herr heute noch wie ehedem seine Kirche regiert, und fahren wir mit einem Lehrer der evangelischen Kirche (Schlatter) fort, auch im Bewußtsein, daß Gottes Gnade auch heute über unserm Intellekt leuchtet und ihm die Wahrheit gibt, die unserm Sehvermögen entspricht, und

begnadet unsern Willen, damit wir das tun, was jetzt die Not der Zeit verlangt und die Kraft der Zeit zu leisten vermag.

Der heillose Einfluß der Geldfürsten dieses Landes auf die Lehranstalten.

Wir haben früher schon mehrfach darauf hingewiesen, wie die von Millionären gestifteten und beschenkten Schulen dem unheilvollen Einfluß des Unglaubens und Mammonsgeistes unterstehen. Ein eklatantes Beispiel davon berichtet „The American Lutheran Survey" in der Nummer vom 22. Februar d. J., unter der Ueberschrift:

Carnegie or Christ?

Es wird da berichtet, daß Herr Carnegie in der von ihm gestifteten technologischen Schule zu Pittsburgh eine Ansprache gehalten hat, in welcher er sagte, es sei in den Schriften mancher Poeten mehr Religion als in denen des Alten Testaments.

Dieser Satz in seiner allgemeinen Unbestimmtheit dürfte freilich schwer zu widerlegen sein. Und daß ein Mann, der den Goldklumpen zu seinem Götzen gemacht hat, verächtlich vom Alten Testament spricht, braucht uns nicht zu wundern. Wer freilich ohne den Heiland nicht fertig werden kann, dem dürfte das Wort Joh. 5, 39 und 2. Tim. 3, 15. 16 eine andere Meinung vom Alten Testament beibringen als die von Herrn C. geäußerte.

Zu beklagen ist nur, daß dieser Mann glaubt, berechtigt zu sein, den Glauben der Schüler zu untergraben, die in den von ihm gestifteten Schulen studieren.

Das obengenannte Blatt sagt mit Recht: Nach unserer Meinung wäre es unendlich besser, wenn jener Skeptiker sein Gold in einen seiner Stahlschmelzöfen werfen würde, als Schulen zu beschenken und dann den Glauben ihrer Studenten zu untergraben. Wir verachten Ignoranz, aber wir hassen Atheismus, und zwischen den zweien: lieber Ignoranz. Wir wollen lieber das himmlische Ziel erreichen ohne einen Buchstaben vom Alphabet zu kennen als zur Hölle zu fahren mit den Kreditzeugnissen Carnegies. — Was immer andere wünschen mögen, wir wollten lieber, daß eines Mannes Geld mit ihm ins Verderben fahre (Apg. 8, 20) als es als Kaufpreis annehmen für den Glauben, der den Heiligen überliefert ist.

Würdige Spießgesellen.

Wer die verschiedenen Nummern der Continental Times*) zu lesen Gelegenheit hat, der bekommt einen Begriff von der bodenlosen, verbrecherischen Verworfenheit der Alliierten, wenn er sieht, zu welchen Mitteln sie greifen, um ihre Zwecke zu erreichen. Ein Supplementblatt berichtet von dem Bemühen der britischen Gesandtschaft in Norwegen, einen jungen norwegischen Mann zu Verrat und Meuchelmord zu verführen. Das Blatt bringt ein Facsimile des schriftlichen Versprechens, das der Gesandte Findlay dem Norweger gegeben hat, welche Belohnung er bekommen solle, wenn er tot oder lebendig den Irländer Roger Cesement den

*) The Continental Times. A journal for Americans in Europe. Issued every Monday, Wednesday, Friday, in Berlin, W., 50. Augsburger Str. 38. Preis: Amerika 75 Cts.

Briten in die Hände liefert. Dieser irische Patriot war den Machthabern in London ein Dorn im Auge, und es war ihnen kein Preis zu teuer, um seiner habhaft zu werden. Während der Verhandlungen schon, auf die Adler Christensen zum Schein einging, wurde ihm in der Gesandschaft zweimal baar Gold gegeben; einmal 500 Norw. Kronen, ein ander mal eine ähnliche Summe, um den Mann sicher zu ködern. 5000.00 Pfd. Sterling wurden ihm versprochen, ja man war willens sogar 10,000 Pf. zu bezahlen; und das alles geschah im Namen und Auftrag von Sir Edw. Grey! Wir geben hier die Abschrift des schriftlichen Versprechens, das der Gesandte so unvorsichtig war, dem jungen Mann zu geben, den er zum Meuchelmord verführen wollte.

On behalf of the British Government I promise that if thru information given by Adler Christensen, Sir Roger Casement be captured with or without his companions, the said Adler Christensen is to receive from the British Government the sum of £5,000 to be paid as he may desire.

Adler Christensen is also to enjoy personal immunity and to be given a passage to the United States should he so desire it.

M. de C. Findlay, H. B. M. Minister.

Wir haben das Facsimile des Schreibens hier vor uns liegen, und wollen es als Beweis-Dokument aufbewahren.

Das Schreiben sagt nichts von Meuchelmord, will nur den Mann zum Verrat verleiten. Aber das Blatt gibt einen Abdruck eines Briefes, den Sir Casement an den Meuchelmörder in London, Sir Edw. Grey, geschrieben hat, denn dieser war der Urheber und Anstifter zu dem Verbrechen. Da wird kurz berichtet, was für Methoden man dem Norweger angeraten oder angedeutet hat, um Casement beiseite zu schaffen. Man sagte ihm quite plainly the methods to be employed, by assuring Adler Christensen, that whoever KNOCKED HIM ON THE HEAD need not do any work for the rest of his life and proceeded to apply the moral by asking Christensen: "I suppose you would not mind having an easy time of it for the rest of your days."

Eine spätere Ausgabe sagt, man habe Adler den Rat gegeben, Casement in Berlin unter irgend einem Vorwand unter eine große Volksmenge zu locken und dann, da Casement kein Deutsch kann, laut zu rufen, Casement sei ein englischer Spion. Das werde einen großen Auflauf geben. In diesem Aufruhr solle er Casement niederschlagen und sich in der Menge verstecken, dann werde er leicht unentdeckt bleiben und entfliehen können.

Das sollte genügen, um den verbrecherischen Charakter der Regierungsmänner in London bloßzustellen.

Ein Seitenstück zu dieser britischen Verworfenheit lieferte ein anderes Supplement derselben Zeitung vom 12. Februar. Dasselbe bringt eine Abbildung von gräßlich zugerichteten Leichen, Kindern und Erwachsenen, z. T. im Sarg liegend. Diese Bilder wurden in Rußland herausgegeben mit der Bezeichnung: "German atrocities." Jedes Bild trägt eine eigene Unterschrift und soll andeuten, welche Barbareien sich deutsche Soldaten an russischen Personen erlaubt haben. Aber, aber! „Die Lügen haben kurze Beine." Es wurde festgestellt und nachgewiesen, daß es Bilder waren, die im Jahr 1905 und 1906 aufgenommen wurden nach einem russischen **Progrom gegen die Juden.** Diese Bilder haben die russischen

Barbaren hervorgesucht, abgedruckt und mit falschen Unterschriften versehen, um die Deutschen als Barbaren bloßzustellen. Zu solchen Mitteln greifen die edlen Russen, um das deutsche Volk schlecht zu machen. Von Frankreich werden ähnliche schlechte Streiche berichtet, die sie anzettelten, um Deutschland und Oesterreich hinter einander zu hetzen.

Und mit solchen Verbrechern sympathisiert unsere Regierung und besonders unser moralischer Tugendheld Bryan, der mit papiernen Verträgen den Krieg aus der Welt schaffen will, aber keinen Finger regt, um der schändlichen Waffenausfuhr für die Feinde Deutschlands ein Ende zu bereiten.

Und unsere englische Tageszeitung, die mit größtem Behagen alles abdruckt, was gegen die Deutschen geht, weiß von solchen verbrecherischen Schändlichkeiten der lieben Briten und Russen nichts zu berichten.

Prof. Strack schrieb einem französischen Professor in Genf, der die Frechheit hatte, in einem Briefe die Lügen der Alliierten aufrecht zu halten:

„Ich bedaure, daß ich mich in der Voraussetzung getäuscht habe, daß ein Mann, der sein Bestes Deutschland verdankt und in Deutschland nur Gutes erfahren hat, bemüht sein würde, unparteiisch den wirklichen Sachverhalt kennen zu lernen. Wer sich wohl fühlt in der Gesellschaft der englischen Meuchelmörder Grey und Findlay, der russischen Mordbrenner und der heimtückischen Belgier, den beneide ich um diese Gesellschaft nicht. Die Tatsache, daß Belgien die Neutralität seit 1906 beständig gebrochen hat, ist urkundlich erwiesen, und diejenigen englischen Politiker, welche wenigstens gelegentlich noch etwas Wahres sagen können, haben offen ausgesprochen, daß nicht „die Verletzung der belgischen Neutralität," sondern das Aufblühen des deutschen Handels und Gewerbefleißes der wahre Grund des Krieges gewesen ist. Deutschland hat in diesem Kriege ein gutes Gewissen und wird auch über eine Welt von Feinden siegen. Ich bin stolzer als je, ein Deutscher zu sein."

Die Heuchelei der Franzosen entlarvt.

Es ist sicher noch in der Erinnerung unserer Leser, welche Jammertöne die französische Presse angeschlagen hat, über die angebliche Zerstörung der Kathedrale von Rheims durch die deutschen Barbaren und Hunnen. Und die feile, englisch-amerikanische Presse dieses Landes wurde nicht müde, diese Anklagen zu wiederholen und weiter zu verbreiten. Doch „die Lügen haben kurze Beine" und werden von der Wahrheit eingeholt. Und es ist wie eine Ironie der Weltgeschichte, daß ein Franzose, Maurice Barrès, schon vor dem Krieg ein Buch geschrieben hat, das die unglaubliche Barbarei der Franzosen gegen ihre eigenen geschichtlichen Denkmäler und geweihten Stätten, in schärfster Sprache an den Pranger stellte.

Vor uns liegt ein in Berlin veröffentlichtes Bulletin (No. 60, 1914), das in englischer Sprache erschien, um für weite Verbreitung unter den durch englisch-französische Lügen vergifteten Völkern desto besser dienlich zu sein. Wir geben dem Bulletin in englischer Sprache Raum, annehmend, daß unsere Deutschen Leser es doch verstehen werden.

The Stupid Rage of the Barbarians.

"The stupid rage of the barbarians" (*la rage imbécile des barbares*) —"a regular barbarous government"—the beginning of an era of vandalism"—"our poor churches! Exposed to what? To stupidity"—"the gross and malicious stupidity running the churches of France, is everywhere despised"—

It is the well-known French writer Maurice Barrès, member of the Academy, using these expressions. Of course against the Germans these so-called demolishers of the cathedral of Reims? Oh, no—they are meant for the French, for the French government, for the disrespect and senseless destruction of French art-monuments thru French authorities, French communities, French barbarisms. These sentences, cited here, can be found in the book by Barrès appeared in 1914 in the 12th edition: "*La piete des eglises de France.*" For the under-standing of the contents of this book it may be reminded of the quite known law about the separation of church and state in France. As much however was written at that time in the world's press about the law a small paragraph was nearly always overlooked. In this, it was given full power to the communities, possessing churches, to maintain the churches or not, to spend money for the churches or not. If the building is in a too bad condition, says the law, the communities only have to withdraw it from its former destination, and to pull it down, if it is going to wreck and ruin.

This is the law, in which the French government has expressed in a documentary and everlasting way its want of interest for art-monuments of which France is so rich; about the same time when in Germany the law was issued, that the maintainence and saving of historical and art-monuments was made a duty. But what consequences had this paragraph, almost provoking neglect and destruction? The answer may be given by the book of Barrès. There one can read (page 145): "The catholic committee of religious defence has photographed 40 churches, which had been sentenced to death—for nothing else, but for pleasure." Sentenced to death, and sometimes to something worse even: to shame. Hereof Barrès gives a really disgusting example. "The tower of Saint-Martin at Vendôme, a beautiful monument from the 15th century, a counter-part of the tower Saint-Jacques at Paris, was to be repared. The community council was against it, but before the excitement of the inhabitants it gave in: at any rate it was to be utilized! Do you know to what it shall serve? Public W. C. * were established in it. During the works, human bones were found, and even a whole skeleton. Instead of bringing them to the church-yard, they were put under the closet-pipes and the local paper justified this deed, with following words: 'We establish on sacred ground a temple for the God of digestion.' Two stones were still necessary for the closure. The adjunct used two old tomb-stones thereto" (pages 288, 305).

How irreverently the French act against many, old and artistic valuable monuments, thereof Maurice Barrès tells many cases being really shocking. There is for instance the church of Taigny (depart-

*) Abtritt!

ment Yonne) an interesting monument from the end of the 15th century, of very graceful Gothic style, described in special collections, mentioned expressly at architecture-congresses.—"The pick is put to it, the roof-slates are already removed" (page 22). "In Cinqueux, a church-pillar had given way a little. With a few teams and planks it could have been repared again. By the comunity a colonel, a sergeant, and six engineers were ordered, which should blow up the tower. They had to load three times 5—6 kilogrammes melinite. And now the passer-by notices in the blown up and gawning nave with astonishment the paintings on glass and Renaissance wood-carvings in splitters, the altars fallen down, the statues broken. Age, thunderstorms, the 'Jacquerie,' the wars with England, the revolution, have devasted Cinqueux, but its old Romanesque church and its tower from the 11th century, one of the oldest in France, were spared.—When the inhabitants of Cinqueux complained by the prefect, he answered: 'But what is the matter? I have made a beautiful ruin for you. The strangers will come to look at it. Make a fence round it with a turn-stile and take a franc for the entrance, and you will earn money still' " (page 23, 77, 382). "In Grisy-Suisnes an auction was arranged, in the church before the axt was put to the old church, and so became a gross blasphemy. The young fellows of the village dressed in the sacristan's dresses, in red soutanes, and callotes; they sang indecent songs, and images of the Virgin, confessing boxes, holy effects were bartered away on the rag-fair. Then they went to the church, altho the parson had raised over the half of the sum, what the repairing of the church would have cost. In Bornel 15,000 Francs were offered for the repairing of the church, a wonderful monument of the 12th and 13th century. The architects demanded the protection, but a small shop-keeper declared, the church had no archæological worth and this could not be done" (page 13, 18, 209).

These are the descriptions and accusations of the same Maurice Barrès, who now suddenly has changed his opinion, and wants to make the Germans to the "Barbarians." How strange! Everywhere he needs in his book symbols for his cause, conjurors for it, he calls Germans for help. He calls up Dürer, Faust, Goethe, Beethoven. These seem to be now, for him the—real barbarians.

Kann es einen abscheulicheren Barbarismus geben gegen ehrwürdige Denkmäler und heilige Stätten, als die atheistischen Franzosen ihn verübt haben?

Literatur.

A FORWARD LOOK. In January of this year THE EVANGELICAL HERALD entered the second year of its existence (the fourteenth of the Messenger of Peace, which it superseded). The past year has been one of progress and achievement for the paper, according to the verdict of a large number of representative pastors and people from all parts of the country. The editor is deeply grateful for all the appreciative opinions that have come to him, and would take advantage of this occasion to register his determination to make the paper still more worth while to its readers and to the Church it represents. No one realizes the need

for further improvement as keenly as the editor himself, and nothing is being left undone to make the paper increasingly attractive and useful. The new caption gives it more distinctive appearance and the added feature announced on page seven will go far in making it more helpful to every reader. It continues to stand for truly broad and positive Evangelical Christianity, for the Gospel of Jesus Christ, and Him crucified, as the Son of God and the only Saviour, Redeemer and Lord of men, and for the sufficiency of that Gospel to meet humanity's deepest and most urgent needs. Tho not using the German language, THE EVANGELICAL HERALD is proud of its relationship with the best and highest ideals of German Christianity and cherishes the sincerity and depth of religious feeling, the freedom of religious thought combined with the insistence on positive, practical and progressive religious activity that have always characterized the best ideals of German Christianity, as one of the most valuable contributions that can be made to the religious progress of America and of the world. In the midst of the cloud thru which the character of the German people is now passing THE EVANGELICAL HERALD gladly bears witness to German truthfulness, loyalty and devotion to principles as essential characteristics of true religious life.

In view of the principles for which the EVANGELICAL HERALD stands we again call attention to the service to be rendered by introducing the paper to those who are as yet unfamiliar with it. Those who believe in Evangelical Christianity and desire to promote the work and the interests of the Evangelical Church in America can render a specific service to their acquaintances and to the community in which they live by securing as many new subscribers as it may be possible to obtain. THE EVANGELICAL HERALD is not a rival but a brother to the *Friedensbote*, and is engaged in the same common task. Many of our most intelligent and progressive people realize this and are regular readers of both. Since the profits earned by the HERALD are also used for the support of the different branches of our denominational work it has the same claim upon the loyalty of all our pastors and people as any other periodical. All our church members are partners, as it were, in the denominational publishing business, and the profits of which are dependent upon the circulation of the different periodicals. Merely as a matter of business, therefore, all should be interested in helping their church realize the largest possible income from its investment. By the way, a more frequent mention of the HERALD in the various parish papers, perhaps a standing advertisement or announcement of all Evangelical periodicals and publications, would be a great and highly appreciated help. If *all* our readers would take an active interest in getting others to read the paper that has been benefiting them for years, they would be rendering a great and lasting service to their friends, their church and their denomination. To do this requires no talent, training or money, only the earnest desire to *do something* for your Church and for somebody else.

Vom Verlag von Joh. Blanke, Emishofen, Schweiz, kam uns zu: **Graf Zeppelin, der Eroberer der Lüfte.** Ein Vorbild für das deutsche Heer und Volk. Von Alexander Bömel. Mit 16 ganzseitigen Bildern nach Gemälden, Zeichnungen und Photographieen. 3. Aufl. 11—15 Tausend. Preis 40 Pf. 47 Seiten.

Eine kurze Lebensskizze des Erfinders des lenkbaren Luftschiffes, das im gegenwärtigen Kriege eine so bedeutende Rolle spielt und der Schrecken der Engländer ist. Mit welchen Enttäuschungen und Unglücksschlägen der edle Graf zu kämpfen hatte, bis er den Triumph erlebte, daß das Luftschiff allgemeine Anerkennung fand, ist z. T. ja aus der Geschichte der letzten Jahre bekannt. Hier ist's in aller Kürze zusammengestellt. Es war ein Heldengeist nötig, um die Hindernisse zu überwinden und zuletzt seine Arbeit mit solchem Erfolg gekrönt zu sehen. Die Quelle seiner Kraft aber lag in seinem unerschütterlichen Gottvertrauen, mit welchem er nach jedem Unglücksfall von neuem die Arbeit aufnahm. In beiden Stücken, in dem unerschrokkenen Mut, eine fast hoffnungslose Erfindung zu solchem glücklichen Ende zu führen und in seiner Gottesfurcht und Demut steht der große Mann als ein Vorbild da für Alt und Jung. Als nach dem großen Triumph seiner Fahrt über ganz Deutschland zurück über Stuttgart nach Echterdingen der Erfolg seiner Erfindung vor den Augen des ganzen Volks demonstriert war, da traf ihn gleich hintendrein das große Unglück, daß das Schiff durch Wetterschlag vernichtet und verbrannt wurde. Da aber raffte sich das ganze deutsche Volk auf zu einer Spende von 5 Millionen Mark, um den Erfinder zu ermutigen und in den Stand zu setzen, sein Werk von neuem aufzunehmen. Getragen von der Gunst der deutschen Fürsten und des Volkes hat der edle Graf seither unermüdlich weiter gearbeitet, um seine Erfindung zu größtmöglicher Vollendung zu bringen.

Der billige Preis ermöglicht es ja wohl jedem, sich diese Schrift zu verschaffen, die zugleich zum Besten der Verteidigung des deutschen Vaterlandes ihr kleines Teil beitragen soll.

Aus gleichem Verlag kam: Johannes Hus, ein Wahrheitszeuge. Gedenkblatt zur 500jährigen Gedächtnisfeier seines Zeugentodes 6. Juli 1915, von R. Hauri. 64 Seiten. gr. 8°. Umschlag-Zeichnung von Prof. H. Bachmann. Mit 22 Illustrationen nach Gemälden und Stichen berühmter Meister und 7 Originalzeichnungen von W. Ritter nebst einer Kunstdruck-Beilage. Preis 50 Pf.

Johannes Hus, der Vorläufer der Reformation, der schon 100 Jahre vor Luther den Zeugentod für das Evangelium erlitten hat, ist es sicher wert, den Protestanten besonders in diesem Lande aufs Neue vorgeführt zu werden als ein laut redendes Zeugnis davon, welche Tyrannei und welche Treulosigkeit im römischen Papsttum steckt, das unsere optimistischen Amerikaner als so harmlos betrachten. Bekanntlich hatte der deutsche Kaiser damals dem Hus sicheres Geleit und volle persönliche Sicherheit versprochen, wenn er zum Konzil nach Konstanz komme, um sich da zu verantworten.

Aber als er da war, da kam die Falschheit der Römlinge an den Tag. Sie überzeugten den Kaiser, daß man einem Ketzer sein Ehrenwort nicht zu halten brauche. Hus wurde vom Kaiser preisgegeben in die Hände seiner Feinde, die nicht ruhten, bis sie ihn verbrannt hatten. Dasselbe würden heute die Römlinge noch mit 1000 Freuden hier in Amerika tun, wenn sie dazu die Macht hätten.

Vom Verlag des Schriftenvereins in Zwickau, i. S. kam uns zu:

"Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!" Dreißig Andachten für die Kriegszeit. Von Martin Willkomm. Zwickau i.

Sa. Verlag des Schriftenvereins (E. Klärner). 49 Seiten. 8°. Preis: 40 Pf. 10 Exemplare M. 3.50, 1000 M. 30.

Das Büchlein ist auf den rechten Bußton gestimmt. Es ist weit davon entfernt, das deutsche Volksleben zu idealisieren, sondern es spricht die Wahrheit aus, auch wo es Sünden strafen muß. Schon die den Andachten vorangestellten Bibelstellen zeigen den Ernst des göttlichen Gerichts über die Sünde. Dann folgen Andachten, die zum Glauben, Gottvertrauen, Bittgebet, zur Genügsamkeit etc. hinleiten wollen. Ferner eine Hindeutung, daß Kriege und Kriegsgeschrei vom Herrn als Zeichen der letzten Zeit dargestellt sind. Dann der Hinweis auf die Christenhoffnung des ewigen Lebens, der Auferstehung, der ewigen Ruhe des Volkes Gottes. So zeigt die ganze Anlage des Buches einen richtigen Aufbau christlicher Gedanken auf Grund der Buße, die als Grundlage dem Glauben vorangehen muß. So kann das Buch nicht bloß solchen dienen, die von der Kriegsnot unmittelbar betroffen werden, sondern allen Christen, die in mancherlei Anfechtung von innen und außen stehen und den rechten Trost des göttlichen Wortes begehren.

Aus gleichem Verlag (Zwickau i. S.) kamen zwei kleinere Traktate, die als Sammlung unter der Ueberschrift:

„Durch Not und Tod zum Sieg" erscheinen:

No. 3. Unser Missionswerk in Kriegszeiten. Predigt über 2. Tim. 4, 2, gehalten von dem Pastor der separ. evang. luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Berlin, H. A. Amling.

No. 4. Haltet an am Gebet. Betrachtung über Luk. 18, 1—8 in einer Kriegsgebetstunde gehalten von dem 2. Pastor der separ. evang. luth. Dreieinigkeits-Gemeinde in Chemnitz, Pastor R. Kern. Jedes Heft 16 S. stark, für Massenverbreitung bestimmt; einzeln 10 Pf., 25 Ex., auch gemischt 2.25 M.

Diese Schriften können im Volk und Heer gesegnete Dienste leisten und verdienen weiteste Verbreitung.

Ferner Kriegsflugblätter No. 5—8 für verwundete Soldaten und für die Daheimgebliebenen zu Trost und Mahnung.

No. 5. Durch seine Wunden sind wir geheilet.

No. 6. Vom falschen und rechten Trost.

No. 7. Was sagt der Herr Christus vom Krieg?

No. 8. Aushalten — Haushalten.

Im Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart, erschien das nachstehend angezeigte Buch. Es wurde dem Editor vom Verfasser, Past. P. C. Burgdorf, Gardenville, Baltimore Co., Md., direkt zugeschickt. Zu haben im Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Ave., St. Louis, Mo.

Jochen Klingworths Abschied und andere Skizzen. Aus dem amerikanischen Leben von P. C. Burgdorf. 176 S. in Leinwand gebunden. Preis: 85 Cents netto.

Das Buch enthält 13 meist kurze Skizzen, von denen der Verfasser schreibt, sie sind teilweise bereits in Zeitungen wie N. Y. Staatszeitung und anderen, sowie vor allem in christlichen Blättern erschienen. — Es ist Erlebtes, Beobachtetes, das V. in Missouri, New York und Baltimore sah. Die

letzte Skizze wurde durch die gleichnamige englische Skizze angeregt, die er irgendwo einmal las.

Das Buch ist äußerst interessant, und wer erst angefangen hat zu lesen, bedauert nur, daß das betr. Stück so schnell zu Ende ist, und eilt begierig dem nächsten zu, wo sich dieselbe Erfahrung wiederholt. Es zeigt, wie viel es auch Christen und Kirchenleute fehlen lassen an der barmherzigen Menschenliebe, die um die Not der Armen sich eingehend bekümmert und ihr wahre Hilfe zu schaffen sucht. Sich allerlei Wohltätigkeitsvereinen anzuschließen und so ohne persönliche Einsicht und Berührung mit den Armen zu bleiben, im seidenen Kleid an ihnen vorbeirauschen und sie unter der Anklage der Bettelei verhaften lassen — das bringen solche Wohltätigkeitsdamen fertig ohne eine Miene zu verziehen. Das Buch sollte in viele sog. christliche Familien kommen, wo man behaglich dahinlebt ohne die wirkliche Armut und Menschenelend zu kennen.

Wie herzlos können so viele Menschen die Armen abweisen, auch christliche Gemeinden und deren Vorsteher nicht ausgenommen! Davon gibt das Buch ein Spiegelbild.

Möchte das Buch dazu dienen, der Herzenskälte so vieler Christen zu wehren und die wahrhaftige Liebe Christi in den Herzen zu entzünden.

Wir lassen noch ein Stück einer Rezension folgen:

Die „Fürstenwalder Zeitung" schreibt über das Buch: „Es handelt sich in dem vorliegenden Buche um einen wertvollen Beitrag der religiösen Unterhaltungsliteratur ... wertvoll um der fesselnden Darstellung willen. Wie regen die Skizzen zum Sinnen und Nachdenken an ... sie fesseln uns noch lange, nachdem wir sie gelesen ... Mit sicherm Griff hat der Verfasser seine Gestalten aus den Kreisen der Bessergestellten wie in „Marion Lane's Wohltätigkeitsball"— ebenso wie der Geringen geholt. „Christophorus" sagt in seiner Kritik: Von wahrhaft erschütternder Kraft sind da die Skizzen „So lange es Tag ist," „Kein Raum in der Herberge," „Ich war ein Fremdling." Aus pastoralem Leben, frisch und natürlich sind „Der Landpfarrer," und die uns so amerikanisch anmutende Skizze „Auf die Straße." Es kann nicht alles erwähnt werden, aber wir möchten noch hinweisen auf „Klingworth's Abschied," wo der Verfasser uns an das Sterbelager eines Eingewanderten führt. Die Anschaffung können wir nur empfehlen."

Von A. Deichert's Verlag, Werner Scholl, kamen uns folgende Bücher und Schriften zu.

Ihmels, Geh.-Rat. Professor D. L., Leipzig: Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik. 1915. 32 S. Preis M. —.60.

Inhalt: I. Das Problem. II. Der Krieg im Lichte der Bergpredigt. III. Die sittliche Notwendigkeit des Krieges. IV. Die Führung des Krieges im Sinne Jesu. V. Praktische Konsequenzen für die Jünger Jesu.

Der vorliegende Vortrag des allgemein geschätzten Leipziger Universitätsprofessors möchte zu einem rechten Durchleben der gegenwärtigen großen Zeit unseres Volkes anleiten. Er setzt sich daher mit den Bedenken auseinander, die ernsten Christen im Blick auf den gegenwärtigen Krieg aus der Bergpredigt erwachsen können und er weist demgegenüber die sittliche Notwendigkeit des Krieges nach: Sie liegt in der Verpflichtung, für den sittli-

chen Beruf, den Gott unserm Volk gegeben hat, mit allen Mitteln einzutreten. Zugleich aber betont der Vortrag ernstlich die Notwendigkeit, auch den Krieg im Geiste Jesu zu führen. „Erscheint das als eine ungeheure Paradoxie, so lebt der Christ in dieser Zeit doch innerlich allein von dieser Paradoxie." Der Schlußabschnitt zieht praktische Folgerungen; er möchte direkt dazu helfen, nach den verschiedenen Seiten zum Kriege die rechte innere Stellung zu gewinnen. Der Vortrag schließt mit einem Wort, das der Verfasser im September zu den Füßen des Leipziger Völkerschlachtdenkmals reden durfte: Hindurch, hindurch! — Jeder Deutsche, sowohl Männer als Frauen werden das sehr geschmackvoll ausgestattete und billige Schriftchen mit großer Befriedigung lesen; es sei allen aufs wärmste empfohlen.

Es ist ein sehr schweres Problem, womit der geehrte Verfasser sich hier beschäftigt. Alle, die mit tiefstem Interesse und Herzbewegung den Krieg verfolgen, werden wünschen, daß das deutsche Volk innerhalb dieser hier angedeuteten Richtlinie den schweren Kampf führen möchte.

Aus gleichem Verlag kam:

Meyer, Prof. Lic. K., Magdeburg: Kirche, Volk und Staat vom Standpunkt der evangelischen Kirche aus betrachtet. 1915. 58 S. M. 1.20. —

Inhalt: I. Grundsätzliches über das Verhältnis von Kirche, Volk und Staat. II. Die Entstehung ihres gegenwärtigen Verhältnisses. III. Die Bedeutung ihres gegenwärtigen Verhältnisses. IV. Die künftige Gestaltung ihres Verhältnisses zueinander.

Der Krieg hat auch die evangelische Kirche vor neue, große Aufgaben gestellt. Wer daran mitzuarbeiten gedenkt oder berufen ist, wird sich gern zuvor über ihre jetzige Lage gegenüber Volk und Staat orientieren. Dazu kann das vorliegende Büchlein treffliche Handreichung tun. Einem knappen, klaren geschichtlichen Ueberblick folgt eine sorgfältig abwägende und genaue Kenntnis verratende Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse, ihrer Vorteile und Schwierigkeiten, und eine Erörterung der künftig einzuschlagenden Wege. Hier tritt der Verf. energisch für die Erhaltung der Volkskirche ein, empfiehlt eine allmähliche Stärkung der Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat und ruft zur vollen Entfaltung aller kirchlichen Kräfte auf. M.s Schrift zeichnet sich durch einen klaren Blick für die Wirklichkeit ebenso aus wie durch die Besonnenheit des Urteils und eine, die Zukunft der Kirche bejahende Freudigkeit.

Diese Schrift möchten wir unseren Lesern ganz besonders empfehlen. Sie läßt tiefe Blicke tun in den ganzen Jammer des deutschen Staatskirchentums, da ja die Kirche dem Liberalismus und den liberalen Staatsmännern fast hilflos überliefert ist. Die Frage der Trennung von Kirche und Staat, die in den letzten Jahren so brennend war, wird hier von beiden Seiten erwogen und vor Uebereilung gewarnt. Den mit deutschen Verhältnissen Unbekannten kann diese Schrift sehr zur Orientierung dienen.

Aus gleichem Verlag kam:

Die Psalmen Israels nach dem Versmaß der Urschrift verdeutscht von Prof D. Rudolf Kittel. — 1915. VIII, 217 S. M. 2.50, geb M. 3.

Der weithin bekannte Exeget, Geschichtschreiber des Volkes Israel und Herausgeber der hebräischen Bibel bietet hier eine neue und eigenartige, dem Versmaß der Urschrift in geschmackvoller Weise angepaßte Uebersetzung der Psalmen mit einer größeren Zahl von dem Altertum entnommenen den Text erläuternden Abbildungen. Gerade in dieser Kriegszeit sind in den reichlich besuchten Gottesdiensten aller Konfessionen die Psalmen mit ihren tiefempfundenen Kriegs- und Siegesliedern, ihren ergreifenden Text-, Bitt- und Klagegesängen von Anfang an ein besonders beliebter und wirksamer Lesestoff gewesen. Sie werden gerade jetzt auch in der Familie und bei den Kriegern im Felde eine willkommene Gabe darstellen.

Die Verse sind im Rythmus gesetzt. Wo Chöre und Halbchöre im Wechsel eingreifen mit dem Vorsänger, wird das mit angegeben, so daß der Leser eine hebhafte Vorstellung bekommt, wie die Wechselgesänge gesungen wurden. Es gibt so ein besseres Verständnis, wie die Psalmen zu brauchen sind.

Aus gleichem Verlag:

Leitfaden für den Konfirmandenunterricht. Kurze Sätze zur Erklärung des Kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers von Pastor Otto Hardeland. Vierundvierzigste bis Siebenundvierzigste Auflage (87.—91. Tausend). 1915. 40 S. Preis pro Exemplar 25 Pf., 10 Ex. @ 20 Pf., 20 Ex. @ 18 Pf., 40 Ex. @ 16 Pf., 80 Ex. @ 15 Pf., 100 Ex. @ 14 Pf. —

Die Höhe der Auflage spricht schon genügend für die Güte und Brauchbarkeit des trefflichen Büchleins als praktischer Leitfaden. In der Einleitung behandelt der Verfasser die Bedeutung der Konfirmation und des Konfirmandenunterrichts, dann setzt er mit dem Sakrament der heiligen Taufe ein, wie das bereits mehrfach geschieht. Es hat dies seine große Berechtigung, zumal die Taufe selbst von Predigern in ihrem hohen Werte mitunter heruntergesetzt und den Kindern nicht zum Bewußtsein gebracht wird, welche große Gottesgnade ihnen in der heiligen Taufe geschenkt, und welch Pfand ihnen damit anvertraut ist. Dann folgen die weiteren Hauptstücke der Reihe nach mit kurzen Bemerkungen. Zum Schluß die Beichte und das Amt der Schlüssel, alles im Anschluß an Luthers Kl. Katechismus und unter Berücksichtigung der bekanntesten Sprüche und Lieder. Wer einmal das Büchlein selber beim Unterricht gebraucht hat, wird es als praktisch bewährt finden und es gern gebrauchen neben größeren Handbüchern für den Geistlichen, wie z. B. Steinbeck, J., Der Konfirmandenunterricht nach Stoffwahl, Charakter und Aufbau, 2. Aufl. 1913. Preis 2.80 M., geb. 3.50 M. Wir finden den Hardelandschen Leitfaden ausgezeichnet und wünschen ihn in den Händen jedes Pastors und Predigers, aber auch in den Händen der Kinder gewährt es einen wünschenswerten Anhalt, das Gelernte in lebendiger Erinnerung zu halten.

Das Buch beginnt, wie oben gesagt, mit Konfirmation und Taufe und folgt dann erst dem Lehrgang des kleinen Kat. Luthers. Wenn das Büchlein in die Hände der Konfirmanden gegeben wird, mag es dem Pastor bedeutende Hilfe leisten und dem Kind für's Leben wertvoll werden, freilich nur dann, wenn es gelesen und beherzigt wird. — Bemerken wollen wir, daß der Verfasser es sich nicht verkneifen konnte, der Union einen Hieb zu ver-

setzen (S. 31). Auch die reformierte Kirche bekommt ihr Teil; wir wissen nicht ob noch jetzt die spezifische, Zwinglische oder Kalvinische Erwählungslehre da vorgetragen, und die Lehre von den Sakramenten verworfen wird. Darauf basiert der Verfasser seine Verwerfung.

Aus gleichem Verlag kam:

Caspari, Pfarrer Karl Heinrich, Geistliches und Weltliches zu einer volkstümlichen Auslegung des Kleinen Katechismus Lutheri in Kirche, Schule und Haus. 23. Auflage. Original-Volksausgabe mit des Verfassers Bild und Lebensbeschreibung. 1915. XXX, 402 S. M. 1.40, eleg. geb. M. 1.80. —

Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Verleger zum 100 jährigen Geburtstag Karl Heinrich Casparis von dem Volks- und Hausbuch, das wohl in keiner Pfarrbibliothek fehlt, eine Original-Volksausgabe zu einem besonders billigen Preise herausbringt. — Caspari hat in diesem Buch für Pfarrer, Lehrer und christlich gebildete Hausväter Beiträge zu einer christlich-volkstümlichen Auslegung des ganzen Katechismus gegeben. „Volkstümlich" ist demselben, was wahr, tief, sinnig, schlagend, verständlich und behaltbar, in einer Form ausgedrückt ist, die ihres Eindrucks auf das christlich-deutsche Volksgemüt nicht verfehlt. Das „Geistliche," was der Verfasser gibt, sind kurze, treffende Worterklärungen des Katechismus- oder Schriftwortes, lebhafte, sentenziöse Aussprüche hervorragender Kirchenlehrer, erbauliche Zeugnisse der Wahrheit, wie sie übereinstimmend mit Schrift und Bekenntnis, aus der Erfahrung des christlichen Gemütes hervorgehen. Das „Weltliche„ sind Sprichwörter, Volkssprüche, Denksprüche, Gleichnisse und eine große Anzahl volkstümlicher Geschichten und Erzählungen, die, auf einen vom Christentum genährten und verklärten Volksgeist hinweisend, Eigentum des ganzen Volkes entweder sind oder werden können. Was der Prediger, Lehrer oder Hausvater neben dem Wort Gottes als ein Salz seiner Unterweisung so gerne beizugeben pflegt, ist in dem Buch in Ordnung und möglichster Vollständigkeit zur Auswahl zusammengestellt. Gerade in seiner jetzigen Gestalt wird uns das Buch wertvoll bleiben und mithelfen, das Andenken eines bewährten Jugendlehrers und treuen Freundes unseres evangelischen Volkes lebendig zu erhalten. — Also ein Buch, das auch ferner die weiteste Verbreitung verdient und dem weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Im Unterricht leistet das Buch, wie wir aus langer Erfahrung wissen, treffliche Dienste, um gewisse Wahrheiten mit der Macht ergreifender Beispiele aus dem Leben den Kindern eindrücklich zu machen. Auch in der Predigt mag es Anleitung geben zu gleichem Zweck. Es verdient hohe Anerkennung.

Seeberg, Geh.-Rat Prof. D. Dr. Dr. Reinhold, Berlin: Ewiges Leben? 1915. VIII, 107 S. M. 2.25, geb. M. 2.25. —

Inhalt: 1. Die Leidtragenden. 2. Leben, altern, sterben, totsein. 3. Das geistige Ich und die materialistische Seelenlehre. 4. Fortsetzung und Fortleben. Die Religionsgeschichte. 5. Die verstandesmäßige Betrachtung der Welt. 6. Die Welt als Leben und Wille. 7. Die Erfassung des Lebens.

Empfindung, Wille, Denken. 8. Das geistige Leben. 9. Der Geist und die Geister. 10. Ewiges geistiges Leben, Seligkeit. 11. Die Zerstörung des ewigen seligen Lebens durch das Böse. 12. Die Erlösung zum Leben durch den Geist Christi. 13. „Auferstehung des Fleisches." 14. Das jüngste Gericht im Neuen Testament. 15. Das doppelte Ende. 16. Unsere Furcht vor dem Tode. Das persönliche Fortleben. 17. Christus die Höhe des Geistes und das ewige Leben. 18. Das ewige Leben im deutschen Kirchenlied. 19. Die Unreifen, Ungläubigen und das ewige Leben. 20. Das Wiedersehen. 21. Die ewige Seligkeit. 22. Weltgericht und Weltgeschichte. 23. Die Hölle. 24. Zwei Bilder. — Anhang: Das Rätsel des Spiegels.

Wenn einer der ersten Theologen der Gegenwart, in einer Zeit wie der unsern, wo so viele über den Heimgang ihrer Lieben klagen, über das ewige Leben redet, so kann er der Aufmerksamkeit weitester Kreise gewiß sein. Alle die Tausende, denen Kriegsnot tiefes Leid und namenloses Weh gebracht hat, werden mit Dank diese überaus tiefen und warmherzigen Ausführungen begrüßen. Die vorliegende hübsche ausgestattete und wohlfeile Schrift behandelt die Frage nach dem ewigen Leben vom philosophischen, biblischen und religiösen Standpunkt aus. Mit bekannter Meisterschaft versteht es der Verfasser, tiefe und neue Gedanken schön und gemeinverständlich auszudrücken und zugleich aus ihnen praktisch erbauliche Folgerungen zu ziehen. Klar und scharf wird der Gedankengang des Ganzen herausgestellt, und es folgen kraftvolle Erörterungen über allerwichtigste Einzelfragen. die doch alle wieder innerlich zusammenhängen. Wir haben jetzt eine Fülle religiöser Kriegsliteratur, aber gerade darum möge diese treffliche und durchaus gemeinverständliche Schrift auch ganz besonders herausgehoben und empfohlen werden. Möge sie den vielen Tausenden von Leidtragenden, aber auch Theologen, Philosophen, sowie überhaupt jedem Christenmenschen zu Trost und Erbauung dienen und Zeugnis ablegen „vom Leben in diesen Tagen großen Sterbens."

Wir indorsieren vorstehende Besprechung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß es keine sehr gemeinverständliche Schrift ist. Für Leute, die scharfen theologischen und philosophischen Denkens ungewohnt sind, wird die Schrift vielmehr schwer verständlich sein. — Nichts desto weniger ist es dankbar anzuerkennen, daß Dr. Seeberg offen und unverblümt sich zu den biblischen Wahrheiten bekennt, die im Buch abgehandelt werden. Freilich, in Sachen, die nicht ganz klar und bestimmt in der Schrift gelehrt sind, ist er sehr zurückhaltend. So in der Frage der persönlichen Fortentwicklung im jenseitigen Leben bis hin zur Auferstehung, in der Frage der Hadespredigt und and. die N.-Testl. Aussprüche über die Höllenqualen der Verlorenen gelten ihm als Felsblöcke, die aus dem Strom der Entwicklung früherer Perioden mitgeführt wurden.

Scharf und bestimmt wird betont, daß erst aus der Geistesgemeinschaft mit Christus der einzelne das ewige Leben bekommt und zwar schon hier. „Die Seele bleibt in der Gemeinschaft des Geistes, in die sie hienieden eingetreten ist. Mag immerhin ihre Substanz unvergänglich sein. Das garantiert nicht die Unsterblichkeit des ewigen Lebens. Diese fröhliche Hoffnung ergibt sich den Christen nur aus der Gemeinschaft mit Christus, dem Geistherrn."

Damit stimmt, was wir in früheren Jahrgängen schon geschrieben ha-

ben, als wir den Ausdruck „Unsterblichkeit der Seelen" kommentierten. Man vergl. Juli 1908, pg. 276: „Selig sterben." Wir haben dort in biologischen Darlegungen versucht, klar zu machen, was dazu gehört, um selig sterben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitschriften.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkonf.-Präf. D. Dr. Hermann von Bezzel in München hersg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlungen Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1915.

Inhalt des 2. Heftes: Welche Aufgaben erwachsen der Theologie infolge des Krieges? Von Prof. D. Dunkmann in Greifswald. — Der Wert der gegenwärtigen preußischen Hauptgottesdienstordnung und die Notwendigkeit ihrer Weiterbildung. Von Walther Pollitt, z. Z. Garnisonpfarrer in Königsberg i. Pr. — Die Nachrichten über Heimat und Hausstand des Propheten Hosea und ihre Verfasser. Von Gymnasial-Prof. D. Dr. Wilhelm Caspari in Erlangen.

Inhalt des 3. Heftes: Der Gott der Propheten und der Philosophen. Von Generalsuperintendent D. Theodor Kaftan in Kiel. — Glaube und Geschichte in der Theologie. Von Lic. Dr. Preuß in Erlangen. — Zu Luthers Katechismen. Von Prof. D. Ph. Bachmann in Erlangen.

Der Türmer. (Kriegsausgabe.) Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg. Einzelheft 80 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des ersten Februarheftes: Schwarzsehers Glück und Ende. Von Marie Diers — Wider den Kriegswucher! Von H. v. Gerlach. — Generalversammlung. Von Fritz Müller. — Die deutschfeindliche Stimmung in Amerika. Von Wilhelm Müller. — Christus und der Krieg. — Das Seelenleben der Masse. Von Dr. Cl. Heiß. — Unser tägliches Brot. — Deutsche Pflicht in der Türkei. — Die Spur des Krieges im Antlitz der Erde. — Deutscher Idealismus. — Das gewinnende England. Von K. St. — Theater im Krieg. Von Hermann Kienzl. — Anton von Werner. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

Aus dem Inhalt des zweiten Februarheftes: Geschäft oder Geschichte? Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Aslaug. Nacherzählt von Otto von der Mülbe. — Die russischen Grenzlande. Von Mantis. — An meinen Sohn Johannes. Von Matthias Claudius. — Seeteufel. Von Prof. Dr. Schulze. — Karl Gerok. Von Walther Nithack-Stahn. — Die „Rettung" Spittelers Von Karl Storck. — Ein Schweizergruß zu Kaisers Geburtstag. — Wie Rußland in den Krieg ging. — England zu Hause. — Vom Zug der Toten. Von Carl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilige.

Aus dem Inhalt des ersten Märzheftes: Durchhalten. Von Generalleutnant a. D. Baron von Ardenne. — Pastor Quanz. Skizze von Marie Diers — Amerika. Von Fritz Müller. — Unser Geheimnis. Von Oscar A. H. Schmitz. — Unser Volksheer im Spiegel des Staatsrechts. Von Landrichter Dr. jur. et phil. R. Bovensiepen. — Von russischer Art. — Eau de Cologne. Von K. St. — Truppenlandungen in England. — Germanisches und romanisches Naturgefühl. Von Börries, Frhrn. v. Münchhausen. — Die französische Presse. — Uhland und der Umgang mit Engländern. Von G. P. — „Der Schatten ist nicht der Mann; sieh nach der Sonne!" Von M. A. C. Kay. — Germanenkunst. Von Mela Escherich. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3. M. Mit dem ill. Jugendmissionsblatt: Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Der Krieg und der Islam. — Frau Missionar Judson in Barma. — Das Ringen um die Christianisierung Indiens — Evangelisation unter den chinesischen Studenten. — Der erstgenannte Aufsatz ist die (gekürzte) Wiedergabe eines in Berlin vor einem sachkundigen und urteilsfähigen Kreise gehaltenen Vortrags. Er wird überall einem lebhaften Interesse begegnen,

---

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 51. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Die neue Kriegsnummer der „Geisteskampf" (Februarheft) wird wieder eifrige Leser finden. Hofprediger Lic. Doehring eröffnet das Heft mit einer packenden Ansprache. „Von Ewigkeit zu Ewigkeit." Dann folgen Abhandlungen über: „Der Weltkrieg 1914 — ein Gottesgericht auch über unser Volk." — „Ist die Welt unendlich?" (Von Generalleutnant Leo). — „Gedanken eines Auslanddeutschen." — „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen." — Auch die kleineren Darbietungen, z. B. „Fromme und deutsche Züge aus dem Kriege" — „Ausländische Stimmen über den Krieg" sind recht beachtenswert.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 38. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht" apart 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Viele Beachtung finden auch die längeren Abhandlungen, die von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden. Das vorliegende (Februar-) Heft zeichnet sich aus durch eine längere Darbietung des bekannten Greifswalder Uni-

versitätsprofessors D. Julius Kögel über die „Areopagrede des Paulus im Lichte der neuesten Kritik.“

Eine wissenschaftliche Vierteljahrsschrift für Innere Mission erscheint seit Beginn des Jahres 1915. Gemäß einer Vereinbarung des Zentral-Ausschusses für Innere Mission, begründet von D. Schäfer-Altona, und weiter geleitet von Direktor M. Ulbrich: Cracau-Magdeburg, ist diese unter Erweiterung des Herausgeberkreises und mit dem besonderen Ziel, fortan weniger mit dem Praktisch-Aktuellen, sondern allgemeinverständlich der Wissenschaft der J. M. zu dienen, in eine „Vierteljahrsschrift für Innere Mission“ umgewandelt worden. Das 1. Heft enthält u. a. Beiträge von D. von Bezzel-München, Geheimrat D. Fries-Halle, P. Fleisch-Loccum, Direktor Müller-Hongkong, P. Wendland-Wörmlitz und Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Weymann-Berlin. Die Zeitschrift wird fortan das Archiv der Inneren Mission sein, und in dieser Eigenschaft ist sie der Beachtung weitester christlicher und vaterländischer Kreise wert. Der Bezugspreis beträgt jährlich 6 M. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Flugschriften der Deutschen Evangelischen Missions-Hilfe.

Der deutsche Krieg und die deutsche evangelische Mission. Von Prof. D. Jul. Richter. (1. Heft.) 20 Pf. Adresse: Berlin, Steglitz, Humboldstr. 14 I.

Der christliche Gedanke in der Welt. Von Superint. a. D. A. Cordes. (2. Heft.) 20 Pf. (Gütersloh, C. Bertelsmann).

Zur Aufklärung über die gegenwärtige Lage und die Aufgaben der evangelischen Missionen will in einer Reihe von Flugschriften die deutsche Ev. Missions-Hilfe, eine unter dem Protektorate Sr. Majestät des Kaisers stehende Stiftung, dienen. Die vorliegenden Hefte sind überaus beachtenswert und verdienen die weiteste Verbeitung.

D. Richter, der bekannte Berliner Missionsprofessor zeigt in seinem bei der ersten Verwaltungsratssitzung der Missions-Hilfe gehaltenem Vortrage, in welchem Umfange die evangelische Heidenmission durch den Weltkrieg in Mitleidenschaft gezogen ist, und welche Aufgaben der Missions-Hilfe aus der internationalen Lage erwachsen. — Der Leipziger Superintendent D. Cordes mahnt in seiner zur Eröffnung der Kriegstagung der Halleschen Missions-Konferenz gehaltenen Predigt eindringlich, daß die Glieder des deutschen Volkes, wie sie begeistert sind für den deutschen Gedanken in der Welt, als Bürger des Reiches Gottes tatkräftig für die Verbreitung des christlichen Gedankens in der Welt eintreten müssen.

Die Deutsche Evang. Missionshilfe gibt in vorstehend genannten Schriften Auskunft darüber, welche Missionen vom Krieg betroffen wurden, und wie Christen trotz dem Krieg ein glaubenstrutziges „Dennoch“ sprechen können und sollen (Jer. 29, 11) und gewiß sein, daß der christliche Gedanke der von Gott stammt, sich dennoch durchsetzt, und darum zur Weiterarbeit verpflichtet.

❋ Magazin ❋
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.
Neue Folge: 17. Band. St. Louis, Mo. September 1915.

Wie kann der Gebildete des 20. Jahrhunderts Stellung finden zur christlichen Religion?

Von Past. H. Kamphausen, Coshocton O.

Willibald Beyschlag, der begabte Hallenser Theologe, hatte es sich als Hauptziel seines Wirkens gesetzt, auf die Versöhnung von Christentum und Wissenschaft hinzuarbeiten. Nach seiner Meinung gab es keinen wirklichen Gegensatz zwischen den beiden. Die Theologie habe zuweilen Anschauungen und Lehren vertreten, die von der Wissenschaft bekämpft und überwunden worden seien, aber solche hätten das eigentliche Wesen des Glaubens nichtberührt. Sie seien nur die unvollkommenen Formen gewesen, in denen ein Zeitalter seinen Glauben ausgesprochen. Hätte die Wissenschaft die Kirche gezwungen, dafür bessere zu suchen, so gebühre ihr nur Dank dafür. Wie Schleiermacher hatte er die Augen gerichtet auf „Die Gebildeten unter den Verächtern der Religion." Er wollte der Theologie ihren alten Ehrenplatz als Königin der Wissenschaft nehmen. Bei dieser Stellung sah er sich oft gezwungen, Konzessionen zu machen, die ihn bei der Rechten in Mißkredit brachten. Deren Gefühle wurden einst durch einen Studenten ausgesprochen, wenn man hier eine kleine Anekdote zugute halten will. B. bewohnte in der Vorstadt von Halle nach Giebichenstein hinaus eine im Schweizerstil gebaute, etwas leichte Villa. Hier muß es im Sommer zwischen den duftenden Blumen gut wohnen gewesen sein. Dem Studenten gefiel die Villa auch, nur war sie ihm nicht solid genug. So soll er, als die Rede auf des Professors Theologie gekommen, gesagt haben: „Herr Professor, Ihre Theologie ist gerade so luftig wie Ihre Villa." Nichtsdestoweniger hat sich B. fast dreißig Jahre lang unter den Studenten einer großen Beliebtheit erfreut. Seine Kollegien über das Leben Jesu, Neutestamentliche Theologie und Synoptiker waren bis zum Schluß stark besucht.

Wie verschieden war von ihm ein Mann wie Cremer in Greifswald, dessen Leben und Wirken ich vor einigen Jahren im „Theologischen Magazin" besprach. Er war ein schroffer, eckiger Westfale, eine Kampfnatur. Er war nicht der Mann der Konzessionen. Sollten solche gemacht

werden, so mußten sie von der Wissenschaft ausgehen. Er hob stark und oft das Widervernünftige des Glaubens, nicht nur das Uebervernünftige, hervor. Das „Paradoxe" am Christentum schroff zu betonen und standhaft zu verteidigen, war ihm ein starkes Anliegen.

Man sieht, die beiden vertreten zwei entgegengesetzte Strömungen, und obwohl ich mich stets von Cremer mehr angezogen fühlte, als von Beyschlag, so würde ich doch das Berechtigte in Beyschlags Wirken und Streben nicht ableugnen. Es gibt Dinge im Christenglauben, die zu den Bollwerken gehören, welche nicht aufgegeben werden dürfen, und andere wieder, die die moderne Apologetik fallen läßt, so wie die heutige Kriegsführung die Festungen der Mauern entkleidet, die vor hundert Jahren oder mehr als eine Hauptwehr angesehen wurden.

Das Bedürfnis, sich mit der Wissenschaft zu versöhnen, ist noch immer vorhanden. Es findet unter anderem seinen Ausdruck in einem Buch von Samuel McComb, betitelt "Christianity and the Modern Mind," mit dem ich mich in den folgenden Blättern auseinandersetzen will. Nur ist die Wissenschaft, zu der der Glaube Stellung sucht, nicht mehr die Philosophie, wie das bei Beyschlag und den älteren Theologen der Fall war, sondern die Naturwissenschaft, insonderheit solch mehr neuere Fächer wie Biologie, Physiologie und Psychologie. McComb geht von der Beobachtung aus, daß durch die kritische Arbeit auf dem Gebiete der Textforschung sowohl, wie durch die eminenten Fortschritte auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften so vieles wankend geworden sei, daß sich bei dem denkenden Teil des Volkes eine ziemlich große Beunruhigung bemerkbar mache. Man frage, was man denn als gebildeter, dem zwanzigsten Jahrhundert angehöriger Mensch von Bibel und Christentum festhalten könne, ohne in den Geruch der Rückständigkeit zu kommen. Das Buch hat auf mich einen recht befriedigenden Eindruck gemacht, und ich hoffe, daß die Besprechung desselben den Lesern des „Magazins" von einigem Nutzen sein möge.

Der grundlegende Gedanke, welcher den Verfasser leitet, ist der, daß in unsern Tagen nur eine solche Religion bestehen könne, die etwas leistet fürs praktische Leben. Lehren, die nicht in Beziehung stehen mit den Problemen des heutigen Menschen, haben keinen Wert für uns. Dogmen, die eine Rolle spielten in den Tagen des Atheismus, werden im zwanzigsten Jahrhundert mit ganz andern Augen angesehen. In dem goldenen Zeitalter des christlichen Glaubens, der Zeit der Apostel, war das Christentum vor allen Dingen Kraft, Kraft der Wiedergeburt, Kraft der Heilung für Seele und Leib, Kraft, den Sünder und Zöllner zur Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Steht der Glaube an Christus und das jenseitige Leben in engster, kraftgebender Beziehung zu unserer irdischen Laufbahn? Das ist die entscheidende Frage. Die Stunde verlangt Männer, welche für die Religion das tun, was Sokrates für die Philosophie getan, nämlich sie aus den Wolken herunterholen und ihr einen wichtigen Platz anweisen im alltäglichen Leben des Menschen. F. C. S. Schiller in seinen Studien über den Humanismus

sagt, Seite 8: „Die Wahrheit, welche nicht auf ihre Tatsächlichkeit untersucht und bewiesen werden kann, ist noch keine wirkliche Wahrheit, sie ist höchstens nur eine potentielle. Um wirkliche Wahrheit zu werden, muß sie auf die Probe gestellt werden, indem man sie anwendet. Sie muß ihre Nützlichkeit zeigen, zeigen, daß sie wichtige Aufgaben löst." Wir sind bereit, bemerkt McComb, diesen Maßstab anzulegen. Es ist uns nicht bange davor, die Religion Jesu Christi der Probe der Möglichkeit (im höheren Sinn), der Einwirkung aufs tatsächliche Leben zu unterwerfen, zu fragen, ob sie Lebenskraft gehabt habe und noch habe.

Das dogmenlose Christentum.

Man hört oft das Verlangen: Wir wollen keinen dogmatischen Christus. Dogmen haben sich überlebt, sie stoßen den modernen Menschen ab, er hält sie für graue Theorie,, für nutzlose Abstraktionen. Laßt uns von Paulus zurückgehen zu Christo, von dem Theologen zu den einfachen, praktischen Lehren der Bergpredigt. Was ist daran Berechtigtes? Gehören die Dogmen zu den Krankheitserscheinungen der Kirche, welchen sie sich im Zusammenhang mit den geistigen Strömungen der Zeit nicht entziehen kann, wie Harnack zu denken scheint? Nein. Den Dogmen liegt zunächst eine tatsächliche, christliche Erfahrung zu Grunde. Da der Menschengeist aber das Bedürfnis hat, sich über alles, was er erfährt, klar zu werden und es auf den entsprechendsten Ausdruck zu bringen, so legt er jene christlichen Erfahrungstatsachen in Glaubenssätzen oder Dogmen nieder. Ihnen haften die Unvollkommenheit und Einseitigkeit an, die sich von der menschlichen Entwicklung nicht trennen lassen. Sie sind aber der beste Ausdruck, welchen das Zeitalter gerade da finden konnte. Relativ sind sie wahr, doch nicht absolut. Das heißt, es liegt ihnen ein tatsächlicher Kern christlichen Erlebens zu Grunde, doch die äußere Form nimmt Teil an der Unvollkommenheit des jeweiligen Studiums des menschlichen Wissens. Wenn ein neues Zeitalter neues Licht bringt, so wird die Form besser, vielseitiger, unanfechtbarer. Es ist eine Evolution von niedrigerer zu höherer Entwicklung. Das Mangelhafte, wohl gar Abergläubische, wird ausgestoßen, das Lebenskräftige findet adequaten Ausdruck und erhöhte Geltung. Es ist das survival of the fittest. Der Maßstab, nach welchem jedes Dogma geprüft wird, ist das sittliche und religiöse Gesamtbewußtsein, wie solches im Zusammenhang mit Gottes Wort entsteht, geläutert und vervollkommnet wird. Nach McCombs Auffassung haben die Fundamentallehren des christlichen Glaubens in diesem Prozeß ihre Lebensfähigkeit und Wirkungskraft bewiesen; sie aufgeben, sie als überjährte Anschauungen einer überholten Zeit abstreifen, hieße dem christlichen Glauben seine Lebenskräfte nehmen. Hier zeigt sich, daß McComb nicht gewillt ist, die Hauptpositionen der Kirche zu überliefern. Es fragt sich nur, ob er in der Festsetzung dessen, was wesentlich und unwesentlich ist, den richtigen Takt oder die zureichende Einsicht beweist. Ohne Zweifel kennt er aber Felsen, welche dem Strom der Zeiten widerstanden haben, und

Bergeshöhen, die dem Verwitterungsprozeß der Jahrtausende Stand gehalten haben, und von denen lebengebende Gletscherbäche noch heute in die Täler menschlichen Strebens und Kämpfens hinabgehen.

Was wissen wir von Christus?

Die erste Frage, die zu entscheiden ist, wenn wir uns darüber klar werden wollen, wie sich der gebildete Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts zur christlichen Religion stellen darf, ist die: Was steht zunächst tatsächlich fest über Christus? So vieles haben wir gehört von der Kritik und ihrer zerbröckelnden Wirkung auf die evangelische Geschichte, daß manchem Zweifel entstehen, ob wir überhaupt etwas Gewisses wissen. So schreibt Dole in "What do we know about Jesus?" Seite 9: „Es muß jedem klar sein, daß man nur ein vages und mutmaßliches Bild von dem Leben und Lehren Jesu sich machen kann. Was hat er von sich und seiner Mission auf Erden gesagt, was waren seine Gebote und Ordnungen, seine neuen Ideen? Die Antwort auf diese Fragen muß in den synoptischen Evangelien gefunden werden, und niemand kann etwas ganz Gewisses darüber wissen und sagen."

Mit dieser Ansicht kann sich McComb ganz und gar nicht einverstanden erklären. Mit den deutschen Gelehrten Harnack, Weinel und anderen ist er der Meinung, daß das Evangelium Marci und die Materie der Logia, der Aussprüche Jesu, also das, was Matthäus und Lukas gemeinsam ist, der Felsen von Tatsachen sei, an welchem die Gewässer der umstürzenden Kritik sich vergebens gebrochen haben und in Zukunft brechen werden. Im weiteren Verlauf scheint er auch das, was Matthäus und Lukas *eigentümlich* ist, als feststehend anzusehen. So können wir sagen: Das synoptische Christusbild ist authentisch. Von dem vierten Evangelium meint er, es ist nicht eine Darstellung des Lebens Jesu, sondern eine Auslegung. Bei einer historischen Darlegung dessen, was Jesus getan und gesagt, müssen wir also von Johannes zunächst absehen, so wichtig sein Evangelium auch für die Darstellung des Glaubens der ersten Christenheit ist. Wenn man uns fragt, wie wissen wir, daß Christus das gesagt, was in den Synoptikern steht, so kann man nur sagen: Weil niemand je so geredet hat wie dieser Mensch. Hier ist eine Geistesgröße, eine Gottes- und Menschenerkenntnis, eine ethische Tiefe und Höhe, eine Allbeherrschung der sittlichen und geistlichen Gedankenwelt, daß wir darin nur das Produkt eines durchaus originalen und schöpferischen Geistes sehen können.

„Es ragt das Riesenmaß des Leibes
Weit über Menschliches hinaus."

Die Synoptiker zeigen uns dann, wie Jesus auftritt, durch den Täufer mächtig bewegt und zum Beginn seiner messianischen Tätigkeit veranlaßt. Er ist ein Lehrer von Gott gekommen. Er verkündet den Anbruch des Reiches Gottes. Nach McComb ist das Reich Gottes die allmähliche Organisation der menschlichen Gesellschaft in Uebereinstim-

mung mit dem Prinzip der Liebe, wo jeder empfängt, was er bedarf, und darreicht, was er hat und kann, und wo die Wahrheit von Gott als dem Vater und den Menschen als Brüdern tatsächlich verwirklicht wird. Neben der Lehre vom Reich Gottes sind auch die von der Vaterschaft Gottes und der großen Menschenfamilie, sowie die von der Sündenvergebung und Gerechtigkeit grundlegend.

Der Herr ist ferner der Heiland des leiblichen Uebels. Keine wahrheitsgetreue Geschichtsdarstellung darf diese Seite seines Wirkens übersehen oder verkleinern. Er sucht sich die Apostel als Gehilfen aus und bereitet sie vor auf ihren großen Beruf. Er kommt in Konflikt mit der äußeren, toten Gesetzesreligion und ihren Vertretern. Nach langer Feindschaft holen dieselben zum Schlag aus. Er wird gekreuzigt, und seine Jünger sind nach kurzer Zwischenpause des Zweifels der Ueberzeugung, daß er auferstanden ist. Von Himmelfahrt und später von Geistesausgießung sagt McComb nichts.

Was ist die christliche Religion?

Also dies ist das geschichtliche Bild von Christo. Was ist nun das Wesen der christlichen Religion, die sich auf ihm erbaut hat? Die christliche Religion ist beinahe 2000 Jahre alt. In der Vergangenheit hat manches zu ihrem Glaubensinhalt gehört, das wir nicht mehr uns aneignen können. Alles andere verändert sich mit der Zeit, strebt größerer Vervollkommnung entgegen, wie steht es mit dem Christentum? Der Stimmen sind nicht wenige in unserer Zeit, die vom Christentum ganz andere Ansichten haben als die sogenannten Orthodoxen. Chas. Eliot, der Expräsident von Harvard, hat vor einiger Zeit seine Ansicht von der Zukunft der christlichen Religion ausgesprochen. Nach ihm würde sie sich wesentlich in Moral auflösen und sich mit dem fortgeschrittenen Judentum, den ethical culture societies decken und verschmelzen. McComb weicht natürlich davon entschieden ab und wir noch vielmehr. Es ist ja eine nicht seltene Erscheinung, daß Leute, die sich auf einem Gebiet hervorgetan haben, meinen, sie könnten sich auf allen, oder wenigstens den allgemeinen, mit Autorität geltend machen. So erinnern wir uns, daß Edison vor einigen Jahren seine Ansichten über, oder vielmehr gegen die Auferstehung des Fleisches aussprach. Sie waren so widersinnig und schlecht begründet, daß er sich vom Kardinal Gibbons gründlich abführen lassen mußte. So ist es auch mit Chas. Eliot. Wir Deutschamerikaner sind auf diesen Mann, nachdem er sich zum Hetzapostel entwickelt, nicht gut zu sprechen. Doch auch ohne das dürfen wir sagen, daß er sich mit jenem Aufsatz keinen Ruhm erworben. Für eine solche Religion würde gewiß niemand sterben und sicherlich könnte auch kein christliches Volk mit ihr leben und sich begnügen. Tolstoi findet in der Bergpredigt und ihrer Forderung: Widersteht nicht dem Uebel! den Herzschlag der Lehre Christi, ein Prinzip, das in radikalem Gegensatz stehe zu der modernen Zivilisation. Naumann sieht in Christo den idealen Sozialisten und in seinem Evangelium Hoffnung für die Armen und Bedrückten

und den Todesstoß für die Tyrannei des Kapitalismus. Alle diese Ansichten haben Wahrheitselemente in sich, aber sie sind nicht die ganze Wahrheit. Christus ist alles das, aber mehr, und darum ist auch die christliche Religion mehr. Vor allen Dingen ist dies grundlegend: die christliche Religion steht und fällt mit Christo. Andere Religionen kann man von ihren Stiftern trennen, Christus ist unauflöslich mit der christlichen Religion verbunden. Niemand, der nicht die volle Wertschätzung seiner Person hat, kann sagen, daß seine Religion in Wahrheit die christliche sei. Christus ist der Offenbarer Gottes. Andere haben ihn teilweise geoffenbart, er aber in der Fülle und Vollkommenheit, als den Gott der Liebe, den Vater der Menschen. Er konnte das, weil er der Sohn des Vaters ist. Das hat nichts mit seinem metaphysischen Verhältnis zu tun. Es bezeichnet das religiöse Verhältnis zu dem Vater: er hat absolutes Vertrauen zu ihm und absolute Liebe. Es ist auch ein sittliches Verhältnis: er leistet den vollkommenen Gehorsam. Er ist der erste Sohn Gottes, der abschließend und vollkommen in sich offenbarte, was die durch ihn erlöste Menschheit allmählich und fortschreitend im Gange der Geschichte erreicht. Also der Begriff hat nichts Metaphysisches an sich, nicht bei den Synoptikern und nicht bei Johannes. Er ist in Glaube und Liebe, in Gehorsam und Heiligkeit präeminent der Sohn Gottes, die ihm Folgenden sind es in abbildlicher und unvollkommener Weise.

Das aber, fährt McComb fort, ist nicht alles. Die erste Christenheit legt besondern Wert auf seinen Tod. Der Tod Christi ist ein stellvertretender, sühnender. Wieso er das ist, sagt er nicht. Und die Kirche glaubte an die Auferstehung dieses Herrn. Ohne diesen Glauben keine Kirche, kein Predigtamt, keine siegreiche Hoffnung auf ihre Zukunft. Christus hat den Tod überwunden, so werden auch alle Feinde überwunden werden.

Hier werden wir stehen bleiben und sagen: Was du sagst, ist richtig, aber es ist auch nicht die ganze Wahrheit. Wir können das Metaphysische, wie du es nennst, nicht entbehren. Es würde uns die Erklärung fehlen, wie denn Christus zu solcher Stellung zu Gott, zu solcher vollkommenen Liebe und Heiligkeit, zu solchem Idealbild der Menschheit kommt. Zu sagen, auch im Johannes findet man nichts von dem überirdischen und vorweltlichen Verhältnis zu Gott, ist doch ein starkes Stück gegenüber dem Prolog und manchen andern Stellen in diesem Evangelium. Wie könnte man denn überhaupt sich erklären, was es heißt: Gott sandte seinen „Sohn"? War er schon da der Sohn, oder wurde er es erst? Man müßte zu der alten Ausflucht Beyschlags und anderer zurückkehren, daß Christus erst der Sohn Gottes „wurde" durch sein Leben, daß es nach einem solchen Leben „wohl nicht zu viel sei, ihn Gottes Sohn zu nennen" u. s. w. Fallen gelassen ist damit die Präexistenz, die übernatürliche Geburt (Matthäus 1 und Lukas 1—2 werden nicht erwähnt), ja die Gottheit Christi in ihrem Vollsinn. Wir werden also zu McComb sagen: Hier scheiden sich unsere Wege. Wir werden

Johannes und Paulus folgen in ihrer klaren Lehre des trinitarischen Verhältnisses Jesu zu Gott. Wir wissen, es ist ein breiter Graben, den wir da zu überspringen haben. Aber eine noch größere Schwierigkeit würde es sein, zu wissen, was alles Christus getan hat und gewesen ist, ihm aber doch die Göttlichkeit absprechen zu wollen. Es scheint uns besser, mit Paulus zu glauben, daß er in göttlicher Gestalt war und dann Knechtsgestalt annahm, als daß er ein Mensch, wie ausgezeichnet immer, gewesen sei, den dann die Christenheit in ihrem Glaubensbekenntnis neben Gott gestellt habe.

Das Wunder.

Mit unseren letzten Sätzen waren wir tief ins Wunderbare hineingelangt. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die Auffassung der Wunder im Verhältnis zur christlichen Religion sich so gewandelt hat. In früheren Zeiten waren die Wunder immer das Hauptbeweismittel für die Wahrheit des christlichen Glaubens. Heute werden sie von vielen, selbst christlichen Apologeten, als eines der Haupthindernisse angesehen. Früher wies man mit Stolz auf sie, jetzt schämt man sich ihrer und versucht ihrer auf anständige Weise ledig zu werden. Auch McComb macht ganz bedeutende Abstriche von dem christlichen Wunderglauben. Freilich weist er nach, daß es unmöglich sei, selbst aus der Urüberlieferung, dem obigen Marcus-plus-Logia die Wunder zu entfernen. Dieselbe enthält deren achtzehn. Auch sei Rénans Behauptung zurückzuweisen, daß Jesus durch die Wundersucht der Leute gezwungen worden sei, sich ihnen durch angebliche Wunder zu akkomodieren. Die Wunder seien ein Ausfluß der Barmherzigkeit des Herrn mit den Leiden seiner Mitmenschen. Doch seien sie nicht getan worden noch erzählt, um die Wahrheit seiner Lehre zu erweisen. Die christliche Religion ist nicht auf Wunder gegründet. Da müssen wir McComb widersprechen. Es ist wahr, daß ihr nächster Zweck in der Heilung bestand, aber sie werden doch auch als Zeichen benützt. Die Jünger Johannis werden ermahnt zu beachten, was sie sehen und hören: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen . . . und sollen solches dem Täufer mitteilen, um ihm den Glauben an den Herrn zu stärken. Glaubet ihr mir nicht, so glaubet doch meinen Werken, sagt der Herr, und: Wären solche Taten zu Sodom und Gomorrha geschehen, sie hätten Buße getan. Also von den Wundern wird eine überführende Wirkung erwartet.

Von den achtzehn Wundergeschichten sind vierzehn Heilungswunder, geistlicher oder körperlicher Art. Jesus war also in hervorragender Weise ein Arzt, ein Heiler. Er heilte durch Geisteskraft. Man kann heute nicht mehr mit Huxley sagen, daß unser Bewußtsein, unser Geist auf unser leibliches Leben so wenig einen Eindruck mache, als eine Dampfpfeife eine Lokomotive treiben könne. Der Geist kann öfters das Allgemeinbefinden wohltätig beeinflussen. Es ist wohl zu verstehen, daß ein Mensch mit der gewaltigen Lebens- und Geisteskraft des Herrn Jesu körperlich gesund machen konnte. Die Heilwunder sind also nach

McComb Einwirkungen eines starken, gesunden Geistes auf das geschwächte, erkrankte System des Patienten. Als psychologisches Medium wird Glaube gefordert. Man weiß, wie viel Zuversicht des Kranken in der gewöhnlichen Heilkunde bedeutet.

Die Teufelaustreibung ist Heilung von Geisteskrankheit, auch da geben uns nach McComb moderne Erscheinungen mancherlei Analogien zu den Heilungen der Besessenen. Eine Totenerweckung ist in jener Grundquelle: Die Auferweckung der Tochter des Jairus. Er meint, es sei vielleicht Scheintod gewesen, ebenso wie bei Eutychus man auch bloß gedacht habe, er sei tot gewesen, Paulus aber sagte: er ist nicht tot. Endlich die Naturwunder, die Speisung der 5000 ist auch nicht aus der Urquelle zu entfernen. Sie macht McComb große Schwierigkeiten. Er meint mit Sanday, ein treuer Christ möge sie annehmen, wie sie dastehen, aber ein Fragezeichen dabei machen. Der Herr mag die Speisen, die ihm die Jünger brachten, genommen und zu einem Sakramentsmahl benützt haben, daß ein jeder dann ein weniges bekam! Er selber scheint die Armseligkeit dieser Auskunft empfunden zu haben, aber er sagt, man muß doch festhalten an der Unveränderlichkeit der Naturgesetze. Und selbst, wenn angenommen würde, daß Christus damals Naturwunder getan, so stehe doch der Naturverlauf heute fest und könne niemand eingreifen. Jedenfalls seien die Wunder keine Durchbrechung der Naturgesetze, sondern Einwirkungen eines höheren Gesetzes oder einer höheren Kraft, die aber uns unbekannt ist. Vielleicht mag in Zukunft noch manches sich als Tatsache erweisen, was uns heute verborgen ist und zweifelhaft scheint. Ich meine, in diesem Kapitel erweist sich McCombs Beweisführung besonders schwach. Er zeigt da seine starke Beeinflussung von den Satzungen der modernen Naturwissenschaft. Seine Wundererklärungen erinnern lebhaft an die Ausflüchte des alten Rationalismus. Der Herr soll bei dem Speisungswunder jedem etwa so viel, wie wir beim Abendmahl bekommen, gegeben haben. Wie heißt es denn, sie wurden alle satt und blieben noch zwölf Körbe übrig? Wenn wir auch nicht sagen können wie Rothe, daß uns nie Zweifel an der Realität der Wunder gekommen seien, so wollen wir doch lieber die Wunder annehmen, wie sie dastehen, als McCombs Auslegungen. Wenn wir die Erweckung der Tochter des Jairus als Erwachen vom Scheintod ansehen, weil der Herr sagt, sie ist nicht tot, wie steht es mit der Auferwekkung des Lazarus? Zwar soll Johannis Evangelium mehr Auslegung als Berichterstattung sein, aber er kann doch eine solche Sache nicht erfinden und dann noch anderwärts glaubwürdig sein. Und wie steht es mit der Auferstehung Jesu, von der der Verfasser sagt, die Kirche sei darauf gegründet? Freilich ist es nicht gewiß, ob es wirkliche Auferstehung gewesen, oder eine Vision, die den Jüngern geworden. Wie deutet man die absolute Unerklärlichkeit der Person Jesu, ist sie nicht das Wunder aller Wunder, in keiner Weise aus den durch die Zeitumstände und -geschichte gegebenen Faktoren zu begreifen? Wenn man dies größere Wunder annimmt, und das muß man doch, wenn man überhaupt eine

befriedigende Stellung zum christlichen Glauben finden will, dann können die andern Wunder keine so großen Schwierigkeiten mehr machen. Jedenfalls wird man sich dann nicht mehr weigern, sie anzunehmen, es seien denn sonst in unserer eigenen Erfahrung Analogien aufzuweisen. Wenn ich zu der Person Christi absolut keine Analogien finden kann, warum soll ich dann zu seinen Werken solche Analogien finden?

Das Problem des Leidens.

In einem Kapitel, betitelt „Das Problem des Leidens" nimmt der Verfasser Stellung zu der Frage des durch Naturübel und unbegreifliche Schickungen hervorgerufenen Leidens. Die Schwierigkeit findet er darin, daß in der Bibel Gott der letzte, schließliche Urheber desselben genannt wird. Er kann sich nicht mit der Erklärung, daß das Leiden einen erziehlichen Charakter hat, zufrieden geben. Zuweilen wirkt es ja Gutes, aber lange nicht immer. Es ist uns auch nichts geholfen, wenn die Christian Science sagt: Leiden gibt es nicht, es ist eine Illusion des menschlichen Geistes. Christus nimmt es als wirklich vorhanden an, aber er bekämpft es, er hebt es auf in seinen Heilungen. Er zeigt ferner das tiefste Mitleiden, ist der „Mann der Schmerzen." Also, was man auch sagen mag von dem providentiellen Zweck, die Tatsache bleibt bestehen, daß der Herr es überwindet und wegräumt, die Hoffnung gibt, daß es schließlich ganz aus dem Wege geräumt werden wird. Die Leiden des Gerechten, so zeigt er an sich selbst, haben erlösende Kraft. So fehlt es nicht an versöhnenden Momenten. Seinen Haupttrost findet der Verfasser darin, daß das Leiden wie die Sünde dem tiefsten und eigentlichsten Willen Gottes entgegengesetzt ist, daß es in vielen Fällen nur unter göttlicher Zulassung geschieht, nicht durch göttliche Causalität, und daß das Beispiel des Herrn den Optimismus rechtfertigt, daß es schließlich ganz verschwinden wird.

Wir sehen, McComb steht unter dem Einfluß des modernen Geistes, der von der asketischen Bedeutung des Leidens wenig wissen will. Sie sind dazu da, den Menschengeist anzuspornen, ihren Gründen nachzuforschen und ihre Ausscheidung damit anzubahnen. Die Pest war früher eine Gottesgeißel, jetzt eine Bakterienheimsuchung, früher bekämpfte man sie mit Bittgängen, jetzt mit Serum und Sanitätsmaßregeln. Das ist ihm ja freilich zuzugeben, aber es muß doch auch noch heute betont werden, daß die Zuchtrute noch in Gottes Hand ist; und wenn McComb im Irrenhaus mit seinen Schreckensszenen fragt, warum? so hat doch auch die moderne Wissenschaft stark die Lehre von der Vererbung betont. Wenn sie von erblicher Belastung redet, so ist das in der Sprache der Bibel „das Heimsuchen der Sünden der Väter an den Kindern." Ist das der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären, so kann man doch nicht vorwurfsvoll zum Himmel aufschauen und sagen: Warum tust du also?

Der neue Glaube ans Gebet.

Ein interessantes Kapitel ist dasjenige, welches der Verfasser „Der neue Glaube an das Gebet" überschreibt. Den geschichtlichen Ursprung des Gebetes anzugeben, ist eine schwere Sache. Vielleicht haben die Ethnologen recht, welche seine erste Bezeugung in den Zaubermitteln vorgeschichtlicher Völker finden. Amulette und mystische Symbole sind in den Gräbern aus der neueren Steinzeit gefunden worden, mit welchen jene Völker übernatürliche Kräfte zu beeinflussen trachteten. Es ist freilich ein weiter Schritt von da bis zum christlichen Gebet, aber wie überall, sehen wir auch hier das Gesetz der Evolution. Alle Religionen sind auf das Gebet gegründet mit Ausnahme des Buddhismus. Buddha kennt das Gebet nicht, nur die Betrachtung. Aber die neueren Formen des Buddhismus haben das Gebet wieder aufgenommen. Was bedeutet diese Allgemeinheit des Gebetes? Dies, daß es zu den ursprünglichsten Instinkten der Menschennatur gehört, und wie viele Argumente man auch dagegen vorbringt, jene Instinkte lassen sich nicht zum Schweigen bringen. Augenblicklich nehmen wir ein Wiederaufleben des Gebetsglaubens und der Gebetstätigkeit wahr. Unter dem Einfluß der Naturwissenschaften und des kritischen Geistes, den sie erzeugen, war das Gebet fast auf den Aussterbeetat gekommen. Die moderne Psychologie und ihre Betonung des engen Zusammenhanges von Geist und Körper hat zu diesem Wiedererwachen mitgewirkt. Sodann der aufs Praktische und Tatsächliche gerichtete Sinn unserer Zeit hat sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß das Gebet Erfolge hervorbringt. Es gibt keine Mission in unsern Großstädten, welche nicht Beispiele aufweisen kann, wo unter dem Einfluß des Gebets Menschen, die in Sünde und Laster versunken waren, zu einem neuen Leben erwacht sind. Alte böse Gewohnheiten sind von ihnen gefallen wie ein beflecktes Kleid, etwas Neues ist in ihnen geboren worden, eine Veränderung eingetreten, so tief, so anhaltend, so unbestreitbar, daß auch der Skeptiker stutzig werden muß; vergleiche Begbie, "Twice born Men," besonders Seite 142 ff, 165 ff. Wie kommt es, daß das Gebet solches hervorruft? Die Religion antwortet, es ist Gottes Macht, die durch das Gebet in Tätigkeit gesetzt wird. Die Wahrheit dieser Behauptung entzieht sich der Forschung, es ist eine Glaubenssache.

Aber läßt sich nicht die Sache psychologisch erklären? Was in neuerer Zeit dem Glauben ans Gebet im Wege stand, war die wissenschaftliche Darlegung von der universalen Herrschaft des Gesetzes. Wie nun aber, wenn nachgewiesen werden kann, daß das Geistesleben eben auch seine Gesetze hat, und daß die Wirksamkeit des Geistes im Gebet einen gesetzmäßigen Einfluß auf den Körper wie auf den Charakter hat? Daß das Gebet Einfluß auf den Charakter hat, ist nachgewiesen. Es ist von ihm unzählige Male eine überraschende Stärkung, ja Neuerbauung des Willens ausgegangen. Die Psychologie lehrt uns, daß mit der Einwirkung auf das Seelische eine solche auf das Nervensystem, das

Körperliche Hand in Hand geht. Also können wir den heilenden, positiven, Kraft erzeugenden Einfluß des Religiösen auf den ganzen Menschen wohl verstehen.

Auch kann man die psychologische Wirkung des Gebetes mit der Suggestion vergleichen, speziell der Autosuggestion. Das Gebet des einzelnen, wie die Fürbitte anderer wirkt als kräftige Suggestion; Willenshemmungen werden aufgehoben und neue Kraftströme mitgeteilt. Das erweckt neue Zuversicht zu den Heilungsgebeten. Luther, um das allerbekannteste Beispiel anzuführen, glaubte, daß sein Gebet vier Menschen vom Tode errettet habe: ihn selbst, seine Frau, Myconius und Melanchthon. Myconius war in den letzten Zügen, als ein Brief von Luther eintraf, worin er ihm sagte, daß er für ihn betete. Er genas und überlebte Luther um fünf Jahre. Melanchthon war sehr krank in Weimar 1540 und am Sterben. Luther erschien: „Wie hat der Teufel mir dies herrliche Organon geschändet!" sagte er. Dann trat er vor Gott und betete, indem er ihm „den Sack vor die Füße warf und ihm mit allen seinen Verheißungen die Ohren rieb." Dann sprach er Melanchthon zu, Gott wolle seinen Tod nicht. Er ließ ihm Essen zubereiten und drohte ihm, als er ablehnte: „Du mußt mir essen, oder ich tue dich in den Bann." Allmählich erholte sich der Kranke an Seele und Leib.

Freilich, wollte man mit dem psychologischen Einfluß des Gebetes in dieser Weise alles erklären, so würde der göttliche Faktor ganz ausgeschieden. Wenn man zu der Erkenntnis käme, daß die ganze Gebetstätigkeit in unserm Geist anfange und ende, so würde das Gebet bald aussterben. Das Gebet muß uns Gemeinschaft mit Gott geben, sonst ist es nichts. Doch dies kann vollständig behauptet werden, die obigen Gedankengänge wollen nur zeigen, auf welche Weise, durch welche psychologische Vermittlung sich diese Gemeinschaft vollzieht! So steht das Gebet nicht außerhalb der alles beherrschenden Gesetze, es ist vielmehr der gesetzmäßige Weg, auf welchem göttliche Geisteskräfte fruchtbar und wirksam gemacht werden.

Jedenfalls muß zugegeben werden, daß es doch etwas ist mit dem mönchischen orare est laborare, und daß die praktischen Menschen der Jetztzeit Unrecht haben, wenn sie das umwandeln wollen in "laborare est orare." Freilich das Gebet ist kein Eingreifen in die Naturgesetze, es ordnet sich in dieselben ein. Es wird sich beim Gebet überhaupt sehr wenig oder gar nicht um äußere Dinge handeln, sondern hauptsächlich um geistliche und sittliche, obwohl der Christ sich des Gedankens nicht entschlagen kann, daß der Herr sich auch für die äußeren Lebensschicksale interessiert und da die Hindernisse hinwegräumen kann, welche dem Gefühl seiner segnenden Nähe im Wege stehen.

Man wird dem, was McComb von dem psychologischen Einfluß des Gebetes sagt, beipflichten müssen, doch nicht dem, was er von dem Gebet um äußere Dinge bemerkt. Er fühlt selbst, daß er möglicherweise zu weit gegangen ist. Wir erinnern uns doch, daß es in dem Gebet des Herrn eine Bitte gibt ums tägliche Brot, welche den Beter mit dem

äußeren Leben des Menschen verbindet, mit Essen und Trinken und seinem ganzen Zusammenhang mit dem äußeren Weltwesen. Auch traf es sich, daß ich gerade vor McCombs Buch die Lebensbeschreibung von Geo. Müller in Bristol wieder einmal las. Das Buch liest sich wie ein gewaltiger, anhaltender Protest gegen die einseitig psychologische Auffassung vom Gebet. Es ist bekannt, daß dieser große Gottesmann Millionen von Dollars für seine Waisenhäuser erbetet hat, ohne daß er an die Mildtätigkeit des Publikums appellierte, ohne dasselbe auch nur von seinen Nöten und dringenden Umständen zu benachrichtigen. Wunderbar sind die zahllosen Beispiele, wie auf sein und der Seinen Gebet hin das alte Wort sich bewahrheitete: „Wo die Not am größten. . . ." Tausendfach sind die Fälle, wo er um äußere bestimmte Dinge betete und sie erhielt. Ja er ging von vornherein in seiner Gebetstätigkeit darauf hinaus, der Mitchristenheit den Beweis zu erbringen, daß es heute noch einen gebetserhörenden Gott gibt, der ans Aeußere ebenso wohl denkt, wenn er sagt: „Rufe mich an in der Not!" und verheißt: „Ich will dich erretten." Man kann nicht anders als zugeben, daß Müller dieser Beweis gelungen ist. Wenn also der allzu moderne McComb anders urteilt, so würde seine Autorität gegenüber der von Müller sich etwa verhalten, wie die eines mittelmäßigen Musikers gegenüber Beethoven.

Es ist Tatsache, daß Zuversicht zur Erhörung der Gebete um äußere Dinge im persönlichen Leben, oder um gutes Wetter, oder um Sieg im Krieg von Bedingungen abhängig ist, und daß ein „W i s s e n, daß wir die Bitte haben," eine äußerst seltene, nur auserlesenen Geistern gegebene Sache ist.

McComb hat noch einiges zu sagen über Methoden des Gebetes und Ratschläge zu seiner Stärkung. Er empfiehlt Studium der Gebete der Schrift, Pflege des geistlichen Lebens durch den Aufenthalt in der Welt himmlischer Realitäten, die anschauliche Betrachtung des Bildes Christi in der Schrift, damit man beim Gebet etwas Konkretes vor Augen habe und nicht gleichsam ins Blaue und Metaphysische hineinschaue, doch gehen wir darüber hier hinweg.

U n s t e r b l i c h k e i t u n d W i s s e n s c h a f t.

Der Glaube an die Unsterblichkeit ist in vielen wankend geworden. Wohin wir schauen, ist die Wissenschaft bemüht, ihr den Boden abzugraben. Haeckel zieht gegen die drei Grundwahrheiten der Religion, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in seinen Welträtseln zu Felde. Er behauptet, sie seien Stützpfeiler des Aberglaubens. Die Erschaffung des Menschen nach dem Bilde Gottes sei eine reine Mythe; Kants Behauptung, die Unsterblichkeit der Seele sei eine Forderung der praktischen Vernunft, sei ein frommer Wunsch. Die Behauptung, daß der Mensch Kräfte und Fähigkeiten habe, die in diesem Leben weder Befriedigung noch Spielraum fänden, beruhe auf Selbsttäuschung. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele sei ein Dogma, welches sich im Gegensatz befände zu den sichersten Ergebnissen der empirischen Wissenschaft.

Die Philosophie gibt uns keinen besseren Trost. Paulsen in seiner Ethik sagt, die Moral müsse sich auf einer Basis aufbauen, die unabhängig sei von dem Glauben an das Zukünftige, da dieser Glaube sich in einem prekären Zustand befinde und wenig Hoffnung sei, ihn zu stärken.

Nichtsdestoweniger hängt das Menschenherz so an diesem Glauben, daß selbst Zweifler und Ungläubige sich zu Zeiten an ihn klammern. Von Zola wird berichtet, daß er bei dem Tode seiner Mutter, die er sehr geliebt, in seinem Trennungsschmerz zu diesem Glauben seine Zuflucht genommen. Auf der andern Seite tragen die Männer der exakten Wissenschaft oft eine merkwürdige Gleichgültigkeit dagegen zur Schau. Dr. Osler behauptet, in den verschiedenen Schichten seines Berufs nichts von einem dringenden Wunsch nach Unsterblichkeit gefunden zu haben. Die Geistlichen predigten es von der Kanzel, aber im gesellschaftlichen Leben ließen sie es beiseite. Auch habe er bei der Beobachtung von fünfhundert Sterbenden gefunden, daß die Menschen stürben, wie sie gelebt, unbeeinflußt durch den Glauben an das zukünftige Leben. Sie gehen dem Tode entgegen wie dem Schlaf und dem großen Vergessen. Osler gegenüber bemerkt McComb, seine Einwendungen seien nicht stichhaltig. Er als Doktor möge von jenen Dingen nichts gemerkt haben, aber die Menschen seien dennoch durchaus nicht so gleichgültig gegen das Jenseits, wie er denkt.

Doch noch bedeutend gewichtiger seien die Einwürfe der physiologischen Psychologie. Die moderne Wissenschaft hat den wunderbar engen Zusammenhang zwischen dem Gehirn und dem Geistesleben gezeigt. Man binde den Zufluß des Blutes zum Gehirn ab, und merkwürdige Aenderungen in dem Bewußtsein des Menschen sind die Folge. Ja die verschiedenen Geistestätigkeiten des Menschen können lokalisiert werden: gewisse Nervenzentren dienen gewissen Funktionen. Ein großer Psycholog behauptet, es gäbe sogar ein Charakterzentrum im Gehirn. Jeder Denkakt bringt mit sich eine Verzehrung von Gehirnsubstanz. Knaben mit verbrecherischen Neigungen sind am Gehirn operiert worden und wurden normal, andere hatten Schwierigkeiten mit gewissen Fächern, und nach der Operation war alles in Ordnung. Folgt nicht aus alle dem, daß, wenn das Gehirn fällt, es dann auch mit dem Geistesleben zu Ende ist? Wenn das Gehirn normal ist, ist der Mensch normal an Geist und Charakter, ist dann das Denken und Wollen nichts anderes als das Phosphoreszieren des Gehirns? Dieser Gedanke mag nahe liegen, aber er ist doch ein Trugschluß. Das Gehirn mag mit dem Denken aufs engste zusammenhängen, aber es ist nicht das Denken selbst, sondern das Mittel, das Werkzeug dazu, und vor allem ist es nicht der Denkende selbst. Und wenn es in diesem Daseinszustande kein Denken gibt ohne Gehirn, so folgt nicht, daß es ebenso ist in einer höheren Lebenssphäre. McComb findet gegenüber dem Gewicht jener Gründe einen gewissen Trost und eine Stütze für den Unsterblichkeitsglauben in den psychischen Untersuchungen, die heute von vielen getrieben werden. Der Spiritismus ist nach seiner Meinung nicht bloß Täuschung und Betrug. Sogar

Will. James, der große Psychologe von Harvard, meint, daß aus jenen psychischen Untersuchungen zweierlei hervorgehe, entweder daß Geister von jenseits mit uns verkehren können, oder daß wir, oder gewisse besonders dazu begabte Individuen, mit ihnen unabhängig von den gewöhnlichen Mitteln des geistigen Verkehrs in Beziehung treten können. McComb findet darin eine denkenswerte Stärkung seines Glaubens an körperlose Geister, wir können ihm darin absolut nicht folgen.

Doch noch von einer andern Seite wird Sturm gelaufen, nämlich von den Biologen. Metchnikoff sagt, der Mensch sei eigentlich nur auf eine Mißgeburt des Affen zurückzuführen. Der erste Mensch sei eine zoologische Monstrosität, hätte Fähigkeiten gehabt, die seinen Eltern versagt waren. Ein größeres Gehirn mit entsprechenden Anlagen sei von ihm auf seine Nachkommen vererbt worden, so sei der Mensch zustande gekommen. Er ist also eine zufällige Abart vom Affenstamm, im Wesentlichen aber derselbe wie jener, demnach müsse die Frage: Gibt es eine jenseitige Welt? mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet werden. Der Mensch, als Sprößling des Affen, teile mit ihm dasselbe Schicksal. McComb meint, das sei mit nichten der Fall, möge der Mensch vom Affen abstammen, er sei jetzt etwas anderes. Seine Abstammung habe auf seine Zukunft keinen Einfluß. Wir möchten dies doch bezweifeln. Stammt er von den Affen ab, so liegt es doch nahe, ihn mit den Affen abzutun, aber die Affenabstammung ist doch mit Metchnikoffs Ideen noch lange nicht erwiesen. Eine zufällige Gehirndifferenz, die aus einem Affen einen Menschen macht, ist mehr, als wir begreifen oder gläubig annehmen können.

Unsterblichkeit und Natur des Menschen.

Die obengenannten Wissenschaften, die uns die Freude an der Unsterblichkeit verderben wollen, haben aber nicht mit dem Menschen als Ganzem zu tun, sondern mit Funktionen, Organen und seiner historischen Entwicklung. Um etwas Rechtes über die innerste Natur desselben zu hören, müssen wir zu den Philosophen gehen. Carlyle sagt, der Mensch lebe nur einen Augenblick, und doch sei in seinem Wesen und Wirken etwas, das der Tod nicht antastet und über die Zeit triumphiert. In der Tat unser Nachdenken vergewissert uns, daß alle jene Wissenschaften, die sich so anspruchsvoll geberden, eigentlich nur Produkte des vernünftigen Denkens sind, nicht des unbewußt Unvernünftigen. Das geheimnisvolle Prinzip, das vor allem andern da ist, und seine Existenzberechtigung in sich selbst hat, ist die Persönlichkeit. Es ist dies nicht die Summa aller seelischen Tätigkeiten (Hume, Mills, Huxley, welch letzterer in seinem Buch über Hume sich über Kants „Ich" lächerlich macht), sondern ein geistiges und persönliches Ganzes. Es hat die Fähigkeit, zugleich Subjekt und Objekt zu sein. Es ist das einigende Prinzip unserer geistigen Erlebnisse und Tätigkeiten. Es bleibt unter den wechselnden Affekten, Zeitumständen, Erlebnissen dasselbe. Wir nennen den Menschen ein Geschöpf der Zeit und in einem Sinne ist er es, aber in einem andern ist er Herr und Meister der Zeit. Zeit ist ein Pro-

dukt unsers Denkens, die Weise, wie uns die Geschehnisse erscheinen, das Prinzip, durch welches der Geist seine Erfahrungen in verständliche Beziehung setzt. So ist der Mensch nicht verloren inmitten der endlosen sinnlichen Erfahrungen, er ist selbst der Bürger einer ewigen Welt. Darum haben die großen Epochen im Reiche des Geistes, das goldene Zeitalter der griechischen Philosophie, die Renaissance, der deutsche Idealismus, wie er in Goethe gipfelt, der persönliche Idealismus eines Emerson und Carlyle und ihrer Schüler den Glauben an die Unsterblichkeit fest gehalten. Ihre schöpferische Arbeit, sagt Eucken, gibt ihnen das Bewußtsein über die Schranken der Zeit erhaben zu sein, so daß sie es für unmöglich halten anzunehmen, daß der Mensch gänzlich zur Natur zurückkehre, oder zu glauben, daß der Tod die vollkommene Auslöschung des geistigen Lebens bedeute (Problem des menschlichen Lebens, Seite 463).

Und mehr, der Mensch hat in sich die Fähigkeit, einen Charakter zu bilden. Er findet in sich den kategorischen Imperativ, der ihn dem Sittengesetz unterwirft, und widmet sein Leben der Aufgabe, seinen Willen und seine Impulse demselben untertänig zu machen. Das geistige Rohmaterial, das ihm durch Natur und Vererbung gegeben, organisiert und vergeistlicht er, bis es dasteht in sittlicher Reinheit und Kraft. Mag er zu Zeiten unterliegen, in großen Augenblicken, wenn äußere Umstände das Beste in ihm zum Leben rufen, steht er als ein Held da. Wäre all sein Streben der schließlichen Vernichtung bestimmt, so würde unheilbare Lähmung auf all seine Tätigkeit fallen, und das sittliche Chaos wäre sein Los. Soll all sein Lieben, sein Denken, Wollen und Hoffen in Nichts versinken?! Mögen manche sich über eine solche Aussicht mit Gleichmut hinwegsetzen, diejenigen, die am zartesten fühlen, am höchsten streben, sich am ernstesten bemühen, würden am tiefsten enttäuscht und am schwersten getroffen werden.

Das Christentum jedenfalls ist die Religion der Unsterblichkeit. Zu sagen, daß die Unsterblichkeit von den Griechen herübergenommen sei, ist töricht. Das Reich Gottes, welches den Untergrund aller Lehre Christi bildet, ist himmlischer und ewiger Natur. Mögen Jesu Endgedanken jüdisch gefärbt sein, aus ihnen wurde „dem griechischen Genius das Wunderkind der Unsterblichkeit geboren." (Schweizer, „Der historische Jesus," Seite 254.) Christus hat uns keine konkrete Darstellung des Jenseits gegeben, aber er hält fest an der Identität der Persönlichkeit. Lazarus ist auch im Paradies noch Lazarus. Nicht zu vergessen ist das tiefe Wort: „Ihm leben sie alle." Wer einmal in Lebensgemeinschaft mit Gott getreten ist, ist der Vergänglichkeit entrückt. Die Christen gründeten ihre Hoffnung auf das jenseitige Leben, auf die Auferstehung Christi. Ob dieselbe nun leiblich oder geistig war, den Jüngern wurde eine Ueberzeugung gegeben, daß er lebe, und ihre eigene Auferstehung war ihnen verbürgt durch die Christi, sie hängt mit derselben zusammen wie Wirkung und Ursache.

Es scheint uns, McComb habe in diesem Kapitel so ziemlich alles

zusammengetragen, was sich über die Sache sagen läßt. Nur sollte die Auferstehung Christi bestimmter aufgefaßt und fester betont werden. Man bedenke, was Paulus 1. Kor. 15 über die bloß geistliche Auferstehung sagt. Es ist klar, daß sich die Bibel und die erste Christenheit weniger mit der Unsterblichkeit der Seele befaßt, als mit der Auferestehung des Leibes. Nur diese hat Stellung gefunden im Glaubensbekenntnis. Die Unsterblichkeit der Seele fand erst Betonung unter dem Einfluß der griechischen Welt und ihrer Berührung mit dem Christentum. Die Unsterblichkeit der Seele wurde von den Juden geglaubt mit Ausnahme der Sadduzäer. Aber dennoch wie ganz anders steht es um die Gewißheit derselben und um die Hoffnung des Jenseits, nachdem die Kirche auf die Auferstehung sich auferbaut. Nie hätte Petrus als Jude sagen können: „Gelobet sei Gott . . ., daß er uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung. . .," ohne die Auferstehung Christi. Die Auferstehung von einem Seelenschlaf oder von einer Versinkung des Individuums nach dem Tode in die Gottheit, welche ihr Ende finde mit der Auferstehung am jüngsten Tage, weisen wir als unbiblisch ab.

In einem weiteren Kapitel „Die Religion in der menschlichen Gesellschaft" redet der Verfasser von der Aufgabe des Christentums im sozialen Leben, besonders davon, wie das Christentum den Armen, den Kranken und den Verbrechern Hülfe schuldet. Den Armen gebührt die Liebe, welche die Ungleichheit der Glücksgüter nach Kräften ausgleicht; den Kranken, daß die Kirche sie nicht dem Arzt allein überläßt, sondern ihre geistlichen Kräfte dienstbar mache denen zur Heilung, welchen der Arzt allein nicht helfen kann, z. B. Trunkenbolden und Geisteskranken; den Gefangenen. Hier muß die Kirche sich von dem Gedanken leiten lassen, daß die Strafe bessern, nicht bloß Vergeltung üben soll.

Er schließt mit einem Kapitel über die Mission. Die Kirche soll den heidnischen Religionen Sympathie und Verständnis entgegenbringen. Es ist da nicht alles vom Teufel, es sind Wahrheitselemente in allen Religionen. Die zivilisierten heidnischen Völker sollten die Freiheit haben, christliche Anschauungen in Uebereinstimmung mit nationalen Eigentümlichkeiten selbständig auszugestalten. Endlich muß die Kirche den gewaltigen Aussichten gegenüber, welche die Erschließung der orientalischen Welt eröffnet, sich zu größeren Zielen und zu optimistischerem Glauben erheben.

Wir sind am Ende unserer Aufgabe angelangt. Wir hoffen, unsere Leser nicht zu lange aufgehalten und besonders nicht ermüdet zu haben. Wir haben Ausstellungen gemacht. Besonders in der Schätzung der Person Christi und ihrer Göttlichkeit haben wir entschieden unsern Protest kund getan. Wir sind auch dafür, daß man in Fühlung bleibe mit der Wissenschaft und sich über ihren Einfluß auf unsern Glauben stets neue Rechenschaft gebe, aber es gibt einige Dinge, die fest bleiben in allem Wandel der Zeit. Doch sonst ist es ein tüchtiges Buch. Man wird Gewinn haben von seiner Lektüre und gut tun, auch den andern Werken des Verfassers Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Kolosserbrief.

Von Prof. em. E. Otto.

Wenn man sich's bequem machen und, was man sagen will in einer landläufigen, modernen Phrase ausdrücken will, so möchte man sagen, der Brief Pauli an die Kolosser sei eine der herrlichsten Blüten neutestamentlicher Briefliteratur, er gewährt die tiefsten Einblicke in das innere Leben des Mannes, der den Brief geschrieben hat. Wir gehen von der Voraussetzung der Echtheit des Briefes, seiner Abfassung durch Paulus, aus. Dieselbe ist bekanntlich von der Tübinger Kritik seinerzeit bestritten worden. Es steckt viel ernste und Respekt fordernde Arbeit in diesen Bestreitungen, man muß seinen Brief sehr gründlich und wiederholt durchgelesen haben, um minutiöse Beobachtungen anzustellen, welcherlei Stilverschiedenheiten zwischen den anerkannt echten paulinischen Briefen und dem vorliegenden sich aufweisen lassen, welche Lieblingswendungen sich hier finden und dort nicht, welche Partikeln hier, und welche dort zur Satzverbindung verwendet zu werden pflegen. Wenn dann manchmal der Kritiker durch zu früh gefaßten Gesamteindruck verleitet, auch da Spuren der Unechtheit zu entdecken glaubt, wo andere Leute sie beim besten Willen nicht wahrnehmen können, so liegt das in der Natur der Sache oder in der Menschennatur, und dergleichen korrigiert sich von selbst im geistigen Verkehr. Wenn doch alle Positiven ihre Bibel so sorgsam studierten wie die bösen Kritiker. Aber, Kritik in allen Ehren, man wird wohl sagen dürfen, der Brief hat die Feuerprobe bestanden, und die im Altertum allgemein anerkannte Authentie hat sich auch im Urteile der gegenwärtigen Theologie behauptet. Stilverschiedenheiten kommen in jedem Briefe vor, und die sachlichen Gegengründe basieren auf der Annahme, daß die im Briefe bekämpften Irrlehren erst im Kopfe eines Cerinth und der Gnostiker des zweiten Jahrhunderts aufgetaucht sein könnten, was ungefähr dasselbe wäre, als wenn man sagte, die Lehre von der Rechtfertigung aus Werken sei erst zu Luthers Zeiten aufgekommen. Was den Ort und die Zeit der Abfassung betrifft, so folgen wir einer neuerlich von F. Westfeld vertretenen Auffassung, die sich nicht nur auf den Kolosserbrief, sondern auf die sämtlichen Gefangenschaftsbriefe, ja auch auf die Pastoralbriefe und auf die ganze Chronologie der letzten Lebensjahre des Apostels bezieht. Wie weit wir den Schlüssen Westfelds zustimmen können, sei hier dahingestellt, aber in Bezug auf den Kolosserbrief ist seine Auffassung die einfachste.

Nach der durch die überlieferten Unterschriften empfohlenen und im Altertume herrschenden Annahme, der auch jetzt noch die meisten folgen, sind die vier Gefangenschaftsbriefe, Epheser, Philipper, Kolosser, Philemon, von Rom aus geschrieben, und es fragt sich nur, ob aus jener einen durch die Apostelgeschichte beurkundeten, oder aus einer zweiten postulierten nach der Missionsreise nach Spanien eingetretenen Gefangenschaft. Die Gründe, welche viele Gelehrte bestimmt haben, eine

zweite römische Gefangenschaft anzunehmen, liegen vornehmlich in der Unmöglichkeit, die Reisen des Apostels, die nach den Angaben der Pastoralbriefe angenommen werden müssen, in dem Rahmen der in der Apostelgeschichte abgegrenzten Zeit unterzubringen. Sind die Pastoralbriefe echt und ihre Angaben zuverlässig, so muß Raum geschafft werden, in den diese Missionsbewegungen verlegt werden können. Einen Anhalt fand die Hypothese an dem eigentümlichen Charakter des Schlusses der Apostelgeschichte, der auf eine in Aussicht genommene Fortsetzung hinzuweisen scheint und die Möglichkeit einer weiteren Missionstätigkeit Pauli offen läßt, ferner in dem ausgesprochenen Vorsatze des Apostels Röm. 15, 24, seine Wirksamkeit auf Spanien auszudehnen, ferner aus dem Umstande, daß einige Briefe aus einer Gefangenschaft, ein anderer (2. Tim.) nach Befreiung aus derselben geschrieben sind, vor allem aber an der vielbesprochenen rhetorisch gehaltenen Stelle des Clemensbriefes, die man als ein Zeugnis dafür aufrufen zu dürfen glaubt, daß Paulus bis zur Grenze des Abendlandes, also bis nach der Westküste Spaniens vorgedrungen sei. Die den Panegyrikus auf Paulus enthaltende Stelle besagt aber solches gar nicht. Erstens ist der Ausdruck τέρμα nicht synonym mit ὅρος, Grenze, sondern bezeichnet eigentlich das äußerste Ziel in der Rennbahn (meta), zu dem hingestrebt wird, nach dessen Erreichung weiteres Vordringen nicht mehr nötig ist. Die Stelle lautet wörtlich übersetzt: „Siebenmal in Gefangenschaft geraten, flüchtig geworden, gesteinigt, ein Herold geworden im Osten und im Westen, hat er den edlen Ruhm seines Glaubens empfangen, die ganze Welt Gerechtigkeit lehrend — u n d nachdem er ans Ziel des Abendlandes gekommen und vor den Machthabern Zeugnis abgelegt, ist er so von der Welt befreit und in den heiligen Ort eingegangen, indem er das größte Vorbild der Geduld geworden." Der ganze Satz zerfällt, wie ersichtlich, in zwei koordinierte Hälften, von denen die erste die vorangehenden Leiden und Kämpfe beschreibt, die zweite von seinem Ende berichtet; die beiden Aussagen: ἐπι τέρμα τῆς δύσεως ἐλθὼν καὶ μαρτυρήσας ἐπὶ τῶν ἡγεμόνων, ans Ziel des Abendlandes gelangt und vor den Machthabern zeugend," gehören aufs engste zusammen, und so kann dem Zusammenhange nach der Ausdruck „Ziel, Gipfelpunkt des Abendlandes" gar nichts anderes bedeuten als Rom; wer unter dem „Abendlande" hier Spanien verstehen wollte, der müßte nachfolgern, daß Paulus in Spanien sein Endzeugnis abgelegt habe und der Welt entnommen sei.

Erst Eusebius (im vierten Jahrhundert) redet unzweideutig von einer Befreiung Pauli aus seiner ersten römischen Gefangenschaft und einer Fortsetzung seiner Missionstätigkeit nach derselben, er stützt dieselbe aber nur auf seine unzutreffende Auslegung von 2. Tim. 4, 16. 17, wo es heißt: „In meiner ersten Verantwortung (ἀπολογίᾳ) stand mir niemand bei, sondern sie verließen mich alle, es sei ihnen nicht zugerechnet, der Herr aber stand mir bei und stärkte mich, auf daß durch mich die Botschaft voll ausgeführt würde, und alle Heiden höreten." Und er weiß zur Bestätigung seiner Auffassung sich nur auf ein unbestimmtes

Gerücht (λόγος ἔχει) zu berufen. Somit steht die Annahme einer zweiten römischen Gefangenschaft Pauli nur auf sehr unsicherem Boden, in der Luft, und es bleibt nur die eine aus der Apostelgeschichte bekannte römische Gefangenschaft zur Verwendung. Daß die Gefangenschaftsbriefe aus dieser heraus geschrieben sind, war die allgemeine Voraussetzung des kirchlichen Altertums, so weit wir dessen Zeugnisse kennen, und in der Tat scheinen innere aus den Angaben der Briefe selbst entnommene Gründe stark dafür zu sprechen. Im Philipperbrief 1, 13 erwähnt Paulus ein Prätorium, in welchem vornehmlich seine „Bande in Christo," d. h. die Beziehung seiner Gefangenschaft zu der Botschaft von Christo, bekannt worden seien, und er bestellt 4, 22 Grüße von „denen aus des Kaisers Hause." Unter der Voraussetzung der Abfassung des Briefes in Rom liegt es allerdings am nächsten, bei dem „Prätorium" an die römische Militärkaserne zu denken, und bei dem „Hause des Kaisers" allerdings nicht an den kaiserlichen Palast, sondern an die kaiserliche Dienerschaft, selbstverständlich wohl nicht die vornehmere, die Minister und Räte, sondern die niedere, die Sklavenschaft, daß unter den Begleitern Pauli sich ein Sekundus, ein Tertius und ein Quartus befinden, die wahrscheinlich verschiedenen Städten angehörten, beweist nichts strikt, scheint aber darauf hinzuweisen, daß seine Anhängerschaft sich mehrfach aus Häusern mit großen Sklavenbeständen rekrutierte. Daß die angeführten Stellen zwingend auf Rom als Abfassungsort hinweisen, läßt sich nicht behaupten, denn Prätorien und palatia, Kaiserhäuser, gab es in vielen Großstädten des Reiches, und auch die Sklavenschaft des Kaisers fand sich demgemäß in allen Provinzen.

Erkennt man aber nur eine römische Gefangenschaft an, aus der Briefe geschrieben seien, so sind auch die Pastoralbriefe in den Kreis der Untersuchung zu ziehen, und da gibt es eben die bekannten Schwierigkeiten, welche das Postulat einer zweiten römischen Gefangenschaft als zwingend haben erscheinen lassen. Der radikalste Weg der Lösung des Dilemmas ist die Erklärung der Unechtheit der Pastoralbriefe. Nun ließe sich wohl betreffs des ersten Timotheusbriefes ohne Anstoß annehmen, daß ein späterer Verfasser in der guten Ueberzeugung ganz im Sinn und Geiste des verehrten Apostels zu lehren, die Form gewählt habe, seine auf das Wohl und die Reinerhaltung der Gemeinde gerichteten Ermahnungen diesem selbst in den Mund oder in die Feder zu legen, ein Verfahren, das ganz und gar nicht nach heutigen Begriffen von schriftstellerischer Wahrhaftigkeit zu beurteilen sein würde, da es ja gar nicht beabsichtigte, ein kritisches Urteil irre zu leiten, sondern nur den vertretenen Wahrheiten Nachdruck zu verleihen. Die Anreden an Timotheus in der Einleitung und am Schlusse sind ja gewissermaßen nur ein Gewand, das dem Körper umgehängt ist, und der übrige Inhalt ist durchaus unpersönlich gehalten, weist mit nichts darauf hin, daß der Verfasser wolle für Paulus gehalten sein. Anders steht es mit dem zweiten Timotheus- und auch mit dem Titusbriefe, namentlich der erstere ist voll persönlicher Beziehungen, so daß man den Verfasser allerdings einer pia

fraus zeihen müßte, da er, wenn er nicht Paulus selbst wäre, unverkennbar darauf ausginge, das Urteil über Entstehung des Briefes zu täuschen. Wenn nun nicht ohne Grund darauf hingewiesen wird, daß die drei Pastoralbriefe in ihrem Stil, in ihrer Gesamtauffassung der christlichen Wahrheit, in den Zeitverhältnissen, die sie voraussetzen, in den Gegensätzen, die sie bekämpfen, so vieles mit einander gemein haben, daß sie von einem Verfasser und nahezu aus derselben Zeit herzustammen scheinen, so liegen darin Schwierigkeiten, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist. Wir haben es nur mit den Andeutungen über die geschichtliche Situation zu tun, welche die beiden letzten Pastoralbriefe darbieten. Der zweite Timotheusbrief scheint aus Rom geschrieben zu sein, darauf deuten die römischen Namen der Grußbesteller, Pudens, Linus, Claudia, namentlich aber die dankende Erwähnung des Onesiphorus, 1, 17: „Da er in Rom war, suchte er mich auf und fand mich." Aber daneben nun die anderen der Abfassung in Rom während der Gefangenschaft widersprechenden Notizen. Die Reiseroute von Cäsarea nach Rom haben die „Wir-Kapitel" der Apostelgeschichte genau beschrieben, wie soll da die Reise untergebracht werden, auf der Paulus Erastus in Korinth, den Mantelsack und das Pergament in Troas und den Trophimus in Melit zurückließ, von der Reise nach Creta zu geschweigen. Diese Mißlichkeiten haben bekanntlich in der Neuzeit manche Ausleger veranlaßt, den Abfassungsort der Gefangenschaftsbriefe in Cäsarea zu suchen. Die Annahme findet aber keine Stütze weder in der Tradition der alten Kirche noch in den Andeutungen der Briefe selbst, und sie hat nichts weiter für sich als die allerdings begründete Vermutung, daß Paulus von Cäsarea aus, wo ihm (Act. 24, 20) auch freier Verkehr mit den Seinen gestattet war, gleichfalls Briefe geschrieben haben wird. Wenn Paulus (2. Kor. 11, 28) darauf hinweist, daß er täglich werde angelaufen und Fürsorge zu tragen habe für alle Gemeinden, so ist die Vermutung kaum zu weitgehend, daß er wohl mehr als hundert Briefe geschrieben haben wird, von denen viele gewiß des Aufhebens ebenso wert gewesen sein werden als die, welche uns erhalten sind.

Westfelds Behauptung, denn mehr als eine zur Prüfung vorgelegte Behauptung kann man's ja zunächst nicht nennen, geht nun dahin, daß die vier Gefangenschaftsbriefe, Epheser, Philipper, Kolosser, Philemon, weder von Cäsarea noch von Rom aus geschrieben sind, sondern aus einer Gefangenschaft in Ephesus. Nach dem Clemensbriefe hat Paulus sieben Gefangenschaften durchlebt. Nach den meisten Neueren ist das in das Manuskript des Römerbriefes geratene Empfehlungsschreiben für die Schwester Phoebe Röm. 16, 1—21, das mit Grüßen angefüllt ist, nicht an die dem Apostel persönlich unbekannte römische Gemeinde, sondern nach Ephesus gerichtet, wo Paulus naturgemäß einen ausgedehnten Bekanntenkreis zurückgelassen haben muß. Prisca und Aquila, die die ersten Grüße erhalten, 16, 3, befanden sich damals in Ephesus (Act. 18, 18) und haben dem Apostel in Lebensgefahr beigestanden. Ferner bestellt Paulus Grüße 16, 7 an Andronikus und Junias, die ebenfalls

in Ephesus ansässig gewesen sein müssen, und nennt sie seine Mitgefangenen, wobei ihn die Erinnerung sicherlich auf eine frühere überstandene Gefangenschaft zurückweist. Daß Paulus in Asia, d. i. in Ephesus, in furchtbarer Lebensgefahr gestanden hat, die doch wahrscheinlich nicht durch ein sogenanntes Accident veranlaßt, sondern durch eine gerichtliche Verfolgung heraufbeschworen war, geht ja aus 2. Kor. 1, 8; 1. Kor. 15, 32 deutlich hervor. Die Apostelgeschichte weiß hierüber nichts zu berichten, wie sie dann einen ganzen Lebensabschnitt Pauli zwischen seiner zweiten und dritten Missionsreise sehr fragmentarisch behandelt. Mit skizzenhafter Kürze berichtet sie wie Paulus von Korinth aus nach Ephesus reist, wo er Aquila und Priscilla zurückläßt, er hält sich dort nicht lange auf, sondern reist nach Cäsarea und von dort zieht er hinauf (nach Jerusalem) und grüßt die Gemeinde, dann durchzieht er das Innere Kleinasiens und stärkt alle Jünger in den früher gestifteten Gemeinden Act. 18, 18—23, dann kommt er wieder nach Ephesus. Dort predigt er drei Monate lang in der Synagoge 19, 8 und dann zwei Jahre lang in dem Hörsal eines gewissen Tyrannus, wahrscheinlich doch eines hellenischen Rhetors, 19, 10, und das Wort des Herrn wuchs mächtig und nahm überhand. Danach, da das ausgerichtet war, 19, 21 setzte sich Paulus im Geiste vor, nach Macedonien und Achaja zu ziehn, mit dem Plane, von dort aus wieder nach Jerusalem und schließlich auch nach Rom zu reisen. Er sendet den Timotheus und Erastus voraus nach Macedonien, er aber blieb noch eine Zeitlang (ἔπεσχε χρόνον) in Asia, d. i. Ephesus. Es folgt dann 19, 23 ff die Erzählung von dem durch den Silberschmidt Demetrius angestifteten Aufruhr, dann 20, 1, nachdem die Empörung aufgehört, rief Paulus die Jünger zusammen, segnet sie und zieht aus nach Macedonien. Hiernach scheint es, daß die Abreise Pauli nur kurze Zeit nach der Absendung der beiden vorausgeschickten Gehilfen stattgefunden habe, da ja der durch Demetrius angezettelte Tumult schwerlich länger als ein paar Tage angehalten hat, so daß also der Gesamtaufenthalt Pauli in Ephesus mit zwei Jahren und drei Monaten bemessen sein würde. Aber wie Paulus auf der Rückreise von seiner Europafahrt bei Ephesus vorbeifahrend die Aeltesten der dortigen Gemeinde nach Milet kommen heißt, 20, 17, da erinnert er sie daran, daß er d r e i J a h r e lang nicht abgelassen habe, einen jeglichen unter ihnen zu ermahnen. Mögen nun auch die Zahlengaben nur als ungefähre anzusehen sein, so bleibt doch in dem Resumé der Apostelgeschichte eine unausgefüllte Lücke, und die Nachrichten des Verfassers über diese Lebensperiode des Apostels scheinen nicht genau zutreffend zu sein, er folgt nur ihm von anderer Seite zugegangenen Ueberlieferungen. In die Zeit von ungefähr neun Monaten kann gar wohl eine solche Gefahr bringende Gefangenschaft in Ephesus gefallen sein, auf welche die Korintherbriefe weisen und der zweite Timotheusbrief so düstere Rückblicke wirft. An die Korinther schreibt Paulus 1. Kor. 16,5 ff: „Ich werde zu Ephesus bleiben bis zu Pfingsten, ich werde aber zu euch kommen, wenn ich durch Macedonien gezogen sein werde, denn Macedonien werde ich

durchziehen.“ Die Absendung des Timotheus (und wahrscheinlich des Erastus mit ihm) ist schon erfolgt 16, 10. Aber diesen Plan hat Paulus nicht ausführen können, 2. Kor. 1, 15, seine Verhaftung hat ihn daran gehindert. Wie lange die Gefangenschaft gedauert hat, wissen wir nicht, seine Lage in derselben ist jedenfalls eine wechselvolle gewesen, es hat Ruhepausen gegeben, in denen er auf eine günstige Wendung hoffen durfte, Phil. 1, 25, und dann wieder düstere Zeiten der Umwölkung, wo er sich in des Löwen Rachen fühlte 2. Tim. 4, 18 und nichts anderes vor Augen hatte, als den unabwendbaren Tod 2. Tim. 4, 6; 2. Kor. 1, 8.

Den Kombinationen Westfelds steht u. E. nichts entgegen, nur ein stumbling block, allerdings ein derber, steht im Wege, die Stelle 2. Tim. 1, 17, wo von Onesiphorus gerühmt wird: „Da er in Rom war (γενόμενος ἐν Ῥώμῃ) suchte er mich auf und fand mich,“ mit welcher Stelle Westfeld nichts anderes anzufangen weiß, als sie kurzer Hand für eingeschoben zu erklären, um der nun einmal eingebürgerten Hypothese, daß, wo von einer Gefangenschaft die Rede sei, die römische verstanden werden müsse, eine Stütze zu geben. Das etwas gewaltsame, kritische Verfahren Westfelds, das eben nur dadurch seine Entschuldigung finden kann, daß so viele Gegengründe der Abfassung des Briefes in Rom entgegenstehen, ließe sich vielleicht dadurch umgehen, daß man annimmt, es heiße nicht: „Hier in Rom,“ sondern es sei von Rom als von einem dritten Orte die Rede, und das Partizipium γενόμενος könne auch plusquamperfectische Bedeutung haben: „Als er in Rom g e w e s e n war,“ so daß also die Stelle und der ganze Brief an einem andern Orte, etwa in Nicopolis, geschrieben sein könnte.

Für den Zweck des gegenwärtigen Artikels kommen diese Erörterungen eigentlich nur in Betracht, als dadurch die Möglichkeit geboten wird, eine passende Situation für die Abfassung des Kolosserbriefes aufzuweisen, denn wenn auch nicht alle Schlußfolgerungen des scharfsinnigen Beobachters so evident erscheinen mögen, als er sie ansieht, so ist doch an der Möglichkeit einer ephesinischen Gefangenschaft nicht zu zweifeln, und daß die Apostelgeschichte nichts davon berichtet, ist kein Gegengrund, der gegenüber den Andeutungen der Briefe in Betracht kommen dürfte. Daß der sogenannte Epheserbrief nicht von Ephesus aus an die ephesinische Gemeinde geschrieben sein kann, ist freilich selbstverständlich, bekanntlich hat ja aber auch in alten Handschriften in der Zuschrift V. 1, 1: „Den Heiligen und Gläubigen an Christum Jesum“ der Zusatz „in Ephesus“ gefehlt. Sicher ist, daß der Brief nahezu gleichzeitig mit dem Kolosserbriefe geschrieben sein muß, das geht sowohl aus dem allgemeinen Inhalte hervor, der den Gedankengang des Kolosserbriefes widerspiegelt, als auch daraus, daß ein und derselbe Bote, Tychikus 6, 23, Kol. 4, 7 beauftragt ist, die beiden Briefe zu überbringen und durch mündlichen Bericht zu ergänzen. Daß der Brief ein Zirkularschreiben gewesen sei, ist nicht wahrscheinlich, da er b e s t i m m t e Leser voraussetzt, daß er mit dem Kol. 4, 15 erwähnten Briefe an die Laodicener

identisch sei, ist möglich aber durch das Zeugnis Marcions nicht genügend verbürgt. Die einfachste Annahme mag ja wohl sein, daß der Brief den Titel Epheserbrief darum erhalten hat, weil die ephesinische Gemeinde sich besonders bemüht hat, Handschriften der paulinischen Briefe zu sammeln.

Für den Kolosserbrief wird die Auffassung der Situation vereinfacht. Gleichzeitig mit dem Briefe an die Gemeinde wird der Privatbrief an Philemon, den Bewohner Kolossäs, abgesandt. Es ist doch viel eher anzunehmen, daß der flüchtige Sklave Onesimus, den Paulus in der Begleitung des Tychikus (Kol. 4, 9) seinem Herrn zurücksendet, bloß nach der nächstgelegenen Großstadt Ephesus geflohen ist, statt sich bis nach Rom oder nach Cäsarea durchzuschlagen, eine Reise nach Rom war doch in damaliger Zeit keine einfache Sache, vor allem jedenfalls kostspielig, so daß die Sendung zweier Personen, des Tychikus und Onesimus, von Rom nach Kolossä ihre sehr schweren praktischen Bedenken haben mußte. An Philemon richtet Paulus, vielleicht allerdings halb scherzweise, die Aufforderung, ihm die Herberge bereit zu halten, denn er hofft, ihn besuchen zu können; einen solchen Besuch konnte er wohl, trotz des weitergehenden Planes, Macedonien, Achaja, Jerusalem und Rom zu bereisen, von dem nahegelegenen Ephesus aus ins Auge fassen, aber schwerlich von Rom aus, da er (Act. 20, 38) für immer von Asien Abschied genommen hatte. Der Kolosser Epaphras hat Paulus im Interesse der Gemeindeverhältnisse in den im Inneren gelegenen Städten besucht, Kol. 1, 8; 4, 12. Das war auch eher ausführbar, wenn er sich bloß nach Ephesus zu wenden hatte. Im Kolosserbriefe, der etliche Tage eher geschrieben sein wird als der Philemonbrief, nennt ihn Paulus seinen Mitknecht, einen treuen Diener Christi, der großen Fleiß hat um die Gemeinden, im Philemonbriefe grüßt Paulus von ihm als von seinem Mitgefangenen, Phil. 23, die letzten Nachrichten über ihn übermittelnd. Daß ein Epaphras Paulum auf seiner letzten Reise nach Jerusalem, Cäsarea, Rom, begleitet habe, davon lesen wir nichts.

Daß Paulus die Gemeinden in Kolossä und Laodicea nicht persönlich gekannt und nur durch den Bericht des Epaphras von ihrer Existenz unterrichtet gewesen sei, wäre ja nicht unmöglich, warum sollte er nicht auch an eine ihm persönlich unbekannte Gemeinde geschrieben haben können, wird aber mit Unrecht aus V. 2, 1 geschlossen. Den Philemon hat er jedenfalls persönlich gekannt, und an Archippus, der einen besonderen Dienst an der Gemeinde überkommen hat, hat er einen Mitstreiter gehabt, und wo sollte das sonst, als in Kolossä geschehen sein. Daß er auf seiner dritten Missionsreise, als er, Kleinasien zu Lande durchquerend, zuletzt in Ephesus anlangte, vorher auch Kolossä und Laodicäa besucht hat, ist durchaus wahrscheinlich.

Für den einfachen Bibelleser und somit auch für den Zweck des gegenwärtigen Artikels ist's ja allerdings mehr oder minder gleichgültig, wo und wann der Brief geschrieben, ja auch die Frage nach dem Verfasser berührt ihn wenig, möchte der Brief auch von einem andern als von

Paulus geschrieben sein, es ist der Mann, der den Brief geschrieben hat, gleichviel wer es sei, mit dem man es zu tun hat, dessen individuelle Auffassung der christlichen Wahrheit das Interesse in Anspruch nimmt. Hiermit berührt sich, doch zugleich die Unterschiedenheit bewahrend, die moderne Betrachtungsweise mit der älteren von der Inspirationslehre beeinflußten. Auch für diese trat die Frage nach dem menschlichen Verfasser und nach den örtlichen und zeitlichen Umgebungen, aus denen heraus ein Teil der Heiligen Schrift geschrieben sei, zurück, menschliche, persönliche und geschichtliche Verhältnisse kommen nicht in Betracht neben der Bewertung der Schrift als Offenbarung und der Zurückführung auf den Heiligen Geist. Da ist nun seit anderthalb Jahrhunderten die kritische Welle einhergeflutet und hat die menschliche Entstehungsweise der Schriften in Untersuchung gezogen. Dadurch ist eine in entgegengesetzten Richtungen sich bewegende irrtümliche Auffassung hervorgerufen, als ob, um es kurz auszudrücken, der kanonische Wert der Schriften vom Ausfalle dieser Untersuchungen abhinge; für die einen ist die Gefahr vorhanden, daß ihr Interesse an der Schrift ganz von den kritischen Fragen absorbiert wird, und solche, die nur durch Hörensagen etwas von „Ergebnissen der Wissenschaft" erfahren haben, schließen gerne daraus, daß es mit dem Offenbarungscharakter der Schrift nicht so weit her sei, als man ihnen früher vorgeredet; die andern hassen die Kritik und verlangen von der „gläubigen Wissenschaft," daß sie πύξ καὶ λάξ die überkommenen Ueberlieferungen verteidige, als ob die Schrift nicht für sich selber reden könnte, sondern erst autorisierender Empfehlung bedürfte.

Gerne erkennen wir in dem Bilde, in dem der Verfasser des Briefes sich uns darstellt, die bekannten Züge des Apostels wieder, der von sich gesagt hat: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, denn allein Christum den Gekreuzigten," und: „Ich habe es alles für Schaden geachtet, auf daß ich Christum gewinne." Aber so sehr auch eine fertige Gesamtauffassung über den Verfasser des Briefes und die Umstände seiner Abfassung das Verständnis desselben erleichtern, so darf dieselbe doch nicht die Voraussetzung für die Auslegung, sondern muß das Ergebnis derselben sein. Es kann hier selbstverständlich nicht beabsichtigt sein, eine Auslegung des Briefes zu schreiben, das würde ja schon des Raumes wegen unmöglich, dem Charakter der Zeitschrift unangemessen und dazu überflüssig sein; nur sozusagen, auf einige hervorspringende Punkte soll die Betrachtung hingelenkt werden.

Im allgemeinen wird wohl mit Deißmann zu sagen sein, das Verständnis der neutestamentlichen Briefe wird am meisten gewinnen, wenn man mit ihrer Brieflichkeit Ernst macht, was ja ihrer Würdigung als Dokumente göttlicher Wahrheitsoffenbarung, für alle Zeiten und alle Menschen geschrieben, keinen Eintrag tut. Es liegt darin die Anerkennung des praktischen Charakters ihrer Verkündigung. Die Lehrentwickelung ist ja nie Nebensache, im Gegenteil, aber warum gerade dieser Gemeinde gerade diese Seite der Wahrheit lehrhaft entwickelt wird, das ist

praktisch motiviert. Es könnte, beiläufig gesagt, nicht schaden, wenn auch heutzutage der Prediger die Abfassung seiner Predigt unter diesen Gesichtspunkt stellte: ich will oder muß meiner Gemeinde einen Brief schreiben, gerade s i e bedarf gerade d i e s e s.

Die Ansicht, daß (nach 2, 1) der Apostel an eine ihm persönlich ganz unbekannte Gemeinde geschrieben, um mit ihr in Beziehung zu treten und sie im allgemeinen in ihrem Glauben zu stärken, haben wir als unwahrscheinlich abzuweisen, er ist offenbar, wenn auch wohl nicht mit dem ganzen Personal der Gemeinde, so doch mit der in ihr vorhandenen geistigen Strömung, mit ihrem Gesamtcharakter wohl bekannt. Mag ja sein, daß Epaphras, von dem es heißt: „Er hat uns eröffnet eure Liebe im Geist," noch besonders ergänzende und bereichernde Mitteilungen über den Zustand der Gemeinde überbracht hat, aber des Apostels Kenntnis um diese Zustände schöpfte sich nicht allein aus diesen Berichten, sondern mit dem Ideenkreise, in dem die Leute sich bewegten, den mannigfaltigen Einflüssen, die auf sie einzuwirken strebten, war er jedenfalls so vertraut, wie irgend jemand, er müßte denn nicht auf der Höhe der religiösen Bildung seiner Zeit gestanden haben und er müßte umsonst quer durch Kleinasien gezogen sein, jedenfalls mit Leuten allerlei Art über die wichtigsten Angelegenheiten des inneren Lebens sich in Verkehr setzend. Es sind keine besonderen Störungen des Gemeindelebens, die zur Abfassung des Briefes veranlaßt haben, wie das beim Galater- und den Korintherbriefen der Fall war, sondern es ist der Hinblick auf den Gesamtcharakter oder die vorherrschenden Züge des geistigen Lebens in den Gemeinden, was die Haltung des Briefes, wodurch er sich von anderen so unterscheidet, daß man ihm paulinische Herkunft absprechen zu dürfen geglaubt hat, bestimmt; der Schlüssel zum Verständnisse des Briefes oder wenigstens seines Gedankenganges liegt im zweiten Kapitel, speziell 2, 3.

Der geistige Gesamtzustand, in dem der Apostel seine späteren Gläubigen vor ihrer Bekehrung vorgefunden hat, ist natürlich derselbe gewesen, wie er sich zu allen Zeiten bei allen unbekehrten Menschen findet; überall findet das Evangelium sich demselben Gegensatze gegenüber, dem der Apostel mit dem furchtbar vielsagenden Ausdrucke „Obrigkeit der Finsternis" bezeichnet, aber jede Zeit und Umgebung hat doch ihr besonderes Gepräge, und es sind andere Gegensätze, die der Apostel vor Augen hat als die, mit denen wir es heutzutage vorwiegend zu tun haben. Der Hauptzug unserer Zeit ist ja wohl der materialistische, antimetaphysische; soziale Fragen, Kritik gegenwärtiger Mißstände, Pläne zur Abhilfe durch menschliche Anstrengungen nehmen das Empfinden und Streben vorherrschend in Anspruch, das Interesse an einer unsichtbaren Welt, soweit es nicht als unentreißbares Eigentum dem Kindesalter zugehört, zeigt sich fast nur in den krankhaften Erscheinungen des Spiritismus. Das war zu der Zeit und in den Umgebungen des Apostels anders. Heute noch sagt man, trotzdem durch den Verkehr manche Assimilation vermittelt sein mag, der Morgenländer sei religiöser als

der Abendländer, wir würden lieber sagen, er ist mehr zu metaphysischer Spekulation geneigt; wir wissen aus der Kirchengeschichte, mit welchem für uns ganz unvorstellbaren Interesse eine etwas spätere Zeit die theologischen Fragen über das Verhältnis des Logos zum Vater verfolgt hat. Das ist jedenfalls schon zu Pauli Zeit ebenso gewesen, und es brauchte gar nicht eine besondere Sorte von Irrlehrern nach Kolossä zu kommen, um neue Ideen über die Beschaffenheit der jenseitigen Welt, über die Rangordnung ihrer Bewohner und über unsere Verpflichtungen gegenüber derselben aufzubringen, sondern der Zug zur Spekulation lag gewissermaßen in der Luft, die phantasievoll ausgestattete Vorstellungswelt bildete den Mutterboden, in welchem das Evangelium eingesenkt wurde. Dies sich in Beziehungsetzen zum Ideenkreise seiner Leser hat dem Briefe den besondern Charakter gegeben, durch den er sich von den andern sogenannt echt paulinischen unterscheidet oder vielmehr nicht unterscheidet, sondern sich ihnen ebenbürtig harmonisch zur Seite stellt.

Es ist ja wohl richtig, wenn man den Grundgedanken des paulinischen Evangeliums in dem Worte des Römerbriefes ausgedrückt findet: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke (allein) durch den Glauben;" allein, genau besehen, ist dies doch nicht einmal der letzte Grundgedanke, sondern vielmehr nur die Anwendung eines solchen. Wie hätte der Apostel dies sagen können, wenn er nicht mit dem Worte „Glauben" einen bestimmten Begriff verbunden hätte, wenn ihm das vor Gott rechtfertigende Prinzip nicht in konkret erscheinbarer Weise vor Augen gestanden hätte als in Christo realisiert, sonach beruht der Grundton der paulinischen Verkündigung von der Rechtfertigung durch den Glauben auf seiner Anschauung von Christo. Wie er es im Korintherbriefe ausspricht, daß Christus ihm alles sei, da er uns gemacht ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, so stellt er auch in unserm Briefe sein Bekenntnis zu Christo, das Fundament alles seines inneren Lebens voran. Dadurch hat der Brief namentlich im ersten Kapitel einen scheinbar theoretisch-dogmatischen Charakter, der dazu hat verleiten können, ihn als eine theologische Polemik gegen gnostische Irrlehren aufzufassen, als einen Vorläufer der Logostheorien, die später die theologische Kontroverse der Kirche erhitzt haben. Das ist doch nur scheinbar, und in Wahrheit handelt es sich doch nur um das einfache Bekenntnis des Apostels, das er aussprechen will: Christus muß uns alles in allem sein. Gleich in die in den paulinischen Briefen gewöhnliche Einleitungsform, der Danksagung für den Glaubensstand der Leser, drängt sich der Gedanke ein: es gibt nur ein wahres Evangelium, das sich fruchtbar erweisen kann, dasselbe bei euch wie in der ganzen Welt, das ist das Evangelium von „dem Sohne seiner Liebe." Das Subjekt, von dem der Apostel hier redet, ist nicht der präexistente Logos noch auch das Abstraktum der göttlichen Natur Christi, sondern der ganze, ungetrennte, menschlich-geschichtliche Jesus Christus, auch nicht erst der Auferstandene und gen Himmel Gefahrene, wie ihn Paulus gelöst von den Banden der Stofflichkeit in

strahlender Herrlichkeit in der Vision geschaut haben mag, sondern der auf Erden wandelnde Jesus im ganzen Verlauf seines Lebens, das mit dem Kreuzestod geschlossen. Wenn nun der Apostel sich gedrungen fühlt, die persönliche Herrlichkeit und Würde dieses Sohnes der Liebe darzustellen, so legt er ihm allerdings Eigenschaften bei, die an der geschichtlichen Erscheinung dessen nicht sichtlich erkennbar waren, von dem es heißt: „Wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt noch Schöne," aber diese Ausführungen sind nur der emphatische Ausdruck des einen Grundgedankens: „Gott war in Christo." Er beschreibt das Wesen dieses Sohnes der Liebe mit zwei Ausdrücken, die parallel mit einander stehen: „Er ist (allerdings nicht bloß „er war," sondern er ist es fortwährend in der Anschauung der Gläubigen) das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Erstgeborene aller Kreatur." Er ist derjenige, an dem man sehen kann, wer und was der unsichtbare Gott ist, und obwohl er der κτίσις der kreatürlichen Welt angehört, steht er in einem andersartigen Verhältnisse zum Schöpfer als alle andere Kreatur. Dieser zweite Gedanke wird näher begründet: „Denn durch ihn und zu ihm ist alles geschaffen" u. s. w. Das ist doch nichts anderes als die Anwendung des alttestamentlichen Gedankens, daß der Mensch und die Gemeinschaft Gottes mit ihm das Motiv und das Ziel der Schöpfung ist, was erst seine volle Wahrheit erhält, wenn dabei an den vollkommenen Menschen, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes gedacht wird. Dabei nimmt der Apostel Beziehung auf die ihm wohlbekannten und geläufigen Vorstellungen, durch welche bei seinen Lesern die übersinnliche Welt mit Gestalten ausgeschmückt wurde, bloß um ihnen damit zu sagen: Was ihr auch Hohes und Herrliches kennen und erdenken möget, es weicht alles zurück vor der einzigartigen Herrlichkeit Christi. Man verkennt u. E. den Charakter der Schriftstelle, wenn man ihr einen doktrinären Charakter zuschreibt, wenn man, von der Voraussetzung ausgehend, daß der Brief an eine dem Apostel persönlich unbekannte Gemeinde geschrieben sei, der er noch nicht selber gepredigt, es so auffaßt, als habe er der durch Epaphras geschehenen Verkündigung eine vertiefende Ergänzung hinzufügen wollen. Nein, Paulus schreibt an Leser, die sein Evangelium kennen, und er bezweckt nicht, Unbekanntes lehrhaft mitzuteilen, noch auch gegen gefahrdrohende Irrlehren zu polemisieren, sondern seine Worte sind der Ausdruck einer hervorquellenden Begeisterung für die Größe Christi. Es entspricht der dialektischen Art seines Denkens, einen Gedanken bis in seine letzte Konsequenz zu verfolgen. Ist Jesus das, was er von ihm aussagen will, das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren Gottes, der vollkommene Mensch, dann gilt auch von ihm, daß er seinem bleibenden Wesen nach Grund und Ziel der Schöpfung ist. Diese Geltendmachung dialektischer Konsequenz hat der Darstellung den scheinbar dogmatisierenden Charakter gegeben, der die Auffassung veranlaßt hat, Paulus habe nicht den geschichtlichen Christus vor Augen, sondern ein präexistentes, übermenschliches Wesen, den göttlichen Logos.

Billig und unabweislich erhebt sich doch die ehrfurchtvolle Frage:

wie und wodurch hat der geschichtliche Jesus in dem Apostel den Eindruck hervorgerufen: dieser ist das Ebenbild Gottes, der vollkommene Mensch? Ist das bloß auf eine Vision, so „objektiv" man sich dieselbe vorstellen mag, zurückzuführen? Eine völlige Antwort auf die Frage erhalten wir auch in diesem Briefe nicht; wir haben eben nur bei der Tatsache stehen zu bleiben: dieser Jesus hat bei diesem Paulus den Eindruck gottmenschlicher Vollkommenheit gemacht. Von seiner persönlichen Begegnung mit Christo, welcher Art wir dieselbe auch denken mögen, redet Paulus nicht, diese Erfahrung hat er ja doch vor seinen Lesern und vor uns voraus, und wir können sie nicht mit ihm teilen. Dagegen läßt er seine Leser und uns wissen, was nicht bloß er an Christo gehabt hat, sondern was alle an ihm haben können. Auch von Jesu selbst gilt es, was er gesagt hat: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," und wie Melanchthon sagt: "Christum nosse est beneficia ejus noscere." Das Gut nun, welches Christus der Menschheit gebracht hat, an welchem eben seine gottmenschliche Größe zu bemessen ist, beschreibt Paulus vorwiegend durch zwei Angaben, die einander ergänzen und eine Einheit bilden. Einmal: „An ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden," und zum andern: „Das Geheimnis, das von der Welt her verborgen gewesen ist, ist durch Christum offenbart, der da ist die Hoffnung der Herrlichkeit." Der erste Satz hat bekanntlich nebst andern die Grundlage abgegeben für Erlösungstheorieen, welche sich bemühen, den Tod Jesu in seiner inneren Notwendigkeit erkennen zu lassen als Sühne der beleidigten Gerechtigkeit Gottes; diese philosophische Theodicee liegt nicht in der Tendenz unserer Stelle, sie begnügt sich einfach, das herrliche Gut als eine Folge des Todes Christi zu preisen. Wie sich der Apostel die Vermittlung zwischen Grund und Folge gedacht hat, lehrt uns doch am einfachsten der Rückblick auf den geschichtlichen Verlauf und auf die weitere Ausdehnung des Briefes selber. Die geschichtliche Folge des Todes Jesu ist die Ausstoßung seiner Anhänger aus dem Verbande, der auch ihnen bisher als das Volk Gottes gegolten. Im Namen des Gesetzes ist Jesus gekreuzigt, „Wir haben ein Gesetz, und nach dem muß er sterben," hat es geheißen. Durch den Tod Jesu, die furchtbare Ungerechtigkeit, die mit diesem Gesetze legitimiert werden sollte, wurde die Jüngerschaft vor die Wahl gestellt: entweder Christus oder das Gesetz! Durch die Auferstehung wurde ihre Wahl in die rechte Bahn gelenkt. Langsam hat sich bei den einen die Loslösung vollzogen, bei Paulus, obgleich wohl nach langer innerlicher Vorbereitung, hat sie sich durch eine überwältigende Erleuchtung vollzogen. Was die Befreiung aus den Banden der Gesetzesreligion für einen Mann wie Paulus zu bedeuten gehabt hat, was für ein unendlich großes Gut sie für ihn gewesen ist, das können wohl die wenigsten Menschen von heutzutage ihm nachempfinden, weil sie nicht unter demselben entsetzlichen Drucke gelitten haben. Allerdings ist es ja nicht bloß eine negative Befreiung gewesen, eine Durchschneidung der Ketten und Entlassung in öde Leere, sondern eine positive Beglückung, und darum nicht bloß für diejenigen vor-

handen, die zuvor unter der Gesetzesreligion geschmachtet haben, sondern eine Errettung aus aller Obrigkeit der Finsternis. Daß aber Paulus, wenn er von „Erlösung durch sein Blut“ spricht, vornehmlich an seine eigne Erfahrung gedacht und die Erlösung als Befreiung von den Banden des Gesetzes betrachtet und empfunden hat, das geht aus der weiteren Ausführung des Briefes hervor, indem er den 1, 14 angefangenen und durch den sich ihm aufdrängenden Lobpreis der Person Christi einigermaßen unterbrochenen Gedankengang wieder aufnehmend und abschließend die Hinwegnahme des Satzungsgesetzes am Kreuze proklamiert sein läßt. Gewissermaßen unwillkürlich geht die Rede aus der anredenden Form in die kommunikative über, während er seinen Heidenchristen vorgehalten hat, was auch sie an Christo haben „Ihr seid vollkommen in ihm, ihr seid beschnitten, begraben, auferstanden in ihm,“ rühmt er dankbar, sich mit einschließend: „Und hat uns geschenkt alle Sünden und ausgetilgt die Handschrift, so wider uns war, welche durch Satzungen entstand und uns entgegen war, und hat sie aus dem Mittel getan und ans Kreuz geheftet“ 2, 14. Und eben damit, daß er, nämlich der barmherzige Gott, in ihm, d. i. in Christo, die verdammende Macht des Satzungsgesetzes aus dem Mittel getan hat, hat er alle die irdischen und geistlichen Autoritäten, die ἀρχαι και ἐξουσίαι, auf welche das Gesetz sich gestützt hat, ihrer Herrschaft entkleidet und einen Triumph über sie gefeiert; die Abtuung des gottwidrigen Satzungsgesetzes ist ein Triumph Gottes selbst über alle Mächte der Finsternis. (Wir lesen 2, 15 nach Lachmann, Tischendorf und andern mit den besseren Handschriften: ἐν ἀυτῷ, nicht ἐν ἀυτῷ was Christum zum Subjekt machen würde.)

So entspringt bei dem Apostel, wie wir's nennen mögen, seine Wertschätzung der Person Christi, allerdings nicht durch einen reflexionsmäßigen Schluß, sondern durch unmittelbare Intuition, aus der persönlichen beseligenden Erfahrung dessen, was er an Christo gehabt hat, was ihm durch denselben zuteil geworden ist, Vergebung aller Sünden, Erhebung aus der Knechtschaft, wer kann es alles aufzählen, was der Apostel empfindet und meint, wenn er sagt: „Er hat uns versetzt in das Reich des Sohnes seiner Liebe.“

Die andere Seite, die der Apostel an dem durch Christum gewordenen Heilsgute betrachten heißt, ist die Universalität desselben. Es folgt ja eins aus dem andern, ist in Christo Vergebung aller Sünde, ist mit ihm der Glaube gekommen, neue Gerechtigkeit, neues Leben, so ist damit auch das große Geheimnis geoffenbart, das von der Welt und den Zeiten her im Herzen Gottes verborgen gewesen ist, der herrliche Reichtum dieses Geheimnisses unter den Heiden, daß alle Menschen zur Teilnahme an der Erlösung bestimmt sind.

So lange das Gesetz der Satzungen als das einzig legitime Gotteswort in Geltung war, hat die Vatergesinnung Gottes gegen alle Menschen ein verborgenes Geheimnis bleiben müssen, in Christo, dem Sohne seiner Liebe, geht die Hoffnung der Herrlichkeit auch den Heiden auf.

Ist, um es modern auszudrücken, das sittliche, gottmenschliche Ideal in Christo vollkommen realisiert, hat er in dem Leibe seines Fleisches durch den Tod Himmel und Erde versöhnt, so daß in ihm die ganze Fülle der Gottheit wohnend geschaut wird, so ist die Aufnahme dieses Ideals ins eigene Leben durch den Glauben jedermann dargeboten. Es bedarf keiner eignen, herzugebrachten, selbsterworbenen Gerechtigkeit, die Sünden werden vergeben, es bedarf nur der Aufnahme eines neuen Lebens.

Allerdings ist es ja sicher, daß Paulus Jesum in seinem wahren Wesen als das Ebenbild Gottes erst erkannt hat nach dem Abschlusse seines irdischen Lebens, nachdem er sich ihm als der Auferstandene und himmlisch Lebende kund getan, aber doch bleibt es dabei, das Subjekt, von dem er redet, dem sein Lobpreis gilt, ist nicht erst der Auferstandene, Verklärte, in Lichtgestalt im Himmel Thronende, sondern der auf Erden Wandelnde, der in seinem Tode sein Lebenswerk vollendet hat, die vollkommene Realisierung des Ebenbildes Gottes. Aus dieser seiner Christologie folgt nun die herrliche Ethik des Briefes, so erhaben, daß manche sie haben für überspannt halten können, und doch so schlicht und einfach, daß der nüchterne Verstand sich darin zurechtfindet, so streng bindend und doch so frei, so allumfassend und so in einzelne Lebensverhältnisse eingehend.

Eine ernste Frage.

Im „Evang. Wohltätigkeits-Freund" von St. Louis, Mo., vom März 1915, lesen wir: „Warum haben wir so wenig evangelische Diakonissen, und warum hat die katholische Kirche fast überall eine genügende Anzahl „barmherziger Schwestern," um die Krankenhäuser zu besetzen? Ist es wahr, was einst Dr. Sulzer, ein katholischer Arzt, bei der Einweihung des Bürgerhospitals in Straßburg sagte, nachdem man vergeblich versucht hatte, auch evangelische Pflegerinnen, neben den katholischen Schwestern, für die Pflege der Protestanten daselbst zu gewinnen? Er sagte: „Die Himmelsblume der christlichen Barmherzigkeit wächst nicht auf dem dürren Sandboden der protestantischen Kirche, sondern nur auf dem reichbewässerten der katholischen." Zeitigt der evangelisch-biblische Glaube weniger Liebe, christliche Barmherzigkeit, Selbstverleugnung und Weltverleugnung als der römisch-katholische? Erforsche uns Gott, und erfahre unsere Herzen! Prüfe uns, und siehe ob wir auf bösem Wege sind, und leite uns auf ewigem Wege."

So weit der „Evang. Wohltätigkeits-Freund." Der Gebetsseufzer am Schluß des Stückes ist gewiß in der Ordnung, und sollte von all den vielen christlichen, protestantischen Frauen und Jungfrauen wohl beherzigt werden, die ganz leicht sich dem Diakonissenberuf widmen könnten, wenn sie nur ernstlich wollten.

Wir glauben jedoch, daß Dr. Sulzer von seinem katholischen Standpunkt aus die Sache falsch beurteilt. Die Ursache dieser Er-

scheinung ist zu suchen in der verschiedenen Art und Weise wie die beiderlei Kirchen ihre Angehörigen erziehen: die katholische Kirche erzieht ihre Leute zur geistigen Knechtschaft und Unterwürfigkeit unter das römisch-klerikale Joch, die Freiheit der Persönlichkeit wird in ihr unterdrückt und geknebelt bei Hoch und Niedrig; die stramme, straffe Jesuitendisziplin erstreckt sich auf alle Katholiken, Gelehrte, Kleriker und Laien, kein selbständig denkender und wollender Geist darf da sich regen, der sich nicht in die Disziplin der Kirche fügt. Da heißt's, parieren oder — fliegen! Wie mancher Professor hat diese stramme Jesuitenpeitsche schon gespürt auf seinem Rücken, und schließlich hieß es: "Se laudabiliter subjecit." Kein aufrichtiger, wahrheitsliebender Katholik kann das leugnen, auch Dr. Sulzer könnte es sicher nicht in Abrede stellen.

Wir wollen hier auch nicht unterlassen zu bemerken, daß wir den Eindruck haben, als ob die katholische Kirche bei ihren Gliedern mehr tiefgehende Frömmigkeit, Devotion und Scheu, heiligen Respekt zu erzeugen vermag vor dem Heiligen oder allem, was mit der katholischen Religion irgendwie in Verbindung steht. Heilige Orte, heilige Gebräuche, heilige Zeremonieen, heilige Dinge (Amulette, Reliquien u. s. w.) stehen bei dem Katholiken in hohem Respekt. Dem steht gegenüber, auf unserer Seite. eine gewisse Pietätlosigkeit gegen heilige Stätten (Kultusstätten),*) heilige Gebräuche, heilige (Fest-) Zeiten u. dergl. Das aber weist hin auf schwindende häusliche Frömmigkeit, auf schwindendes Gebetsleben, auf Oberflächlichkeit des religiösen Denkens und Lebens u. a. mehr. Indem wir auf diese Schäden offen hinweisen, wollen wir jedoch nicht versäumen, zu sagen: Die katholische Frömmigkeit trägt selbst doch auch wieder den Stempel knechtischen Sinns an der Stirn. Der Katholik darf ja nicht denken. Er verehrt als heilig alles, was ihm die heilige Kirche anpreist als heilig! Alte Kleiderfetzen (der heil. Rock zu Trier), alte Knochen, allerlei andere Ueberbleibsel aus alten Zeiten. Die katholische Kirche zeigt sogar mehrere *praeputia* des heiligen Kindes Jesu (wir mögen es nicht übersetzen! Wer das Wort nicht kennt oder versteht, schlage Luk. 2, 21 auf, das wird's ihm erklären!). Solche Dinge und vieles andere verehrt der fromme Katholik mit heiliger Ehrfurcht und darf nicht wagen, den geringsten Zweifel dagegen aufkommen zu lassen.

Wir überlassen es dem denkenden Leser, sich ein Urteil zu bilden, ob solche Art von Frömmigkeit in unserer Kirche wünschens- und erstrebenswert ist. Wer hingegen mit uns den Mangel echt evangelischer Pietät in unserer Kirche schmerzlich empfindet und beklagt, mag ernstlich über die Frage nachdenken: Wie pflanzen und pflegen wir bei dem protestantischen Christenvolk mehr echte evangelische Frömmigkeit, die

*) Man vergl. den Aufsatz im Juliheft dieses Jahres: „Einheitlichkeit im evang. Kultus," pg. 278 ff.

vor allem vor dem heiligen Gott und dem Heiland sich tief beugt, und dann auch heilige Orte, Gebräuche und Zeiten mit gebührendem Respekt behandelt?

Dazu kommt die katholische Lehre von den Verdiensten der Heiligen durch gute Werke. Das schmeichelt dem Hochmut des natürlichen Herzens, das viel lieber sich den Himmel selbst verdienen will, als allein aus Gnaden und ohne Verdienst selig zu werden.

Mädchen, die von Kindesbeinen an in dieser Luft der Selbstgerechtigkeit aufgewachsen sind und gelernt haben, wie viel Verdienste die katholischen Heiligen erworben und als Schatz aufgehäuft haben, als Schatz, den der Papst nachher wieder verschachern und ihn sogar noch um gutes Geld für arme Seelen im Fegfeuer verkaufen kann — Mädchen, die natürlich auch in der geistigen Unterwürfigkeit unter den Klerus herangewachsen sind — wie leicht werden sie der Suggestion ihres Beichtvaters unterliegen: „Du tust ein gutes, verdienstliches Werk, wenn du dich dem Dienst der barmherzigen Schwestern widmest!" Und wie leicht kann der Beichtvater auch elterlichen Widerspruch, namentlich der Mutter, niederschlagen, da ja doch die Gewissen geknechtet sind unter das Urteil des Priesters! Wir glauben, hier ist die tiefste Ursache zu suchen, warum es der katholischen Kirche leicht wird, ihre Jungfrauen zu begeistern für diesen Dienst. — Und das ist noch nicht alles! Nach katholischer Lehre sind alle Ketzer ewig verdammt und verloren. Welch ein großes Verdienst erwirbt sich also eine katholische, barmherzige Schwester, wenn es ihr gelingt, von allen ihren Patienten auch nur einen katholisch zu machen und der Hölle zu entreißen! Es ist ja bekannt, welcher Druck in ausschließlich katholischen Hospitälern auf protestantische Patienten ausgeübt und der Seelenfang so weit getrieben wird, daß man nicht einmal protestantische Geistliche an solche Kranke herankommen lassen will. Die körperliche und geistige Schwäche des Patienten wird oft benützt, um ihn noch kurz vor dem Tode von seinem evangelischen Bekenntnis abfällig zu machen, und als bekehrten Katholiken sterben zu lassen.

Das sind die Seelenmotive, womit die katholische Kirche den empfänglichen Boden der Jungfrauen bewässert, und sie unter dieser mächtigen Suggestion der ganzen Kirche zu dem Entschluß bringt: „Ich will barmherzige Schwester werden!"

Ja, vielleicht kommt noch ein spezifisch katholisches Motiv hinzu: Die Minderwertigkeit der Ehe, die in der katholischen Kirche so stark betont wird, und im Cölibat ihre stärkste Ausprägung erhielt. Aber auch das ganze Klosterwesen der Nonnen- und Mönchsklöster ist auf dieser Verkehrung der göttlichen Ordnung aufgebaut.

In der Schrift: „Neues Testament und Katholische Kirche," die wir an anderem Ort anzeigen,*) findet sich, Seite 30, eine Stelle die, mutatis mutandis wahrscheinlich auch auf die Erziehung der Jung-

*) Siehe Literatur in diesem Heft, Seite 396 f.

frauen teilweise Anwendung findet. Dort findet sich nämlich eine Stelle, welche besagt, wie der Priesterkandidat, der ja das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen muß, von seinem Exerzitienmeister seelisch bearbeitet wird. Es heißt da: „Die Exerzitienmeister blenden ihn mit den herrlichsten Worten, wie ihn Gott belohnen werde, daß er dem Tand und dem Schmutz der Erde, dem Weibe, entsagt habe. Als der ekelhafteste, häßlichste Gegenstand wird das Sexuelle vorgepredigt, als ein Ding, das man unter den Gläubigen gar nicht nennen dürfe. (Als ob Gott selbst sich eigentlich schämen müßte, daß er dem Menschen so etwas anerschaffen hat!! D. E.). In dieser Stimmung, da wird das Entsagen so leicht, man freut sich einfach, nun auch ein solcher Heiliger zu sein, der das Weib verachtet." Gewiß werden ähnliche Gründe bei den Jungfrauen geltend gemacht, um sie zum Dienst der „barmherzigen Schwestern" zu bewegen.

Daß die protestantische Kirche solche Seelenmotive nicht geltend machen kann, um ihre Frauen und Jungfrauen zum Diakonissendienst zu überreden, das ist klar und ganz einfach selbstverständlich. Wir können den Seelenboden unserer Pflegebefohlenen nicht bewässern mit falschen Motiven, die dem lauteren Evangelium schnurstracks zuwider laufen, damit würden wir das Prinzip der evangelischen Wahrheit und Gewissensfreiheit preisgeben und uns dem Lügensystem der römischen Kirche anpassen.

Die protestantische Kirche könnte und sollte trotzdem, in Bezug auf das Diakonissenwerk, nicht so weit hinter der katholischen Kirche zurückstehen.

Die erfahrene freie Gnade und Barmherzigkeit Gottes könnte und sollte als kräftiger Antrieb empfunden werden, sich aus dankbarer Liebe dem Dienst des Herrn an den Kranken und Elenden zu widmen. Aber da kommt zu viel der allgemeine Drang nach persönlicher Freiheit und Unabhängigkeit herein, der viele, sonst christlich gesinnte Personen, davon abschreckt, sich in die Schranken eines Diakonissenwerkes und einer Schwesterschaft einspannen zu lassen. Viele quälen sich lieber ihr Leben lang damit ab, ihren Unterhalt mühsam und kümmerlich zu verdienen, als daß sie sich entschließen, das Opfer zu bringen und sich einem Diakonissenverband anzuschließen. Ist das aber recht? Ist nicht obige Bitte in der Ordnung: Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz! Prüfe mich, und erfahre, wie ich's meine, und siehe, ob ich auf rechtem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege!

Es liegt dem Schreiber durchaus ferne, das Werk der katholischen Schwestern herabsetzen oder entwürdigen zu wollen. Es handelt sich hier lediglich darum, den prinzipiellen Gegensatz der katholischen und der protestantischen Kirche hervorzuheben und unsere Kirche gegen den Vorwurf der Minderwärtigkeit zu verteidigen, der in vorstehend mitgeteiltem abfälligen Urteil des Dr. Sulzer enthalten ist.

Eine aus durchaus freiem Liebesentschluß hervorgegangene Entscheidung, steht sittlich höher, als eine durch falsche Seelenmotive dem Menschen abgerungene, die nur halb frei genannt werden kann.

Die deutsche Bücherei.

In Leipzig, Sachsen, kam nach langen und schwierigen Unterhandlungen ein Institut zustande unter dem Namen:

D e u t s c h e B ü c h e r e i.

Dieses Unternehmen ist bestimmt, ein Nationalarchiv des gesamten deutschen Schrifttums für das gegenwärtige und die kommenden Geschlechter zu werden, und hat in weiten Kreisen des deutschen Verlagsbuchhandels begeisterte Aufnahme gefunden. Namentlich auch die Erwägung, daß das der deutschen Bücherei zugehende Material die Grundlage zu der von ihr herauszugebenden allumfassenden Bibliographie bilden soll, hat sehr viele Verleger bestimmt, ihre gesamte Verlagsproduktion vom Jahre 1913 an, unentgeltlich in je einem Exemplar an die deutsche Bücherei zu überweisen und damit die deutsche Bücherei in wirksamster Weise zu fördern. Auch bei den Auslanddeutschen hat das Unternehmen, besonders in Amerika, freudige Zustimmung gefunden. Es ist an unsern Verlag die Bitte ergangen, um Zusendung je eines Jahrgangs des „Magazin für Evang. Theologie und Kirche," von 1913 inkl. an, und womöglich auch frühere Jahrgänge desselben sind erwünscht.

Die „Deutsche Bücherei" ist ein Unternehmen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Eine uns zugesandte Broschüre des Vereins, für die wir hiermit bestens danken, gibt über das geschichtliche Werden dieses Instituts reichlich Auskunft. Was wir bekamen, ist bereits die 9. Ausgabe genannter Broschüre, abgeschlossen am 31. Dezember 1914. (Adresse: Börsenverein der Deutschen Buchhändler, Leipzig.)

Diese Broschüre gibt Urkunden und Beiträge zur Begründung und Entwicklung der deutschen Bücherei. Es ist daraus zu ersehen, daß in Berlin widerstrebende Tendenzen dagegen zu überwinden waren. Denn Berlin wollte als Reichshauptstadt auch eine R e i c h s b i b l i o t h e k haben, und diese deutsche Bücherei sollte, so viel wir ersehen können, sich an die Königliche Bibliothek in Berlin anschließen. Prof. Harnack, der Generaldirektor der königlichen Bibliotheken, hat besonders für eine deutsche Nationalbibliothek mit dem Sitz in Berlin, Stimmung zu machen gesucht, durch eine für diesen Zweck herausgegebene Broschüre. Was der Börsenverein gegen die von Harnack geplante Nat. Bibliothek im Anschluß an die königliche Bibliothek einzuwenden hatte, besteht wesentlich darin, daß die Berliner Bibliothek ihre Bücher n a c h a u s w ä r t s v e r l e i h t.

Das hat zur Folge: 1. Einen starken und schnellen Verbrauch der benützten Bücher; 2. daß ein großer Prozentsatz der geforderten Bücher

nicht zu haben waren. Bei der königl. Bibliothek mußten im letzten Jahre noch 109,482 Bücherbestellzettel mit dem Vermerk „Verliehen" bezeichnet werden, und Harnack selbst betont: „Es gibt nur ein Mittel, um diese Zahl von über 100,000 Enttäuschungen mit einem Schlage verschwinden zu lassen, nämlich die Umwandlung in eine Präsenzbibliothek, und doch hat er noch seine Gründe, warum er vorerst noch gegen eine solche Umwandlung ist.

Die deutsche Bücherei ist von vornherein ausschließlich als eine Präsenzbibliothek geplant. Sie soll ein stets möglichst intakt bleibendes Archiv bilden, in welchem die deutschen Literaturschätze der Gegenwart von 1913 an möglichst vollständig gesammelt werden sollen. Dazu kommt, daß ja Leipzig seit langer Zeit schon der eigentliche Zentralsitz des deutschen Buchhandels war; und Leipzig wollte sich daher auch nicht das Anspruchsrecht auf die deutsche Bücherei von Berlin rauben lassen.

Daß jedoch zu einem so großartig gedachten Unternehmen auch große Geldmittel nötig sind, kann jeder denkende Leser sich vorstellen. Seit etlichen Jahren schon schwebten die Verhandlungen über die Gründung der deutschen Bücherei zwischen der sächsischen Staatsregierung und der Stadtgemeinde zu Leipzig einerseits, und dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig anderseits. Die Stadtgemeinde Leipzig verpflichtete sich: 1. Dem Börsenverein einen geeigneten Bauplatz unentgeltlich, kosten- und lastenfrei zu übereignen. 2. Zur Errichtung, Unterhaltung, Verwaltung und Erweiterung der Sammlung dem Börsenverein der deutschen Buchhändler

a. im Jahre 1913 einen Beitrag von 100,000 Mark,
b. in den Jahren 1914—1923 jährliche Beiträge von je 115,000 Mark zu leisten.

Der Staatsfiskus im Königreich Sachsen verpflichtete sich: 1. Auf den von der Stadtgemeinde Leipzig zur Verfügung gestellten Bauplatz die notwendigen Bibliothek- und Verwaltungsbaulichkeiten, nebst der vollständigen Bibliothekseinrichtung, sowie die im Laufe der Jahre notwendig werdenden Erweiterungsbauten durch die staatlichen Baubehörden aus Staatsmitteln zu errichten und in das Eigentum des Börsenvereins zu übertragen.

2. Zur Errichtung, Unterhaltung, Verwaltung und Erweiterung der Sammlung dem Börsenverein der deutschen Buchhändler

a. für das Jahr 1913 einen im Jahre 1914 zahlbaren Beitrag von 50,000 M.,
b. in den Jahren 1914 bis 1923 jährliche Beiträge von je 85,000 M. zu leisten.

Zu diesen vom Staatsfiskus in Aussicht gestellten Beiträgen hat die sächsische Ständeversammlung s. Z. einstimmig ihre Zustimmung gegeben. Die Baupläne erforderten für Errichtung der Bauten einen Kostenaufwand von 1,750,000 M. Eine gewaltige Summe, für die

aber auch große und würdige Gebäulichkeiten errichtet werden sollen, wie aus den der Broschüre beigegebenen Bildern zu ersehen ist.

Die Grundsteinlegung zu dem großen Gebäude fand statt, „am Tage nach der feierlichen Weihe des Völkerschlachtdenkmals zu Leipzig," dem 19. Oktober 1913. Eine Abbildung der Urkunde zur Grundsteinlegung findet sich in der Broschüre, S. 87. Desgleichen sind etliche feine Bilder beigegeben am Schluß des Heftes, welche den Bauplatz selbst, sowie den Hammerschlag des Königs von Sachsen und des Staatssekretärs im Reichsamt des Innern, Dr. Delbrück-Berlin, zeigen. Drei weitere Bilder zeigen das Modell der deutschen Bücherei von der Front, von der Seite und die Rückansicht. Ein Bild zeigt das deutsche Buchhändlerhaus in Leipzig, wo provisorisch die Sammlung der deutschen Bücherei, die schon anfangs 1913 (wenn wir nicht irren) begonnen hat, untergebracht wird bis zur Fertigstellung der dafür zu errichtenden Gebäude.

Diese deutsche Bücherei wird also dem deutschen Schrifttum eine ähnliche Heimstätte bereiten, wie sie längst schon Frankreich in seiner „Bibliotheque Nationale", und England in seinem „British Museum" besitzt. Diese deutsche Bücherei soll Zeugnis geben von der Einigkeit des deutschen Volkes, zu der auch alle patriotisch gesinnten Deutschen im Ausland hoffentlich mit Freuden zustimmen und beitragen, und das um so mehr, als unsere Administration durch ihr ganzes Verhalten den Deutschen in Amerika solchen Affront angetan hat, daß sie geradezu in Verdacht kam, eine heimliche Allianz mit den Feinden des deutschen Vaterlands zu haben. Mag dieser Verdacht auch unbegründet sein, so wird doch die Schmach des schändlichen Waffen- und Munitionsschachers unserer jetzigen Administration für alle Zeiten anhängen, denn unter nichtigen, juristischen Spitzfindigkeiten hat sie sich geweigert, ein Embargo auf die Waffenausfuhr zu legen. Als s. Z. jemand sein Automobil nach Deutschland einschiffte, wurde ihm nicht erlaubt, auch nur eine Gallone Gasoline mitzunehmen, weil das gegen das Gesetz verstieß, daß Passagierschiffe keine Explosivstoffe führen dürfen. Als die „Lusitania" eine ganze Menge Explosivstoffe mit Amerikanern als Deckung für ihre Kontrabande mit sich nahm, fand unsere Administration es nicht unter ihrer Würde, das Faktum abzuleugnen und mit der deutschen Regierung sich zu streiten über die Rechtmäßigkeit der Versenkung dieses Schiffes.

Deutsche Evangelische Missions-Hilfe.

Unter dem Protektorate Sr. Majestät des Kaisers.

Die „Deutsche Evangelische Missions-Hilfe" ist eine Stiftung, die, in Fortführung der bei der Sammlung der Nationalspende zum Kaiserjubiläum veranlaßten Aufklärung über die Bedeutung der Mission, den Zweck verfolgt, die allgemeine Teilnahme für die deutsche evangelische Mission zu wecken und zu fördern.

Die Stiftung hat einen aus 18 Personen bestehenden Vorstand, dessen Vorsitzender Oberpräsident Dr. von Hegel, Magdeburg, ist, sowie einen Verwaltungsrat. Jeder Evangelische kann seinen Beitritt zur Stiftung vollziehen, als Förderer, wenn er einen beliebigen Jahresbeitrag, oder als Stifter, wenn er einen jährlichen Beitrag von 100 M. oder einen einmaligen Beitrag von 1000 M. leistet.

Alle Meldungen und Anfragen werden an die unter Leitung von Direktor A. W. Schreiber stehende Geschäftsstelle der Deutschen Evangelischen Missions-Hilfe in Berlin-Steglitz, Humboldtstraße 141, erbeten.

Zahlungen erfolgen auf das Konto der Stiftung bei der Preußischen Zentral-Genossenschafts-Kasse, Berlin C 2, am Zeughaus 1—2, oder auf das Postscheck-Konto Berlin NW 7, No. 19012.

Die deutsche evang. Missionshilfe sendet Flugschriften aus, die den Zweck dieser Stiftung erklären und die Sache empfehlen.

Es sind bis dato uns zwei Hefte zugegangen: No. 1. Der deutsche Krieg und die deutsche evang. Mission. Von Dr. Jul. Richter, dem Herausgeber der „Evangelischen Missionen," und

No. 2. „Der christl. Gedanke in der Welt," von Dr. Aug. Cortes, Sup. in Leipzig.

Im erstgenannten Heft erscheint ein Vortrag von Dr. Jul. Richter gehalten bei der Kriegstagung der „D. Ev. M. H.," am 29. Januar 1915, unter dem Vorsitz des Ministers des Königlichen Hauses a. D., Exzellenz von Wedel, Präsident des Herrenhauses. Es war die erste Sitzung des Verwaltungsrates, zu welcher, auf Einladung, eine Anzahl hoher Staats- und Kirchenbeamten erschienen, namentlich auch die Kaiserin in Begleitung ihrer Hofdame. In diesem Vortrag, den das genannte Heft mitteilt, wird ein ganz besonders wichtiger Aufklärungsdienst geleistet. Die Heidenmission war ja stets mehr nur die Sache besonders religiöser, kirchlicher Kreise, die in freien Vereinen, ohne besondere kirchliche oder staatliche Protektionen ihre Arbeit tat, lange, ehe das deutsche Reich Kolonien gründete und sich auf seine nationale Aufgabe besann, durch auswärtige Verbindungen dem deutschen Handel und Volk Auswege zu schaffen aus der Enge der Heimat in die Weite des Weltmarktes. Diese kolonialen Bestrebungen weckten in weiten Kreisen des Volks den nationalen Gedanken, und lenkten die Blicke vieler auf die Arbeit der Mission in Heidenlanden. Das Regierungsjubiläum des Kaisers, mit der großen Millionenspende des Volks, die der Kaiser der christlichen Mission in Heidenlanden zuwandte, hat die Mission aus der Enge in die Weite geführt, wie Dr. Lahusen in einer Ansprache betonte. Heute dagegen, wo ganz Deutschland nur einen Gedanken hat, das Vaterland, wo es besonders Mission im eigenen Volk gilt, wo uns die Türen der Welt verschlossen sind, hat Gott die Mission aus der Weite in die Enge, in die Stille des Wartens und der Selbstprüfung geführt. Und jetzt ist wohl die Zeit gekommen,

wo die deutschen Missionskreise sich losreißen müssen von dem Strudel internationaler Arbeitsgemeinschaft und Kooperative. Unter der Parole: „Weltmission, Entscheidungsstunde des Christentums," war die Mission in Gefahr, in eine ungesunde Hast zu geraten und einen oberflächlichen angelsächsischen Allerweltstypus anzunehmen, wodurch gerade die Art deutschen Missionsbetriebs zu Grunde gegangen wäre.

Dieser ungesunden Treiberei aber wird gerade die „D. E. Miss. H." kräftig entgegentreten, und darauf hinzuwirken suchen, daß die Mission in gesunden Bahnen des Fortschritts erhalten werde, und daß sie auch in den künftigen Weltbeziehungen des deutschen Reiches, wie sie nach dem Kriege sich gestalten werden, ihren segensreichen Einfluß auszuüben vermag. Von Bedeutung sind hier Worte, die Dr. Richter in vorgenannter Schrift ausspricht (S. 14 u. 15):

„Wir haben ein starkes Empfinden davon, daß das deutsche Volk in einer Entscheidungsstunde seiner Geschichte steht. Unter der glorreichen Regierung Seiner Majestät, unsers Kaisers, ist das deutsche Volk aus der kontinentalen Enge, in die Weite und Größe eines Weltvolkes mit Weltzielen und Weltwerten herangewachsen. Mancherlei sind die Arme, die unser Volk über See streckt, der Welthandel, der Weltverkehr, die Auswanderung, die kolonialen Bestrebungen, die Mission. Jenes uns Deutschen angeborene Bedürfnis nach Einheitlichkeit unserer gesamten Lebensbetätigung fordert von uns, daß auch unsere Weltfunktionen unter einem einheitlichen Lebensgesetz stehen, und als eine christliche Nation wollen wir, daß die Grundkräfte dieser weltumspannenden Ausweitung unsers Interessenkreises von den christlichen Grundanschauungen getragen werden. Die große, starke Germania, die aus ihrem deutschen Heim mit frischen, blauen Augen und starken, nervigen Armen in die Welt hinaustritt, soll ihr gutes, deutsches Christenherz behalten; sie soll kein gieriger Krämer werden, der in rücksichtsloser Habsucht die Schätze der Erde an sich reißt; sie soll kein gewalttätiger Eroberer sein, der Völker unterjocht und zertritt, nur um ein Weltreich zu gründen; sie soll kein weichlicher Schlemmer werden, der sich an den Genüssen der Welt berauscht und daran, wie einst die germanischen Völker in dem Südlande, zu Grunde geht. Wir wollen auf die fromme, treue Germania stolz sein, unsere Herzen sollen ihr zujauchzen, auch wenn ihre Wimpel in fernen Meeren fahren. Dazu aber ist die unerläßliche Bedingung, daß man von der Germania nicht wie ehedem von den britischen Großkaufleuten auf ihrem Wege nach dem indischen Kaisertum sagen könne, daß sie das Christentum daheim für den Gebrauch von Frauen und Kindern zurückgelassen hätten, auf der Weltreise seien christliche Grundsätze ein unnötiger Ballast, der nur die Handelsfreiheit beeinträchtige.

Hier kann und soll die Missions-Hilfe große und wichtige Dienste leisten. Die Mission selbst beschränkt sich am liebsten auf den engeren Kreis ihrer eigentlichen Aufgaben. Sie hat da

so viel zu tun, daß es schier über das Maß ihrer Kräfte geht; sie kann sich um die andern nicht kümmern, und sie tut es nicht gern; denn ihr Rat wird meist nicht gern gehört. Aber die Missionshilfe kann der treue Ekkehard des deutschen Volkes sein; sie, die in den Kreisen der Führer unsers Volkes gehört wird, und in den Kreisen der Mission Vertrauen genießt, kann großzügig und kraftvoll die Grundsätze christlicher Weltanschauung und christlicher Kultur auch auf unsere neue Weltentwicklung anwenden und darin vertreten. Das ist uns in unserm gegenwärtigen Ringen um unsere Existenz ein besonderer Trost und ein Quell freudiger Zuversicht, daß die Grundgedanken unserer Weltpolitik ebenso gut christlich, wie gut deutsch orientiert sind; wir verlangen für Deutschland kein Vorrecht, keine Entwicklungsmöglichkeiten, die wir nicht allen andern Völkern auch einräumen. Aber von diesen wahren und edeln Grundgedanken bis zur Praxis des Lebens und ihrer Vertretung in der öffentlichen Meinung und Presse ist ein weiter Weg. Hier ist für die Missionshilfe ein weites Betätigungsfeld. Die breite Oeffentlichkeit weiß so gut wie nichts von der Mission. Hier ist ein Aufklärungsdienst großen Stils notwendig. Wie viele Vorurteile sind da zu beseitigen, wie viel Mißverständnisse aus der Welt zu schaffen! Wie viel giftige Miasmen müssen aus der öffentlichen Atmosphäre entfernt werden, bis eine gesunde Luft entsteht, in der auch in unsern Weltbeziehungen ein gesundes, deutsches, evangelisches Christentum gedeihen kann."

Wir verzichten darauf, noch mehr aus Dr. Richters Schrift zu zitieren. Das Vorstehende gibt eine Idee, in welcher Richtung und Weise die Missions-Hilfe zu wirken strebt. Es sind große, weitausschauende Gedanken und Ziele, die sie verfolgt, und wenn es ihr gelingt, auf große, einflußreiche Kreise im deutschen Volk einzuwirken, besonders in der Kaufmannschaft und Handelskreisen, die ja bei der Kolonisation eine so bedeutende Rolle spielen, so mag ihr mit Gottes Hilfe eine recht segensreiche Tätigkeit beschieden sein. Es ist ja bekannt, daß gerade die offiziellen Vertreter der ausländischen Regierungen oft durch ihren ärgerlichen Wandel der Mission das größte Hindernis bereiten.

Wenn nun die „Missions-Hilfe" darauf hinwirkt, daß solchen Aergernissen und Hindernissen mit Macht entgegengearbeitet wird, so kann schon dadurch dem Missionswerk viel „Hilfe" geleistet werden. Und auch in heimatlichen Regierungskreisen mag ihr mancher Segensdienst für die Mission beschieden sein.

Das zweite Heft enthält die Eröffnungspredigt bei der Kriegstagung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen, in der Marktkirche zu Halle, a. S., am 8. Februar 1915.

Ueber dieses Heft haben wir schon im Juliheft d. J. referiert und verweisen auf S. 320 in genanntem Heft.

A Travesty on Religion.

Von uns unbekannter Seite wurde uns eine markierte Kopie der in St. Louis, Mo., täglich erscheinenden Zeitung „Amerika," vom 16. Juli d. J., zugesandt. Besagte Zeitung hatte auf der editoriellen Seite einen Absatz, der sich mit unserm Juliheft d. J. beschäftigt. Der Aufsatz der „Amerika" trägt die Ueberschrift: „Eine aus der Luft gegriffene Behauptung."

Was uns die Ehre verschaffte, daß die „Amerika" sich mit unserm „Magazin„ beschäftigte, ist unser Auffatz im Juliheft d. J., Seite 294, der die Aufschrift trägt: „Wie man in Santa Fe, N. Mex., Karfreitag feiert." Wir haben genau die Quellen angegeben, dem der betreffende Auffatz entnommen ist, und „Amerika" hatte in St. Louis gewiß Gelegenheit, die betreffenden Zeitschriften zu bekommen, um nachzuprüfen, ob wir genau wiedergegeben haben, was nach unsrer Angabe im „Protestant Mag." stand, dann konnte „Amerika" ihre Zurechtstellung an die richtige Adresse wenden. Doch das paßte der „Amerika" nicht. Sie schreibt ohne weiteres lustig drauflos:

„Eine aus der Luft gegriffene Behauptung." Sie sagt dann, wir hätten das betreffende Stück „mit Randglossen" versehen, „die der Wahrheit widersprechen."

Wir haben in besagtem Auffatz eine wortgetreue Uebersetzung eines Stückes geliefert, das wir im „Prot. Mag." vorfanden. Jeder, der sich die Mühe nimmt, unser Blatt mit dem Auffatz: "A Travesty on Religion," im Maiheft d. J. des „Pr. M.", Seite 250 zu vergleichen, wird finden, daß wir jenes Stück **nicht mit Randglossen versehen** haben, wie „Amerika" uns Schuld gibt, sondern einfach übersetzten, was uns vorlag. Das betreffende Stück ist im „Pr. M." mit besondern Lettern gesetzt, so daß, was wir übersetzten, anscheinend wörtlich „Harpers Weekly" entstammt, und nur der letzte Absatz in unserm Stück stammt nicht etwa von uns, sondern vom Editor des „Prot. Mag." An jene Adresse also müßte „Amerika" ihre Beschuldigung auf Verleumdung richten, nicht an unsere.

Nur eine Ausstellung der „Amerika" gegen uns, kann etwa uns treffen. Wir gaben nicht dieselbe Ueberschrift: "A Travesty on Religion," die wir vorfanden — sie würde „Amerika" vielleicht besser gefallen!? — sondern schrieben: „Wie man in Santa Fe, N. Mex., Karfreitag feiert." Diese Ueberschrift gründet sich auf den Satz im „Pr. Mag.": *"Good Friday in Santa Fe* (N. M.) is much as one would have seen it two hundred years ago."

Nun, gegen diese unsere Ueberschrift hat „Amerika„ zu sagen: „Schon die Ueberschrift ist irreführend, in Santa Fe selbst dürfen die „Büßer," die am Karfreitag unter Umständen die Kreuzigung eines ihrer Genossen vornehmen, ihr Unwesen nicht treiben." Das ist auch in unserm Auffatz, wie „Amerika" anerkennen muß, selbst nicht behauptet worden; und jeder, der Deutsch lesen und verstehen kann, findet

von selbst, daß wir das nicht gesagt haben. Wofür also kleinlich eine Ueberschrift bekriteln, die lediglich als ein kleiner geographischer Fehler bezeichnet werden könnte, begründet in einem Satz des Originals, das uns vorlag.

Was dann „Amerika" weiter vorbringt, richtet sich gegen den Schlußsatz unsers Aufsatzes: „Und diese Art von Zeremonien, im Namen der Religion, wird jedes Jahr von der römischen Hierarchie dieses Landes geduldet. Ein Kommentar ist da überflüssig." Auch dieser Schlußsatz ist, wie gesagt, eine Uebersetzung aus „Pr. Mag.", kein verleumderischer Zusatz von uns. Hier wollen wir unsererseits, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, sagen, was „Amerika" dagegen zu sagen hat:

„Wir möchten hier feststellen, daß das „Mag." . . . auch nicht einmal den Versuch macht, zu beweisen, daß die „römische Hierarchie dieses Landes" „diese Art von Zeremonieen jedes Jahr duldet." Man behauptet einfach, ohne Rücksicht auf das Gebot: Du sollst kein falsches Zeugnis ablegen. Tatsache ist, daß die kirchlichen Behörden diesen Unfug seit Jahren bekämpft haben. Loomis, der . . . im Jahre 1888 diese besprochene Erscheinung beobachtete und bald darauf darüber schrieb, sagt ausdrücklich:

"The Penitentes or Penitent Brothers were once very numerous in New Mexico, but have been stamped out by the Church until but few active bands remain and they only in the most out-of-the-way places."

Ob nun das Unwesen der Flagellanten neuerdings wieder auflebte und Anlaß gab zu jener Korrespondenz in „Harpers Weekly", wissen wir nicht. Wir fühlen uns auch nicht verpflichtet, einen Beweis für die Wahrheit des Berichteten zu erbringen. Ist's der „Amerika" um solchen Beweis wirklich zu tun, so wende sie sich gefälligst an die zwei von uns genannten Quellen, nicht aber an uns. Können sie den Beweis nicht bringen, dann mag sie die Beschuldigug der Verleumbung in erster Linie gegen „Harpers Weekly" erheben, nicht aber gegen uns.

Und schließlich: Was ist denn nun aus der Luft gegriffen? Uns dünkt, *die Anklage der Verleumdung gegen uns ist aus der Luft gegriffen*, denn jene Ungenauigkeit der Ueberschrift kann nicht als Verleumdung charakterisiert werden.

Es will einem Blatt übelanstehen, das sich auf das göttliche Gebot vom falschen Zeugnis beruft, wenn es in einem und demselben Aufsatz „falsches Zeugnis" gibt gegen einen Editor, ihn beschuldigt, „Randglossen" beigefügt zu haben, die der Wahrheit widersprechen, *ohne auch nur den Versuch zu machen, die Beschuldigung zu beweisen.* Wir fordern die „Amerika" auf, uns die „Randglossen" nachzuweisen, die wir besagtem Auffsatz beigefügt haben.

Im übrigen überlassen wir es den Herren Editoren von „Harpers Weekly" und „Prot. Mag.," nachzuforschen, ob die betreffenden Aussagen in dem genannten Aufsatz heute nicht mehr zutreffen, und „aus der Luft gegriffen sind."

Die Vorbereitung für die Kanzel.

Textwahl, Behandlung des Textes und Vortrag.

Von Pastor J. Ruesch.

Der Prediger des Evangeliums hat mancherlei Arbeiten zu verrichten; doch seine Hauptarbeit ist und soll sein die Vorbereitung für die Kanzel. Wer diese Hauptarbeit versäumt und seine kostbare Zeit verträumt, wer mehr oder weniger es sich zur Gewohnheit macht, aus dem Stegreif zu reden und dabei glaubt, der Heilige Geist werde ihm zur Stunde geben, was er reden soll, muß sich nicht wundern, wenn die Kirchenbänke immer leerer werden, und wenn der Herr seinen Segen nicht auf solche Arbeit legt. Die Vorbereitung für die Kanzel ist also mit ernster, eifriger Arbeit verbunden. Daß dieser Arbeit ernstes, gläubiges, anhaltendes Gebet vorausgehen muß, ist für den gläubigen Prediger selbstverständlich. Jesus sagt: „Ohne mich könnt ihr nichts tun." Der große Heidenapostel Paulus spricht: „Es hängt nicht an unserm Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen." Selbst der weltliche Dichter sagt: „Von der Stirne heiß — Rinnen muß der Schweiß, Soll das Werk den Meister loben, Doch der Segen kommt von oben." Betrachtet der Prediger die Vorbereitung für die Kanzel als seine Hauptarbeit, und ist er sich bewußt, daß er nur mit der Hilfe des Herrn etwas ausrichten kann, so geht er an

I. die Wahl des Textes.

Die Textwahl ist sehr einfach für diejenigen, die sich 1. nach den sogenannten Perikopen richten. In denselben hat man für jeden Sonntag seinen Text, der sich nach dem Kirchenjahr richtet. Mit andern Worten: In der Advents- und Weihnachtszeit weisen diese Texte hin auf das Kommen des Herrn in diese Welt. In der Passionszeit weisen sie hin auf das große Werk der Erlösung. In der Pfingstperiode kommen die Texte, die vom Heiligen Geiste handeln zu ihrem Recht. In der festlosen Hälfte des Kirchenjahres werden die verschiedenen biblischen Lehren behandelt. Für junge und unerfahrene Prediger sind die Perikopen nur zu empfehlen. Die Subjektivität des Predigers tritt dabei mehr in den Hintergrund, während die großen Taten Gottes in systematischer Weise der Gemeinde vor Augen geführt werden. Wer sich nach den Perikopen richtet, wird sich in der Textwahl nicht so leicht verirren.

So sehr die Perikopen nach einer Richtung hin, aus obengenannten Gründen, zu empfehlen sind, so wäre es doch höchst unweise, sich nur nach einer bestimmten Reihenfolge von Texten zu richten. Die ganze Schrift ist Gottes Wort, und wir sollen versuchen, das ganze Wort Gottes zu seinem Rechte kommen zu lassen.

Wer daher zur Wahl des Textes geht, muß sich vor allen Dingen 2. nach den Bedürfnissen der Gemeinde richten. Nach 2. Tim. 2, 15 ist es unsere Pflicht und Aufgabe, das Wort recht

zu teilen. Wollen wir uns aber bei der Textwahl nach den Bedürfnissen der Gemeinde richten, so müssen wir unsere Gemeinde kennen. Finden wir gewisse Sünden, wie weltliches Wesen, Habsucht, Haß, Unversöhnlichkeit, Uneinigkeit u. s. w., so muß der Text dementsprechend gewählt werden. Ist die Gemeinde in manchen ihrer Glieder gleichgiltig und sorglos, das Heil der Seele betreffend, so muß bei der Wahl des Textes darauf Rücksicht genommen werden. Ist ein Mangel an Liebe, an Barmherzigkeit, an Opferwilligkeit vorhanden, so gilt es nach dieser Richtung hin einen Text zu wählen. Oefters sind Erweckungspredigten angebracht, zuweilen aber ist es nötig, daß wir betrübte Seelen trösten. Für solche Predigten sind geeignete Bibelworte leicht zu finden. Es gibt Texte, die passen für verschiedene Verhältnisse. Das bekannte Wort, Joh. 3, 16, kann so behandelt werden, daß die sicheren Sünder erschüttert werden, es kann aber auch als ein herrliches Trostwort gebraucht werden. Bei der Wahl des Textes ist also vor allen Dingen das Bedürfnis der Gemeinde ins Auge zu fassen.

Bei der Wahl des Textes darf auch 3. zuweilen die eigene Erfahrung berücksichtigt werden. Wenn ein Wort Gottes uns selbst so recht wichtig geworden ist, wenn wir selbst einen reichen Segen aus demselben gewonnen haben, so darf man solch ein Wort getrost zum Texte wählen. Freilich muß man sich davor hüten, daß man sich nicht immerwährend in einem gewissen Kreis von biblischen Wahrheiten bewegt und nicht darüber hinaus geht. Als Prediger des Evangeliums haben wir in erster Linie, wie bereits bemerkt, die Bedürfnisse der Gemeinde im Auge zu behalten, und dürfen daher der Subjektivität keinen zu großen Spielraum lassen.

Bei der Wahl des Textes sollen wir auch darauf sehen, daß 4. alle biblischen Lehren zu ihrem Rechte kommen. Ich hielt einmal eine Reihe von Predigten, 17 an der Zahl, über das Apostolikum. Alle Hauptlehren der Bibel, und somit der christlichen Kirche, werden darin behandelt. Ein junger Katholik, der die Predigten hörte, wurde bekehrt und wurde ein evangelischer Christ.

5. Die großen Heilstatsachen dürfen der Gemeinde nicht vorenthalten werden. Paulus schreibt an die Korinther: „Nicht daß ich etwas wüßte unter euch, denn allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ Es mag oft interessant sein, und vielleicht auch „up-to-date“, wenn der Prediger über allerlei Zeitereignisse redet und der Rede irgend einen kurzen Text zu Grunde legt, der einen Anklang hat an das, was man sagen will, was aber ebenso gut auch ohne Text gesagt werden könnte, aber eine Auslegung des Wortes Gottes ist das nicht. Da solche Predigtweise bei unsern englischen Brüdern oft gebraucht wird, müssen wir uns hüten, daß wir nicht in denselben Fehler verfallen. Nicht mit unsern eigenen Ansichten, und wenn dieselben noch so populär wären, werden wir auf der Kanzel den rechten Erfolg erzielen, sondern wenn wir Gottes Wort reden lassen. Nicht von unsern Ideen ist gesagt, daß sie

eine Gotteskraft seien, sondern vom Evangelium. Das Evangelium ist ein Hammer, der die felsenharten Herzen zerschlägt, es ist aber auch der heilende Balsam für die blutroten Sünden. Brüder, laßt uns das Evangelium von Jesu Christo predigen, und unsere Arbeit wird nicht umsonst sein in dem Herrn.

Doch vorausgesetzt wir wollen nur das Evangelium predigen, ebenso wollen wir auch die Bedürfnisse der Gemeinde im Auge haben, auch ist es uns darum zu tun, alle biblischen Lehren zu ihrem Rechte kommen zu lassen, welchen Text unter den vielen sollen wir nun wählen? Haben wir eine Anzahl Texte vor uns, die uns passend erscheinen für das, was wir vor die Gemeinde bringen wollen, so tun wir gut, wenn wir 6. den Text wählen, von dem wir selbst am meisten gepackt werden. Wenn uns ein Wort Gottes angefaßt hat, so können wir mit demselben Wort auch andere anfassen, es ist in der Regel das Wort, über das wir reden sollen, und mit dem wir Segen stiften werden. Um ein Bild zu gebrauchen: Man nimmt eine Anzahl Texte in die Hand und sucht sie zu zerschlagen; man hämmert mit aller Macht an ihnen herum, aber die Arbeit ist vergeblich; endlich findet man einen, der beim ersten Schlag zerbröckelt und der da funkelt, während er in Stücke zerfällt, und man sieht Juwelen des seltensten Glanzes aus seinem Innern hervorstrahlen. Daran erkennen wir, daß dies die Botschaft ist, die der Herr von uns verkündigt haben will. Solche Botschaft wird Segen stiften.

Um die rechte Wahl des Textes vornehmen zu können, ist es auch wichtig, daß wir 7. die Texte, über die wir in den letzten Monaten gepredigt haben, durchsehen. Das bewahrt uns vor Wiederholung und wir werden im Augenblick sehen, welche biblischen Lehren wir in letzter Zeit nicht berücksichtigt haben.

Aus dem Gesagten sehen wir deutlich, wie die Wahl des Textes für uns von großer Bedeutung ist. Wenn dann Seelen durch unsere Predigt erbaut, oder erweckt, oder bekehrt, oder getröstet worden sind, so ist das ein Zeichen, daß wir in der Wahl des Textes das Richtige getroffen haben.

II. Die Behandlung des Textes.

Ist einmal der Text bestimmt, so beginnt eine Reihe von Arbeiten, von denen man sich nicht dispensieren darf, ohne sich am Worte Gottes, sich selbst und an andern zu versündigen.

1. Die erste Arbeit besteht darin, daß wir uns persönlich unmittelbar unter die volle Wirkung des Wortes Gottes stellen. Wir orientieren uns nach demselben über den Stand unsers inneren Lebens, über unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wir betrachten uns in diesem Spiegel und gehen nicht vom Fleck, bis alle offenbar gewordene Unreinigkeit abgewaschen ist, und bis sich ein lauteres Bild zeigt. Wir korrigieren unsere Anschauung und Erfahrung nach den ewig giltigen Wahrheiten.

Wir leben längst Erlebtes noch einmal durch mit Schmerz über die Sünde und mit dankbarer Freude über das geschenkte Heil. Wir nähren und stärken uns zum neuen Kampf und trösten uns der dargebotenen Hoffnung. Diese Arbeit wird oft einige Zeit in Anspruch nehmen und manchmal tief ins Gericht führen. Sie ist aber ganz unerläßlich zum eigenen Wachstum und zur fruchtbaren Verkündigung des Wortes Gottes.

2. Die zweite Arbeit ist eine genaue Exegese, bei welcher es sich zuerst darum handelt, den Text in das rechte Licht zu stellen. Dies geschieht durch Erforschung des äußeren und inneren Zusammenhanges. Ort, Zeit, Umstände, Personen, Voraussetzungen u. s. w. müssen berücksichtigt werden. Dann folgt eine eingehende Satz und Wort Analyse. Diese Arbeit erfordert oft sehr wenig, oft sehr viel Mühe. In den meisten Fällen ist es unerläßlich entweder auf den Grundtext zurückzugehen, oder wenigstens eine oder mehrere genaue Uebersetzungen zur Hilfe zu nehmen; denn es hängt oft viel davon ab, ob ein Satz dem andern gleich steht oder ihm entgegen steht, oder ihn begründet u. s. w. Nach dieser vorbereitenden Arbeit beginnt erst die sachliche Erklärung. Jeder einzelne Ausdruck muß richtig verstanden werden, namentlich ist die Bedeutung der vorkommenden Begriffe festzustellen, was oft tief in dogmatische und ethische Studien hineingreift, um das rechte Verständnis der Sätze zu gewinnen. Es ist gut, das Resultat der exegetischen Arbeit schließlich kurz zusammenzufassen.

3. Die dritte Arbeit hat nun erst die Predigt zum direkten Gegenstand. Sie gestaltet sich verschieden, nach den verschiedenen Predigtmethoden. Es gibt homiletische und thematische Predigten. Schon Augustin machte diesen Unterschied. Diejenigen Predigten, in welchen er einen Bibelabschnitt auslegen wollte, nannte er Homilien. Diejenigen, bei welchen er über einen bestimmten Gegenstand sprechen wollte, „Reden". In den Homilien wird gewöhnlich ein Vers nach dem andern behandelt, und es eignen sich diese Art von Predigten besonders für Bibelstunden.

Bei der thematischen Predigt können zwei Wege eingeschlagen werden: Man hat einen bestimmten Gegenstand über den man reden will und sucht sich dann einen passenden Text, oder man hat den Text und sucht die Einheit desselben in einen Hauptgedanken möglichst scharf und kurz zusammenzufassen. Hat man den Gegenstand der Predigt gewählt, oder den Hauptgedanken des Textes gefunden, so muß eine klare und logische Disposition gemacht werden. Eine gut disponierte Predigt ist für den Prediger leichter zu predigen, und für den Zuhörer leichter zu behalten. Solch eine Disposition darf wiederum nicht willkürlich gemacht werden, sondern sie muß, so zu sagen aus dem Texte herauswachsen. Nur wenn jeder Punkt aus dem Text hervor wächst, haben die Anwendungen, die bekanntlich nicht fehlen dürfen, die rechte Wirkung. Erst dann merken die Zuhörer: Das ist Gottes Stimme, hier redet der Herr zu uns. — Manche sind fertig mit der Predigt,

nachdem sie den Text gefunden und die nötige Disposition gemacht haben. Sie sind so sprachgewandt und mit solcher Klarheit des Denkens begabt, daß sie den richtigen Ausdruck im Moment, ohne besondere Vorbereitung, finden. Für die meisten Prediger beginnt nun noch eine weitere Arbeit, nämlich 4. die des Schreibens und Memorierens der Predigt. Obschon ja die Form und die Vortragsweise nicht die Hauptsache sind, so dürfen wir diese Dinge dennoch nicht unterschätzen. Der wichtige Inhalt der Predigt erfordert eine entsprechende Form. Man mute einer Gemeinde nicht zu, einen schlecht stilisierten Vortrag anzuhören. Das macht den Eindruck von Geringschätzung der Gemeinde und des Wortes, und gibt Anlaß zu Mißverständnissen und Unklarheiten. Die Liebe, die alle zu erfreuen und zu gewinnen sucht, und die Treue im Kleinen, treibt den Prediger, auch in diesem Stück zum sorgfältigen Nachdenken.

Im einzelnen ist bei der Ausarbeitung der Predigt 5. in Bezug auf Stil, Ausdrucksweise u. s. w. auf folgende Punkte zu achten: Jedes gezierte Wesen, jedes Schön-reden-wollen ist vom Uebel. Man kann damit das Lob erlangen, eine schöne Predigt gehalten zu haben, aber damit hat man auch seinen Lohn dahin, und die Gemeinde geht leer aus. Der Ausdruck sei einfach und angemessen, und gehe nicht über die Bildungsstufe der Zuhörer hinaus. Der Satzbau darf nie kompliziert sein. Der Stil darf nicht eng und knapp sein. Man darf einem Gedanken nicht eine so knappe Form geben, daß man den Sinn nicht recht verstehen kann. Man muß so reden, daß man leicht verstanden wird. Man stelle auch nicht in abstrakter Form Lehren auf, sondern zeige an konkreten Beispielen, was man meint, wie Jesus es in der Bergpredigt tut, wenn er das Gesetz erklärt. Man bestrebe sich, volkstümlich zu reden. Populär sein, heißt aber nicht grob sein, noch weniger in langweiligen Gemeinplätzen sich bewegen, oder lauter Dinge sagen, die jedes Kind schon weiß. Müssen Sünden gestraft werden, so bleibe der Prediger vor allem in den Grenzen der biblischen Keuschheit. Mit gewissen Schilderungn und Ausmalungen bestimmter Sünden, besonders wenn dabei noch übertrieben wird, erreicht man nichts, man bringt sich selbst dadurch in den Verdacht, von dem, was man sagt, eigene Erfahrung zu haben. Der Prediger bedarf in solchen Fällen durchaus die Salbung des Geistes. Diese allein verleiht ihm die rechte Weisheit, Autorität und Freimütigkeit.

III. Wir kommen nun noch kurz zur besten Vortragsweise.

1. Zu vermeiden ist der übliche Kanzelton, in dem sich manche Brüder so gefallen. Manche Prediger sprechen ganz anders auf der Kanzel, als unter der Kanzel. Da mangelt es sicher an der rechten Natürlichkeit, und doch sollen wir auf der Kanzel vor allen Dingen natürlich sein.

2. Zu vermeiden ist ferner die Eintönigkeit. Durch dieselbe wird die Gemeinde eingeschläfert, und der Prediger wird

mehr als nötig ermüdet. Zu leises, wie zu lautes Sprechen ist vom Uebel. Manche Brüder sprechen so leise, daß man Mühe hat, sie zu verstehen, oder sie schreien plötzlich so laut, daß den Zuhörern die Ohren gellen und nervöse Frauen zusammenfahren. Solche Vortragsweise ist sicherlich nicht angebracht.

Zur besten Vortragsweise gehört ohne Zweifel 3. die Natürlichkeit. Natürlichkeit ist das erste, zweite und dritte Erfordernis eines guten Vortrags. Alles affektierte, unnatürliche Wesen ist vom Uebel, und daher zu vermeiden.

4. Man bemühe sich ferner einer möglichst deutlichen Aussprache. Wo man deutlich spricht, wo man jede Silbe betont, da wird man nie die Klage hören: „Ich kann den Mann nicht recht verstehen."

5. Im Vortrag rede man weder zu schnell, noch zu langsam. Ich habe schon Brüder gehört, die redeten so schnell, als ob ihnen der Boden unter den Füßen brenne. Solche Vortragsweise ist nicht erbaulich für den Zuhörer, und der Prediger läuft Gefahr, sich in seiner Rede zu überwerfen. Andere sprechen wieder so langsam, daß man getrost ein kleines Schläfchen tun kann zwischen den einzelnen Worten und Sätzen. Solche Vortragsweise ist durchaus nicht erfrischend.

6. Es ist auch wichtig, daß man Abwechslung in die Stimme bringt. Die Organe sind ja verschieden, und wer wenige Register zur Verfügung hat, sollte doch die wenigen recht gebrauchen. Die Stimme soll immer dem Gegenstand und dem Lokal angepaßt werden.

7. Man hüte sich auch vor schlechten Angewohnheiten. Ich kannte einen Bruder, der füllte alle Lücken mit dem Adverb „also" aus. Er hatte die Gewohnheit, das Wort fast in jedem Satz einmal oder mehrere Male zu gebrauchen. Ein anderer gewöhnte sich das „äh" so an, um Gelegenheitspausen auszufüllen, daß das den Zuhörern wirklich lästig wurde.

Aus dem Gesagten sehen wir, daß wir alle noch viel lernen können. Die Gaben sind ja verschieden, aber gebrauchen wir die Gaben treu, die uns der Herr gegeben hat. Achten wir auf die Stimme des Geistes in der Wahl des Textes. Geben wir uns Mühe in der Ausarbeitung der Predigt, und bringen wir die Botschaft in solch einer Weise vor die Seelen, daß sie zum Handeln, d. h. zum Tun des Willens Gottes angespornt werden.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Amerikanerstolz.

Das Volk unsers Landes sitzt gerne auf hohem moralischen Tugendthron und läßt von da aus Blitze schießen über das übrige umliegende Menschenvolk; besonders muß ihm Deutschland herhalten und seine vernichtenden Urteilssprüche über sich ergehen lassen. Da tut es denn not, daß dem alten Pharisäer je und dann die heuchlerische Fratze vom Gesicht gerissen wird. In recht scharfer Weise hat das Herr Thomas C. Hall, Prof. an der Columbia Universität getan in einer Rede, die er in der zweiten Versammlung vor dem „Forum der American Truth Society" im Cort Theater zu New York gehalten hat. Besagte Rede „Ueber die Gefahren des Waffenschachers," hat der „Friedensbote," No. 22 d. J., Seite 350, in Deutsch veröffentlicht. Solche Reden machen aber auf unser tugendhaftes Volk und seine Regenten in Washington, D. C., keinen Eindruck. Man fährt fort, sich als Weltenrichter zu gebahren und einem Land, das um die Existenz seines Volks auf Leben und Tod kämpfen muß, Vorschriften machen zu wollen, wie es diesen Kampf führen müsse.

Viele denken sich nun schon aus, wie Amerika nach dem Kriege als Weltreformer eingreifen soll in die große Weltpolitik, um die großen Weltverbesserungspläne der großen Lichter Amerikas der Welt aufzunötigen.

Wenn doch diese Weltreformer einmal erst im eigenen Land mit ihren Reformen einsetzen und dem Schlemmervolk ein energisches „Bis hierher und nicht weiter," entgegenrufen wollten.

Amerika als Weltverbesserer, wird durch folgende Schilderung amerikanischer Zustände im Chicagoer „Kirchenboten" in eine sehr eigentümliche Beleuchtung gerückt. Danach geht es in Amerika schlimmer zu als im alten Rom. „10,000 Dollars gibt einer aus für eine Wiege, $59,000 für einen Waschtisch, $1,000 für eine Hutnadel, $20,000 für einen Männerhut, $280,000 für eine Perlenschnur und $600,000 für eine diamantene Halskette!"

Angesichts solch horrender Verschwendung und maßlosen Luxus einerseits und unglaublichen Mangels und Dürftigkeit anderseits sieht sich der „Sendbote" zu folgenden Darstellungen gedrungen. Er schreibt: „Ein Wechselblatt berichtete kürzlich, daß in New York ein Bundessenator sich für sieben Millionen Dollars einen Palast mit einhundertundzwanzig Zimmern baute und diesen Palast mit seiner kleinen Familie bewohnte, während man in demselben New York sieben Familien in einem Zimmer zusammengepfercht fand. In besagtem Palast soll eine Pfeifenorgel sein, die $300,000 kostete, Teppiche im Wert von einer halben Million und Bilder im Wert von zwei Millionen. Ebenfalls wird berichtet, daß bei einem Diner in New York jede Cigarrette in eine Hundertdollar-Banknote eingewickelt war, während in derselben Stadt Tausende arme Leute am Hungertuche nagen und kaum wissen, womit sie sich bekleiden sollen. Einem Hunde zu Ehren wurde ein Bankett veranstaltet und der Eigentümer schmückte denselben mit einem Halsband im Werte von fünfzehntausend Dollars. Und dieser gottlose reiche Protze mußte wissen, daß es tausende begabter Jünglinge und Jungfrauen in New York gibt, die so gerne eine Bildung sich aneignen würden, aber nicht die Mittel dazu haben. Dies ist noch nicht alles von derartigen

Gottlosigkeiten, aber wir müssen aufhören. Gegen solche Teufel in Menschengestalt ist der reiche Mann im Evangelium der sich um den armen Lazarus nicht kümmerte, ein wahrer Engel. Und das alles geschieht in Amerika, in dem christlichen Amerika!" Solchen herzlosen Reichen gilt das Wort des Jakobus: „Wohlan nun, ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird!" Sie werden das Los jenes reichen Mannes teilen, von dem Jesus sagt, daß er bei seinem Tode seine Augen aufhob in der Hölle und in der Qual und nach Linderung seiner höllischen Schmerzen sich sehnte. — Die Zeit wird kommen und rückt näher, wo Niedergedrücktes sich erheben wird. Dieses Erheben wird aber naturgemäß, was jetzt zu hoch und auf Sand gebaut ist, zum Schwanken und zum Fall bringen. Gott und Vernunft, Licht und Majestät können nicht fortwährend ignoriert werden. Die Warnungen, die Offenb. Kap. 18, dem reichen Schlemmervolk zuruft, werden natürlich für nichts geachtet, bis die Stunde der Verwüstung kommt. (V. 17.)

Doch zurück zur Weltpolitik unsers Landes! Dieselben Herren, die seit Jahr und Tag in der Welt hausieren gingen mit ihren Schiedsgerichts- und Friedensverträgen und dem billigen Ruhm der Friedensstifter nachjagten, haben mit taubem Ohr und verhärtetem Gewissen sich abgewandt von allen Protesten und Petitionen, dem schändlichen Waffenschacher mit England im Lande ein Ende zu machen. Wo es sich um praktisches Handeln im Interesse des Friedens handelt, versagt der gute Wille der Friedensschwärmer.

Und noch eins: Es ist jetzt schon viel politische Kannegießerei darüber, daß ein Tribunal der Weltmächte solle geschaffen werden, das mit Macht und Exekutivgewalt den Frieden diktieren könne und jede widerstrebende Macht, die sich weigert einen Schiedsspruch anzuerkennen, dazu zwingen soll, sich dem Spruch zu fügen. Und man kann sich vorstellen, mit welcher Wonne unsere amerikanischen Jingos die Rolle einer solchen Exekutivgewalt übernehmen würden, um einmal gründlich Zucht zu üben an einem Volk, das von dem amerikanischen Schulmeister sich nicht will zur Ruhe bringen lassen! Und doch kann dieser Schulmeister **nicht einmal im eigenen Land Zucht und Ordnung** aufrecht erhalten und das Leben seiner Bürger oder der Ausländer schützen gegen aufrührerische Banden, die die Waffen ergreifen, um wehrlose Bürger niederzuschießen. Man denke an die Greuel in Colorado!

Wird ein Ausländer von einem Mob abgemurkst, einerlei ob schuldig oder unschuldig, und das Ausland will an die Bundesgewalt sich wenden, um Schadenersatz zu erlangen — da erklärt unsere Bundesregierung: Wir können nicht in die Staatenrechte eingreifen, um Bestrafung des Mobs zu erzwingen! Nicht?? Wo der Bund Oberhoheit über die Staaten und Bundesgerichte und Bundesrichter in jedem Staate hat, da kann der Bund, wenn ein Staat es unterläßt, gesetzlose Banden in Zucht zu halten und mit aller Strenge zu bestrafen, nicht eingreifen, und den Staat zwingen, seines Amtes zu walten oder selbst die strafende Gerechtigkeit ausüben? Aber in der europäischen Weltpolitik wollt ihr Herren das große Wort führen und Exekutivgewalt ausüben gegen Staaten, in die ihr absolut nichts hineinzusprechen habt?! Ja, der Großhans, Onkel Sam, kann's mit der ganzen Welt aufnehmen und sie verhauen, aber im eigenen Land hat er nichts zu sagen! Da sind Advokaten und Richter gleich zur Hand ihm zu beweisen, daß er inkompetent sei in dieser Sache, und damit ist dann der ganze Han-

del abgetan, der heulende, mörderische Mob bleibt ungestraft, Gerechtigkeit bleibt unausgeführt, weil der Bund kein Recht hat, im Staat Exekutivgewalt auszuüben, die er aber in Sachen Europas beansprucht!

Englische Brunnenvergiftung. — Was tut uns not? Eine unparteiische Zeitung in englischer Sprache.

Monatelang haben die englischen Zeitungen Brunnenvergiftung getrieben. Nein, nicht monatelang, jahrelang. Reden wir nicht von der gesunden Urteilskraft des Volkes. Wir wissen es jetzt anders! Wenn ein Volk täglich zweimal, dreimal aus dem vergifteten Brunnen trinkt, muß seine Urteilskraft geschwächt, ertötet werden. Unsere Zeitungen sind der Fluch des amerikanischen Volkslebens. Als England seinen satanischen Entschluß bekannt gab, das deutsche Volk auszuhungern, da regte sich auch nicht eine Feder, die jetzt Ströme von moralischer Entrüstung verspritzen! Als die Greueltaten russischer Mörderbanden in Ostpreußen, in Galizien bekannt wurden, da blieb es im Blätterwald eisig still. Aber dafür wird uns jetzt das Lug- und Trugwerk der englischen Untersuchung über deutsche Greuel in Belgien aufgetischt! Just zu rechter Zeit. Man muß das Eisen schmieden, solange es glüht. Pfui!

Und was tun wir? Wollen wir weiter abseits vom Wege stehen? Ist es nicht heilige Pflicht, an der Gesundung des Volkslebens zu arbeiten? Deutsch-Amerikaner haben sich beeilt zu versichern, daß sie gute Amerikaner seien! Sie sollen sich das vom Notar bescheinigen lassen! Jawohl, das Land ist in Gefahr! Nicht von Deutschland! In Gefahr, von einer gewissenlosen, an England mit Leib und Seele verkauften Presse, in Gefahr von der eigenen mißgeleiteten Masse des Volkes! Dort steht der Kampf!

Den Christen gilt das Wort: Suchet der Stadt Bestes, darinnen ihr wohnet. Christen ziemt auch in dieser Hinsicht das Heilandswort: Mich jammert des Volks. Glauben wir nicht, uns der Verantwortung entziehen zu können, die wir gegen unser Volk haben, mit der Ausrede: Ein jeder könnte die Wahrheit wissen, wenn er wollte. Was hast du getan, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen?

Es ist eine Tat der Vaterlandsliebe, daß man in New York an der Arbeit ist, ein unparteiisches tägliches Blatt herauszugeben. Freunde! Fühlt die Not des Volkes! Helft mit an dem Rettungswerke! Legt Hand an, unser Volk frei zu machen, äußerlich und innerlich frei! Helft ihm ein Volk zu werden!

Wer nähere Auskunft haben will, der wende sich an: „The Printers and Publishers Association," 150 Nassau St., New York, N. Y.

(O. Kleine. „D. Luth.")

„Sola Fide" die Ursache des Weltkrieges.

Zu den vielen berufenen und unberufenen Geistern, die den Spuren nachgehen, die zu dem völkermordenden Kriege geführt haben, gehört, wie aus einem Editoriell des „Lutheran Church Review" zu ersehen ist, auch ein englischer Skribent, M. A. R. Tuker mit Namen der in der Dezember-Nummer von „The Nineteenth Century" sich veranlaßt fühlt, "to connect the causes df the german war with the german religion"—

Nicht mit Unrecht fügt Th. E. Schmauk angesichts dieser englischen Ideenassociation hinzu:

"And to bring the surprises of the season to a climax."

Lassen wir deshalb den Propheten des Inselreiches zu Worte kommen:

Lutheran hegemony has remained with Germany, and it is this Lutheranism, and certain characteristics in Lutheranism wherever else they may appear, which have suffered, I think, an irretrievable debacle in 1914, three years before the quartercentenary of the birthday of the Reformation, that 31st of October, 1517, when the reformer nailed his theses to the church door of Wittenberg. Just before his death, Pius the Tenth spoke of this war as a conflict in which "the faithful were in arms against the faithful", but the really astounding element is the uprising of all peoples, irrespective of religion or creed, against Germany and Germanism. It has been left for the twentieth century to behold the Catholic and the Greek, the Hindu and the Japanese, the Indian Moslem, and the Boer with his Bible, combining to suppress the spirit represented by Germany, the representative of Lutheranism. Luther, it has been frequently pointed out, cared nothing for dogmatic freedom; he substituted a rigid *biblical* dogmatism for the church; but if he was a doctrinal reformer, he was also a doctrinal autocrat. If any one will recall Luther's physiognômy he will perceive that no appeal he could have made to conscience, and no case he could have had to free men from the yoke of Rome, could have placed him among the lovers of real spiritual liberty. It was a German liberty of spirit—not a Latin liberty of spirit—liberty to theorize and impose your theories and not otherwise. This (Luther) was the "earthen vessel" which contained (says the author sarcastically, as its one treasure) the central Protestant doctrine of justification by faith only. When it was objected to him that the original of the text did not include the word "only" which appears in Luther's first translation, he answered that he wished he could have made the text run "faith only without works of any of the laws." This solifidianism, in the interests of which it was permissable to violate the inspired Scriptures, is the characteristic of Teutonic religion. It is the fixed idea which finds utterance to-day in the immoral text 'Germany above all.' And on its moral side no one had expressed its terms more boldly than Luther himself. 'From this (the Lamb of God), he wrote, nothing can separate us even if we fornicated and committed adultery a thousand, thousand times a day.' "

The Result of Justification by Faith—Faith thus defined, is surely a merely mechanical doctrine, a bee in the bonnet, a conception which instead of signalizing (as it might have done) the noble *argumenta* of the spirit and a bulwark against the perfunctoriness of certain Catholic "works," which are not more entitled to be classed as Evangelic than solifidianism itself, eventually debauched as the fixed idea materialism of Gerosophy, to the love of God. As a religious philosophy Lutheranism bears the brand of the Northern pre-Christian religions. To realize this one has but to compare the grace, the amenity, and the closeness to nature in its loveliest moods, or the majesty of the great mother gods in Classical Mythology, with the violent blood-thirsty non-moral (Hammerers) of Norse and Germanic myth—of the mythology which ousted the female god of nature and pity, and put in her place the blustering and mindless Thor.

German Mythology and Luther's Protestantism.—Luther gathered

up, I think, much that Thor had left behind him, and exposed an unchristianable element in the northern barbarism; that which Heine saw, when he foretold that the day the German broke the cross in two, he would destroy, with Thor's hammer, the Gothic cathedrals.

The blow which must now be given to Protestantism in central Europe may very probably be counterbalanced by a fresh religious movement among Catholics. That intense religious world which calls itself "holy Russia", although it centers in the Czar, is not nearly as dangerous as the doctrinal Cæsarism of the West. The Latin religion has "a devotional intimacy," the Slav religion "springs from the people itself."

Es ist darum nicht zu verwundern, daß in Episkopalkreisen auch von dem Segen des Krieges gesprochen wird, indem man hofft, daß eine Vereinigung der griechischen und römischen Kirche herbeigeführt wird. Was aber die Anklage des Engländers betrifft, so fragt ihn der Editor von „The Lutheran Church Review" ganz treffend:

"Did Justification by Faith" originate in the blood of a German? Was Paul, and St. Augustine, a German? Augustine's great anti-type, justification by faith's great and original foe, was not a man of Latin blood at all, but was the ***British*** monk Pelagius. And he further asks fairly: Was Thor any more the god of the German than he was of the Icelander, the Finn, the Anglo-Saxon, the Northman, who settled in France, or, than of St. Olaf and the Norwegians? Is it not expressly known that the early Saxon missionaries *included* Thor in the form of objurgation which they used in Christianizing the early Germans?

Was aber Luthers „Faith" betrifft, so schließt T. E. Schmauk nach einer Anzahl Beweisstellen englischer Schriftsteller:

Luther's faith was not a mechanical and tyrannical, Thor-like solifidianism, but it was living and vital free, and spiritual, "the victory that overcomes the world." Von den römisch freundlichen Epißkopalen aber gilt heute noch: Si cum Jesuitis non cum Jesu itis.

Die (Milw.) „Germania" über den Krieg.

Wir können uns nicht versagen, hier noch abzudrucken, was die „Germania" in ihrem „Editoriell" am Neujahrstag 1915 über den Krieg geschrieben hat. Gegenüber all den Verdrehungen und Beschimpfungen, die das deutsche Volk und sein Kaiser von einer englisch verseuchten amerikanischen Presse über sich mußte ergehen lassen, wirkt es wahrhaft wohltuend und erfrischend, wenn eine politische Tageszeitung auf die wirklichen Ursachen des Kriegs zurückgeht; und es wäre schade, wenn jener Aufsatz unter dem Haufen von Tageszeitungen begraben und vergessen würde. Nur in dem einen stimmen wir nicht ganz mit dem Verfasser, wenn er sagt: Es sei ein Kampf des Antichristentums gegen das Christentum.

Wollte Gott es wäre so, daß in Deutschland nur das lautere, wahre Christentum gegen englisches Antichristentum den Kampf führte. Daß es aber leider nicht so ist, haben wir in mehrfacher Hinsicht zu unserm Schmerz feststellen müssen. Kehrt nun das deutsche Volk aufrichtig zu seinem Gott zurück, stößt es mit Abscheu die falschen Propheten des Materialismus, Monismus und Sozialismus zurück, die es von Gott losreißen wollen, dann mag die Kriegsgeißel eine heilsame Frucht zum Leben bringen.

Wie wenig die Amerikaner in ihrer selbstgerechten, hochmütigen Verblendung imstande sind, sich ein richtiges Urteil über Deutschland zu bilden zeigt die Tatsache.

Ein amerikanischer Senator, **wir wissen leider nicht, wie der Edle heißt,** sonst würden wir seinen Namen gern an den Pranger stellen, schrieb: Die deutsche Kultur sei um 300 Jahre gegen die Westländer zurück. Zu diesen Westländern rechnet er wahrscheinlich auch sein gesegnetes Land Amerika. Möchte doch dieser Senator ein großes Suchlicht nehmen und damit Deutschland von einem Ende zum andern durchsuchen und sehen, ob er dort:

1. Eine Stadt finden kann, wo die ganze Stadtverwaltung, zusammen mit dem Polizeichef, mußte arretiert und im Gericht verurteilt werden wegen Wahlbetrügereien, wie das kürzlich in Terre Haute passiert ist.

2. Ob er in Deutschland eine Stadt von der Größe Spokanes finden kann, in welcher ebenso viele Straßenräubereien bei Tag und Nacht vorkommen in derselben Zeit und ungestraft bleiben, wie hier!

Es ist wahrlich an der Zeit, dem hochmütig selbstgerechten amerikanischen Pharisäer die heuchlerische Fratze vom Gesicht zu reißen und ihm zu zeigen, was für ein Abgrund von Barbarei, Rohheit, Wildheit, Ungerechtigkeit hier in Stadt und Land bis in die Gerichtshöfe sich zeigt.

Doch wir brechen hier ab und geben der „Germania“ das Wort, die in ihrer Neujahrsnummer sich über den Krieg also vernehmen läßt:

Eines der gewaltigsten und folgeschwersten Jahre in der Geschichte der Menschheit ging nun zu Ende. Nicht allein deshalb weil es das schauerliche Riesendrama eingeleitet hat, dessen Abschluß zum großen Teil eine Neueinteilung der Erdoberfläche, eine völlige Verschiebung äußerer Machtverhältnisse bringen und damit den Völkern neue Aufgaben, neue Bestimmungen zuweisen wird. Sondern vielmehr deshalb weil es den entscheidenden Kampf zwischen Materialismus und Idaelismus, zwischen Geld und Moral, zwischen Lüge und Wahrheit, zwischen Heuchelei und Ehrlichkeit, zwischen Scheinchristentum und wahrhaftem Christentum, zwischen dem Prinzip des Bösen und dem Prinzip des Guten begonnen hat. Einen Kampf um eine neue Orientierung der Menschheit entweder nach aufwärts oder nach abwärts.

Und dieser Kampf ist so ungeheuer ernst und bedeutungsvoll, daß wir nicht vom menschlichen Gefühlsstandpunkt aus uns mit ihm beschäftigen dürfen. Und wer immer das tut — mag es nun unser friedensseliger Präsident sein, mögen es gutmeinende Frauen, mag es der schwiegerväterlich besorgte Bryan, mögen es die Helden englischer Phrasen sein — der beweist, daß ihm das Verständnis für den Ernst und die Bedeutung dieses Kampfes vollständig fehlt. Wir müssen — um ein Beispiel zu gebrauchen — diesen Kampf mit den Augen des Arztes ansehen, der einer Operation auf Tod und Leben gegenübersteht.

England, dessen Philosophen und Ethiker schon vor hundert Jahren sein Gewissen als tot, seine Ehre als geschändet und verkauft, seinen Charakter als brutal, heuchlerisch und verderbt, sein Christentum als „Busineß“, seine Wahrhaftigkeit als geschminkte Lüge beklagten und brandmarkten: — Dieses England hat gewissenlos verlogen und grausam unentwegt sein Ziel weiter verfolgt: Sich zum Herrn der Erde zu machen. Und nicht nur geographisch, nicht nur, indem es die Goldströme der Welt durch seine Handelskanäle nach London leitete. Sondern — und das war das Schlimmere — indem es *seine* Moral *seine* Ethik *sein* Christentum der Welt aufzwang oder aufschmeichelte. Indem es werdenden Nationen und Völkern seine Schein-

kultur, seinen Kulturfirniß aufzudrängen verstand. Wer unbefangen die Geschichte der letzten Jahrhunderte durchblättert, der wird auf jeder Seite erschreckende Beweise dafür finden. Der wird auch genug Stellen finden, die mit amerikanischem Blut, amerikanischen Tränen, amerikanischem Leid und Elend unterstrichen sind.

Dieses England hatte beinahe sein Ziel erreicht. Der physischen Schwäche gegenüber durch grausame Rücksichtslosigkeit, der sittlichen und moralischen Schwäche gegenüber durch Geld und Ehren, der physischen Stärke gegenüber dadurch, daß es durch Aufreizung brutaler Instinkte, des Machttriebes, der Rachsucht des Rassengefühles, andere Starke sich zu Verbündeten gewann, der sittlichen und moralischen Stärke gegenüber dadurch, daß es so meisterhaft die Rolle des Wolfes im Schafspelz zu geben verstand, so meisterhaft falschspielen konnte, so gut die Augen verdrehen und so geschickt die Blutflecken in seinen gefaltenen Händen zu verbergen wußte. Man lese des größten englischen Dichters Königsdramen. Man lese die von Mord und Meineid durchzogene Geschichte des englischen Thrones und man wird sich über Eduard den Siebenten nicht mehr wundern.

Dieser König, dessen Leben bis ins Alter nicht den Menschenwert eines Tagelöhners, eines schlichten Farmarbeiters hatte, hatte es sich zum Ehrgeiz gesetzt, das Ziel und das Ideal seines Volkes zu verwirklichen. Mit all den Mitteln, die englische Moral, englisches Christentum erlauben. Und als er sein unnützes Dasein abschloß, da brauchte er nicht um handfertige Weber besorgt zu sein, die das Netz des Verderbens weiter spannen.

Kraft seines alle und jeden durchdringenden Bewußtseins zur Pflicht, kraft seines lauteren, ehrlichen Charakters, kraft seines unverdrossenen Fleißes, seines hohen, idealen Strebens, seines regen, geistigen Scharfsinnes, seines Gemütes, das Millionen umschlingt und der ganzen Welt den Bruderkuß darbietet, war Deutschland der natürliche Feind Englands, wie das Gute der Feind der Bösen ist. Und es ist Unsinn und Unwahrheit zu sagen, die Deutschen hätten das nicht gefühlt. Aber ebenso unwahr ist, zu behaupten, das deutsche Volk habe den Kampf, der tatsächlich schon lange mit unblutigen Waffen geführt wurde, zu dem ungeheuren Kriege entfesselt, der Millionen Menschen schlachtet, Dörfer und Städte verwüstet, Elend und Leid über ungezählte Millionen bringt. Wie das Gute in sich Siegeskraft und Siegesgewißheit hat, so durfte das deutsche Volk in diesem friedlichen Kampf des Sieges sicher sein. Und es war dessen sicher.

Aber das deutsche Volk fühlte die feindliche Arbeit Englands. Und es wäre weiter Unwahrheit, zu leugnen, daß es genug ehrliche deutsche Männer gegeben hat, die gedrückt von diesem unsicheren Gefühl und in banger Sorge um die Zukunft nicht schon vor einigen Jahren gewünscht haben, diesem schier unerträglichen Zustand mit dem Schwert ein Ende zu machen. Doch der Mann, auf dessen Seele und Gewissen die Gebete oder die Flüche eines ganzen Volkes fallen, der Kaiser, wollte als Friedenskaiser sterben. — — — Und nun wütet doch das Schwert.

Wir alle wissen, wie es gekommen ist, wen die Verantwortung trifft.

Es geht in diesem Kriege nicht um materiellen Erwerb und Gewinn. Das kann uns Amerikanern ziemlich gleichgiltig sein, ob Deutschland etwas Boden sich aneignet oder nicht. Dieser Krieg wird entscheiden, ob dieses England, ob das Englischtum, ob Scheinchristentum, ob Lüge und Gewalt die Welt beherrschen und der Gott der Völker der Dollar sein wird oder nicht. Ob Wahrhaftigkeit ehrlicher Fleiß wirkliches und wesenhaftes Chri=

stentum, Pflichtgefühl ob Idealismus der Menschheit leuchtende und aufwärtsführende Sterne in der Zukunft sein werden.

Und darum ist dieses Jahr auch für uns Amerikaner so ungeheuer ernst und bedeutungsvoll. Darum ist es unsere Pflicht, an diesem Kampfe teilzunehmen in dem Maße, wie es uns als Amerikanern möglich ist, und auf der Seite, auf die unsere sittliche Erkenntnis uns drängt als Menschen, die sich als Glieder der Menschheit und darum mitverantwortlich fühlen für das Werden und Gestalten der Menschheit.

Gegenüber dieser Bedeutung des nun zu Ende gehenden Jahres verschwindet alles andere zu unbedeutenden Kleinigkeiten. Groß und gewaltig steigt das neue Jahr auf die Schlachtfelder, auf denen nun in Blut und Grauen Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, Englischtum gegen Deutschtum, Antichristentum gegen Christentum kämpfen.

Getrost und voll Zuversicht können wir dem neuen Jahr entgegenblicken, wenn auch wir unsere Pflicht getan haben und tun. Und selbst wenn es England mit seinen asiatischen Horden gelingen sollte, Deutschland jetzt zu besiegen . . . Es würde dieses Sieges nie froh werden und nicht lange seine Frucht genießen: Aus der Todeswunde, die sein feiger Dolch Deutschland ins Herz stieß, wird Blut fließen, bis seine Insel versinkt. Heute hört man Engländer, die den Sinn und die Bedeutung dieses Krieges nicht verstanden haben und verstehen können, sagen, wenn Deutschland besiegt sein werde, dann würde das deutsche Volk erkennen, welch aufrichtiger Freund ihm England sein würde. So wenig wie Feuer und Wasser, wie das Gute und das Böse Freund sein können, so wenig wird England und das *besiegte* deutsche Volk Freund sein. Aus den Gebeinen derer, die England nun hinmordet und hinmorden läßt, werden die Rächer entstehen, die dann den Sieg erstreiten.

Aber wir können getrost sein. Wenn das Jahr 1915 zu Ende geht, werden unsere heißen Bittgebete Dankgebete sein dürfen.

„Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen."

Ein erfreulicher Protest.

In dem schweren Kampf der Völker Europas scheint es geradezu unmöglich, daß irgend jemand ganz und gar neutral bleiben kann und nicht seine Sympathie nach der einen oder andern Seite kundgeben muß.

Bekanntlich hat der deutsche Methodistenbischof Nuelsen von Deutschland aus ein Rundschreiben erlassen, in welchem er für die gerechte Sache Deutschlands und des Kaisers energisch eingetreten ist. Er ist dafür von nicht deutschen Gliedern seiner Kirche scharf getadelt worden.

Anderseits haben englische methodistische Kirchenblätter unsers Landes mit eingestimmt in den Ton der englischen und amerikanischen Presse, die die unwahrsten Nachrichten und die ungerechtesten Urteile über Deutschland, seine Regierung, seinen Kaiser und die Ziele seiner Politik verbreitete.

Diesem ungerechten Treiben der englischen Presse gegenüber sahen sich nun die Methodisten in Deutschland veranlaßt, energischen Protest einzulegen gegen die Stellungnahme der hiesigen Methodisten gegen das von allen Seiten angefeindete und verlästerte Deutschland. Wir haben uns sehr gefreut, im „Christlichen Apologeten," No. 23 d. J. (vom 8. Juni), Seite 8, diesen Protest veröffentlicht zu finden. Er trägt die Ueberschrift: *Offener Brief einiger Methodistenprediger in Deutschland an die Bischöfliche Methodistenkirche in den*

Vereinigten Staaten von Nord-Amerika — Unterzeichnet ist der Protest von 17 Predigern. Fast alle sind Distriktsvorsteher, einige sind Direktoren und Präsidenten an methodistischen Anstalten.

Wir würden gerne den ganzen „Offenen Brief" abdrucken, allein das würde 4½ Seiten Raum im „Magazin" beanspruchen. Wir müssen daher auf vollen Abdruck verzichten und begnügen uns, einige Hauptpunkte hervorzuheben.

Da wird vor allem der internationale Charakter der Methodistenkirche hervorgehoben, der es dem amtlichen Organe dieser Kirche hätte zur Pflicht machen müssen, „die äußerste Zurückhaltung zu beobachten, nicht Partei zu ergreifen und sich jeder Verletzung der nationalen Gefühle ihrer Kirchengliederschaft zu enthalten." Statt dessen hat unsere kirchliche Presse sofort gegen Deutschland Partei ergriffen und dadurch:

1. Den deutschen Methodisten eine loyale Stellung zu ihrer eigenen Regierung erschwert.

2. Sie in ihrem Vertrauen zu ihrer eigenen Kirche erschüttert und

3. Unsere Kirche dem deutschen Volke und der deutschen Regierung gegenüber nicht wenig kompromittiert."

Des weiteren wird dann gesagt daß es für die deutschen Methodisten ein tröstender Lichtblick war, als Bischof Nuelsen seinen mannhaften Artikel: „Wer trägt die Schuld?" an die amerikanische Presse richtete. . . . „Er wirkte wie eine rettende Tat und hat uns vor einer noch viel größeren Schädigung durch das hervorgerufene Vorurteil bewahrt."

Es wird ferner die selbstverständliche Treue und Loyalität der deutschen Methodisten für ihr Vaterland und besonders für den so viel verlästerten Kaiser hervorgehoben. „Die Angriffe der amerikanischen Presse auf unsern Kaiser haben uns mit tiefem Schmerz erfüllt. Wir, die wir wissen, was wir an unserm Kaiser haben, lieben ihn als einen für das Wohl des Landes treubesorgten Vater als einen friedlichen Monarchen und können das Urteil über seinen Charakter getrost der Geschichte überlassen, die ihn allen Verleumdungen zum Trotz seinerzeit rechtfertigen wird, und es scheint, daß sie schon angefangen hat, mitten in der Kriegszeit, für ihn Zeugnis abzulegen. Dennoch protestieren wir auf das nachdrücklichste, daß solche Zerrbilder wie im „Christian Advocate" vom 6. August und anderswo in der methodistischen Presse erscheinen konnten."

Die Verlästerung des sog. deutschen Militarismus wird im nächsten Absatz zurückgewiesen und dabei gesagt: „Warum schilt man auf den deutschen Militarismus, während man gegen den französischen, russischen und englischen, sowie gegen den englischen Marinismus kein Wort zu sagen hat?"

Es wird ferner darauf Nachdruck gelegt, daß die (engl.) methodistische Presse dieses Landes kein Wort des Protestes laut werden ließ gegen die schmachvolle Ausfuhr von Kriegsmaterial nach England, während unsere Regierung einen Bettag ausschrieb um Beendigung des Krieges.

Ob freilich dieser in dem deutschen Organ erschienene Protest bei dem englischen Teil der Methodistenkirche viel helfen wird, das bleibt abzuwarten.

Allerdings bringt gleich der nächste Aufsatz desselben „Apologeten" einen dringenden Aufruf zum Gebet, erlassen vom Kollegium der Bischöfe und unterzeichnet von Bischof Earl Cranston.

Dieser Aufruf fordert alle Methodisten dieses Landes auf, um Beendigung des Krieges zu beten. Wir vermissen darin ebenfalls den

Protest gegen die Waffenausfuhr und gegen die deutschfeindliche Stellung der engl. Methodistenpresse. Es ist dieselbe Zwitterstellung, die unsere Regierung in dieser Sache einnimmt und beharrlich festhält.

Wo der gute Wille zu echter wahrer Neutralität fehlt, da machen Gebete nur einen abstoßenden Eindruck auf solche, die unter der falschen Neutralität zu leiden haben.

Ein paar Seiten weiter hinten finden wir einen Bericht über die Konferenz des Milwaukee-Distrikts. Die dort gefaßten Beschlüsse sind so erfreulich, daß wir sie gerne hier im Wortlaut wiedergeben.

Wir bedauern daß durch die gegenwärtige Krise und die durch den europäischen Krieg geschaffenen Zustände, besonders für unser Werk in Europa, die allerschwierigsten Verhältnisse entstanden sind.

Wir nehmen Anlaß, um dieser Verhältnisse willen unser unerschütterliches Vertrauen auf unsern geliebten Oberhirten, Bischof John L. Nuelsen neu auszusprechen, und unserer Ueberzeugung Ausdruck zu verleihen, daß in Gottes Vorsehung gerade er auf diesen schwierigen Posten gesandt wurde, zum Besten der Sache unsers Gottes und zum Besten unserer geliebten Kirche. Es sei daher beschlossen:

1. Daß wir die weise Führung der Angelegenheiten unserer Kirche in Europa durch Bischof John L. Nuelsen herzlich indossieren.

2. Daß wir ihm für den Aufschluß über die wirklichen Verhältnisse in Europa herzlich danken, denn wir glauben, daß er der Kirche im besonderen und der gerechten Sache im allgemeinen dadurch einen großen Dienst erwiesen hat.

3. Daß wir den Bischof ersuchen, sich durch die ungerechte Kritik, welche er um dieser Sache willen hat erdulden müssen, nicht irre machen zu lassen, und seine Kraft, unter dem Beistand des Herrn, auch fernerhin nach Vermögen für die heilige Sache einzusetzen.

4. Daß wir ihm nicht nur unsere Sympathie entgegenbringen, sondern uns verpflichten, ihm unsere volle und ganze Unterstützung zu geben, daß wir fortfahren müssen, für unser Werk in Deutschland fleißig und ernstlich zu beten, und auch fortfahren wollen, Gaben zu sammeln und der großen Not, soweit wie möglich, steuern zu helfen.

Der Herr der Heerscharen gebe der Gerechtigkeit und Wahrheit den Sieg, und führe seine Kirche bald zum Triumph.

Herr Dr. Nast, der Editor des „Christl. Apol.," läßt sich zu dem „Offenen Brief" aus Deutschland also vernehmen:

Wir bringen in dieser Nummer einen „offenen Brief," den einige Methodistenprediger in Deutschland an die Bischöfliche Methodistenkirche in den Ver. Staaten gerichtet haben. Dieser ist an unsere englischen kirchlichen Wochenblätter gesandt worden und, wie wir zu unserer Freude wahrnehmen, auch von den meisten derselben bereits veröffentlicht worden. Diese Brüder hätten sich wohl kaum veranlaßt gesehen, den Brief auszusenden, wenn es sich nur um die deutschen Methodisten in den Ver. Staaten handelte. Diese haben durch Wort und Tat, wie auch in dem Briefe anerkannt wird, unsern bedrängten Geschwistern ihre Teilnahme und Liebe bekundet. Anderseits tut es uns leid, daß englisch redende Methodisten Anlaß gegeben haben zu den in diesem Briefe erhobenen Beschwerden. Wir glauben, daß bei gar vielen die anti-deutsche Stimmung zurückzuführen ist auf die trüben Quellen, auf welche sie für ihre Information angewiesen sind. Gerade deswegen ist es aber gut, daß unsere Brüder in Deutschland jetzt selbst zu Worte

kommen. Wir schließen uns ihrem Wunsche an, daß trotz etwaigem Mißverständnis das Band, welches uns verbindet, durch den Krieg nur um so fester geknüpft werden möchte.

Was er zur Entschuldigung der englischen Editoren sagt, ist ja wohl teilweise wahr; aber es spricht weder für ihre Intelligenz noch für ihre Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, daß sie sich von der englischen Lügenpresse so ins Schlepptau nehmen ließen, ohne es zu prüfen und auch die andere Seite zu hören.

Bischof Nuelsen und die europäischen Konferenzen.

Vor nicht langer Zeit wurde in einer in Deutschland herausgegebenen, weitverbeiteten Kirchenzeitung berichtet, daß die Methodisten in den Ländern der Alliierten, wegen der pro-deutschen Stellung Bischof Nuelsens, sich einen andern Bischof erwählt haben. Wer mit der Einrichtung der Bischöflichen Methodistenkirche auch nur einigermaßen bekannt ist, weiß ja, daß sich keine Konferenz ihren eigenen Vorsitzer erwählen, geschweige denn jemanden zum Bischof machen kann. Daß Bischof Nuelsen unter bestehenden Umständen gewisse europäische Konferenzen nicht halten kann, ist ja leicht zu verstehen. Er hat daher Bischof Wm. Anderson ersucht, an der Missionskonferenz in Frankreich und an der russisch-finnländischen Missionskonferenz den Vorsitz zu führen. Er hat darin gewiß sehr weise gehandelt, denn es wäre überhaupt keinem Bischof möglich, so lange der Krieg dauert, an allen Konferenzen in den europäischen Ländern den Vorsitz zu führen.

Die Bischöfliche Methodistenkirche hat große Ursache, Gott zu danken, daß in dieser so kritischen Zeit unser Werk in Deutschland unter der Aufsicht von Bischof Nuelsen steht. Es kann ohne Uebertreibung gesagt werden, daß kein anderer Bischof unserer Kirche unter bestehenden Umständen den Methodismus drüben vertreten könnte, und es wird höchst wahrscheinlich auch auf geraume Zeit noch so bleiben. Während es nur wenigen Ausländern gestattet wird, über die deutsche Grenze zu gehen, sind, wie aus den von uns veröffentlichten Korrespondenzen zu ersehen ist, Bischof Nuelsen die weitgehendsten Vorrechte eingeräumt worden.

Der Methodismus wurde, gleich nach Ausbruch des Krieges, infolge gewisser Aeußerungen die leitende Männer unserer Kirche in Amerika machten, bei der deutschen Obrigkeit in ein sehr schiefes Licht gestellt, so daß die Zukunft unsers Werkes drüben heute sehr fraglich wäre, wenn es Bischof Nuelsen nicht gelungen wäre, mit staatsmännischem Takt und großer Weisheit diese drohende Gefahr zu überwinden. Es war ja zu erwarten, daß manche hierzulande sein Vorgehen tadeln würden. Die Zukunft wird es aber lehren, daß er in der weisen Vorsehung Gottes zum Erretter unsers Werkes in Deutschland geworden ist, und wenn der Methodismus in Zukunft, wie in der Vergangenheit, einen heilsamen Einfluß in Deutschland ausüben wird, so ist es, weil Gott unserer Kirche in Bischof Nuelsen einen Vertreter gegeben hat, dem es möglich war, unser Werk vor dem absoluten Untergang zu retten. Niemals in der Geschichte unserer Kirche war es einem Bischof derselben beschieden, der Kirche einen so großen Dienst zu erweisen, wie es Bischof Nuelsen in dieser unvergleichlich schweren Krisis getan hat.

Man macht sich in Amerika keinen Begriff davon, wie unpopulär in Deutschland alles ist, was irgendwie ein englisches Gepräge trägt. Die internationalen Organisationen, welche dort bestanden, sind in die Brüche gegangen. Die Heilsarmee in Deutschland hat ihre Verbindung mit Eng-

land aufgeben müssen, und die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat einen andern Namen angenommen. Es ist daher leicht zu erkennen, wie unmöglich es einem unserer Bischöfe wäre, vermittelst der englischen Sprache unser Werk in Deutschland zu beaufsichtigen.

Solche, die unserm Werk in Deutschland wenig Bedeutung beilegen, wissen auch nicht die Verdienste Bischof Nuelsens zu schätzen. Unsere Prediger und Laien in Deutschland erkennen aber gar wohl, was sie in dieser so schweren Zeit an ihm haben. Wenn sich die Wahrheit in Amerika Bahn gebrochen hat, wird man auch hierzulande die äußerst schwierige Lage erkennen, in welcher sich Bischof Nuelsen jetzt befindet, und auch, wie weise und selbstlos er gehandelt hat. („D. Christl. Apolog.")

Die „Gideons".

Die unter obigem Namen bekannte Vereinigung reisender Geschäftsleute hat, wie wir wiederholt meldeten, eine große Arbeit in der Verbreitung von Bibeln ausgeführt. Ihr Plan ist, eine Bibel in jedes Hotelzimmer des Landes zu legen, in der Hoffnung, daß dieselbe von manchem Reisenden gelesen werde. Im ganzen haben nun die „Gideons" in den Ver. Staaten 254,686, und in Canada 23,000, im ganzen also 266,686 Bibeln in der Weise verteilt. Unter den Staaten steht California mit 34,205 Bibeln an der Spitze, dann folgt Illinois an zweiter Stelle mit 20,221, weiter Ohio mit 19,914, Texas mit 15,180 Michigan mit 14,055, Iowa mit 13,881 Massachusetts mit 13 242 Bibeln. Alle andern Staaten weisen weniger als 10,000, Wyoming nur 100 auf.

Diese Bewegung hat selbstverständlich auch ihre Gegner. So griff „Ein Laie" in einer Zeitung der Stadt Minneapolis die Arbeit der Gideoniten an, und bezeichnete sie als „Geldverschwendung." Ein Gideonit antwortete darauf:

„Der Schreiber behauptet, daß die Verbreitung der Bibel in den Hotels (nun über 277,000 Exemplare) eine „Geldverschwendung" sei, „niemand lese sie" u. s. w., „warum daher diese Täuschung fortsetzen?" Wenn dieser sogenannte „Laie„ die vielen Briefe sehen könnte, die aus allen Klassen der Bevölkerung in unserm Chicagoer Hauptquartier einlaufen — von reisenden Kaufleuten, Geschäftsleuten, Frauen und Mädchen, Protestanten, römischen Katholiken und Juden, welche von dem Segen reden, den sie vom Lesen der Bibel empfingen, als sie in Versuchung und Trauer waren, dann könnte er besser „raten," ob die Bibeln gelesen werden, und ob diese Arbeit sich lohnt. Nur Gott vermag zu sagen, wie viele entmutigte schwerversuchte Wanderer dadurch vom Fall gerettet wurden. Ein jüdischer Reisender schreibt: „Obgleich kein Christ, will ich doch auch etwas dazu beitragen, bessere Menschen zu machen und müde Wanderer zu trösten." Ein anderer Reisender schreibt: „Vor sechs Monaten war ich tatsächlich auf dem Hund als Geschäftsreisender. Ich glaube, daß Gottes Hand mir die Bibel an der rechten Stelle geöffnet hat. Ich führe heute ein christliches Leben." Ein anderer schreibt: „Durch das Lesen Ihrer Bibeln, eine Nacht um die andere, habe ich die Liebe Jesu kennen gelernt." Hunderte von solchen Briefen sind in unsern Händen. Ist es eine „Täuschung," ist es eine „Geldverschwendung"? Vor nicht langer Zeit drückte mir ein römischer Katholik die Hand und dankte mir, daß es ihm möglich gemacht wurde, die Bibel kennen zu lernen, die ihm sein ganzes Leben vorenthalten worden war."

Romanismus und Protestantismus.

Der Gegensatz der zweierlei Konfessionen scheint sich immer mehr zu verschärfen in diesem Lande. Die römische Hierarchie haßt jede Art öffentlicher Kritik und Bloßstellung ihrer Taktiken und ihrer Ziele. Sie verfolgt mit blutigem Haß jeden öffentlichen Redner, der das Volk in Vorträgen aufzuklären sucht über die geheimen Umtriebe der römischen Geistlichen, über die falschen Lehren und Gebräuche, den abergläubischen Götzendienst, den sie treiben mit ihren selbst geschaffenen Heiligen, ihrer Maria, die sie an die Stelle des Heilands gesetzt haben, ihrem abgöttischen Meßopfer, das die Stelle des einen Opfers auf Golgatha vertritt. Ihr Ablaßkram, ihr Mißbrauch des Beichtstuhls mit seinen schändlichen Fragen, die Roms Priester an die Beichtkinder stellen: Alle diese Dinge, die so sehr dem reinen, lauteren Evangelium zuwider sind, mit denen sie dem Volk Steine statt dem Brot des Lebens, darreichen — sie sollen ungestraft bleiben. Wie sehr das Volk unter dem Bann und Druck der Kirchenfürsten und des Papstes stehen — das soll nicht gesagt, das Volk nicht aufgeklärt und zur Geistes- und Gewissensfreiheit des Evangeliums geführt werden. Sie verfolgen aber nicht nur öffentliche Redner, und suchen durch Aufreizung eines gefährlichen Mobs, ihr Wirken unmöglich zu machen. Nein auch jede literarische Tätigkeit die geeignet ist, die Kirche Roms in ihrem wahren Lichte darzustellen, suchen die Hierarchen unmöglich zu machen. Sie suchen mit aller Macht, der Presse einen Knebel anzulegen, um jedes Blatt und jedes Buch im Lande vom Postversandt auszuschließen, das geeignet ist, dem Volk die Augen zu öffnen über die gefährlichen politischen Ziele, die das römische Papsttum in diesem Lande zu erreichen strebt. Das hat aber vielen die Augen geöffnet, was wir von seiten der Römlinge zu erwarten haben, wenn sie ihren Willen durchsetzen und ein solches Knebelgesetz aufbringen können. Es kamen Proteste von allen Seiten, und der Kongreß konnte nicht wagen, dem Druck der Römlinge Folge zu leisten.

Es gibt nun aber gewisse Bestrebungen, die darauf hinarbeiten, eine Verständigung zwischen den Protestanten und Katholiken anzubahnen. Man meint, beide Teile kennen sich gegenseitig zu wenig. Ein Dr. Frd. Lynch Sekretär der „Carnegie Peace Union,“ machte in dem Blatt „Christian Work“ einen Vorschlag, von dem er meinte, es könnte unaussprechlich viel Gutes für jede Kirche daraus hervogehen. Sein Vorschlag ist: 20 der hervorragendsten Protestanten der Ver. Staaten, davon 10 Geistliche und 10 Laien, die die 10 größten protestantischen Denominationen repräsentieren, und 20 hervorragende Katholiken, 10 Kleriker und 10 Laien, sollten ruhig zusammenkommen eine Woche lang, und frei und offen jede Frage besprechen, die zwischen den beiden Kirchen in Disput ist.

Diese 20 Katholiken sollten ausdrücklich und sorgfältig sagen, was sie wollen und warum sie es wollen, und die 20 Protestanten sollten mit gleicher Ausführlichkeit sagen, was sie nicht lieben, und vielmehr befürchten, von der römisch-katholischen Kirche; und jede Seite solle mit allem Freimut ihre Sache darlegen. Der Editor des „Prot. Mag.“ macht dazu die Bemerkung, er würde gerne einer solchen Konferenz beiwohnen, wenn ihm erlaubt wäre, Fragen zu stellen bezüglich der Dogmen und der Praxis der beiden Seiten. Aber er fürchte, diese Gelegenheit wird sich ihm nicht bieten.

Natürlich hat dieser Vorschlag allerlei Aeußerungen hervorgerufen — man mag sie nachlesen im „Prot. Mag.“ April 1915, S. 172 ff. Am zutref-

fendsten scheint uns, was Pastor H. L. Coffin von der Madison Ave. Presbyterian Kirche von New York zu sagen hat:

"I can see no practical gain from conferences with Roman Catholics, for the reason that whatever some individuals among them might be willing to concede, their organization can never concede anything to us, and we are facing a genuine opposition of fundamental principles, and so far as I can see, must fight to the end."

Das trifft den Nagel auf den Kopf. Nur wer es vergißt, daß die römischen Ansprüche Jahrtausende alt sind, daß sie sich stützen auf ein festes Gefüge, das das absolute Papsttum mit eisernen Ketten zusammengeschmiedet hat, nur wer es vergißt daß der Papst und seine Kleriker nie etwas zugestehen, was gegen die Papstmacht und gegen die Macht der Priester in der Kirche geht, der kann solche utopische und phantastische Pläne aufbringen. So wenig als je die göttliche Wahrheit des Evangeliums gegen menschliche Torheiten, Verirrungen und bewußte Lügen nachgeben kann, so wenig wird die Lügenmacht, die im Papsttum sich so fest verschanzt hat, je nachgeben, mit ihren Ansprüchen auf Herrschaft über die Freiheit des Glaubens und Gewissens der Menschen. Der „Unfehlbare" will anerkannt sein als der unfehlbare Herrscher über Glauben und Gewissen der Menschen.

Und selbst jeder vereinbarte Kompromiß zwischen Katholiken und Protestanten müßte angesichts der jesuitischen Perfidie der Römlinge als ein äußerst zweifelhaftes Machwerk betrachtet werden. Denn „den Ketzern ist man Treue und Glauben nicht schuldig zu halten." Was die Römlinge heute öffentlich beschwören, unter geheimen geistigen Hintergedanken, können sie morgen mit frecher Stirne widerrufen oder ableugnen, in majorem gloriam ecclesiae. Kurz, die römische Schlange hat jeden Anspruch verwirkt, daß man auch ihren heiligsten Eidschwüren Glauben schenkt. Die schlangenartige Zweizüngigkeit der Römlinge zeigt sich z. B. ganz besonders in der Frage der öffentlichen Schulen.

Der „Am. Luth. Survey" vom 29. März d. J. berichtet S. 9, daß der Bischof John Grimes von Syracuse, N. Y., soll gesagt haben: Die kathol. Kirche will kein Geld zum Unterhalt ihrer Pfarrschulen und sie würde es nicht annehmen, wenn es ihr vom Staat angeboten würde! Wer lacht da? Weiß denn nicht die ganze Welt, welche Anstrengungen die röm. Geistlichen gemacht haben, um Staatsgelder für ihre Kirchenschulen zu bekommen? Das römische Blatt, „Freeman's Journal" von New York, sagt dazu: Wir sehen keinen guten Grund, warum die Kirche keine öffentlichen Gelder annehmen sollte für ihre Gemeindeschulen, die doch auch weltliche Kenntnisse lehren. Kein Katholik wird Staatsgeld fordern für religiöse Erziehung nur für die weltliche Erziehung, wie sie der Staat vorschreibt.

Wer hier nicht die zweideutige Schlangensprache durchschaut, weiß wenig von der Welt. Mit recht sagt hier „Am. Luth. Surv.":

On the face of the contention of the Roman Catholic Church that it has a right to demand public money for its parochial schools on the ground that it does public school work in training the children in secular branches, no one will be deceived by that specious plea. *The plea is deceptive and is no doubt intended to mislead.** For everybody knows that with the parochial schools predominately religious and surcharged

*) Von uns unterstrichen.

with the atmosphere of Roman Catholic doctrine and teaching, religious influence will be imported to the children whether they be under instruction in the catechism or in geography and mathematics. The same Catholic teacher who instructs the children in the tenets of the Catholic Church also instructs them in history, reading, writing and other secular branches. It takes but little reasoning to reach the conclusion that the child is religiously influenced and led by the teacher whatever the subject may be, whether distinctly religious or distinctly secular. The fact that the parochial school is a Roman Catholic Church school is enough to saturate the child's mind with Roman Catholic teachings, no matter what subjects may be co-ordinated with the distinctly religious subjects.

The Catholic contention that it is entitled to public moneys for the reason that it performs public service in giving secular instruction to the children, is not only deceptive but antagonistic to public policy and subversive of the fundamental principles upon which our American Government is established. Let no one be deceived by the gentle cooing of the dove of Roman hierarchy. The poisonous reptile of spiritual tyranny lies hidden among the beautiful flowers of its specious rhetoric."

Es ist jedem klar denkenden Menschen ein nicht zu bestreitendes Recht der Kirchenschulen, die Kinder dem Glauben der Kirche gemäß zu lehren und zu beeinflussen, auch in weltlichen Lehrfächern, wie z. B. die Weltgeschichte. Und dieses Recht kann auch den römischen Kirchenschulen nicht verwehrt werden. Aber die kirchlichen Behörden sollen keine Staatsgelder beanspruchen unter dem heuchlerischen Vorwand, sie wollen das Geld nur darum, weil sie ja auch weltliche Lehrfächer betreiben.

Die obige Ableugnung des Bischofs Grimes ist ein frecher Schlag ins Gesicht der Wahrheit angesichts der Tatsache, daß jetzt gerade im Staat New York der Kampf entbrannt ist, daß in die Staatskonstitution ein Amendment eingefügt werden solle, welches dem Staat verbietet, öffentliche Gelder für sektiererische Anstalten (soll heißen Kirchenschulen) zu bewilligen. Dieser Vorschlag ist gerade von katholischer Seite mit giftigen Angriffen und häßlichen Beschimpfungen der Protestanten bekämpft worden. Und ein Vorkämpfer der Römlinge sagt geradezu: Eine konstitutionelle Konvention wird dieses Jahr in New York gehalten, und wir können keine pekuniäre Erleichterung für unsere Kirchenschulen erwarten ohne ein dementsprechendes Amendment zur Konstitution. Die „Federation of Cath. Soc.," in deren Namen er spricht, hofft daß die Konstitution so verändert wird, daß wenigstens zum Teil, Geld bewilligt wird für die Erhaltung der denominationellen Schulen. („Prot. Mag.," März 1915, S. 178 ff.)

Die Unfehlbarkeit des Unfehlbaren.

Diese „Unfehlbarkeit" bringt den Papst doch oft in recht verzwickte Lagen. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts hat ein Sohn der Kirche ein Buch geschrieben, das er „Unserer Lady von Lourdes" gewidmet hat. Darin hat er einige Verse der Schrift übersetzt nach dem richtigen Wortlaut. Er gebrauchte unter anderm das Wort repentence und repent, statt dem im römischen Sprachgebrauch angewandten: "Do penance." Der Papst war wohl zufrieden mit dem Buch, und auch der Erzbischof von Paris. Der Papst gab seinen Segen dazu, und das Buch ging aus unter diesem Segen. Aber — nachdem das Buch 25 Auflagen erlebt hatte, machte man die Ent-

deckung, daß die wahre Uebersetzung in genannten Zitaten gegeben war, und sofort wurde das Buch auf den Index gesetzt. Natürlich hörte der Verkauf auf, und Frankreich hatte das Schauspiel, daß von dem gleichen Papst ein Segensspruch und ein Bannfluch ex cathedra erlassen wurde über dasselbe Buch. So hat auch ein „unfehlbarer" Papst seine demütigenden Erfahrungen durchzumachen. („Am. Luth. Surv.")

Ausland.

Ueber „ein deutsches Militärgesangbuch" schreibt Pfarrer Nack (Pilsen), zurzeit Offizierstellvertreter im Feld in Nordfrankreich, in der von Professor Dr. Wurster und Professor Dr. Schoell herausgegebenen „Monatsschrift für Pastoraltheologie" (Dezembernummer) folgendes:

Ich habe jetzt eine ganze Anzahl irregulärer Feldandachten gehalten vor verschiedenen Truppenteilen in Stellungen hart am Feind. Die „kirchliche" Form — Altar und Talar — fehlte ganz; militärische, oft kriegerische, ersetzte sie. Daß es keine konfessionelle Unterschiede gab war klar. Wir kennen nicht mehr Katholiken und Protestanten, nur noch Deutsche — das ist man nicht nur versucht hier zu sagen, das fühlt man in dem deutschen Kriegsheer. Aber wenn wir anfangen wollen mit dem deutschen Gottesdienst, da hapert's mit dem — Gesangbuch. Bei einer Feier von 500 Meter hinter dem Schützengraben da verbot sich das Singen von selbst, da las ich vor: „In allen meinen Taten," das so vortrefflich für den Kriegsmann paßt. Aber ein paar Tage später fühlte ich den Mangel. Ich hatte abends bei einer rheinischen Batterie, die nahe bei uns lagerte, zwei Bund frisches Stroh für unsere Offizierserdhöhle erbeten, deren Belag in mehrwöchigem Gebrauch vermodert war. „Gern!" war die liebenswürdige Antwort des Batteriechefs, „aber," fuhr er fort, „ich hätte noch eine Bitte, Herr Kamerad. Sie haben gestern Ihrem Bataillon eine so kernige Feldandacht gehalten; meine Leute haben es Wochen entbehrt. Morgen ist Ruhetag. Können Sie uns einen Gottesdienst halten?" — „Gern!" war nun meine Antwort, „wenn's der Dienst zuläßt."

Um 10 Uhr ging ich hin. Am Waldsaum stand die Batterie. „Wir wollen etwas singen!" Die Leute hatten am Abend so schön, sogar mehrstimmig, Soldatenlieder und Heimatlieder gesungen. „Gesangbücher heraus!" Und da kam das Peinliche. Wir fanden nach langem Suchen ein, ein gemeinsames Lied: „Großer Gott, wir loben dich!" Ich sprach dann noch vor: „Ich bete an die Macht der Liebe."

Ist das nicht traurig, daß unser Volk in seinem religiösen Leben so ganz zweierlei Wege geht? Ist dies Bild aus dem Gesangbuch überhaupt ein Bild, das der religiösen Wirklichkeit entspricht? Haben wir nicht über die Kirche hinaus eine Fülle gemeinsamer religiöser Lieder, die freilich in manchen offiziellen Gesangbüchern bloß als „geistliches Lied" aufgeführt sind?

Ich meine, da sollte unser Heer vorangehen und im Feldgesangbuch in einem Sonderabschnitt — womöglich im Gesangbuch beider Konfessionen mit gleicher Nummer — eine größere Anzahl gemeinsamer Lieder zusammenstellen für interkonfessionelle Feldandachten, die ohnehin nach meiner Erfahrung im modernen Krieg die Zukunft haben. Daneben natürlich auch die konfessionellen Sonderfeiern.

Sollte es zum deutschen Militärgesangbuch oder besser zum allgemeinen Liederbuch für den deutschen Krieger und Wehrmann, in dem meinetwegen Geistliches und Weltliches nebeneinanderstehen, ein zu weiter Weg sein? Wir träumen in den Nächten im Schützengraben oft vom neuen einigen Deutschland. Ob es uns auch religiös einiger macht? Bei aller nötigen geschichtlichen Verschiedenheit wäre doch in manchem deutsche Einheit auch heute schon zu zeigen.

Syrisches Waisenhaus.

Viele von unsern Lesern sind bekannt mit dem Schneller'schen Syrischen Waisenhaus in Jerusalem. Der Krieg hat auch dieses sehr in Mitleidenschaft gezogen. Die Einnahmen an Liebesgaben sind im verflossenen Jahre um mehr als $10 000 zurückgegangen. Da Jerusalem das Hauptquartier der türkischen Armee wurde, und der Handelsverkehr auf dem mittelländischen Meer sehr erschwert worden ist, nebst den Aufständen in Egypten und allen andern Nachbarländern, so ist eine förmliche Teurung entstanden. Es ist sehr schwer, genügend Nahrungsmittel zu bekommen. Die Anzahl der Insassen des Waisenhauses mußte deshalb von 500 auf 250 reduziert werden. Auf den Tischen fehlt Fleisch, Kaffee, Reis u. s. w., und das Schwarzbrot ist Hauptnahrung. Das Mehl zum Backen desselben mahlen sie sich selbst. Englische Anstalten, wie z. B. die Gobat-Schule, wurden geschlossen. Sämtliche große Gebäude der Stadt, namentlich die der feindlichen Mächte, werden zur Unterbringung der Truppen und Kriegslazaretten verwendet. Auch das Waisenhaus hat einen Teil seiner Räumlichkeiten zu diesen Zwecken aufgegeben. Geld u. s. w. konnte unter den Umständen nicht aus Europa erlangt werden. An eine neue Aufnahme von Zöglingen ist deshalb in diesem Jahre nicht zu denken. Da gilt es, aufzuschauen nach den Bergen, von welchen Hilfe kommt.

Frankreich.

Ein französisches Urteil über die religionslose Schule. In dem zweiten Teile seiner sehr lesenswerten Schrift: „Die Gefahren der französischen Demokratie," weist Edmond Villey auf die Erfahrungen mit der religionslosen Volksschule in Frankreich hin. Er erklärt es für eine der größten Torheiten, wenn man meint, den Religionsunterricht durch einen Unterricht in bloßer Moral ersetzen zu können. Er sagt: „Keine philosophische Spitzfindigkeit kann die einfache Schlußfolgerung aufheben: Wenn es keinen Gott gibt, so gibt es keinen Unterschied zwischen gut und böse, von moralischem Verdienst und Schuld, und dann kann die einzige logische Lebensregel nur die sein, sich allein seinen Instinkten zu überlassen und zu genießen." Ganz besonders weist Villey auf das Unsinnige hin, der Jugend Schulbücher in die Hand zu geben in denen wörtlich zu lesen sei: „Wir können wissenschaftlich nicht feststellen, ob es nach dem Tode ein anderes Leben gibt, in dem die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden; wir können wissenschaftlich nicht beweisen, ob es einen Gott gibt oder nicht." Solche religiöse Neutralität in der Volksschule bedeute dem Kinde gegenüber nichts anderes als das Lehren eines nackten Atheismus, denn das Kind könne den Unterschied zwischen wissenschaftlich Beweisbarem und dem, was nur durch den Glauben ergriffen werden kann, nicht fassen. Geradezu erschütternd ist das Bild, das Villey von den Folgen dieser Erziehung entwirft. In den

letzten Jahren ist in Frankreich die Zahl der jugendlichen Verbrecher unter 20 Jahren um 20 Prozent gestiegen. Während vor 50 Jahren auf 100,000 junge Leute unter 16 Jahren nur etwa 1000 Bestrafte kamen, ist diese Zahl jetzt doppelt so groß. Mit dem religiösen Verfall Hand in Hand geht ein erschreckender Verfall des Familienlebens. Die elterliche Autorität ist bei dem größten Teil des französchen Volkes völlig verschwunden; die natürliche Folge davon ist auch der Zusammenbruch der staatlichen Autorität, ein Nachlassen des Pflichtgefühls in allen Berufen. Das Leben in Frankreich wird immer unsicherer, und zwar in ganz bedenklichem Maße, nicht bloß durch das überhandnehmende Banditentum, sondern auch durch die allmählich notorisch gewordene Unsicherheit im französischen Verkehrswesen. Ganz besonders beklagt Villey auch die rapid zunehmende Verrohung des Volkes, das Abnehmen der früher so viel gerühmten Lebensart. Er kommt dann zu dem richtigen Schluß: nur eine religiös fundierte Moral im Unterricht der Schule könne das französische Volk vor dem Untergange retten.“ („Der Alte Glaube.“)

Ein ergreifendes Bekenntnis. — In einem Feldpostbriefe von dem Schlachtfelde an der Aisne nördlich von Reims, erzählte uns dieser Tage ein lieber Angehöriger, daß er in einem von den Bewohnern verlassenen, durch die Kriegsschrecken schwer mitgenommenen französischen Dorfe u. a. auch das leere Schulhaus betrat. In dem Schulraum fand er, von dem geflüchteten Lehrer an die Wandtafel geschrieben, die Worte: “C'est le resultat de notre école sans Dieu!” Das heißt auf deutsch: „Das ist das Ergebnis unserer Schule ohne Gott.“ — In der Tat ein ergreifendes Bekenntnis, das dieser französische Lehrer als schmerzliches Abschiedswort auf die Schultafel schrieb, ehe er selbst die Flucht ergriff. Ob die furchtbaren Leiden dieses frevelhaft begonnenen Krieges nicht vielleicht die Mehrzahl des französischen Volkes allmählich zu der Erkenntnis bringen, daß die geflissentliche „Vertreibung“ Gottes aus der Schule und aus dem Volksleben in der Tat eine der tiefsten Ursachen des französischen Niedergangs sind? Schon jetzt werden Tausende von Franzosen dem Bekenntnis jenes Lehrers zustimmen. („Reich Gottes.“)

„Unser einziger Sohn.“ — In den „Neuen Züricher Nachr.“ wird darauf aufmerksam gemacht, daß man in den Todesanzeigen über französische Gefallene immer und immer wieder der ergreifenden Wendung: “Notre fils unique,” „Unser einziger Sohn,“ begegnet. Das Blatt knüpft daran bemerkenswerte Ausführungen. deren Nutzanwendung auch in Deutschland wohl beachtet werden sollte. Wir geben hier die Schlußsätze wieder: „Selbst wenn Frankreich in diesem furchtbaren Kriege siegte, es wäre dennoch geschlagen. Eine Wunde zehrte an seinem Körper, die nimmer vernarbte; eine klaffende Lücke wäre da, für die es keine Füllung gibt. Man braucht es sich nur durchzudenken, was es für die Zukunft eines Landes heißt, zehntausende „einzige Söhne,“ gleichsam die physische Elite desselben, im kräftigsten, blühendsten Alter zu verlieren, sie, von denen dieses Land eine neue Jugend erwarten mußte und erwartete. Hier kommt nun der fürchterliche Bankerott des Systems zum Ausdruck, das aus Gründen teils der Bequemlichkeit, teils aus Erwägungen, den Familienbesitz in wenig Händen zu behalten, teils aus einer materialistischen, sozialen Auffassung, vom ehernen, aber auch tief sittlichen Natur- und christlichen Glaubensgesetz abwich. Wohl haben in Frankreich ernste Männer der verschiedensten La-

ger, Geistliche und Laien auf das Verhängnisvolle dieses Systems hingewiesen, haben auf seinen nationalen Schaden aufmerksam gemacht, und in den letzten Jahren oft fast verzweifelte Maßnahmen vorgeschlagen gegen das, was man Zwei- und Einkindersystem und Geburtenrückgang nennt. Es war trotz aller Hinweise auf eine immer bedrohlicher lautende Statistik umsonst. Daran haben aber auch diese Männer nicht gedacht daß der Tag kommen werde, der ihre Warnungen in diesem Maße rechtfertigen, an dem sich das nationale Defizit infolge des erwähnten Systems in einer derart trostlosen und niederschmetternden Weise offenbaren würde.

Monismus und Liberalismus.

Professor Wilhelm Ostwald, der ein großer Chemiker bleibt, obgleich er vorm Jahr das monistische Jahrhundert eröffnete, beginnt unter den Berliner Wintervergnüglichkeiten zu rangieren. Er hält — Karten zu 1—4 M.: Religionsstifter sollten es billiger machen — Vorträge über den faden Aufkläricht, den er als neue Religion bezeichnet. Zwischendurch vergeht er sich an den Unmündigen, den Mühseligen und Beladenen, indem er im Verein mit Herrn Liebknecht und dem Zehngebote-Hoffmann sie zum Austritt aus der Kirche auffordert, oder aber er spricht zu verstiegenen Modeweibern und jeweils mit dem neuesten „Ismus“ kokettierenden Schreibern Sonntagnachmittags zu Tee und kleinen Brötchen. Alles in allem hat der Unbefangene den beklemmenden Eindruck, daß ein auf seine Art bedeutender Mann sich selbst bloßstellt. Daß in unserer Zeit geistiger Arbeitsteilung und ins Ungemessene gestiegenen Wissensstoffes auch genialische Fachbegabung (die liegt hier vor) nicht vor Unbildung und Aberwitz sichert.

Seltsamerweise zeigen sich allerhand liberale Blätter beflissen, schützend ihre Hände über den redseligen Alten zu breiten. Als ob der Liberalismus das geringste zu tun hätte mit dem kirchenräuberischen Wesen der Ostwald und Genossen. Liberalismus, scheint mir, ist allem zuvor Toleranz. Aus diesen monistischen Säkularmenschen aber schreit uns das unduldsamste Pfaffentum an, das je Gottes geduldige Sonne bestrahlte. Und hätten sie einmal das Heft in der Hand — nicht eine Stunde dürften wir länger auf unsere Weise Gott suchen, ihn lieb haben und ihm dienen. . . . (Aus dem von Frhrn. v. Grothuß herausgegebenen „Türmer,“ Dez. 1913, Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.)

Ein Denkmal der Schande Englands.

Am 16. Dezember vorigen Jahres, dem nationalen Feiertage der Buren, fand in Bloemfontain (Oranje-Freistaat) die Enthüllung des nationalen Frauendenkmals der Buren statt, zur Erinnerung an die in den britischen Konzentrationslagern während des Burenkrieges gestorbenen Frauen und Kinder. Das Denkmal besteht aus einem gewaltigen Obelisk aus Granit, an dessen Fuß zwei in Erz gegossene Burenfrauen aus den Konzentrationslagern sich befinden. Eine sitzende Frauengestalt hat ein zum Skelett abgemagertes, sterbendes Kind auf dem Schoß und wird von der neben ihr stehenden Frau getröstet. Unter dieser Gruppe steht folgende Inschrift: „Dieses Denkmal ist von dem Volke der Buren aus freiwilligen Beiträgen errichtet worden zur Erinnerung an die 26,663 Frauen und Kinder, welche während des Krieges 1900—02 in den englischen Konzentrationslagern gestorben sind.“ (Allg. Ev. L. Kzt.“)

Ein von Haß verblendeter Geistlicher. Vor der Irischen Kirchensynode sagte der Primas Irlands, Dr. Crozier, nach dem „Daily Telegraph“ vom 14. April: Die ganze Synode sei wohl überzeugt, daß England dieser Krieg durch Habgier und Haß aufgezwungen sei, daß eine große Nation, die jeden Sinn für Ehre und Anstand verlor, die wilden Völker an Raubsucht Mordlust und Brutalität übertraf. Von diesem Gesichtspunkte müsse Crozier gegen den vielfachen Mißbrauch des Wortes: „Liebet eure Feinde,“ Einspruch erheben. („Reform.“)

Ein Land, in dem die obersten Spitzen der Geistlichkeit so frech der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen imstande sind, scheint vom Geist der Wahrheit trostlos verlassen und der Lügenmacht, des Mörders von Anfang, verfallen zu sein.

Und es ist nicht zu leugnen: Diese Lügenmacht hat auch hier in Amerika weite Kreise ergriffen, so daß es einfach unmöglich ist, gegen diese frechen Lügen aufzukommen; sie sind aber glücklicherweise so giftig und boshaft, daß sie sicher an ihrem eigenen Gift zu Grunde gehen müssen. Die Wahrheit allein hat Lebenskraft, die Lüge ist Todesgift, das sich selbst verzehrt. „Dies ist eure Stunde, und die Macht der Finsternis“; ist diese Stunde vorüber, so wird das Licht der Wahrheit sieghaft hervorbrechen.

Ein unparteiisches schweizerisches Urteil über England.

Das in Bern erscheinende evang. Volksblatt „Brosamen,“ schreibt in No. 48 vom 29. November: „Aus tiefem Schmerz heraus verurteilen wir das Vorgehen Englands in diesem Kriege und seiner Vorgeschichte. Uns erfüllt die unglaubliche Verblendung der christlichen Kreise desselben Landes mit Trauer, wo jetzt sonst ernste christliche Zeitschriften geradezu Deutschland als die satanische Macht der Finsternis, den Deutschen Kaiser als den Antichrist darstellen, gegen den es unter Gebet und Flehen zu kämpfen gelte, bis aufs Blut. Eine umfangreiche Schrift der bekannten Mrs. Penn Lewis, bemüht sich, unter Aufwand von viel Kraft und Schwarmgeist, nachzuweisen, daß Wilhelm II, von Dämonen besessen sei. Solche Machenschaften finden sich weitverbreitet, und werden von britischen Christen mit Heißhunger verschlungen. Es geht überhaupt gegenwärtig von England eine unheimliche, schauerliche Lügenmacht aus. Es ist uns Gewissenspflicht, gegen solche Lüge und Verleumdung kräftig Stellung zu nehmen, wo und wie wir können. Wir werden dies um so kräftiger tun, als die verleumdete deutsche Nation erst durch die Entlarvung Englands gerechtfertigt werden kann. „Lieber Brücken schlagen!“ ruft man uns zu. Wir antworten: Alles hat seine Zeit, klagen, anklagen und Brückenschlagen. Leider kann es sich jetzt ums Brückenschlagen nicht handeln zwischen Deutschland und England. Auch nicht in der Weltmission. Der Riß, den England verschuldet, erweitert sich von Tag zu Tag und wird zum Abgrund der immer tiefer klafft. Und wenn einst in ferner, ferner Zeit dieser Abgrund wieder ausgefüllt werden soll, so muß es damit beginnen, daß England seine Schuld einsieht und bereut. England hat den Krieg unter die Heidenvölker getragen es läßt deutsche Kolonien rauben und deutsche Missionare gefangen nehmen. Es setzt sich in seinem hochmütigen Weltbeherrschungswahn und in seinem grämlichen Neide offen über jede Rücksicht hinweg und macht die christliche Mission unter Mohammedanern und Heiden zum Spott. Täuschen wir uns nicht: der Krieg zwischen den evangelischen Großmächten Europas zerstört alle gehegten Mis-

sionshoffnungen. Eine Missinsepoche scheint zu Ende gegangen. Es wird ja einmal ein neuer Missionstag anbrechen. Aber wann? Das weiß Gott allein. „Wahrhaft neutral sollten wir sein!“ Ja, das kennt man bereits. Das fordern unsere welschen Zeitungen alle Tage: wir Deutschschweizer sollen wohl die Welschen als Vorbilder für unsere Neutralität annehmen? Darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. „Aber warum so einseitig?“ Nun, was Einseitigkeit anbelangt, so wären die Herren Kritiker offenbar schon an sie gewöhnt von den westlichen Zeitungen her, die sie den deutschen vorzuziehen scheinen. Da tut Ausgleich not. Uebrigens sind wir durchaus nicht einseitig. Wir haben zuweitgehende deutsche Ansprüche abgewiesen, haben französischen Edelmut und Tapferkeit hervorgehoben und sind mit Freuden bereit, das Gute auch von Russen und Briten anzuerkennen sobald sich Gelegenheit dazu bietet. Wir wissen ganz von selbst, was einem christlichen Blatte geziemt. Wir stehen keineswegs allein, denn wir kennen schweizerische evangelische Wochenschriften von altem Rufe, von Theologen bedient, die unsere Stellung durchaus teilen und mit mindestens gleichem Nachdruck wie wir verfechten.“

Literatur.

Soeben erschien in unserm Verlag: „Evangelische Zeugnisse.“ Ein Jahrgang Predigten von Louis F. Haeberle. 301 Seiten. Halbbiegsamer, schwarzer Leinwandband mit Titel in Goldprägung. Preis portofrei $1.25.

Mit besonderer Freude und Genugtuung bringen wir dieses erste Predigtbuch, das die Synode erscheinen läßt, auf den Markt. Unsere Freude und die Erwartungen, welche wir auf den Verkauf dieses Buches setzen, sind um so höher, da es gerade in einer Zeit seine Erscheinung macht, in der deutschländische Bücher infolge des Krieges ihren Weg nicht über das Meer finden.

Es wird auf gute Autorität hin erzählt, daß vor Jahren ein bekannter Führer der streng Konfessionellen gesagt hat: „Ach, die Unierten, mit denen wäre es längst zu Ende, wenn sie nicht so fromme Pastoren hätten.“ Dieses Zeugnis können wir uns schon gefallen lassen. Uns ist Christentum nicht in erster Linie eine Sammlung von Lehrsätzen, o nein, es ist uns Geist, Kraft aus der Höhe, neues Leben, innigste Gemeinschaft mit Christus. Dem gesetzlichen Treiben stehen wir ferne, das Evangelium mit seinem Lebensinhalt ist uns alles. Das tritt in diesen „Evangelischen Zeugnissen“ aufs schönste zutage. Sie machen ihrem Namen alle Ehre und bekunden es, daß wir sowohl voll auf dem Boden des Evangeliums stehen, als auch des Zeugnisses von Christo uns nicht schämen. Der fromme evangelische Sinn tritt auf jeder Seite dieses schönen, empfehlenswerten Predigtbuches hervor. Es wird sich schnell in der ganzen Synode verbreiten und besonders von den früheren Schülern und zahlreichen Freunden des verehrten Verfassers mit Freuden begrüßt werden. Gott segne den Gang dieses Zeugnisses in die Gemeinden.

Mit diesen Worten zeigte der „Friedensbote“ das Predigtbuch an, das unser geehrter ehemaliger Inspektor des Predigerseminars herausgegeben hat. Es hat folgende

W i d m u n g.

Meinen ehemaligen Schülern im Evangelischen Predigerseminar, früher im stillen Waldtal bei Marthasville, Mo., jetzt bei St. Louis, Mo., zur gesegneten Erinnerung gewidmet V o m V e r f a s s e r.

Der liebe, bescheidene Verfasser bekennt, es habe ihn viel Ueberwindung gekostet, bis er den Entschluß fassen und zur Ausführung bringen konnte.

Ferner heißt es im Vorwort: „Möchten diese „Evangelische Zeugnisse" ferner d e n C h a r a k t e r u n s e r e r D e u t s c h e n E v a n g e l i s c h e n S y n o d e b e k u n d e n, indem sie es aufs neue kräftig bezeugen, d a ß w i r a u f d e m a l t e n, h e i l i g e n G l a u b e n s g r u n d s t e h e n, d a J e s u s C h r i s t u s d e r E c k s t e i n i s t."

Wir schlugen das Buch auf und lasen ohne Wahl oder Absicht zuerst die Predigt vom 5. Sonn. nach Trinitatis, Seite 188.

Schon diese Predigt allein kann unsern konfessionellen Haderern den Mund stopfen.

Wahrlich nicht theologische Tüfteleien und Lehrsätze sind nötig zu einem gesegneten Genuß des heil. Abendmahls, sondern nur ein hungriges Herz, das im Glauben herzukommt, um von ihm das Brot des Lebens zu empfangen. Und alle, welche i h r e L e h r s ä t z e zwischen die Kommunikanten und den Heiland, den Spender des Lebens einschieben wollen, sind F ä l s c h e r d e s E v a n g e l i u m s, auch wenn ihre Lehrsätze an und für sich noch so korrekt sein mögen. Und F ä l s c h e r a u c h d e r e c h t e v a n g e l i s c h e n L e h r e L u t h e r s, der nur von Buße und Glauben als Bedingung zum würdigen Genuß des heiligen Abendmahls weiß.

Wir fügen hier noch bei: Es sind hier Predigten für das ganze Kirchenjahr vom 1. Advent bis zum 27. Sonn. nach Trinitatis. Und es sind k u r z e Predigten. Haus und Herd bringt im Juliheft eine Anmerkung zu dem Wort: „Viel Predigen macht den Leib müde," (Pred. 12, 12). Eine gewisse Pfarrfrau sagte: „N a t ü r l i c h s i n d d i e Z u h ö r e r gemeint." Das trifft sicher hier nicht zu, denn diese Predigten sind „k u r z u n d g u t."

Vom Eden Publishing Hause, St. Louis, Mo., kam uns zu:

"Apt to Teach." First book on Teacher Training. By Emma K. Bomhard. 246 Seiten. Fein in Leinwand gebunden. Preis nicht angegeben.

Im „Evangelical Herald," No. 23, (vom 10. Juni) ist Seite 7 eine gute Besprechung gegeben, auf welche wir unsere Leser verweisen möchten.

Schreiber dieses ist deutsch bis ins Knochenmark und sieht es mit Bedauern, daß der Nachwuchs unserer Kinder so rasch und unaufhaltsam ins englische Lager übergeht. Aber er hat schon vor mehr als 30 Jahren sich der Einsicht nicht verschließen können, daß unsere Kirche vergeblich sich gegen diese Tendenz anstemmen kann. „So wenig als ein Synodalbeschluß es hindern kann, daß der Missouri in den Mississippi einmündet, so wenig kann eine Kirche das Englischwerden der Jugend verhindern." Auch die gewaltigsten Anstrengungen deutscher Gemeindeschulen können das nicht hindern. Um so mehr ist es zu begrüßen, wenn solche Bücher herausgegeben werden, welche die Sonntagschullehrer auf eine möglichst hohe Stufe der Lehrfähigkeit zu heben trachen. Das vorliegende Buch erscheint uns sehr geeignet zu diesem Zweck. Es ist in 7 Teile eingeteilt mit ziemlich vielen Unterabteilungen (Lessons).

I. Teil. Geschichte der Bibel.
Lessons 1—3. Die Uebersetzungen, die Bücher des Alten und des Neuen Testaments.
Lessons 4—11. Alttestamentliche Geographie und Geschichte.
II. Teil. Zwischen den Testamenten.
Lesson 1. Zeit der Fremdherrschaft.
Lessons 2—5. Alttestamentliche Einrichtungen.
Lessons 6—8. Geographie des heiligen Landes.
III. Teil. Neutestamentliche Geschichte.
Das Leben Christi. 6 Lessons.
Die erste christliche Kirche. 3 Lessons.
IV. Teil. Die Sonntagschule. 7 Lessons.
V. Teil. Der Schüler. 12 Lessons.
VI. Teil. Der Lehrer. 7 Lessons.
VII. Teil. Unsere Evang. Kirche und ihr Werk. 10 Lessons.

Es folgt noch ein Verzeichnis der „Maps“ und „Illustrations.“

Das ganze Buch ist englisch geschrieben. Dasselbe ist, wie wir glauben, ein vorzügliches Hilfsmittel, um ernstgesinnte Sonntagschullehrer in den Stand zu setzen, gründliche und gute Bibelkenntnisse zu gewinnen und sie in rechter Weise in der Klasse anzuwenden. Möge das Buch in reichem Segen wirken in unseren Sonntagschulen.

Das Waldgeschrei. Roman von F. Sommer. Verlag von Richard Mühlmann, Halle. 344 Seiten. Preis: 6 M.

Der auf dem Gebiet des historischen Romans bewährte Schriftsteller bietet auch hier ein kunstvoll anschauliches Sittengemälde, das einen sonst wenig beachteten Kreis des Volkslebens und Tage geringer Dinge mit Naturtreue ins Licht stellt und interessant macht. Dem Verfasser steht jedenfalls Lokalkenntnis und geschichtliche Kenntnis völlig zu Gebote, und für den Kern der Erzählung haben ihm wohl auch urkundliche Berichte vorgelegen, so daß das Buch, abgesehen von seinem ästhetischen Werte jedenfalls den Vorzug hat, lehrreich zu sein. Die Erzählung versetzt in die vom Weltverkehr entlegene Gegend des schlesischen Riesengebirges in bäurische Umgebung. Die Zeit ist der Anfang des 18. Jahrhunderts, als der jugendlich kühne Schwedenkönig Karl der 12. auf seinem Siegeszuge gegen den hochmütigen August den Starken von Sachsen, der ihm die Herrschaft über das Königreich Polen streitig machen wollte, auch die Grenzen des mit Sachsen verbündeten Kaiserreiches berührte und sich dort als Schutzherr der bedrückten Protestanten annahm.

Durch den Westphälischen Frieden 1648, der dem unseligen 30jährigen Kriege ein Ende machte, und der im ganzen als eine Niederlage der römisch-katholischen Bestrebungen anzusehen ist, waren den Protestanten in Ländern unter katholischer Regierung gewisse Vergünstigungen eingeräumt worden, allein in dem vom Einflusse der Jesuiten beherrschten Oestreich, zu dem das großenteils protestantische Schlesien gehörte, waren diese Vergünstigungen Schritt für Schritt wieder eingeschränkt und entzogen. Die Masse der Bevölkerung, bis auf wenige Stille im Lande unter das Joch der römischen Kirche zurückgeleitet, obwohl die Erinnerung, daß man einst protestantisch gewesen sei und es eigentlich noch sein sollte, nicht völlig geschwunden ist.

Unsere Geschichte erzählt nun von der Restauration des Protestantismus, von dem allmähligen unter Kämpfen und Hemmungen von außen und innen sich vollziehenden Wiederaufbau einer protestantischen Gemeinde in jener Gegend. Die Darstellung dieser kirchlichen Bewegungen, der dabei bei den verschiedenen Personen mitwirkenden Motive ist so realistisch lebenswahr, daß sie der Wirklichkeit abgelauscht erscheint. In die Gemeindegeschichte hineinverwebt ist nun aber eine Liebesgeschichte, in der der Geist der Götheschen Wahlverwandtschaften etwas stark, für manchen Geschmack wohl zu stark, herumspukt.

Die Heldin der Geschichte ist eine junge Frau, die der Verfasser so ideal als möglich zu zeichnen sich bemüht; ausgestattet mit allen Reizen des Leibes und Gaben des Geistes. Sie ist die Tochter eines jener Waldprediger, die, nachdem den Protestanten das Recht des öffentlichen Gottesdienstes entzogen war, ihre Gemeindeglieder zu nächtlichen Versammlungen im Walde vereinigt hatten, wobei die in die Stille des Waldes ferntönenden Gesänge bei der nichtbeteiligten abergläubischen Bevölkerung den Namen „Waldgeschrei“ aufgebracht haben. Sie ist kurze Zeit verheiratet gewesen mit einem jungen Prediger, in dem ihr Vater einen willkommenen Nachfolger gefunden, aber durch den Tod ihres Gatten, dessen wahre Umstände ihr unbekannt geblieben sind, früh verwittwet. Zu gleicher Zeit ist ihr Vater von unheilbarem Irrsinn geschlagen, und nun alleinstehend, um ihrem Vater eine Unterkunft gewähren zu können, hat sie dem Bruder ihres verstorbenen Mannes, einem Gastwirt, die Hand gereicht, einem Manne, der zwar an Bildung unter ihr steht, aber seines ehrenwerten Charakters wegen von jedermann respektiert wird. Eine Ehe ohne besondere Liebe, auf Achtung gegründet. Als Gastwirtin übt sie von ihrem erhöhten Sitze, ihrem Känzelchen aus einen gebietenden Einfluß aus auf die Bauern in der Gaststube; sie ist eine überzeugungstreue Protestantin, deren opferfreudige Begeisterung auf klarer Erkenntnis gegründet ist, sie sucht, soviel sie kann, das protestantische Bewußtsein in ihrer Umgebung zu wecken und zu pflegen, fühlt aber, daß der verwaiste Haufe ohne eigentliche geistliche Versorgung immer mehr der Verführung und dem Zwange der römischen Kirche unterliegen wird. Da treten neue Hilfskräfte ein, die Fluß in das stagnierende Leben der protestantischen Gemeinschaft bringen. Es sind drei Jugendfreunde, die sich hier zusammen gefunden haben, mit dem Vorsatz, hier durch die Predigt des Evangeliums dem ersterbenden Protestantismus aufzuhelfen und die Waldpredigt wieder aufzunehmen. Sie sind in ihrer Charakterverschiedenheit zugleich Typen der verschiedenen Arten protestantischen Bekennerlebens. Der eine, Heydorn, eine zarte, innig fromme „Johannesnatur,“ so wie die Malerkunst den Lieblingsjünger, den Donnerssohn, darzustellen gewöhnt ist, etwas pietistisch angehaucht, von lautester Hingebung, in Liebe zu dienen, erfüllt. Der zweite, Kunadt, ein Thomas Münzer, ein fanatischer Feuerkopf, nicht frei von egoistischem Ehrgeiz und von sinnlicher Lüsternheit. Der dritte, Fuhrmann, mit all den Vorzügen ausgestattet, mit denen eben das Bild schöner edler Männlichkeit ausgestattet werden kann. Die drei treffen an einsamem Orte auf Verabredung zusammen, Fuhrmann aber, der bei den Schweden Feldprediger gewesen ist, hielt es für geraten, zuerst zu den Schweden zurückzukehren, um sich beim schwedischen Bischof die Ordination zu holen und dieselbe auch womöglich für die Gefährten zu erbitten. Kunadt gibt sogleich dem häßlichen Verdachte Raum, daß der Freund eine bevorzugte Stellung für sich suche, um als ordinierter Oberhirte aufzutreten, so daß ihm selbst

nur die Stellung als Diakon zugedacht werde, und er beschließt, die Zeit, wo ihm und seinem unbedeutenderen Gefährten das Feld allein überlassen ist, auszukaufen, um sich autoritative Stellung in der Umgegend zu erschaffen. Kunadt und Heydorn begeben sich zum „Kretscham“ der Dorothea Emmerich, und überbringen ihr einen Empfehlungsbrief eines ihr bekannten evangelischen Predigers, der sie als die der Gemeinde zugedachten Missionare empfiehlt. Dorothea empfängt die Glaubensboten mit herzlicher Freude und stellt sie auch den anwesenden Bauern vor. Dem katholischen Priester und dem Bezirksamtmann muß natürlich ihr Charakter als Evangelisten verheimlicht werden, sie geben sich für Studenten aus, die nach Prag wollen aber hier am Fuß des Riesengebirges des kommenden Winters wegen festgeschneit sind. Natürlich verlieben sich beide sogleich in Dorothea, Heydorn blickt zu ihr in schwärmerischer Verehrung wie zu einer Madonna empor, Kunadt sieht auf das königlich schöne Weib mit Blicken verzehrender Sinnlichkeit, die er natürlich ihrer edlen Haltung gegenüber verbergen muß.

Kunadt beginnt nun eifrig seine aufrührerische Wirksamkeit, der Kretscham wird allabendlich voll von einer nach neuen Ideen begierigen Zuhörerschaft, bald wird eine erste Waldversammlung verabredet. Kunadt kennt die Gewalt seiner Rede, er ist eine nach Herrschaft verlangende Natur, nur durch die Gewalt seiner Rede kann er herrschen; Selbsthilfe, gewaltsamer Widerstand gegen die schmachvollen Bedrückungen ist das Heilmittel, das er empfiehlt, und er will an der Spitze stehen und leiten. Da kehrt Fuhrmann von seiner Schwedenreise zurück, und in eine der erregten Abendversammlungen eintretend, weist er die aufrührerische Hetzrede Kunadts in Schranken und gewinnt den Beifall der Menge, auch Dorothea von ihrem Känzelchen herab jauchzt ihm zu; da begegnen sich ihre Augen zum ersten Male, und es ist a love at first sight. Bei Fuhrmann bleibt die freie Heiterkeit seines Gemüts noch ungetrübt, die Begeisterung für die Aufgabe seines Berufs hielt seine Augen noch gehalten über die Macht, die unbewußt sein Seelenleben in Besitz genommen hat; in unbefangener Herzlichkeit kann er mit der edlen Frau, mit deren Anschauungen er harmoniert, und bei der er so reifes Verständnis findet, verkehren, aber in Dorotheas Herzen wird es immer klarer, daß sie ihn und ihn allein von ganzer Seele liebt und sie darf es doch nicht und will auch nicht dem Triebe gehorchen, sondern der Pflicht, sie will ihrem Manne die Treue bewahren, die er wert ist. Demselben aber werden Einflüsterungen über die Untreue seines Weibes zugetragen, und weniger aus Eifersucht, als weil er nicht dem Spott der Leute Anhalt geben will, weist er den Nebenbuhler in grober Weise aus dem Hause. Fuhrmann ist sich keiner Schuld bewußt, aber doch sind ihm durch das Erlebnis die Augen geöffnet, und beim Scheiden sagt ein Blick zwischen beiden alles, Lieben und Entsagen. Fuhrmann sucht sich einen andern Platz, und so hat man in der Gemeinde zwei Predigtplätze, an denen beiden evangelische Predigt gehalten wird, aber auf verschiedene Weise, hier mit Milde und Besonnenheit, dort mit Fanatismus. Dorothea muß mit Schmerz erfahren, daß die Gunst des Publikums sich entschieden dem Fanatiker zuwendet. Fuhrmann muß zuletzt vor leeren Bänken predigen. Sie hat die Liebe niedergekämpft, aber sie kann doch nicht umhin, das Recht allein auf Fuhrmanns Seite und im Siege des Kunadtschen Treibens den Ruin der evangelischen Sache zu sehen. Sie beschließt, allen ihren Einfluß auf Kunadt anzuwenden, um denselben zum freiwilligen Weggehen zu bewegen. An einem Tage, wo ihr Mann nicht zuhause ist, läßt sie ihn einladen, zu ihr zu kommen und ihr eine wichtige Un-

terredung zu gestatten. Von seiner Begierde geleitet, faßt dieser den Sinn der Einladung ganz falsch auf und beschließt, die längst ersehnte Gelegenheit zu benutzen, Gunstbezeugung von Dorothea zu erzwingen. Er läßt ihr sagen, er dürfe sich nicht in ihrem Hause im Dorfe sehen lassen, bestellt sie in die abgelegene Hütte eines Schusters, weiß auch durch irreführende schlaue Bestellungen es einzurichten, daß weder Heydorn, der Dorothea begleiten sollte, noch der Schuster in der verabredeten Stunde zugegen sind, und so trifft er Dorothea allein. In argloser Unkenntnis über seine unlauteren Absichten trägt ihm dieselbe die Sachlage und ihr Anliegen vor, er aber erschreckt sie durch seine brünstige Liebeswerbung, es ist wirklich nicht blos brutale List, sondern heiße Liebe, was ihn bewegt; der arme Mensch kennt ja keine andere als sinnliche Liebe; er wirft sich ihr zu Füßen und erst nach ihrer strengen Abweisung packt es ihn, sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, die männliche starke Frau hätte sich auch wohl mit eigner Hand des Wüstlings erwehren können, aber ehe es zum Kampfe kommt, kommt ihr der große bösartige Hund des Schäfers zu Hilfe, der seine Abneigung gegen den Prädikanten schon bei früherer Gelegenheit einmal gezeigt hatte. Von den Bissen des wütenden Tieres wäre er zerrissen worden, wenn ihn Dorothea nicht befreit hätte, sie nimmt ihm aber den Schwur ab, die Gegend augenblicklich und für immer zu verlassen. Erschüttert und beschämt flieht er von dannen. Da kommt Fuhrmann herbeigeeilt, der von der Zusammenkunft gehört und die Gefahr geahnt hat. Er findet die Geliebte in heftigster Erregung weinend und zitternd, da durchbricht die Natur unwiderstehlich alle Schranken, er öffnet ihr die Arme, und sie wirft sich weinend an seine Brust, sie gestehen sich ihre Liebe. Was nun weiter aus dem Konflikt zwischen Natur und Convenienz geworden sein würde, wenn nicht eine allmächtige Hand eingegriffen hätte, weiß man nicht. Dem Romanschreiber ist es gestattet, was er nicht weiter führen kann, zu beenden. Die Liebenden beschließen sich zu trennen, zunächst jedes für sich allein nach Hause zu gehen. Fuhrmann begibt sich in die von Kunadt anberaumte Gemeindeversammlung, in welcher über Kirchbau beraten wird. Der Bau neuer protestantischer Kirchen ist nach dem bestehenden Gesetze noch nicht gestattet, aber Kunadt hat den Trotz der Bauern aufzustacheln gewußt, weniger aus Glaubenseifer als aus Lust am Widerstande wollen sie, die sonst mit der Oeffnung des Geldbeutels so vorsichtig sind, ihren Kopf durchsetzen und auf dem Markte von Ransdorf eine neue Kirche hinstellen. Gegen die nächste oberkirchliche Behörde, den Bezirksamtmann, haben sie sich gerüstet, Kunadt hat eine Leibwache und Bürgerwehr organisiert, und gegen die Gewalt des Kaisers wird das Schwedenheer schützen. Fuhrmann, der in der ganzen Bewegung keinen echten Glaubensantrieb erkennen kann, spricht, um der gegenwärtig drohenden Sachlage willen, gegen Fortsetzung der Geldsammlungen, findet aber nicht recht Beifall. Man wartet auf Kunadt, Fuhrmann berichtet: der kommt nicht wieder. In dem Augenblicke bricht der Bezirksamtmann herein, der schon lange die Kriegspielerei Kunadts mit Argwohn und Zorn beobachtet hat, er hat eine Schar Miliz aus der benachbarten katholischen Stadt geworben und will nun dem aufrührerischen Treiben ein Ende machen und Verhaftungen vornehmen. Es entsteht wirrer Tumult und Schießerei, und im Verlauf desselben wird Fuhrmann, der schwichtigend in der Mitte steht von einer fehlgehenden Kugel durch den Kopf geschossen. Das erschütternde Ereignis, so schmerzlich es ist, übt doch schließlich einen segensvollen Einfluß aus, die erregten Leidenschaften legen sich, und unter der milden und besonnenen Lei-

tung Heydorns kommt das evangelische Gemeindeleben in gedeihliche geordnete Bahnen.

Die Erzählung ist keine Geschichte für die Sonntagschule, aber man würde dem Verfasser Unrecht tun, wenn man meinte, er wolle nach Art schlechter Romanschreiber einem verderbten Geschmack huldigen, er schildert eben das Leben wie es ist, mit seinen möglichen Konflikten, und als historisches Sittengemälde ist die Erzählung wohlgelungen. E. O.

Bis hierher hat uns Gott gebracht! Vaterländische Predigten und Reden im Frieden und Krieg von Pastor Max Henze. Elegant kartoniert Preis M. 1.25. Halle (Saale) 1915. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse).

Die Predigten haben Schwung der Sprache und patriotische Wärme und wollen das vaterländische Leben von Innen bauen. Gerade in dieser gegenwärtigen schweren Kriegszeit kommt das Buch wie gerufen. Es ist vom Verfasser Sr. Durchlaucht Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Erblichem Mitglied des Herrenhauses in tiefster Verehrung gewidmet, der auch als Präsident des Reichsverbandes zur Unterstützung deutscher Veteranen huldvollst geruhte, das Buch anzunehmen. Der Reinertrag ist für den Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen bestimmt.

Mögen alle, die das Werk lesen, innerlich sich daran erquicken und dann dem im Buche angeführten Motto des Prinzen Friedrich Karl beipflichten:

„Laßt eure Herzen schlagen zu Gott,
Eure Fäuste auf den Feind!"

Die Predigten sind schon zum Teil vor dem Krieg gehalten worden (am 9. März 1913 und zum 27. Januar 1913, Kaisers Geburtstag). Eine am 2. August 1914 nach der Bekanntmachung der Mobilmachungsorder. Zwei sind eigentliche „Kriegspredigten," die letzte: „Reformationsfest im Kriege." Sie zeigen den Sinn, wie das deutsche Volk in den Krieg zog. Sie suchen auch eine rechte Würdigung der Person und der Regentenwirksamkeit des Kaisers zu erwecken. Er hatte ja im eigentlichen Volk mancherlei Anfeindungen zu überwinden. Diese werden angedeutet.

Biblia incognita. Gedanken über weniger bekannte Bibeltexte von J. R. von Loewenfeld. Elegant kartoniert. Preis M. 1.50. Halle (Saale) 1915. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Grosse).

Keine geistreichelnden Gedanken, sondern Anregungen zum Nachdenken und Prüfen enthält die Schrift. Die einzelnen Auslegungen sind kurz gehalten, alles „Erbauen" wurde dabei vermieden. Es wird das wohlfeile Werkchen, das wirklich eine Lücke ausfüllt, vielen Theologen — Studenten wie Pfarrern — eine sehr willkommene Ergänzung ihrer Bibliothek sein; sie werden es häufig zur Erklärung schwieriger Bibelstellen zur Hand nehmen und guten Rat darin finden.

Es sind Bibelstellen, die oft wenig bekannt oder schwer zu erklären sind, über die der Verfasser in kurzen Aufsätzen sich ausspricht. Man vergleiche das in der Julinummer (Seite 292) abgedruckte Stück „Rizpa," das diesem Buch entnommen ist.

Müller, J. H., und H. Just, 30 Entwürfe zu Kriegsvorträgen für Kriegs-, Gemeinde- und Vereinsabende jeder Art. Kart. 1.60 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Kriegsvorträge! Wie werden die jetzt begehrt von den Daheimgebliebenen! Die Stoffe für solche Vorträge finden sich ja in den Zeitungen in großer Fülle; manche Mühe macht es aber, diese Stoffe zu verarbeiten. Da wird das vorliegende Buch, von kundiger Hand dargeboten, vielen willkommen sein. Mit seinen sorgfältig und mit Geschick ausgearbeiteten Entwürfen bietet es vielbeschäftigten Vereinsleitern oder ihren im Reden weniger geübten Vertretern eine schätzenswerte Handreichung.

Wie der Titel sagt, enthält das Buch Entwürfe zu Kriegsvorträgen. Das zeigt sich auch in der eigentümlich verkürzten Sprache in abrupten, unvollständigen Sätzen. Wir möchten das fast bedauern. Das Buch könnte zum Vorlesen in Vereinen aller Art gebraucht und empfohlen werden, wenn es in vollen Sätzen und guter Sprache geschrieben wäre. So aber kann auch ein gewandter Vorleser das Buch kaum in guter fließender Sprache vorlesen, sondern es wird sich eine stolpernde, holprige Sprache ergeben, wenn man versucht, es fließend und rasch vorzulesen.

Die Vorträge geben allerdings Anregung, den Krieg und die Kriegsführung im Lichte des göttlichen Wortes zu behandeln. Für solche also, die sich für freie Vorträge vorzubereiten haben, wird das Buch ein gutes und empfehlenswertes Hilfsmittel sein. Auch Belehrung über die kriegführenden Länder, deren Bevölkerung, Ausdehnung, Handel, Industrie etc. wird dargeboten. Sehr vielfältig und reichhaltig ist das Buch, wie schon die Themata andeuten. Es faßt viel zusammen, was sonst nur in viel zerstreuten Aufsätzen und Zeitungen zu finden ist.

Aus A. Deicherts Verlag, Leipzig, kam:

Luthers Romfahrt. 183 S. Preis geb. 4.80 M. Verfasser ist Dr. H. Böhmer, Professor in Marburg, und Verfasser mancher anderer Werke bezüglich die Reformationsgeschichte. Im „American Lutheran Survey“ vom 8. Februar 1915 ist eine sehr ausführliche günstige Besprechung des Buches erschienen, auf die wir etwaige Leser des Magazins verweisen, die auch „The Am. Luth. Survey“ zu lesen bekommen. Das Buch zerfällt in 5 verschiedene Kapitel von verschiedener Länge: 1. Die Zeugen für den Anlaß und die Zeit der Reise. 2. Erprobung des Resultats. 3 Egidio Canisio und der Unionsstreit. 4. Die Romfahrt. 5. Die Bedeutung der Romfahrt für Luthers Entwicklung. Beilagen: Verzeichnis der benützten Handschriften und Archivalien. Literatur.

Das Buch ist ein ganz ausgezeichnetes Beispiel von deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit bis ins kleinste Detail. Der Verfasser hat nichts als feststehend und sicher angenommen, das er nicht mit größter Genauigkeit, so weit das möglich war, geprüft und verglichen hat mit anderen Quellen. Und es ist in der Tat nicht leicht, ganz unbestreitbare Data zu geben. Das Datum der Reise schwankt zwischen 1509 und 1512. Prof. B. stellt das Ende von 1510 als Beginn der Reise fest und Anfangs 1511 für die Rückkehr. Zu bedauern ist, daß das Buch so viele und lange Stücke in lateinischer Sprache, z. T. auch in Italienisch, Holländisch und Spanisch zitiert, ohne sie zu übersetzen. Das macht die Lektüre schwierig für viele, die entweder kein Latein gelernt oder z. T. wieder „hinaus geschwitzt“ haben, nicht zu reden von den anderen Sprachen. Doch wer gut Deutsch lesen kann, wird das Buch nicht unbefriedigt beiseite legen, auch wenn er die fremdsprachigen Stücke überschlagen muß.

Verfasser sucht durchaus gerecht und wahr zu urteilen auch hinsichtlich der „Legenden,“ die erzählt wurden von der Sittenlosigkeit mancher Päpste. Kein Römling kann ihm vorwerfen, daß er parteiisch urteile in diesen schwierigen Fragen. Würden die Römlinge mit gleicher Gerechtigkeit in der Beschreibung von Luthers Leben verfahren, so müßten sie viele schändlichen Verleumdungen aus ihren Büchern streichen. Für das Studium der Entwicklung von Luthers Leben ist das Buch sicher eine vorzügliche und zuverlässige Quelle.

Wir nennen heute nur noch folgende zwei bedeutende Bücher aus Deicherts Verlag:

Die christliche Wahrheitsgewißheit, ihr letzter Grund und ihre Entstehung. Von Prof. Dr. L. Ihmels in Leipzig. Dritte erweiterte und verbesserte Auflage. 352 Seiten. Preis brosch. 7.50 M. Geb. 9 M.

Theozentrische Theologie. Eine Untersuchung zur dogmatischen Prinzipienlehre von Dr. Erich Schäder, Prof. in Kiel. Zweiter, systematischer Teil. 324 Seiten. Brosch. 6.80 M. Geb. 8.00 M.

Genaue Besprechung ist für ein späteres Heft in Aussicht genommen.

Von der Methodist Book Concern, New York, kam uns zu: **A Boy's Religion. By Edwin Holt Hughes, one of the Bishops of the Methodist Episcopal Church.** 119 Seiten, fein gebunden. Preis (ungefähr): 75 Cents. (Wurde nicht angegeben.)

Das Buch ist nicht, wie wir erwarteten, ein Buch, das dem Knaben in die Hand gegeben werden soll. Sondern es soll denen, die mit den Knaben umzugehen und an ihnen zu arbeiten haben, Anweisung geben, wie sie dabei zu verfahren haben, um segens- und erfolgreich zu arbeiten. Es sind vier Teile, in welchen der Gegenstand abgehandelt wird:

I. **The Boy.**
II. **The Parent.**
III. **The Pastor.**
IV. **The Teacher.**

Es sind ernste auf persönliche Erfahrung gegründete Gedanken, die der geehrte Verfasser hier darlegt. Er legt Nachdruck darauf, daß man vor allem den wirklichen Knaben, wie er ist, kennen und ihm liebevoll mit persönlichem Interesse begegnen und nachgehen muß, um ihn zu gewinnen. Die Eltern müssen ernstlich bemüht sein, ihre Kinder durch evangelistische Arbeit zu Christo zu führen; auch durch Gebet mit ihnen und für sie. Welches Interesse der Pastor und Lehrer an der Gewinnung der Knaben für Christum und sein Reich zeigen soll, wird in den zwei letzten Teilen ausgeführt. Für alle, denen das Werk der Seelenrettung der männlichen Jugend anbefohlen ist, ist dieses Büchlein aufs Beste zu empfehlen. Wer eine Arbeit oder Aufgabe zu erfüllen hat, muß sich darüber klar sein, was er erstreben soll (das Ziel seiner Arbeit) und wie er es angreifen muß, um dieses Ziel zu erreichen. Dazu will dieses Buch dankenswerte und beachtenswerte Anleitung geben.

Neues Testament und katholische Kirche. Eine Gegenüberstellung. Von Dr. Heinrich v. Lenk, Verfasser der Schrift: „Warum ich evangelisch wurde.“ Mit einem Geleitworte von Rev. Alb. J. Nast, D.

D., Editor des „Christl. Apologete." Die Schrift ist zu haben im Buchverlag der Bischöfl. Methodistenkirche; Preis einzeln 15 Cts., per Dutzend $1.50 portofrei. Die Schrift umfaßt 44 Seiten und bringt das Bild des Verfassers. Sie enthält, wie oben gesagt ist, eine Gegenüberstellung der Lehre des Neuen Testaments mit den falschen Lehren der katholischen Kirche, welche ursprünglich in einer Serie von Artikeln im „Christl. Apologeten" (Band 76, No. 12—18, 1914) erschien. Diese Artikel erscheinen nun in Separatabdruck in der ernsten Hoffnung, daß sie in dieser Form eine noch weitere Verbreitung finden und einen größeren Dienst in der Beförderung des evangelischen Christentums im Kampfe gegen das Pseudochristentum der römischen Kirche erfüllen mögen.

Je mehr die römische Kirche aggressiv vorgeht mit der offen erklärten Absicht, Amerika katholisch zu machen, und je weniger das protestantische Volk unseres Landes das römische Pseudochristentum kennt, um so mehr ist es dringend nötig, daß eine solche populär gehaltene Schrift im Volk verbreitet wird. Erfahrungsgemäß haben die evangelischen Christen im allgemeinen wenig Interesse, sich an dem Kampf gegen Rom zu beteiligen und solche Schriften zu kaufen. Es wird um so mehr zu einer Gewissenspflicht für den evangelischen Pastor, Aufklärungsarbeit zu tun im eigenen Lager, nicht nur etwa eine katholische Hetze in Szene zu setzen, sondern dem Volk zu zeigen, welche Gefahren unserem Lande drohen, wenn der römische Klerus mit seiner Eroberungskampagne ungehindert fort machen darf und das protestantische Volk in dem gefährlichen Irrwege bleibt, daß unserem Volk, Land und Regierung keine Gefahr drohe von der fremdländischen Lügenmacht des römischen Papstes. Obige Schrift bietet ein billiges Mittel, um richtige Kenntnis in betreff des katholischen Pseudochristentums zu verbreiten.

Deutsche Evangelische Missions-Hilfe. Geschäftsstelle: Berlin-Steglitz, Humboldtstr. 147.

Berichte:

Gründungsversammlung am 6. Dezember 1913 in Berlin. Erste öffentliche Versammlung am 19. April 1914 in Bremen. Erste Sitzung des Verwaltungsrates am 29. Januar 1915 in Berlin. Berichte und Verfassung werden von der Geschäftsstelle unentgeltlich zugesandt.

Flugschriften:

1. Richter, Prof. D. J.: „Der deutsche Krieg und die deutsche evang. Mission." 20 Pf.
2. Cordes, Sup. D. A.: „Der christliche Gedanke in der Welt." 20 Pf.

Wir haben vorstehend über obiges Werk und die Flugschriften schon genauer referiert und verweisen daher auf Seite 356 in dieser Ausgabe.

Deutsche Bücherei. 9. Ausgabe. Börsenverein der deutschen Buchhändler. Leipzig. Broschüre in großem Format 12x9; 107 Seiten und eine Anzahl Beilagen und Bilder.

Wir haben im editoriellen Teil über dieses Heft uns ausführlich ausgesprochen und verweisen hier auf jenen Aufsatz, Seite 354.

Evangelischer Wohltätigkeitsfreund. Erscheint monatlich in St. Louis, Mo., im Interesse dreier Anstalten in St. Louis: Evang. Waisenheimat, Evang. Diakonissenhaus und Evang. Altenheim.

Ueber diese drei Anstalten berichten die betr. Superintendenten in jedem Blatt. Auch über andere Diakonissensachen wird Nachricht gegeben.

Zu bestellen (25 Cts. jährl. für ein Ex., 20 Cts. bei Bestellung von 10 Ex.) bei Rev. F. P. Jens, 4125 W. Belle Pl., St. Louis, Mo.

Wir setzen voraus, daß dieses Blatt allgemein bekannt und verbreitet ist in unserer Kirche und keiner Empfehlung von uns bedarf. Das Blatt erscheint schon im 7. Jahrgang.

Der Bote aus Emmaus, bringt seinem Leserkreis vierteljährlich Nachrichten über unsere zwei Anstalten für Epileptische, deren eine bei Marthasville, Mo., auf dem alten Seminargrund errichtet ist. Hausvater ist Pastor C. F. Sturm. Die andere ist in der Stadt St. Charles, Mo., gebaut und hat Pastor F. W. Frankenfeld als Hausvater.

Schreiber dieses erwartet, daß alle unsere Leser wenigstens mit den zwei Anstalten bekannt sind, auch wenn sie nicht alle „Den Boten aus Emmaus“ halten. Es wäre natürlich im Interesse der Anstalten wünschenswert, wenn auch der Bote möglichst weit verbreitet würde. Dadurch würde das rechte Interesse für die Anstalten stets wach erhalten und würde mancher zu einer Gabe der Liebe für die unglücklichen Pflegebefohlenen veranlaßt werden. In Frauenvereinen könnte dieser Bote verbreitet werden und aus der Kasse der Vereine eine größere Anzahl bezahlt und in Zirkulation gesetzt werden. Der Abonnentspreis ist 15 Cts. das Jahr, in Partien von 25 Exemplaren @ 10 Cts. Macht, l. Brüder, eure Frauenvereine darauf aufmerksam.

Der Evangelische Diakonissen-Herold. Im Interesse der christlichen Diakonie vierteljährlich herausgegeben. Lincoln, Ill. Das Blatt erscheint bereits im 9. Jahrgang; Preis 15 Cts per Jahr, in Partien von 25 Ex. 10 Cts.

Es bringt Nachrichten aus dem Hause in Lincoln und auch aus anderen synodalen Häusern in St. Louis, Louisville, Ky., Faribault, Minn., Evansville, Ind., Columbus, O., Marschalltown, Ia., Chicago, Ill.

Das Diakonissenwerk sollte in der evangelischen Kirche in besserem Flor sein als es leider tatsächlich ist. Ein ungesunder Drang nach Freiheit und völliger Unabhängigkeit scheint viele sonst christlich gesinnte Jungfrauen abzuhalten, sich dem Liebeswerk der Diakonie zur Verfügung zu stellen. Die Liebe Christi scheint in den Herzen nicht stark genug zu sein, um alle persönlichen Wünsche zu besiegen und sich unbedingt in den Dienst der Liebe Christi zu stellen.

Der Evangelische Jugendbote, monatlich herausgegeben von Pastor em. W. Behrendt in Cleveland, O., ist ein Blatt, das in unseren Jugendvereinen möglichste Verbreitung finden sollte. Es bringt immer interessanten und anregenden Lesestoff und ist eine Ermunterung zu treuer Teilnahme an den Jugendvereinen und an den Gottesdiensten der evangelischen Kirche. Preis 1 Ex. 25 Cts. jährlich; 10 Ex. $2.00; 25 Ex. $3.75. Wir empfehlen es unserem Leserkreis bestens.

Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. Richter. Jährl. (12 Hefte) 3 M. Mit dem ill. Jugendmissionsblatt: Saat und Ernte auf dem Missionsfelde, herausg. von Paul Richter. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Im Maiheft finden wir ein Lebensbild der um die Mission hochverdienten, umlängst heimgegangenen Freiin Julie von Buddenbrock. Hieran schließen sich die Aufsätze: Afrikanische Sagen und Märchen. — John R. Mott und seine weltumfassende Arbeit. — Aus der Mission der Brüdergemeine, ein Blatt aus der Geschichte der Moskito-Küste. Den Beschluß machen, wie immer, die „Nachrichten vom großen Missionsfelde,“ die jetzt, zur Zeit des Krieges und des rücksichtslosen Vorgehens der Engländer gegen unsere Missionare ganz besonders Interesse finden.

Der Geisteskampf der Gegenwart. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 51. Jahrg. Herausgegeben von Prof. D. E. Pfennigsdorf. Vierteljährlich 1.50 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Das Maiheft bietet wiederum „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen.“ Auf diese Chronik (von L. Jacobskötter-Bremen) sei einmal besonders hingewiesen. Sie allein schon macht den Geisteskampf begehrenswert, und dabei wird noch vieles andere Wertvolle geboten, z. B. die Kriegspredigt des Herausgebers „Der Sieg des Lebens über den Tod,“ dann „Die Ursachen des Krieges, Betrachtungen eines Auslanddeutschen,“ und weiter: „Persönlichkeitsbildung und Gottesglauben. (Von Prof. D. Dr. Weber).“ — „Die Kriegsarbeit des Evang. Preßverbandes für Deutschland.“ — „Die deutschen Frauen und der Krieg.“

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 38. Jahrgang. Jährl. 4 M., der Vierteljahrsbericht“ für sich 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Jordans altbewährter „Theol. Literatur-Bericht“ zieht in den Kreis seiner Besprechung alles, was vom Gesamtgebiete der Literatur für evangelische Theologen von allgemeinerem Interesse ist; also neben Theologie ebenso auch Philosophie, Geschichte, Kunst und schöne Literatur. Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Wir empfehlen das angesehne, zuverlässige, und dabei überaus wohlfeile Blatt nachhaltig der Beachtung; jeder Theologe sollte es halten, und auch die Häuser der religiös Interessierten sollten ihm immer mehr geöffnet werden.

Neue Kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons. Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München hersg. von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. — Preis pro Quartal M. 2.50. — Jahrgang 1915.

Inhalt des 5. Heftes: Luthertum und Volkstum. Von Pastor Dr. Lueder in Hannover. — Zu Luthers Katechismen. Von Prof. D. Ph. Bachmann in Erlangen. 2. Die Reihenfolge der drei ersten Hauptstücke. — Die Elephantinegemeinde und der Monotheismus. Von Geh.-Rat Prof. D. Dr. Ed. König in Bonn. — Zur Frage nach dem Wesen der christlichen Wahrheitsgewißheit. Von Geh.-Rat Prof. D. Ihmels in Leipzig.

Die Theologie der Gegenwart, herausgegeben von Prof. D. R. H. Grützmacher in Erlangen, Prof. D. Dr. G. Grützmacher in Münster, Prof. D. H. Jordan in Erlangen, Prof. D. Dr. Sellin in Kiel, Prof. D. Uckeley in Königsberg, Prof. D. Wohlenberg in Er-

langen. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Werner Scholl, Leipzig, Königsstraße 25 I, sowie durch alle anderen Buchhandlungen zu beziehen. — Preis pro Jahr M. 3.50 franko oder für Abonnenten der Neuen Kirchlichen Zeitschrift M. 2.80 franko.

Inhalt von Jahrgang 1915. Heft 2: Praktische Theologie von Prof. D. Uckeley, Königsberg. 100 Seiten. Preis apart. M. 1.70.

Die Reichhaltigkeit dieses Heftes, das auf fast 100 Seiten über die Jahresliteratur aus dem Gebiete der Praktischen Theologie orientiert, springt sofort in die Augen. Es werden die wissenschaftlichen Erscheinungen aus dem Bereich der Homiletik, Katechetik, Liturgik, der Geschichte des kirchlichen Lebens, der Missionsgeschichte, der Kirchenkunde u. s. w. in vornehm-ruhiger, streng-objektiver Weise unter klarer Herausstellung ihres Inhalts und des Neuen, was sie gebracht haben, besprochen. Andererseits werden auch die literarischen Niederschläge, die das verflossene Jahr auf dem Gebiete der Predigt und der Erbauungsschriftstellerei gezeitigt hat, gesichtet und kurz, treffend, sachlich beurteilt. Besonders willkommen dürften gleich die ersten beiden Abschnitte sein, die einen Führer durch die Kriegsliteratur — die homiletische und die in weiterem Sinne erbauliche — bilden. Das wirkliche gediegene und Bedeutsame wird herausgehoben, und es wird dem Leser durch die kurze Charakterisierung ein eigenes Urteil ermöglicht. Da auf dem Gebiete der kirchlichen Kriegsliteratur die Veröffentlichungen fast schon ins Unüberschaubare angewachsen sind und neben dem Wertvollen auch mancherlei Unbrauchbares oder Bedenkliches produziert worden ist, ist hier sachkundige Führung gewiß sehr willkommen.

Der Türmer. (Kriegsausgabe.) Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6. Hefte) 4 Mk. 50 Pfg., Einzelheft 80 Pfg. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des zweiten Aprilheftes: Die russischen Kriegsziele. Von Mantis. — Die Hand. Von Fritz Müller. — Russen und Deutsche. Aufzeichnungen von Anfang 1873. — Wie sie sich im Tode tröften. Aus den Selbstgesprächen sterbender Krieger. Von Richard Baerwald. — Steuer auf Kriegsprofit. Von H. v. Gerlach. — Die Germanen als Seevolk. Von Richard Henning. — Nietzsche, ein deutscher Meister? — Die Polen. — Die Litauer. — Das graue Elend in St. Petersburg. Von Gr. — Adolf Wagner. Von Dr. Richard Bahr. — Zwei neue Kaiserbilder. Von K. St. — Neue Bismarck-Literatur. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. —

Aus dem Inhalt des ersten Maiheftes: Die Lüge vom Frieden. Von Hans von Kahlenberg. — Die tote Stadt. Von Otto Krauß. — Die geistige Bedrückung Deutschlands zur Zeit Napoleons I. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Zur Lage des internationalen Sozialismus. Von Dr. E. Hurwicz. — Goethe-Spitteler und die Seinen. — Deutsche Art im Lichtspielwesen. Von Dr. Wilhelm R. Richter. — Ein Vergessener. — Kalewala, das Volksepos der Finnen. Von Prof. Dr. Cremer. — Das ritterliche Volk. — Weltgeschichte und Mutterboden. — Conan Doyles „Tauchbootkrieg." Von K. St. — Der deutsche Rückzug und die Schlacht an der Aisne. — Abseits vom Krieg. Von Hermann Kienzl. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 17. Band. St. Louis, Mo. November 1915.

Die Sorge um das tägliche Brod.

Ein Liedervers unseres Gesangbuches (49, 3) lautet: „Was unser Gott erschaffen hat, Das will er auch erhalten; Drüber will er früh und spat Mit seiner Gnade walten.“

Der Psalmist rühmt: „Aller Augen warten auf dich und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und erfüllest alles, was lebet mit Wohlgefallen.“ (Ps. 145, 15. 16.) Ueberhaupt: welch fröhliches Gottvertrauen tritt uns in den Psalmen entgegen, da wird gerühmt, daß Gott Menschen und Vieh sättigt, auch die jungen Raben, die ihn anrufen. (147, 8. 9.). Da kann ein Zweifel nicht aufkommen, daß einmal die Zeit kommen könnte, da nicht mehr genug wächst, um alle zu ernähren. Alle Geschöpfe werden aufgerufen zu fröhlichem Lob und Preis Gottes (Ps. 148).

Nicht anders ist's, wenn wir achten auf die Lehre des Gottvertrauens, die uns der Herr gibt in Matth. 6. Er legt uns da die Bitte in den Mund: „U n s e r t ä g l i c h B r o t g i b u n s h e u t e.“ O, wer doch nur allezeit in unbefangenem, fröhlichen Kindersinn Haupt und Herz zu dem Vater im Himmel erheben und ihn stets ohne allen Zweifel anrufen könnte mit dieser Kindesbitte um das tägliche Brot! Aber ist uns nicht, trotz dem 1. Artikel im Apostolikum gar vielfach der fröhliche, zuversichtliche Kindesglaube an die liebende Allmacht und Fürsorge des Vaters im Himmel entschwunden? Will sich nicht immer wieder drohend der Sorgengeist erheben mit seinen Zweifelsfragen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?

Ja, diese Fragen haben in unserer Zeit und Land noch ein ganz anderes Gewicht, als im Lande Israel und zur Zeit Jesu, wo man die Bedürfnisse unserer Zeit noch nicht kannte und von so hohen Kosten des Lebens noch nichts wußte.

Es bleibt deshalb eine beständige Glaubensaufgabe, auch für die gläubigen Gotteskinder, die große Wahrheit stets festzuhalten, daß der Vater im Himmel allezeit r e i c h i s t ü b e r a l l e, d i e i h n a n r u f e n. (Röm. 10, 12). Und wenn in der Not des täglichen Lebens

uns diese große Wahrheit entschwinden und der Sorgengeist einziehen will, so soll die vierte Bitte im Gebet des Herrn uns stets ein neuer Ansporn sein, alle kleinmütigen Sorgen beiseite zu werfen und mit fröhlichem Kindesauge auf den Vater zu schauen, der es als seine Aufgabe betrachtet, seine Kinder zu versorgen und zu ernähren.

In welch gewaltigem Gegensatz zu diesem biblisch so wohl begründeten fröhlich-kindlichen Gottvertrauen steht dagegen die finstere, materialistische Lehre des Thom. Rob. Malthus, die heute leider so weite Verbreitung im Volksleben gefunden hat, daß ganze Völker von dieser fluchwürdigen Lehre sich z. T. beherrschen lassen und dementsprechend den Kinderzuwachs zu regulieren unternommen haben. Frankreich erntet zur Zeit die schlimmste Frucht dieses sogenannten Neumalthusianismus. Sein Ein- und Zweikindersystem rächt sich jetzt in erschreckender Schwächung des Volkes, indem vielfach „der einzige Sohn" einer Familie durch den Krieg dahingerafft wird.

Die Lehre jenes Engländers Malthus gipfelte in dem Satz:

„Die Bevölkerung hat die Tendenz sich schneller zu vermehren als die Nahrung." Nach der malthusianischen Lehre vermehren sich die Menschen ohne Hemmung in geometrischer Progression: 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64 etc. Die Nahrungsmittel wachsen in demselben Zeitraum aber nur in arithmetischer Reihe, d. h. wie: 1 : 2 : 3 : 4 : 5 : 6 : 7.

„Mit andern Worten: die Natur hat die Tafel des Lebens nur für eine bestimmte Menge Menschen gedeckt. Aber die Zahl der Menschen ist größer, die sich hungrig zu Tisch setzen, als wie die Zahl der Gedecke. Sie finden keinen Platz, deshalb sagt die Natur zu ihnen: „Stehe auf und gehe in den Tod, du bist überzählig," und „Armut und Verbrechen, Elend und Laster, Krieg und Pestilenz sind die Diener (der Natur?), die diese furchtbaren Befehle ausführen."

Die „Reformation," der wir diese Ausführungen entnehmen, zeigt dann in weiterer Ausführung, wie falsch sich diese malthusianische Lehre schon vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus erweist, ganz abgesehen vom religiösen. Sie fährt fort, wie folgt:

Diese grobe, herzlose Anschauung ist im Laufe des 19. Jahrhunderts von der wirtschaftlichen Entwicklung als ein völliger Irrtum erkannt worden, denn seit Livingstone seine Entdeckungsreisen ins Innere Afrikas unternommen hat, und seitdem das Dampfroß mit geflügelter Eile die Entfernungen verkürzt und die modernen Riesendampfer pfeilschnell die Wogen des Weltmeeres durchschneiden, kann von fehlenden Unterhaltungsmitteln für die wachsende Menschheit nicht mehr die Rede sein. Im Gegenteil, der amerikanische Volkswirtschaftler Carey hat recht, wenn er die Meinung vertreten hat, daß die Entwicklung gerade umgekehrt vor sich gehe, als Malthus sie dargestellt habe. Das lehrt uns auch die wirtschaftliche Entwicklung in unserm Vaterlande. Professor Delbrück hielt am Beginn dieses Jahrhunderts in seiner Eigenschaft als Rektor der Landwirtschaftlichen Hoch-

schule zu Berlin eine Rede, in der er nachwies, daß die Bevölkerung auf dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches im 19. Jahrhundert sich etwas mehr als verdoppelt, die landwirtschaftliche Erzeugung im Pflanzenbau sich aber in derselben Zeit vervierfacht habe. Die Ernte an Körnerfrüchten habe sich verdoppelt und schließlich hat das 19. Jahrhundert auch den großen Erfolg des Kartoffel- und Zuckerrübenbaues gebracht. Die großen Erfolge auf landwirtschaftlichem Gebiete in unserm Vaterland knüpfen sich nicht in letzter Linie an die Lebensart eines Thaer und Liebig, denn während jener der deutschen Landwirtschaft die besseren Methoden vermittelte, lehrte dieser sie dem Acker die richtigen Nahrungsmittelstoffe zu seiner Erzeugungsfähigkeit zuzuführen, und dazu gesellte sich die segensreiche Wirkung des Schutzzolles vom letzten Viertel im 19. Jahrhundert. So konnte es möglich werden, daß die deutsche Landwirtschaft am Anfange des zweiten Jahrzehntes im neuen Jahrhundert den Wert der Viehhaltung — Fleisch und Milch — auf 6386 Millionen Mark, Roggen auf 1814 Millionen, Weizen und Spelz auf 910 Millionen, Gerste auf 507 Millionen und Kartoffeln auf 1402 Millionen Mark bezifferte. Das will sagen, im Blick auf die Erzeugung der Halmfrucht deckt Deutschland seinen Brotgetreidebedarf bei mittlerer Ernte — trotzdem in den letzten neun Jahrzehnten die deutsche Bevölkerung von 24 Millionen auf 67 Millionen gewachsen ist — zu neun Zehnteln aus eigener Kraft. In der Tat, diese Entwicklung bedeutet eine starke Widerlegung der malthusianischen Lehre auch für unser Vaterland.

Wie sehr nötig hat es doch unsere Zeit, dem fluchwürdigen malthusianischen System der absichtlichen Kinderbeschränkung entgegen zu arbeiten!

Selbst in dem sonst als kinderreich gerühmten alten Vaterland herrscht, wenigstens in den Städten bei den Hausbesitzern, die Tendenz vor, ihre Wohnungen nicht an kinderreiche Familien zu vermieten. Wir bieten hier als Beleg einen Ausschnitt aus „Reformation."

„An kinderlose Familie..." Gegen die Unsitte mancher Hausbesitzer, nur an „kinderlose" Familien zu vermieten, nimmt die „Magdeburger Zeitung" in einem Leitartikel scharf Stellung, in dem es zum Schluß heißt: Ein kräftig empfindendes Volkstum wird das Seine tun, um den Rest der noch verbleibenden Unduldsamkeit auszulöschen. Wir wollen viele Kinder haben! Und jedenfalls wollen wir nicht wieder Fälle gleich dem erleben, der im vorigen Jahre einen kinderreichen Familienvater im deutschen Westen zum Selbstmord trieb, weil er keine Wohnung erhalten konnte. Wer künftig erklärt, daß er nur an „kinderlose Familie" vermietet, der muß in den Augen der Bevölkerung als undeutscher, volksfeindlicher Geselle gebrandmarkt dastehen. Dieser Krieg hat so manchen Gebrauch und manche veraltete Ueberlieferung zerbrochen. Er sollte auch die Kraft haben, den „kinderlosen" Unfug mit Stumpf und Stiel auszurotten.

A. P. B. Der Kampf gegen das Kind ist in Deutsch-

land trotz des furchtbaren, männermordenden Krieges noch immer nicht allgemein als die große Volksgefahr erkannt und gehaßt. Zwei Kinder, ein Kind, kein Kind, das sind drei Dämonen, die ein Volk im Grunde mehr dezimieren als der Krieg. Man sieht es an Frankreich. Was soll man aber sagen, daß kürzlich mehrere Verbände deutscher Gärtner in Berlin zusammenkommen mußten, um Stellung zu nehmen gegen die von den Arbeitgebern geforderte Kinderlosigkeit der Privatgärtner. Die Gartenbesitzer beschäftigen, wie sich herausstellte, meistens nicht nur lediges männliches Personal, sondern fordern fortgesetzt, daß verheiratete Gärtner möglichst nur kleine Familien haben dürfen, oder daß sie gänzlich kinderlos sein und bleiben sollen. — Hiezu noch ein anderes Beispiel aus der Klasse der Hausbesitzer. Ein kaiserlicher Beamter, der bei einer ausländischen deutschen Botschaft angestellt war, unterbreitet in einer Berliner Zeitung folgendes der Oeffentlichkeit: „Bei Kriegsausbruch gezwungen, mit Frau und meinem Töchterchen nach Deutschland zurückzukehren, miete ich Mitte Januar dieses Jahres in Berlin-Lichterfelde-West bei dem königlichen Rechnungsrat im Statistischen Landesamte Wallies eine möbilierte Wohnung auf ein halbes Jahr bis Mitte Juli dieses Jahres. Meine Frau hatte das „große Pech," mir und dem Vaterlande Ende März einen strammen Jungen zu schenken. Bald darauf kehrte sie als Rekonvaleszentin mit dem „Stolz der Familie" aus dem Krankenhause in das Heim zurück. Drei Tage später erhalte ich von meinen Wirtsleuten einen Brief, dessen erster Absatz folgendermaßen lautet: „Da sie beim Mieten der Wohnung auf meine direkte Frage nach der Größe Ihrer Familie verschwiegen (?) haben, daß Ihre Frau Gemahlin im März ein Kind erwarte, kündige ich Ihnen gesetzmäßig zum 1. Mai die Wohnung. Ich ersuche Sie hierdurch, mir innerhalb drei Tagen mitzuteilen, ob Sie diese Kündigung annehmen, da ich mich sonst genötigt sehe, die Exmissionsklage gegen Sie anzustrengen." Des lieben Friedens halber, so fügt der Einsender hinzu, werde er ausziehen. — Eigentlich hätte er das nicht tun sollen, denn wir glauben kaum, daß ein deutsches Gericht der Aussetzungsklage stattgeben würde, weil das Verhalten des Wohnungsmieters offensichtlich gegen die guten Sitten verstößt. Wenn so etwas schon einem kaiserlichen Beamten widerfahren kann, dann mag man daraus ermessen, wie es den minderbemittelten Mietern, insbesondere kinderreichen Arbeiterfamilien bei der Wohnungssuche ergeht! Das Verhalten so vieler kinderscheuen Wohnungsvermieter ist ein Skandalon. Nein, noch mehr; das ist Mithilfe zum Volksmord, zum physischen und moralischen. Hier müßten Staat und Kirche, alle Parteien im Land- und Reichstage, Schriftsteller und Tagespresse zusammenarbeiten und nicht nur gegen jenen öffentlichen Kampf gegen das Kind Stellung nehmen, sondern auch den geheimen als etwas Schmachvolles brandmarken, der die Ehren zerrüttet und den göttlichen Segen der Ehe verhindert. Warum kann man noch immer die berüchtigten Mittel für Kinderlosigkeit bei Drogisten u. s. w. ausgestellt finden?

Und noch ein Stück zu dieser traurigen Nachtseite des heutigen Gesellschaftslebens. Wir zitieren wieder die „Ref.":

Die sozialdemokratische „Volkszeitung" in Düsseldorf schreibt in ihrer No. 79 vom 7. April:

Kinder und Frauen leiden in allen Ländern ganz furchtbar unter den Wirkungen des Krieges. Vielfach sind ihre Ernährer im Felde und sie selbst auf Beköstigung aus öffentlichen Mitteln angewiesen. Sie essen ein bitteres Brot, das aber manchen Rückschrittlern auch ein gar zu teures Brot ist. Mit allen Mitteln sucht man daher an allen Unterstützungen zu sparen, um den Staatssäckel zu entlasten. Wie bar jeden menschlichen Empfindens und jeder Moral solche Versuche sein können, zeigt folgendes Schreiben, das kürzlich an eine örtliche Armenbehörde in der Schweiz ging: „Titl. Armenbehörde! Die von Ihnen mit Zuschriften vom 17. d. M. ausgeteilte Versorgung der Kinder X. X. und die vereinbarten Kostgelder werden von uns genehmigt. Sie wollen aber auch noch das jüngste Kind in Pflege geben. Sodann ersuchen wir Sie, zu beiliegendem Formular den Arztbericht einzuholen und uns solches zu retournieren, damit wir die Frau zur Aufnahme in Dettenbühl anmelden können; damit nicht weitere Kinder entstehen, sollte sie sich aber sterilisieren lassen. Ist sie dazu willig und erklärt der Ehemann sein Einverständnis, so könnte von einer Internierung der Frau in Dettenbühl Abstand genommen werden und könnte sie sich einen Dienstplatz suchen. Der Direktor des Armenwesens." — Schlimmeren Hohn auf die Not der Frauen wird so schnell niemand finden. Man beraubt die Frauen einfach durch eine Operation jeder Möglichkeit, Mutter zu werden, und weitere Kindersorgen sind gebannt. O du grundgütige Frau Vopelius, wo bleibt demgegenüber dein schales Wasserbecken-Mittel! Du bist glatt geschlagen!"

So weit die sozialdemokratische „Volkszeitung" in Düsseldorf. Die „Evangelische Volkskorrespondenz" schreibt dazu: So weit mußte es allerdings kommen: Die Frauen wie Tiere behandelt und entweibt, wenn die Armenbehörde die Armenlasten mindern will! Freilich ist es unverständlich, warum sich gerade eine sozialdemokratische Zeitung aufregt, abgesehen davon, daß das Ganze sich in der Schweiz abgespielt hat und mit dem Kriege nichts zu tun hat. War es ja doch gerade die sozialdemokratische Presse und Partei, die ohne jede Kritik die Tagesmeinungen irgendwelcher naturwissenschaftlicher und nationalökonomischer Vertreter als den Gipfel aller Weisheit übernommen, Volksversammlungen zugunsten des Gebärstreikes inszeniert, Broschüren zur Verhütung des Kindersegens und zur Förderung des „kulturellen" Geburtenrückganges verbreitet, die Hebung des „Proletariats" in der Beschränkung der Kinderzahl erwartet hat u. s. w. — warum denn nun auf einmal so, wenn jetzt ein „Direktor des Armenwesens" das „Proletariat heben" und den Geburtenrückgang fördern will? Daß ein solcher „Direktor" freilich mehr für die Leitung eines Gestüts als eines Armenwesens geeignet erscheint, wird kaum zu leugnen sein.

So weit mußte es kommen; hoffen wir, daß der gewaltige Ernst der Zeit die Menschen weiter führen möchte zur Selbsterkenntnis auf diesem überaus wichtigen Gebiete der Sittlichkeit und des völkischen Lebens.

Menschengebote.

Aus dem Kreis unserer Synode kommen von verschiedenen Seiten uns Zeugnisse zu, die da zeigen, daß wir uns nicht durch Menschengebote wollen ablenken lassen von dem echten und wahrhaft biblischen Wege der evangelischen Wahrheit. Wir drucken zunächst ab, was Pastor Bruno Howe in den Mitteilungen des Illinoiser Staatsverbandes des Deutsch-Amerikanischen Verbandes des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes veröffentlicht und uns zugeschickt hat.

Das elfte Gebot.

Von Bruno Howe, Pastor der evang. Johannes-Kirche, Danville, Ill.

Der große Philosoph Kant hat das herrliche Wort gesprochen: „Zwei Dinge sind es, die mir immer wieder das Dasein Gottes beweisen, der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in meiner Brust.“

„Das moralische Gesetz in der Menschenbrust,“ diese Stimme Gottes, die sich unter allen Völkern kund tut, hat ihren großen, fundamentalen Ausdruck gefunden in dem Sittengesetz von Sinai, den zehn Geboten. Mit göttlicher Autorität, kurz und doch gewaltig, tritt es an uns heran mit seinem zehnmaligen „Du sollst“ und „Du sollst nicht.“

Die Weltgeschichte aber zeigt, daß noch jedes Volk untergegangen ist, sobald es begann, dieses große Sittengesetz unter die Füße zu treten. Und sicher ist auch, daß überall da, wo diese Gebote heilig gehalten werden, sowohl das Familienleben, wie auch das öffentliche Leben gedeihen wird. Dies um so mehr, wo die Zusammenfassung aller sittlichen Gebote gefunden wird in dem herrlichen Worte Christi: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Gemüte, und deinen Nächsten als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“

Was sollen wir aber dazu sagen, wenn heutzutage manche christlichen Kirchen dieses Landes, die doch Trägerinnen der christlichen Idee sein wollen, dieses große fundamentale Sittengesetz in den Hintergrund schieben und anstatt dessen ein neues Gebot erfinden, das den Maßstab des christlichen Lebens darstellen soll?! Dieses elfte Gebot heißt: „Du sollst keine geistigen Getränke trinken!“ Die hl. Schrift kennt ein solches Gebot nirgends. Weder das Alte noch das Neue Testament kennt ein Allgemeingebot dieses Inhalts. Keiner der großen Männer der Bibel, von Moses an bis zu Christus und den Aposteln, hat je eine derartige Forderung aufgestellt. Gewiß, Mäßigkeit

wird überall gefordert, und zwar nicht nur im Essen und Trinken, die Unmäßigkeit in jeder Richtung wird mit scharfen Worten gegeißelt. Aber ein neues Gebot, wie das oben genannte, widerspricht durchaus dem christlichen Geist und sollte keinen Platz in der Kirche finden.

Schon im bürgerlichen Leben sollte ein solches Verbot nicht existieren dürfen, denn wie tief muß eine Nation gesunken sein, deren Männern und Bürgern man vorschreiben muß, was sie essen und trinken dürfen. Noch trauriger ist es, wenn die Prohibitionstreiberei sich den Mantel der christlichen Religion umhängt und dadurch ein heuchlerisches Wesen in den Kirchen großzieht. Denn es ist Erfahrungstatsache, daß überall, wo Menschengebote in die Kirche eindringen, die Gottesgebote zurückgedrängt werden. Aeußerliches tritt dann an die Stelle des Innerlichen. Die Religion des Herzens wird dann gar leicht vertauscht mit einer Religion des äußeren Scheines.

Tatsächlich sehen wir, wie zwar das elfte Gebot fortwährend an Anhang gewinnt, wie aber die öffentliche Moral immer tiefer sinkt. Das alte göttliche Gebot heißt: „Du sollst nicht stehlen!" Im Kampf ums Dasein aber gilt bei Hunderttausenden der alte spartanische Erziehungsgrundsatz: „Du darfst stehlen, aber du sollst dich nicht fassen lassen." Wir erschrecken, wenn wir erkennen, wie das Gebot von der Heilighaltung der Ehe mit Füßen getreten und das Familienleben zertreten wird; wir sehen, wie das Gebot: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren," schändlich übertreten wird; wie denn überhaupt die Gesetzlosigkeit immer mehr überhand nimmt; aber während solches geschieht, bilden viele Prediger sich ein, sie könnten mit einem neuen armseligen Menschengebot Land und Volk reformieren, könnten eine große neue Zeit heraufführen, ja, vermöchten durch solche Künste die Menschheit zu entsündigen. — Wie heißt's doch im Faust? „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte." Die ungeheure Täuschung, die bereits große Massen ergriffen hat, ist äußerst beklagenswert.

Daß es freilich dringend notwendig ist, das Uebel der Trunksucht zu bekämpfen, soll hier ausdrücklich gesagt werden. Und von den Mitgliedern unserer Kirchen erwarten wir, daß sie mäßig und nüchtern sind in allen Dingen.

Die Kirche aber soll bei den alten, ehrwürdigen zehn Geboten bleiben. Wir brauchen kein elftes Gebot. Wir sind der Ueberzeugung, daß da, wo man Zeit und Kraft mit solchen Fündlein vergeudet, die eigentliche Hauptsache vergessen wird. Wenn die Kirche ihr gottgegebenes Panier preisgibt und solch elende Fetzen neuerfundener Menschensatzung zum Schiboleth erwählt, so steht es schlecht um Religion und Moral, so triumphiert die Heuchelei. Das gibt dann übertünchte Gräber, auswendig geschmückt, aber innerlich voll Verwesung und Modergeruch. Wir hoffen, daß auch von dieser sogenannten Reformbewegung das alte Wort gilt "Nebicula est, transibit." Es ist ein Wölkchen, und wird vorüberziehen.

Da nun aber eines unserer synodalen Blätter neuerdings auf die großen Schäden hinwies, die in Industriebetrieben durch den Fusel angerichtet werden, Schäden, die nicht geleugnet werden können, so veranlaßten wir Pastor Br. H. sich dazu auszusprechen. Und wir erlauben uns seine Antwort gleich beizufügen.

Gewiß ist es notwendig, daß etwas geschehen sollte, wo immer die schrecklichen Folgen eines übermäßigen Alkoholgenusses bemerkt werden. Es ist klar, daß bei industriellen Unternehmungen kein Menschenleben durch den Alkoholgenuß dieses oder jenes Angestellten in Gefahr kommen darf. Es wäre daher gut, wenn es in solchen Industriedistrikten überhaupt keine Trinkplätze gäbe.

Es ist ja keine Frage, daß in unserm Lande eine durchgreifende Reform in dieser Richtung bitter notwendig ist. Und je eher diese Reform einsetzt, desto besser ist es für alle Teile. Man scheint das auch in gewissen prohibitionsfreundlichen Kreisen zu merken. So z. B. kommt die Chicago Tribune auf die durchaus vernünftige Idee, daß der Genuß von Whisky stark zu beschränken sei, wohingegen der mäßige Genuß leichterer Getränke, wie Bier und Wein, eher zu billigen wäre. Ebenso erfreulich ist es, daß der Deutsch-Amerikanische Nationalbund bei seiner letzten Tagung in San Francisco die Regelung der Getränkfrage auf seine Fahne geschrieben hat.

Trotz aller Mißstände, die durch den übermäßigen Genuß des Alkohols erzeugt werden, erkläre ich mich als ein Gegner der Prohibitionsbewegung und wünschte, daß unsere Evangelische Synode auch in dieser Beziehung den Standpunkt der hl. Schrift deutlich und klar vertreten möchte. Wenn, wie gesagt wurde, unser amerikanisches Volk so degradiert ist, daß man ihm gleichsam einen Maulkorb anhängen muß, damit es nicht im Whisky umkomme, so gehört die Agitation für dieses Maulkorbgesetz unter keinen Umständen in die christliche Kirche. Die Kirche hat unter allen Umständen die biblischen Grundsätze zu vertreten, d. h. sie soll gegen die Unmäßigkeit auftreten, und zwar gegen die Unmäßigkeit in jeder Form. Aber gerade die Prohibitionsschreier sind daran schuld, daß die rechten Prediger der Mäßigkeit, die Vertreter des einzig christlichen und biblischen Standpunktes nicht gehört werden.

Es gibt in meinen Augen nichts Schlimmeres als dieses Billy Sunday Christentum, das nichts anderes ist als ein Zerrbild der Lehre Jesu Christi, ein Prohibitionseifer unter der Maske des Christentums. „Ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand.“ Röm. 10, 2. Der ganze vielgerühmte Erfolg ist ein Scheinerfolg. So haben wirs in unserer Stadt erlebt, wo „Billy“ etliche Tausende bekehrte, und dafür eine Unsumme einstrich. Aber es ist auch bei uns gegangen nach dem Worte Jesu: Ein Teufel war ausgetrieben, aber er kam wieder und brachte sieben andere Geister mit- und es war ärger als zuvor.

Auch die sogenannten „Bekehrungen“ in den englischen Kirchen sind vor allem eine Bekehrung zur Prohibition. Denn die biblische Bekeh-

rung „aus der Finsternis zu Gottes wunderbarem Licht“ ist eine Wirkung Gottes, die sich tief inerlich vollzieht und den ganzen Menschen umwandelt.

Wie verworfen dieses amerikanisch-englische Christentum, das sich im Fahrtwasser der Prohibitionsapostel bewegt, in Wirklichkeit ist, das ist in diesen Tagen in erschreckender Weise offenbar geworden. Diese Verworfenheit zeigt sich in dem Verhalten der amerikanischen Kirchen in Sachen der Waffenausfuhr. Dieselben Kirchen, die sonst immer und überall meinen, das öffentliche Leben bevormunden zu müssen, haben stillgeschwiegen und schweigen noch jetzt, wenn durch die amerikanische Waffenausfuhr Hunderttausende deutscher Männer ermordet werden, wenn die Witwen in Deutschland mit Tränen in den Augen auf Amerika als den Mörder ihrer Lieben hinweisen. Was kümmert es sie, ob Hunderttausende deutscher Knaben und Mädchen zu Waisen gemacht werden, so lange unser Land den Judasgewinn davonträgt. Etwas ganz anderes aber war's, als beim Untergang des Munitionsschiffes „Lusitania“ 100 Amerikaner, die sich mutwillig in große Gefahr begeben hatten, umkamen. Da stand das englisch-prohibitionistische Christentum auf und gab seiner Entrüstung über die Barbarei der Deutschen Ausdruck. Da war nach der Erklärung eines presbyterianischen Pastors in Chicago der Präsident der Vereinigten Staaten dem Herrn Christus gleich, als er in Gethsemane für die Sünden der Menschheit leiden mußte.

Man predigt in den Kirchen das große Universalheilmittel: „Die Prohibition.“ Das deckt der Sünden Menge. Es gibt kein christliches Land auf Erden, wo Ehebruch, Hurerei, Dieberei, Mord und Lyncherei zu solcher Blüte gelangt sind wie hier; aber was macht das aus, so lange nur das große Heilmittel gepredigt wird, das deckt alles andere zu. Das entschuldigt auch wohl die Judastat Amerikas am deutschen Volke.

Der große Völkerkrieg in Europa, der jetzt zum Austrag gebracht wird, wird auch darüber entscheiden, ob in unserem Lande diese Auswüchse des Calvinismus, wie sie in der puritanischen Conception des Christentums sich hierzulande geltend machen, die Oberhand behalten sollen; oder ob jene tiefere, innerlichere, biblische Auffassung des Christentums, wie sie uns Deutschen geläufig ist, siegen soll.

Nicht Menschengebote und Menschensatzungen, sondern Gottes Gebote sollen herrschen und unser Volk von Höhe zu Höhe führen.

Soweit Pastor B. H.

Bis zu welch lästerlichem Fanatismus sich das Prohibitionsvolk versteigen kann, zeigen folgende Zeilen, die in „The Chatam Preß“ (N. Y.) erschienen sind.

“If the Bible or the Church stands in the way of incorporating our highest ethical ideals into the social order, it were better to cast them aside, than to retain them as fetters and clogs on the social progress of the world (!!!)”

Christus ist diesen Moralhelden nicht mehr das Ideal, dem sie nachzustreben trachten.

Ein anderes Menschengebot: Der Vegetarianismus.

Diesem Aufsatz tritt würdig zur Seite eine andere Art von menschlicher Gesetzgebung, die uns ganz empört hat.

Eine Sekte von Vegetarianern hat es fertig gebracht, in einem englischen Blatt, das wir vorläufig nicht nennen wollen, folgende Menschengebote ausgehen zu lassen.

Es wird da als Mord und Diebstahl erklärt, wenn der Mensch Tiere tötet, um ihr Fleisch als Speise zu genießen. Das Wort des Herrn Matth. 18, 14: „Es ist vor eurem Vater nicht der Wille, daß jemand von diesen Kleinen verloren werde" verdrehen diese Heiligen: "It is not the will of the 'Father that one of these little ones should suffer'---the flesh of the 'little brothers' was never intended to be eaten." Wo der Herr von kleinen Kindern redet, das verdrehen sie und nennen die Tiere "little brothers," die nicht umkommen sollen. Wer ein Tier schlachtet zum Essen, ist ein Mörder, und ein Dieb, er stiehlt dem Tier sein Leben!

Es scheint das eine Sorte von Menschen zu sein, die entweder zu denkfaul oder aber in der Tat unfähig sind, die ungeheure Tragweite ihrer Gedanken auszudenken. Auch der Editor jener Zeitschrift, scheint gar nicht bedacht zu haben, welche Folgerungen solche unsinnige Aussprüche in sich schließen, sonst hätte er wohl sich geweigert, solche Torheiten zu publizieren.

Man denke doch einmal ein wenig über folgende Tatsachen nach: Jahrhunderte lang hat Israel seinem Gott blutige Opfer dargebracht und das geschah unter Leitung und Anordnung frommer Propheten wie Moses, Samuel, Elia und and., auf Gottes Befehl! Elia opfert angesichts des Volkes und ruft Gott an, er möge mit Feuer antworten und beweisen, daß er der rechte Gott sei. Das Feuer kommt und verzehrt Opfer und Steine und das Wasser ringsum. Nun kommt ein Vegetarianer des 20. Jahrhunderts und erklärt das Schlachten von Tieren für Mord und Diebstahl! Solcher Mord und Diebstahl ist also als sanktionierter Gottesdienst in Israel Jahrhunderte lang getrieben worden! Und Gott hat sich dazu bekannt und kein Zeichen des Abscheues dazu gegeben!!

Ferner: Wir lesen 1. Mose 9, 2. und 3, daß Gott dem Noah und seinen Nachkommen die Tiere auf Erden, die Fische und die Vögel als Speise gegeben hat, „wie das grüne Kraut habe ich es euch alles gegeben." 5. Mose 12, 15 lesen wir: „Doch magst du schlachten und Fleisch essen in allen deinen Toren nach aller Lust deiner Seele, nach dem Segen des Herrn, deines Gottes, den er dir gegeben hat; beide, der Reine und der Unreine mögen's essen wie ein Reh oder Hirsch." etc. Man lese weiter bis V. 22, welche Verordnung für das Fleischessen gegeben wird. Doch die Heiligen des 20. Jahrhunderts wissen das besser! Nicht nur

wer das Tier schlachtet ist ein Mörder, auch wer davon ißt, ja auch wer nur das Gelüste darnach hat, läßt in seinem Herzen schon Mordgedanken aufkommen!

Doch möchten diese Heiligen sagen: Das war noch eine rückständige alttestamentliche Frömmigkeit, die wir nicht mehr üben oder billigen können.

Solche Torheit aber muß mit Keulen niedergeschlagen werden!

Wollen sie etwa heiliger sein als der auferstandene Jesus, der vollendete Heilige? Hat er nicht, wie uns Luk. 24, 42. 43 berichtet, als er auferstanden war, vor den Augen seiner Jünger gebratenen Fisch gegessen? Hat er nicht vor und nach seiner Auferstehung seinen Jüngern durch großen Fischfang Speise verschafft? Luk. 5, 5 ff., vergl. Joh. 6, 11, Joh. 21, 6—13. Wie kann ein Heiliger unsrer Zeit sich erfrechen, den Fleischgenuß als Mord und Diebstahl zu brandmarken? Dahin kommt unsere Sorte von Frommen, indem sie in selbsterwählter Heiligkeit sich emanzipieren von dem Wort der Wahrheit und **Menschengebot** an die Stelle von Gottes Gebot setzen. Man denke doch, welche Umwälzung im menschlichen Leben sich vollziehen müßte, wenn die Torheit dieser Menschen sollte allgemein anerkannt und durchgeführt werden!

Kein Tier mehr geschlachtet, das bedeutete: Kein Leder mehr — die gesamte Industrie, die mit Leder zu tun hat, mit einem Schlag vernichtet. Fürs Leder müßte anderer Ersatz gefunden werden.

Kein Fisch mehr gefangen: die ganze ausgedehnte Industrie, die vom Fischfang und drgl. abhängig ist, mit einem Schlag vernichtet! — Keine Milch soll der Mensch trinken, keine Eier essen, nach der extremsten Tollheit dieser Sekte — also die Viehzucht absolut abgetan! Die Wollindustrie vernichtet, man denke sich das aus! Also kein Tier mehr getötet. Die Tierwelt soll ungehindert sich auf Erden vermehren, natürlich nicht nur das Rindvieh und Schafe, auch die wilden Tiere müssen in diesen vegetarischen Schutz eingeschlossen sein! Da könnte der Mensch bald das Feld räumen und — auf den Mond auswandern, wo vielleicht keine Tierwelt ihm wegfrißt, was er für sich braucht!

Zu den "little brothers," die man nicht töten darf, muß man doch auch alles schädliche Geschmeiß und Gewürm rechnen: Ratten, Mäuse Wanzen, Fliegen, Läuse — kein Heiliger darf sie antasten. Das alles haben die Schreiber jener unsinnigen Aufsätze gewiß nicht bedacht, oder sie hätten sich durch spitzfindige Kautelen verwahren müssen gegen diese vernunftgemäßen Einwände, die wir hier gegen ihre tollen Lehren erhoben haben. Dahin kommen die selbsterwählten Frommen, wenn sie heiliger sein wollen als der heilige Jesus, dem seine Feinde nachsagten: Wie ist dieser Mensch ein Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Geselle. Matth. 11, 19. Ja, ja! unsere Zeit hat's in der Frömmigkeit und Heiligkeit viel weiter gebracht, als die frömmsten Männer der Bibel, selbst Jesus nicht ausgenommen! Und wer hier

nicht mittut und nicht billigt, was diese Frommen aushecken, wird mit den Säufern und Schlemmern in einen Topf geworfen, wie die Pharisäer es mit Jesu auch taten. Wenn protestantische Kirchen unter Verachtung der evangelischen Lehre sich die Hilfe des Staats sichern, um ihre Mitmenschen durch Staatszwang zur absoluten Abstinenz zu zwingen wider ihren Willen, mit welchem Recht können sie noch gegen die Intoleranz der Römlinge protestieren, die ebenfalls wie die Prohibitionisten und Vegetarier klare Schriftlehren beiseite setzen, um mit Staatszwang, wo sie können, ihre nichtkatholischen Mitbrüder unter das römische Joch zu bringen? Die Römlinge haben scheinbar mehr religiösen Grund für ihre Intoleranz als jene Prohibitionisten.

Die Sintflut.*)

Von Dr. Johannes Riehm. Bearbeitet von Pastor E. Schweizer.

Bei einer großen Anzahl von Völkern auf der Erde findet man Ueberlieferungen, die von einer großen Flut reden. In den meisten Fällen sind diese Sagen im Laufe der Zeit verblaßt, daß sie eben weiter nichts enthalten, als die bloße Erwähnung der Flut. Andere Berichte sind noch vollständiger erhalten und geben sogar noch Einzelheiten über den Verlauf der Flut, die zum Teil sehr charakteristisch sind. „Wir sehen ab von den Erzählungen, die ganz offenbar eine Entstellung des mosaischen Berichtes sind, und nehmen nur diejenigen an, die in gewissem Sinn ihre Ursprünglichkeit bewahrt haben. Dann haben wir 69 Berichte. Von diesen kommen auf Vorderasien drei, die beiden der Genesis, und der babylonische (das Epos von Gilgamesch), dann noch 10 in Asien."

A n m e r k u n g. Vor einigen Wochen bekam ich das Sonntagsblatt des „Reichsboten" in die Hände und fand darin die Nachricht von der Auffindung eines Sintflutberichtes in den Ruinen Babels. Dieser Bericht sei älter als das Gilgamesch-Epos, einfacher und stimme mit der Erzählung der Genesis beinahe vollständig überein.

Dr. Riehm schreibt weiter: „In Europa sind es vier, der Deukalionische, der in der Edda, der der Littauer und der Wogulen. In Afrika finden wir fünf, in Nord-Amerika zwanzig, in Mittelamerika vier und in Südamerika vierzehn, Australien und die Südsee haben noch neun Erzählungen. Siebzehn mal findet man als Ursache der Flut den Regen, sonst Springfluten als Grund des Wassers. Die Dauer schwankt zwischen 5 Tagen und 52 Jahren. In 37 Fällen erfolgt die Rettung durch ein Schiff oder Floß. 22 mal retten sich die Menschen in eine Höhle, auf einen Berg oder auf eine hohe Insel. Sehr wichtig ist, daß zum Schluß fünfmal der Regenbogen erscheint. Zur Prüfung des

---

*) Im Mai- und Juli-Heft dieses Jahres erschienen zwei Stücke „Natur und Bibel in ihrer Harmonie." „Die Sintflut" ist lediglich eine Weiterführung genannter zwei Aufsätze nach derselben Quelle bearbeitet. (D. H.)

Wasserstandes werden mehrfach Tiere benutzt, Tauben, Raben, Geier, Ratten, Tauchvögel, je nach Art des Landes."

Die Erzählungen kommen oft in wunderbarem Gewand. Die Phantasie und Dichtkunst hat sich oft der ursprünglich einfachen Tradition bemächtigt, diese ausgeschmückt und verändert. Das ist vor allem bei der babylonischen Sintflutsage, dem Gilgamesch-Epos, der Fall. Man vergleiche dieses phantastische Lied mit dem Bericht der Genesis und sehe auf den ersten Blick, was wahre und erdichtete Geschichte ist. Doch liegt dem Gilgamesch der Sintflutbericht zu Grunde. Unter den verschiedenen Sintflutsagen wird man die, als die am wenigsten veränderten anerkennen müssen, welche mit dem biblischen am genauesten übereinstimmen. Das sind der Bericht der Littauer und der der Masai in Ostafrika. Die Masai sind eine Kolonie von Semiten im Innern Afrikas; es finden sich daher in ihren Ueberlieferungen und Sagen viele Anklänge an die Erzählungen der Genesis. Sie sind Bewohner des deutschen Schutzgebietes und Hauptmann Merker gewann das Vertrauen der Aeltesten des Stammes, daß sie ihm ihre Geheimnisse mitteilten. Eben auch ihre Erinnerungen an die Sintflut. Sie lauten nach Hauptmann Merker also: „Tumbainot war ein frommer Mann, den Gott liebte. Auf die von Nambija begangene Mordtat hin beschloß Gott, die Menschen zu vernichten. Nur der fromme Tumbainot hatte Gnade vor Gott gefunden. Gott befahl ihm eine Hütte aus Holz, eine Arche, zu bauen, und mit seinen zwei Frauen, seinen sechs Söhnen und deren Frauen hineinzugehen, sowie einige Tiere von jeder Art mitzunehmen. Nachdem Menschen und Tiere im Kasten untergebracht waren und Tumbainot darin auch eine große Menge Lebensmittel verstaut hatte, ließ Gott lang und heftig regnen, so daß eine große Ueberschwemmung entstand, und alle Menschen und Tiere, welche außerhalb der Arche waren, ertranken. Diese selbst schwamm auf den Wassern der Regenflut. Mit Sehnsucht erwartete Tumbainot das Ende des Regens, denn die Lebensmittel fingen an knapp zu werden. Endlich hörte der Regen auf. Tumbainot wollte sich nun über den Stand des Wassers unterrichten. Er ließ daher eine Taube aus der Arche fliegen. Als sie Abends sehr ermüdet zurückkam, wußte Tumbainot, daß das Wasser noch sehr hoch sei, und die Taube sich nicht hatte ausruhen können. Einige Tage später ließ er einen Aasgeier ausfliegen. Vorher hatte er ihm einen Pfeil derart an eine der Schwanzfedern gebunden, daß der Pfeil, sobald sich das Tier beim Fraß niedersetzte und ihn nachschleppte, festhaken und mit der betreffenden Feder verloren gehen mußte. Als der Geier am Abend zurückkehrte, fehlte der Pfeil und die Feder. Tumbainot erkannte daraus, daß der Vogel sich draußen auf ein Aas niedergelassen hatte, das Wasser also im Schwinden begriffen sein mußte. Als sich dann das Wasser noch weiter verlaufen hatte, landete die Arche in einer Steppe, wo ihr Tiere und Menschen entstiegen. Beim Verlassen der Arche gewahrte Tumbainot vier Regenbogen am Himmel, einen in jeder Himmelsrichtung. Dies

galt ihm als Zeichen, daß der Zorn Gottes vorüber sei." — Das ist die Sintflutsage der Masai nach Hauptmann Merker. Bei ihr und noch in vier andern Fällen erscheint am Schluß der Regenbogen, und die Ursache der Flut ist in den meisten Sagen der Zorn des Gottes durch irgend eine Missetat veranlaßt. Es ist nun die Frage: Woher haben die Masai, die Littauer und andere ihr Wissen von der allgemeinen, d. h. von der Sintflut? Durch Bekanntschaft mit der Genesis sind sie auf jedenfalls nicht entstanden; auch nicht dadurch modifiziert. Es sind originelle Traditionen, die im Laufe der Jahrtausende lokale Färbung bekamen und mehr oder weniger von ihrem ursprünglichen Gehalt einbüßten. Dr. Riehm behauptet, die Flut sei wohl über die ganze Erde hingegangen; aber nur in einer Höhe von 30—40 Meter, also nicht über alle Berge hinweg, so daß da und dort Menschen dem Verderben entrinnen konnten. In diesem Fall waren dann die Sintflutberichte in verschiedenen, neuen Generationen fortgepflanzt worden und nur wenige von Noahs Nachkommen bewahrt und verbreitet worden. Doch ist Dr. Riehms Meinung nur eine Hypothese. Die Tradition der Masai, mit ihrer beinahe völligen Uebereinstimmung mit dem Bericht der Genesis, ist auf jeden Fall aus derselben Quelle, aus der die Genesis geschöpft und der „Tumbainot" ist eben kein anderer als Noah.

In den fünf besten Berichten erscheint am Schluß der „Regenbogen"; und diesem Umstand widmete Dr. Riehm besondere Beachtung. Er schreibt: „Er tritt jedesmal auf, wenn die Flut vorbei ist, und es heißt jedesmal, daß die Menschen aus dem Erscheinen des Regenbogens erkannt hätten, daß der Zorn der Gottheit verschwunden sei. Es ist ausgeschlossen hierbei, an eine gegenseitige Entlehnung zu denken. Die Berichte sind durchaus als selbständig nebeneinander bestehend zu betrachten. Hier ist nun folgendes zu bedenken. Wenn der Regenbogen ein Zeichen der Versöhnung ist, und von diesem Zeichen in der Genesis noch ausdrücklich gesagt wird, daß es erst nach der Sintflut entstanden sei, so ist das ein Zug von allerhöchsten Werte. Der Naturmensch, dem die Entstehung des Regenbogens unbekannt ist, kann gar nicht auf die Idee kommen, sein plötzliches Auftreten auf äußere veränderte meteorologische Verhältnisse zurückzuführen. Ihm bleibt nur die Erinnerung an das erstmalige Auftreten dieser bis dahin unbekannten Naturerscheinung." Wie entstand denn nun der Regenbogen nach der Sintflut? Und warum war er vorher nicht erschienen? Er entsteht, wenn der Himmel auf der Sonnenseite klar ist, daß die Sonne scheinen kann, und die andere Seite eine Regenwand ist. Die alle Farben des Regenbogens in sich schließenden Sonnenstrahlen brechen sich in den Regentropfen, die Farben treten in verschiedenen Winkeln auseinander und man hat den siebenfarbigen Streifen. Zum Regenbogen gehört also klarer Himmel mit Sonnenschein und eine Regenwand. Diese Bedingungen müssen also vor der Sintflut nicht gegeben gewesen sein. „Nun ist die Frage," fährt Dr. Riehm fort, „ob es denkbar und wahrscheinlich ist, daß jemals auf

der Erde dauernde Zustände geherrscht haben, die die Entstehung des Regenbogens als unmöglich hinstellten? Von diesem Gedanken ausgehend ist die ganze Theorie des Verfassers über die Sintflut entstanden. Der Planet Venus zeigt sich im Fernrohr als in eine dichte undurchdringliche Wolkendecke gehüllt. Seine Atmosphäre enthält reichlichen Wasserdampf und hat mit der unsrigen jedenfalls viel Gemeinsames. *Wir sehen in diesem Zustand der Venus ein Bild der Erde in einer früheren Epoche.* Auch unsere Erde ist in derjenigen Periode, die der gegenwärtigen vorhergeht, dem *Tertiär*, in einer ähnlichen Verfassung gewesen, wie jetzt die Venus. Die Geologen beschreiben uns die Zeit des Tertiär als eine Zeit, in der ein *gleichmäßiges warmes* Klima die ganze Erde umfing. Die Gestaltung der Erde war im wesentlichen dieselbe, wie heute. Gebirge, Flüsse, Seen und Inseln bestanden ohne nennenswerte Veränderungen, wie jetzt noch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen. Das Klima war warm, feucht und gleichmäßig, und hatte nicht die Extreme zwischen der Kälte der Polargegenden und der Hitze der Tropen. Infolgedessen erzeugte der Boden eine üppige Vegetation bis in den hohen Norden und Süden. Diese Vegetation gab den riesigen Säugetieren jener Zeit die Nahrung. Das Mammut fand seine Nahrung in Sibirien, dieses, sowie Grönland waren dicht bewachsen und mit vielen Tieren bevölkert. Im tiefsten Süden hat man Kohle gefunden, zum Beweis eines lang andauernden, starken Pflanzenwuchses. Wenn heute die Erde vornehmlich unter der Herrschaft der Sommerwärme steht, so hatte damals die Erde noch mehr von ihrer eigenen Wärme, und diese stieg stetig von unten nach oben und bewirkte eine sehr viel stärkere Verdunstung des Wassers. Und dieses kondensierte sich in den obern Schichten der Atmosphäre zu dichten Wolkenmassen, die die Erde wie ein Glasdach eines Treibhauses umgaben. Die Strahlen der Sonne drangen nur soweit durch, um eine allgemeine Helligkeit zu erzeugen und die Energie (Kraft) zu entwickeln, die zum Leben der Pflanzen und Tiere notwendig war. Das Klima war unabhängig vom Einfluß der Jahreszeiten und des Wechsels von Tag und Nacht. Einen Wechsel von Saat und Ernte gab es nicht. Die Pflanzen trugen das ganze Jahr: man konnte immer ernten, wie jetzt noch in den Tropen. *So war das Klima im Ausgang des Tertiär.* Wie man sieht, beruht es auf dem Gleichgewicht der Ausstrahlung der Erde und dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der von der Temperatur in hohem Maße abhängig ist. Nun gab aber der aufsteigende Strom des Wasserdampfes seine Wärme nach oben an die Wolkenschicht ab, und diese strahlte sie nach außen in den kalten Weltraum aus, so daß sich der Wärmevorrat der Erde nach und nach verminderte. Das Gleichgewicht wurde mit der Zeit ein immer weniger *stabiles*, immer mehr *labiles*. Ein solches kann durch geringfügige Ursachen zerstört werden.“ Die Katastrophe war vorbereitet. Der Ausbruch eines Vulkans oder sonst ein Ereignis auf der Erde bewirkte die endgültige Zerstörung des Gleichgewichts. Der

Kampf in der Natur begann. Die Wolken verdichteten sich; es begann zu regnen, tage-, monatelang und allenthalben auf der Erde, so daß das Wasser nicht abfließen konnte. Das war die Sintflut mit ihren zerstörenden Wirkungen. Nun entstand eine neue Ordnung in der Natur: die Erde kam unter die Herrschaft der Sonne, die Jahreszeiten begannen sich bemerklich zu machen. Die Pflanzenwelt war gezwungen, sich daran zu gewöhnen und brachte ihre Früchte nur noch in der warmen Jahreszeit hervor; Saat und Ernte hatten nun ihre besondere Zeit im Kreislauf des Jahres. Die Menschen müssen diesen Wechsel schwer empfunden haben; sie mußten sich mit Kleidung und Wohnung gegen die Kälte schützen und im Sommer für den Winter sorgen. Der rauheren Temperatur wegen genügte die bisherige Nahrung nicht mehr und sie mußten zum Fleischessen übergehen. Die schlimmste Folge der Sintflut war die Eiszeit, welche die Geologen an den Beginn des gegenwärtigen geologischen Zeitalters, des Diluviums setzen. Die kosmischen Ursachen seien nicht bekannt; aber die Vereisung habe sich über einen großen Teil der Erde erstreckt. Die Polargegenden liegen jetzt noch unter Eis. Die Menschen mußten vor dem fortschreitenden Eisgürtel fliehen. Die Pflanzen und Tiere mögen zum großen Teil untergegangen sein durch den Kältetod. Spenderin der Wärme war fortan die Sonne allein. Das ist die Theorie Dr. Riehms von der Sintflut, ihren Ursachen und Folgen.

„Einwandsfrei," nennt er seine Weise der Darstellung. Der von ihm beschriebene meteorologische Vorgang sei allem Hypothetischen entzogen, sagt er. Nach seiner, allerdings sehr vernünftigen Ausführung, war also der unerhört gewaltige Niederschlag eine Naturnotwendigkeit in Folge sehr verringerter Wärmeausstrahlung von der Erde und Abkühlung der Atmosphäre, dabei mußte man sich den Gedanken abgewöhnen, als ob die Flut von Gott einzig und allein nur zu dem Zweck gerufen worden sei, ein aufs äußerste entartetes Menschengeschlecht zu vertilgen. Dies scheint ohne Zweifel der Sinn von Genesis 6, 5—17 zu sein. Es kann auch die vorausgesehene Naturkatastrophe von Gott zum Verderben des absolut zuchtlosen Menschenvolkes gebraucht worden sein. Diese Auffassung widerspricht der Genesisstelle nicht und wäre nicht ohne Beispiele. Wie oft haben Naturkalamitäten als Zuchtruten und Strafheimsuchungen dienen müssen. — Wenn die Bewohner der Polargegenden dem heranrückenden Eisgürtel weichen mußten, so kann die vielbesprochene und noch wenig aufgeklärte „Eisperiode" nicht alsbald nach der Sintflut begonnen haben, denn Jahrhunderte mußten vergehen, bis die Nordländer bevölkert sein konnten. Wenn aber, wie auch Dr. Riehm behauptet, da und dort auf Bergen sich größere und kleinere Gruppen von Menschen retten konnten, dann nahm die Wiederbevölkerung der Erde keine zu lange Zeit in Anspruch. Allein die Beweise für diese Hypothese sind sehr schwach. Die Keniter, 4. Mose 24 (z. B.) sollen Nachkommen Kains sein!

Der Verfasser geht nun zur Betrachtung der vermeintlich „beiden" Berichte in der Genesis über. Denn die Philologen behaupten, daß zwei Berichte ineinander gearbeitet seien: der Bericht aus dem Priestercodex (P) und der jehovistische (J) Bericht. Die beiden Berichte ergänzen sich, sagt Dr. Riehm, und führt erst den Bericht P und dann den jehovistischen Bericht an. Um Raum zu ersparen, setze ich den Bericht nicht wörtlich her, sondern nenne nur die Stellen, die der Leser in der Bibel nachlesen kann. 1. nach dem sogenannten Priestercodex: 7, 11; 17*a*; 18—20; 24; 8, 1—2*a*; 13*a*—14; 9, 1—4; 8—17; soweit der Bericht P., der der ausführlichere ist. In ihn sei dann der Bericht J hineingearbeitet als Zusatz und Ergänzung: 7, 12; 17*b*; 8, 2*b*—3*a*. Aus diesem Bericht will man schließen, daß die Flut 40 Tage anwächst und dann in 21 Tagen fällt, so daß dieser Bericht uns eine Flut von 61 Tagen nennt. Vergl. 8, 6—11 und 20—22. Ich kann eine solche Hineinflickerei absolut nicht erkennen, zudem eine Korrektur, die ein Widerspruch gegen den andern Bericht wäre. Ich lese 8, 5*b*: „Am ersten Tag des 10. Monats sahen der Berge Spitzen hervor. Nach 40 Tagen tat Noah das Fenster auf an dem Kasten, das er gemacht hatte." Das geschah denn am 10. Tage des 11. Monats. Nun ließ Noah einen Raben ausfliegen. Wie lange er gewartet, bis er die erste Taube fliegen ließ, steht nicht im Bericht. Warum nicht schon am andern Morgen, weil der Rabe nicht kam? Von der ersten bis zur zweiten Taube 7 Tage; bis zur dritten wieder 7 Tage und dann harrte Noah noch andere 7 Tage. Das führt auf den ersten Tag des nächsten Jahres. Ein Jahr und 10 Tage war Noah im Kasten: 7, 11 und 8, 14. Das sind sehr genaue Angaben der Zeit und Umstände in schlichter, einfacher Darstellung und frei von den phantastischen Berichten der Babylonier. Dr. Riehm tadelt auch entschieden die Neigung, die in der Genesis enthaltenen Berichte als solche darzustellen, die aus dem Zweistromlande bezogen seien, und zitiert ein Wort von Stucken, der sich über die Lage der Dinge also ausdrückt: „Es ist eine irrtümliche, leider noch weit verbreitete Ansicht, daß gewisse, nicht wegzuleugnende Aehnlichkeiten zwischen griechischen, biblischen und babylonischen Legenden nur durch literarische Beeinflussung von Seiten der Babylonier zu erklären seien. Zahllose Funde, die ich gemacht, haben mich zu der Ansicht geführt, daß die Annahme einer babylonischen literarischen Beeinflussung durchaus irre führend ist. Manche Legenden liegen uns in biblischer Fassung ursprünglicher vor als in babylonischer. Selbst beim Sintflutbericht erscheint es mir sehr wohl möglich (warum nicht „im höchsten Grad wahrscheinlich?" (E. Schw.), daß derselbe geschrieben sein könnte, wie er geschrieben ist, auch ohne jegliche Beeinflussung durch die Sitnapistim-Erzählung. . . . Es ist völlig verfehlt anzunehmen, daß eine Legende, wenn sie uns zufällig in babylonischer Form vorliegt, eben deshalb das Prototyp derselben Legende in biblischer Form sein müsse. Im Gegenteil; es kann sich gerade anders verhalten, daß die

betreffende babylonische Legende weit jünger ist, als die entsprechende biblische." Das nehmen wir allerweg mit Dank an und verzeihen dem Herrn Stucken seine Reden von „biblischen Legenden." „Diese Ausführungen treffen ohne Zweifel das Richtige und mahnen zur Vorsicht gegenüber den Behauptungen der Panbabylonier, wie Winkler und Jansen," sagt Dr. Riehm, und schreibt weiter unten: „So steht jedenfalls der Bericht der Bibel in unvergleichlicher ethischer Höhe über allen andern Berichten, auch über denen der Keilinschriften, und wir haben allen Grund, irgend eine Entstehung aus dieser Quelle abzuweisen." — Dr. Riehm handelt weiterhin von den Wassermassen der Flut, deren Verbreitung über die ganze Erde hin ihm feststeht. „Natürlich haben die bei der Sintflut heruntergekommenen Wassermassen vorher den Luftdruck in einer entsprechenden Weise erhöht, und wir wissen, daß eine Wassersäule von 10 Metern Höhe (33⅓ Fuß) gleich einer Atmosphäre ist ... Bis zu einem Druck von vier Atmosphären läßt sich existieren und arbeiten. Der Luftdruck vor der Flut muß 3—4 Atmosphären höher gewesen sein als nachher. Es sind demnach 30—40 Meter (100—140 Fuß) Wasser gefallen. Aus diesen Ueberlegungen schließen wir, daß der Ausdruck der höchsten Berge in der Genesis nur eine lokale Bedeutung haben kann. Auch nach der Genesis ist die Tier- und Pflanzenwelt nach der Flut dieselbe, wie vorher. Ferner ist der Bericht auch insofern ein rein lokaler, als er von dem Untergang aller Menschen redet, was ebenfalls sich nur auf die Menschen jener Gegend beziehen kann, aus der der Bericht kommt." Das sind nun bloße Vermutungen und läßt sich nichts mit Sicherheit beweisen. Ich, für meinen Teil, bleibe bei dem Wort: 7, 21: „Da ging alles Fleisch unter, das auf Erden kriecht, an Vögeln, an Vieh, an Tieren und an allem, das sich reget auf Erden, und alle Menschen." Und sollte es sich schließlich wirklich herausstellen, daß der Berg, auf dem die Arche sitzen blieb, nicht der hohe Ararat in Armenien war, sondern ein Hügel in der Landschaft Ararat, und sollte es bewiesen werden können, daß da und dort ein Häuflein Menschen dem Verderben entronnen wäre: so verliere ich mein Vertrauen zur Genesis, zur Bibel, durchaus nicht, und meinem christlichen Glauben zerschlüge es absolut nichts. Einstweilen besteht der Bericht der Bibel zu Recht und die Wasser der Flut mögen über höhere Berge als die mesopotamischen Hügel gegangen sein. —

Von den Flutberichten war vorstehend die Rede. „Die wertvollsten unter diesen sind die Berichte der Genesis. Diese machen uns den Eindruck eines Berichtes von Augenzeugen. Er enthält eine solche Menge von Zügen unumstößlicher Wahrheit, daß er für uns eine ausreichende Schilderung der klimatologischen Verhältnisse vor der Sintflut und nach der Sintflut gibt." Der Verfasser betont sehr nachdrücklich die Echtheit des biblischen Berichtes und von nachträglicher Erfindung könne keine Rede sein. An eine Entlehnung von außen sei gar nicht zu denken. Die Berichte der Keilinschriften können nicht in Betracht kommen. — Es ist dann von geologischen Beweisen

einer Wasserflut von unerhörter Gewalt und Plötzlichkeit die Rede. Von den Gebirgen spült der Regen Sand und Kies herab, daß in den Flußtälern Sand- und Kiesschichten entstehen. Nun aber gibt es Sandschichten, die nicht herabgewaschen sein können. Urquhart berichtet, daß auf einem Schieferbruch auf Moel Tryfan eine ungeheure Sandschicht liege und das in einer Höhe von 400 Meter über dem Meere. Diese Schichte sei voll Seemuscheln, nicht nur solche Arten, die dem Ufer angehören, sondern auch solcher, die dem Meere angehören. Da kann doch nur die Sintflut diesen Sand mit seinen Muscheln in diese Höhe gebracht haben. Solche Beispiele lassen sich auf der ganzen Welt finden. Ringsum München findet man gewaltige Kiesgräben, die ihr Material von den Alpen durch Herabschwemmen bekommen haben. In Patagonien gibt es Kieslager von mehr als 1000 Kilometer Länge und 50—70 Meter Dicke. Sie verdanken ihre Entstehung der großen Flut. Im Rheintal, in Brasilien, Bolivien, Australien gibt es Schlammschichten von 50 bis 400 Meter Dicke. Erwan, dessen Forschungen sich besonders auf Sibirien erstrecken, spricht von den ungeheuren Mengen von Birken, die unter den Tundas in Neusibirien verschüttet liegen. „Nur in den unteren Schichten haben die Stämme jene Stellung, welche sie bei ungestörtem Schwimmen oder Sinken einnehmen würden. Auf dem Gipfel der Berge liegen sie in wildester Unordnung durcheinandergeworfen, gewaltsam aufgerichtet, dem Gesetz der Schwere zum Trotz, mit abgebrochenen Spitzen oder zermalmt, als wären sie mit großer Gewalt von Süden an ein Ufer geschleudert und dort aufgehäuft worden. Es ist klar, daß zu der Zeit, wo die Elefanten und Baumstämme zusammen aufgehäuft wurden, eine Flut sich ausbreitete, von der Mitte des Kontinents bis zur fernsten Grenze des Meeres, wie sie jetzt existiert." Also allerlei Zeichen auf verschiedenen Stellen des Erdbodens zum Beweise einer großen, tiefen, sturmbewegten Flut, wie sie von der Genesis berichtet und von andern Ueberlieferungen bestätigt wird.

Außer den geologischen Funden gibt es auch eine große Menge von paläontologischen Funden: Tierknochen verschiedener Art, oft in bedeutender Menge und in größerer Höhe, so daß klar ist, die Tiere flohen vor der steigenden Flut, stiegen die Höhen hinan und versteckten sich in Höhlen. Dabei gibt es wohl gebrochene Knochen zum Zeichen, daß die Flut kein stilles, sondern ein sturmbewegtes Wasser war, das die Tiere etwa auch an die Felsen schleuderte; aber es gibt keine abgeschliffenen Knochen zum Beweis, daß die Knochen nicht gerollt wurden, sondern da liegen blieben, wo die Tiere ertranken. Daraus ergibt sich, daß die Flut eine plötzliche, eine einmalige und von kurzer Dauer gewesen ist. „Die Knochen mußten zu Pulver zermalmt, die Zähne aus ihren Höhlen gerissen und die Fortsätze der Knochen abgeschlagen worden sein, wenn die Bewegung der Wasser lange angedauert hätte. Emery über die „Kees-Höhle."—

Der Verfasser kommt nun auf die sogenannte „E i s z e i t“ zu sprechen. „Alles deutet darauf hin, daß es ehemals einen andern Zustand gab auf der Erde, als den heutigen. Wir gingen ja von der Ansicht aus, daß die Sintflut die Trennung ist zwischen dem Tertiär und dem Quartär. Es ist eine weitere Folge, daß der Mensch schon im Tertiär gelebt haben muß, und zwar nicht etwa in der fabelhaften Gestalt eines halbtierischen Wesens, sondern bereits als wirklicher Mensch, den Nachkommen der Gegenwart vergleichbar. Denn er mußte im Stande sein, seinen Nachkommen durch mündliche Erzählung die Kunde von der großen Flut weiterzugeben. Das Paradies ist auf jeden Fall der Aufenthalt der Menschen im Tertiär. Die Zustände müssen vor der Flut paradisisch gewesen sein, wenn wir bedenken, wie es nach der Flut auf der Erde aussah und noch heute aussieht. Nach diesen Zeiten geht das unbewußte Sehnen der Menschen zurück. Es war der natürliche Zustand des Menschen, von dem er sich auf die Dauer immer mehr entfernte.“ Und das lange schon vor der Sintflut. Denn nach der Schrift dauerte das „goldene Zeitalter“ der Dichter gar kurze Zeit und die Menschheit wuchs unter Dornen und Disteln heran, mußte mit Kummer sich nähren und im Schweiß des Angesichts ihr Brot essen schon im Tertiär. —

Die Wanderungen der Arier und ihre Traditionen, dienen hauptsächlich zum Beweise der allmählichen Veränderung des Klimas im Norden und der Vereisung des Nordlandes. Es sei allgemein bekannt, daß die Heimat der Indogermanen, oder, wie man besser sagt, der A r i e r, nicht in Mittelasien gelegen hat. Man sei auch darüber ziemlich einig, daß ihre Urheimat irgendwo in Europa gelegen habe, um die Ostsee herum, in Skandinavien oder in Litauen. Eigentümliche Bauwerke (Dolmen, Tropenburgen oder Labyrinthe) sollen beweisen, daß sich die Arier über England, Spanien, die Länder am Mittelmeer, Palästina, nach dem schwarzen Meer bis nach Indien verzogen haben. So sagt Ernst Krause (Carus Stern) in seinem Buch von den Trojaburgen. Es ist das wohl möglich, ja sehr wahrscheinlich. Merkwürdig ist auch der Unterschied in der Sonnenverehrung der Semiten und der Arier. Bei den Semiten ist die Sonne immer das zerstörende, vernichtende Prinzip, bei den Ariern das lebenspendende, erhaltende. Die Arier stammten darnach aus Ländern, in welchen die Sonne nicht die Gluthitze der Tropen erzeugt, sondern die segensreiche Wirkung der nördlichen Länder hat. Es gibt zudem noch stärkere Beweise der Wanderung der Arier aus dem Norden bis nach Indien. —

Dr. Riehm zitiert aus dem Buche T i l a k s, eines indischen Gelehrten. Tilak kennt nicht nur die uralten V e d a genau, sondern hat sich in England mit den Methoden der modernen philosophischen Forschung bekannt gemacht und sucht nun den Inhalt der Veden und der heiligen Bücher der Religion Zarathustras, des Awesta, dem Verständnis unserer Zeit näher zu bringen, indem er manche unverständliche Stellen in den rituellen Vorschriften dadurch klar legt, daß er zeigt,

daß sie sich auf ursprüngliche, längst vergangene Verhältnisse beziehen und zur Zeit nicht mehr passen. Es ist ja klar, daß die Arier in Indien eingewandert sind, und so werden sie aus der verlassenen Urheimat manche Erinnerungen und Gebräuche mitgebracht haben. Diese werden vor allem in der Einrichtung der Kulte und in den heiligen Gesängen zu finden sein; und in der Tat ist es Tilak gelungen zu ganz unerwarteten und überraschenden Ergebnissen zu kommen.

Im Jahre 1893 hat er in Uebereinstimmung mit anderen Sanskritisten die Annahme vertreten, daß die Entstehung der vedischen Hymnen etwa in das Jahr 4500 vor Christo zu legen sei. Er kam in seinem Buche auch auf das Problem der Eiszeiten und legt den Schluß der letzten Vereisung etwa auf 10,000—8000 Jahre vor der Gegenwart. Dr. Riehm glaubt die Zahlen seien etwas zu hoch gegriffen. Hierüber weiter unten. In einem Buch von 1903 trat Tilak für die arktische Herkunft der Arier ein. Die scheinbare Bewegung der Sterne in den Gegenden des Poles findet man in den Veden sehr schön beschrieben. Die Bewegung wird verglichen mit einem Rade, das sich um die Achse dreht. Von Indra heißt es, daß er mit seiner Kraft Himmel und Erde auseinander halte, wie mit einer rädertragenden Achse. Das Gleichnis mit den Rädern findet sich oftmals und kann seinen Ursprung nur nahe dem Nordpol haben. Dort wohnen die Götter auf dem Berge Meru, und von ihnen wird gesagt, daß sie die Sonne nach nur einmaligem Aufgehen während der Hälfte des Jahres sehen. Ein Menschenjahr ist im Gesetzbuch des Manu gleichgesetzt einem Tag und einer Nacht der Götter. Die Nordwanderung der Sonne ist der Tag und die Südwanderung der Sonne ist die Nacht. Für den Polarmenschen ist die Erhebung der Sonne nach Norden über den Aequator die aufsteigende Spirale, der halbjährige Tag. Nun auch eine Stelle aus dem Avesta. Dort verkündigt der Gott des Lichtes, der gute Gott, die bevorstehende Vereisung und Verschneiung ihres Wohnorts, und empfiehlt dem König zur Errettung aller Lebewesen eine Schutzmauer aufzuführen. Dieser frägt, woher dann den Menschen das Licht kommen werde, und es wird ihm folgendes geantwortet: Es sind da erschaffene und unerschaffene Lichter. Da kann man Sterne, Mond und Sonne nur einmal im Jahr auf- und untergehn sehen. Ein Jahr erscheint dort nur als ein Tag. Auch diese Stelle hat nur in Polargegenden einen Sinn. Im Avesta wird auch die Ratlosigkeit der Menschen beschrieben beim Beginn der Eiszeit. Sie mußten sich nach Süden zurückziehen. Die Lieder, die diese Not so ergreifend beschreiben, können nur in der Polargegend entstanden sein. Mit welchem Schrecken der Mensch diese Naturgewalt auf sich zukommen sah, sehe man auch aus den Liedern der Edda. Hier ist es die alles umspannende Mitgartschlange, die den Eisgürtel darstellt, und die großen Gletscher des Nordens sind die Eisriesen und die Reifriesen.

Nach Tilak werden in den Veden tagelange Dämmerungen

beschrieben, wie sie in Indien nicht vorkommen, und diese Stellen wären unverständlich, wenn sie nicht in den Polargegenden entstanden wären. So nach Dr. Johannes Riehm. Vieles mußte ich übergehen. — Doch es bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß die Indogermanen, die Arier, vor der Eiszeit im hohen Norden ihre Wohnsitze hatten; und sie müssen lange dort gewohnt haben. Denn dort sind sie ein Kulturvolk geworden mit einer reifen Mythologie und wohlgeordnetem Kultus, mit Poesie und Literatur. Wie sie dorthin gekommen, und wie lange sie dort gewohnt, bleibt Geheimnis. Aber das ist mir klar, daß nach der Sintflut auch die Polarzone noch lange ein mildes Klima hatte und fruchtbar war, und die Abkühlung eine sehr langsame war, und die Vereisung nicht urplötzlich eintrat. Ferner, sind nach Tilak die Veden 4500 Jahre vor Christo entstanden und die Arier noch im Norden gewesen, so ist alles Gerede von einer 10,000= oder gar 100,000jährigen Eiszeit, der barste Unsinn. Einer hat sogar 530,000 Jahre zusammengerechnet, so daß Dr. Riehm doch bekennen mußte, „solche Zahlen haben nicht den geringsten Wert." Ich denke, die Vereisung sei südwärts bis an die Alpen vorgerückt, wich aber nach und nach in die jetzigen Grenzen zurück durch die Erwärmung Europas, die von der eingetrockneten Sahara ausging. Der ganze Prozeß kann nur etliche Jahrhunderte gedauert haben. Die Geologen schwanken zwischen 300 Jahren und vielen Jahrtausenden. Sie können absolut nichts sicheres wissen über die Dauer und die Ursachen der Entstehung und des Zurückweichens der Vereisung. Das weiß man aus den Liedern des Rigveda und der Avesta. Sehr anschaulich schildern sie die betrübte Veränderung. Im Avesta heißt es: „Es war anfangs ein wohnliches Land, eine gute glückliche Schöpfung Ahura Mazdas. Aber die Bosheit Ahrimans verwandelte es in ein Land mit zehn Monaten Winter und nur zwei Monaten Sommer." Dieser Winter ist gleichbedeutend mit der Polarnacht. An einer andern Stelle heißt es: „Ahura Mazda verkündigte die kommende Kälte, die über das Land kommen und alles zerstören werde. Yima, der König schaffe eine Schutzmauer, eine Umfriedigung, um alles da hineinzubringen, auch Same von allerlei Pflanzen und Tieren. Sonne, Mond und Sterne gehen nur einmal im Jahr auf (auch ein polarer Zug). Auf die Körperwelt werden schlimme Winter fallen und werden Schnee bringen bis auf die höchsten Berge hinauf. Alle drei Arten von Tieren werden umkommen: die in der Wildnis leben, die auf den Bergen und die in den Talschluchten in den Ställen leben." Das ist also eine deutliche Schilderung des Beginns der sogenannten Eiszeit, von der man aber nicht mehr gewisses weiß, als daß die Länder um den Nordpol nach der Sintflut noch lange ein mildes Klima hatten, nach Jahrhunderten aber allmählig wurden, wie sie jetzt noch sind. —

Dr. Riehm kommt zu dem Resultat: „Aus den uralt=arischen Sagen geht mit Deutlichkeit hervor, daß die Arier aus einem Lande stam=

men, das in sehr hohen Breiten gelegen war, wo der Sommer zehn Monate lang war, und nur eine zweimonatliche Polarnacht. Dieses Land war wohnlich und wurde erst durch die Eiszeit unbewohnbar und mußte von den Menschen verlassen werden. Aber in den rituellen Vorschriften finden sich eine Menge Punkte, die in der spätern südlich gelegenen Heimat gar keinen Sinn mehr hatten, auch nicht mehr ihrer wahren Bedeutung nach verstanden wurden, die aber ihre volle Erklärung finden in der Annahme ihrer polaren Urheimat." —

Nun kommt Dr. Riehm auf die Entstehung der Rassen zu sprechen, die Einheit des Menschengeschlechtes ist ihm eine wichtige Voraussetzung. „Ja, nach der verschieden langen Zeitdauer, in der die Menschen mit sehr verschiedenen äußeren Verhältnissen lebten, haben sich schon sehr frühzeitig die verschiedenen Rassen der Menschen ausgebildet. So entstanden schon bald die auch durch die Schädelfunde der Gegenwart bestätigten gleichzeitig nebeneinander wohnenden Rassen." Der Verfasser ist der Ansicht, daß die arische Rasse die jüngste der Rassen sei, aber die wertvollste. Sie habe im Kampf ums Dasein während der Eiszeit ihre ausgezeichneten Eigenschaften sich erworben. „Wie lange Zeiträume vergangen sein können, seitdem die Arier ihre Urheimat verlassen haben, und wie lange sie den Kampf mit den Eisriesen in der Polarzone gekämpft haben, darüber können wir etwas Sicheres nicht angeben. Bei Berechnungen dieser Art läßt uns die Geologie im Stich." —

Der zeitliche Abstand der Sintflut sei nicht zu bestimmen. Ein Datum sei nicht angebbar. Etliche Geologen berechneten ungeheure Zahlen. Sie rechnen aus, wie lange es gedauert haben könne, bis dieses oder jenes Flußbett, bis der große Canon, durch welchen der Colorado fließt, ausgewaschen gewesen sei. Aber diese Berechnungen haben sich schon oft irrig erwiesen. Man sei auf Vermutungen angewiesen.

Zur Chronologie erlaube ich mir folgendes zu bemerken. In den Handbüchern der biblischen Geschichte findet sich eine Zeittafel mit historischen Daten. Da heißt es: Seit Erschaffung der Welt: ca. 6000 Jahre. Von Adam bis zur Sintflut: 1656 Jahre. Von der Sintflut bis Abraham: 344 Jahre etc. Die Zeit von Adam bis zur Flut bekommt man durch Addition der Lebensjahre der Uralten. Die Zeit von der Flut bis Abraham gewinnt man ebenfalls durch eine Addition der Lebensjahre der Nachkommen Sems. Genesis 11, 10—32. Wenn nun Abraham ungefähr 2350 Jahre vor Christo gelebt hat und nach Tilaks Berechnungen die Vedas der Arier 4500 Jahre vor Christo entstanden sein sollen, so wären die Arier schon 2000 Jahre vor Abraham ein Kulturvolk gewesen. Setzt man die Entstehung der Vedas auch um 1000 Jahre tiefer herab, was aber nicht erlaubt ist, so kommt eine größere Zahl heraus als die Addition der Nachkommen Sems ergibt. Die Entstehung der Rassen, die Ausbildung der Volkstypen, der Sprachen und der Kultur muß Jahrtausende in Anspruch genommen haben. Doch auch nicht zu viele, denn es wäre seltsam, daß die Men-

schen erst nach etlichen Jahrtausenden es zu Wissenschaft, Kunst und Schrift gebracht hätten. Es erheben sich da Fragen, die wohl nie beantwortet werden können. — Dr. Riehm handelt auch vom Alter der Kultur. Mit der vierten Dynastie erhoben sich die Künste in Aegypten plötzlich zur Vollendung und die Statue von Khafo zeigt, daß vor 6000 Jahren der ägyptische Künstler nur noch wenig Fortschritte zu machen hatte. „Also um das Jahr 500 vor Christo fanden sich in Aegypten eine hohe Kultur und geordnete staatliche Verhältnisse," sagt Dr. Riehm. Nicht anders im Lande des Euphrat und Tigris. Um 4000 vor Christo hatte das Volk schon eine Schrift. Das Nationalepos, das Gilgamesch soll um 5650 abgefaßt sein. Dieser Kulturperiode mit Astronomie, Schrift und Dichtung ging die Steinzeit voraus. Da gab es eine schöne Steintechnik und man sieht, daß die Steinzeitmenschen vor 8000 Jahren auch schon eine Kultur hatten, die immer höher stieg, bis das Bronzezeitalter anfing."

Schließlich handelt Dr. Riehm noch vom Alter der Sprache. Er widerspricht der Meinung, als habe sich der Mensch aus sehr rohen Anfangsstufen heraus entwickelt, und sei so lange Zeit ohne die Fähigkeit zu sprechen gewesen. Der Mensch sei von jeher Mensch gewesen und habe sich nicht aus einem Tier allmählig in einen Menschen verwandelt. Nach meiner Meinung sind die tiefstehenden Menschenrassen nicht etwa nur „zurückgebliebene," sondern „heruntergekommene" Teile der Menschheit. Schlechte Ernährung, geistige Vernachlässigung, Lasterhaftigkeit, insbesondere Trunksucht, ist die Ursache, daß mitten unter einem intellektuell hochstehenden Volk einzelne Familien, wenn nicht gar ganze Gegenden physisch und geistig verkommen. In meiner Heimat bekommen die armen Kinder, die ohne Frühstück und warmes Schuhwerk zur Schule kommen, in der Schule etwas Warmes zu genießen und bis zum Schluß der Schulstunden warme Schuhe. Es hatte sich herausgestellt, daß die hungernden und frierenden Schüler im Lernen zurückblieben. —

Was nun das Alter der Sprache betrifft, so zitiert Dr. Riehm den italienischen Sprachforscher Trombelli, der sich schon lange mit dem Ursprung und dem Alter der Sprachen befaßt. Für ihn ist das den Menschen vom Tier Unterscheidende der Hauptsache nach der aufrechte Gang und die Sprache. Er setzt voraus, die Sprache sei so alt, als der Mensch selbst. Er teilt die Sprachen der alten Welt in zwei großen Gruppen ein. Das sind zunächst die Sprachen Afrikas, im Süden die Bantusprachen, im Norden die semitisch-hamitischen Sprachen. Dann kommen die europäischen Sprachen. Das Bantu ist die am meisten altertümliche von allen Sprachen. Nach Trombelli mag das Urindische, oder Alt-Arische 3000—4000 Jahre vor Christo entstanden sein: das Ursemitisch etwa 8000 (!) Jahre, und das Semitisch-Hamitische mag doppelt so alt sein. Er rechnet mit hohen Zahlen: 30,000—50,000 Jahre mag die Sprache und der sprechende Mensch alt sein. Von den amerikanischen, australischen und chinesischen Sprachen ist noch gar

keine Rede. Dr. Riehm ist mit diesen hohen Zahlen des Sprachforschers nicht einverstanden und mit 10,000 und weniger Jahren könne man auskommen. Es bleiben unlösbare Rätsel übrig und die Forscher lieben es die Lücken ihres Wissens mit Vermutungen auszufüllen. — Am Ende seiner Beweisführung überblickt der Verfasser die Ergebnisse, zu welchen er gekommen. Es steht ihm fest, daß die Wiege der Menschheit zur Zeit des Tertiär im hohen Norden gestanden hat. Das Klima entsprach dem, was uns als das goldene Zeitalter der Menschheit verkündigt wird. Von hier haben sich die Menschen bei zunehmender Zahl nach den südlichen Ländern begeben, was damals leichter war, da die Meere vor der Flut flacher und die Kontinente nicht so weit auseinander lagen. — Der wochenlange Wolkenbruch brachte große Veränderungen, so daß später die Polargegenden unbewohnbar wurden. Der Bericht der Genesis von der Flut besitzt die hohe Glaubwürdigkeit eines Augenzeugen. Er enthält Mitteilungen über die einzelnen Vorgänge, sowie über den Wechsel der Verhältnisse vor und nach der Flut, wie kein anderer. Von einer Entlehnung kann keine Rede sein; am wenigsten von Babylon her. Das Gegenteil wird der Fall sein. —

Zur Frage nach dem Ursprung der Rassen und Sprachen möchte ich folgendes bemerken: Es gibt keine vernünftigere, glaubwürdigere Erklärung als die in Genesis erzählte. Durch ein Wunder Gottes entstanden einige Urstämme des Volkes mit eigenen Sprachen, also etliche Ursprachen. In den neuen verschiedenen Völkerstämmen bildeten sich unter dem Einfluß des Klimas und der Lebensweise die verschiedenen Rassen; wozu nicht gar zu viele Jahrtausende notwendig waren wie Herr Trombelli meint, für den Genesis 9 nichts bedeutet. In Indien habe ich die Nachkommen von Portugiesen gesehen, die vor etwa 250 Jahren nach Indien ausgewandert waren. Diese Nachkommen waren so dunkelfarbig wie die dunkelsten Hindus. Ob die Schwarzen im kühleren Klima je einmal weiß werden, ist sehr fraglich. Daß aber die Weißen in Tropenländern in der dritten Generation anfangen dunkel zu werden, ist Tatsache.

Alle diese Fragen berühren unsern christlichen Glauben nicht. Sie mögen so interessant sein als sie nur wollen, aber Lebensfragen sind sie nicht.

Gedanken über das Ende des Weltlaufs.

Nach Weissagungen der Schrift zusammengestellt von Pastor J. Schwarz.

I. Ausführungen nach 1. Kor. 15.

Was finden wir in 1. Kor. 15?

1. Das Evangelium, welches Paulus verkündigt hat, nämlich:
   a. Christus ist gestorben für unsere Sünden.
   b. Er ist begraben worden.
   c. Er ist auferstanden am dritten Tage.

2. Womit diese Tatsachen stimmen, nämlich:
   Mit der Heiligen Schrift.
3. Wie die Korinther sich zu dieser Predigt verhalten haben, nämlich:
   a. Sie nahmen sie an.
   b. Sie glaubten sie.
   c. Sie behielten sie.
   d. Sie blieben fest dabei.
4. Welch sicheren Gewinn sie vom Evangelium haben werden:
   Sie werden selig werden.
5. Angabe solcher, welche Jesus als Auferstandener gesehen, nämlich:
   a. Petrus.
   b. Die Zwölfe.
   c. Mehr als 500 Brüder auf einmal.
   d. Jakobus.
   e. Alle Apostel.
   f. Paulus.
6. Mehrere Selbstbekenntnisse des Paulus:
   a. Ich bin eine unzeitige Geburt.
   b. Ich bin der geringste unter den Aposteln.
   c. Ich bin nicht wert, daß ich ein Apostel heiße.
   d. Ich habe die Gemeinde Gottes verfolgt.
   e. Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.
   f. Gottes Gnade ist nicht vergeblich gewesen an mir.
   g. Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle.
7. Ein Zeugnis, welches Paulus allen andern Aposteln betr. der Auferstehung Jesu gibt:
   Sie haben alle gepredigt, daß Jesus auferstanden sei.
8. Die Frage:
   Wie können denn etliche sagen, die Auferstehung sei nichts?
9. Angabe der Folgen, wenn Christus nicht auferstanden wäre:
   a. Die Predigt der Apostel wäre vergeblich.
   b. Ihr und der Christen Glaube ebenfalls vergeblich.
   c. Sie wären falsche Zeugen.
   d. Die Korinther wären noch in ihren Sünden.
   e. Die in Christo Entschlafenen wären verloren.
10. Angabe der Folgen, wenn wir nur für dieses Leben auf Christum hofften:
    Wir Christen wären die Elendesten unter allen Menschen.
11. Zwei ganz bestimmte Erklärungen des Paulus betr. der Auferstehung Christi:
    a. Er ist auferstanden von den Toten.
    b. Er ist der Erstling unter denen, die da schlafen.
12. Zwei weitere ganz bestimmte Erklärungen betr. des Todes und betr. der Auferstehung:

a. Durch einen Menschen, nämlich Adam, ist der Tod in die Welt gekommen.
b. Durch einen, Christus, die Auferstehung.

Oder:

a. In Adam sterben sie alle.
b. In Christo werden alle lebendig gemacht.

13. Zahl der Auferstehungen:
   A. Nach den Personen:
      a. Christus.
      b. Die ihm angehören.
      c. Das Ende.
   Also drei.
   B. Der Zeit nach:
      a. Der dritte Tag nach dem Begräbnis Christi.
      b. Wann Christus kommen wird.
      c. Das Ende.
   Also drei.
14. Angabe des Tuns Christi am Ende:
   a. Er wird das Reich dem Vater überantworten.
   b. Er wird alle Herrschaft, Obrigkeit und Gewalt aufheben.
   c. Alle seine Feinde werden zum Schemel seiner Füße gelegt werden, der Tod als letzter derselben.
15. Angabe des letzten Verhältnisses Christi zu Gott:
   Der Sohn wird dem Vater untertan sein.
16. Angabe des letzten Verhältnisses des Vaters:
   Gott wird alles in allen sein.
17. Angaben von Tatsachen, welche auf die Auferstehung und gewisses Hoffen auf ein ewiges Leben schließen lassen:
   a. Das sich taufen lassen über den Toten.
   b. Das alle Stunden in Gefahr des Todes stehen, wie die Apostel.
   c. Das sich wilden Tieren vorwerfen lassen und mit ihnen kämpfen, wie die Apostel und Christen.
18. Einen dreifachen scharfen Tadel derer, die sich so leicht verführen und die Auferstehungshoffnung rauben lassen:
   a. Werdet einmal recht nüchtern.
   b. Sündiget nicht.
   c. Etliche wissen nichts von Gott.
19. Wie die Christen begraben werden:
   a. Verweslich.
   b. In Unehre.
   c. In Schwachheit.
   d. Mit natürlichem Leib.
   e. Als irdische Geschöpfe (von Erde genommen).
20. Wie die Christen auferstehen werden:
   a. Unverweslich.
   b. In Herrlichkeit.

c. In Kraft.
d. Mit geistlichem Leibe.
e. Im Bilde des himmlischen Adams.

21. Wie es dazu kommt?
a. Entweder durch Sterben oder
b. durch Verwandlung.

22. Wer die Neugestaltung vollbringt:
Gott, der
a. jedem Sämlein, in der daraus erwachsenden Pflanze, seinen besondern Leib gibt;
b. die vielen verschiedenen Leiber der Menschen, des Viehs, der Fische, der Vögel;
c. die vielen verschiedenen himmlischen und irdischen Körper alle, mit besonderer Herrlichkeit geschaffen hat.

23. Welch profetisches Wort betr. des Todes zuletzt seine Verwirklichung finden wird?
Jes. 25, 8: Er wird den Tod verschlingen ewiglich.

24. Die einzige große Ursache des Todes:
Die Sünde.

25. Was die Sündenschuld so groß macht:
Das Gesetz.

26. Wer uns von dieser Last befreit hat:
Gott.

27. Durch wen?
Durch Jesus Christus.

28. Wodurch er das hauptsächlich getan:
a. Durch seinen Tod, V. 3.
b. Durch sein Auferstehen, V. 4.

29. Wozu dieser Trost und diese Hoffnung veranlasse:
a. Zum Danken.
b. Zum festen und unbeweglichen Bleiben im Glauben.
c. Zum Zunehmen im Werk des Herrn, das nicht vergeblich ist.

II. Nach Offenbarung Kap. 20.

1. Das tausendjährige Reich.

1. Wo finden wir die in Vers 23—24 des 15. Kapitels des ersten Korintherbriefes angegebene zweite und dritte Ordnung der Auferstehung in der Heiligen Schrift sonst noch?

Offenbarung Johannes Kap. 20 V. 4—6, wo es heißt: „Und ich sah Stühle, und sie setzten sich darauf, und ihnen ward gegeben das Gericht; und die Seelen derer, die enthauptet sind um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen, und die nicht angebetet hatten das Tier noch sein Bild, und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand, diese lebten und regierten mit Christo tausend Jahre.

Die andern Toten aber wurden nicht wieder lebendig, bis daß

tausend Jahre vollendet wurden. Dies ist die erste Auferstehung. — Selig ist der und heilig, der teil hat an der ersten Auferstehung; über solche hat der andere Tod keine Macht, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein, und mit ihm regieren tausend Jahre."

Ebenda heißt es von Vers 11—14: „Und ich sah einen großen, weißen Stuhl, und den, der drauf saß; vor des Angesicht floh die Erde und der Himmel, und ihnen ward keine Stätte erfunden.

Und ich sah die Toten, beide, groß und klein, stehen vor Gott; und Bücher wurden aufgetan, und ein ander Buch ward aufgetan, welches ist des Lebens. Und die Toten wurden gerichtet nach der Schrift in den Büchern, nach ihren Werken.

Und das Meer gab die Toten, die darinnen waren; und der Tod und die Hölle gaben die Toten, die darinnen waren; und sie wurden gerichtet, ein jeglicher nach seinen Werken.

Und der Tod und die Hölle wurden geworfen in den feurigen Pfuhl. Das ist der andere Tod."

2. Wie wird die zweite Auferstehungsordnung (1. Kor. 15, 23b) in V. 4—6 genannt?
Erste Auferstehung.
3. Womit darf dieselbe nicht verwechselt werden?
Mit der geistlichen Auferstehung, die Römer Kap. 5 und 6 u. a. Orten geschildert ist.
4. Wer sind die, welche Teil an der ersten Auferstehung haben werden?
Siehe oben Offb. Joh. Kap. 20 V. 4: „Und ich sahe Stühle" u. s. w.
5. Zu welchem Zweck werden diese auferweckt?
Siehe ebenda, V. 4 und 6: Und regierten mit Christo tausend Jahre u. s. w.
6. Wovon bleiben sie verschont?
„Ueber solche hat der andere Tod keine Macht." Ebenda, V. 6.
7. Wie lange sollen sie regieren?
Tausend Jahre. Ebenda, V. 2, 4, 5 und 6.
8. Wo werden sie regieren?
Auf dieser Erde.
9. Wessen Herrschaft wird während der tausend Jahre unterbrochen sein?
Des Satans. Ebenda, V. 2 und 3. Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan, und band ihn tausend Jahre, u. s. w.
10. Wird seine Herrschaft je wieder erneuert werden?
Ja. Ebenda, V. 7 heißt es: „Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnis."
11. Was wird sein letztes Werk sein?
Ebenda, V. 8 heißt es: „Und wird ausgehen zu verführen die

Heiden an den vier Enden der Erde, den Gog und Magog, sie zu versammeln zum Streit."

12. Was wird sein Ende sein?
Ebenda, V. 10 lesen wir: „Und der Teufel, der sie verführte, ward geworfen in den feurigen Pfuhl und Schwefel, da auch das Tier und der falsche Prophet war; und werden gequälet werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit."

13. Was wird unmittelbar vor Beginn des Friedensjahrtausends stattfinden?
Der Herr wird erscheinen und dem Wüten des Antichrists ein Ende machen. Offbg. 17, 14.

14. Wer ist der Antichrist?
Das allerletzte Haupt des vierten Weltreiches, das erst kleine Horn. Daniel 7 V. 8 und 24—26; Offbg. 17 V. 12—14.

2. Nach dem tausendjährigen Reich.

1. Was wird nach Ablauf des Friedensjahrtausends geschehen?
Der Satan wird los werden aus seinem Gefängnis. Offb. 20 V. 7. Siehe oben.

2. Was wird er dann tun?
„Er wird ausgehen zu verführen die Heiden an den vier Enden der Erde, den Gog und Magog" u. s. w. Siehe ebenda, V. 8.

3. Wer ist dieser Gog und Magog?
Hesekiel Kap. 38, 2 und 3; Kap. 39 V. 1. Daselbst heißt es: „Du Menschenkind, wende dich gegen Gog, der im Lande Magog ist und der oberste Fürst in Mesech und Thubal, u. s. w.

4. Was bezweckt der Satan mit dessen Verführung?
Er will ihn und andere versammeln zum Streit. Offb. 20, 8.

5. Wem soll der Krieg gelten?
Dem Heerlager der Heiligen und der geliebten Stadt. Offb. 20, 9.

6. Wie wird der Streit enden?
Mit der völligen Vernichtung der Sünde. Offb. 20, 9: „Und es fiel Feuer von Gott aus dem Himmel, und verzehrte sie." Hesek. 39, 1—16.

7. Was wird dann geschehen?
   a. Der Teufel wird geworfen in den Pfuhl. Offb. 20, 10. Siehe oben.
   b. Die allgemeine Auferstehung der Toten wird stattfinden. Offb. 20 V. 12.
   c. Das Weltgericht. Ibidem V. 11—15.
   d. Himmel und Erde vergehen. Ibidem V. 11; Kap. 21 V. 1.
   e. Der neue Himmel und die neue Erde werden geschaffen. Kap. 21, 1.
   f. Das himmlische Jerusalem wird auf die Erde verlegt. Offb. 21 V. 2.
   g. Gott wird bei den Menschen wohnen. Offb. 21 V. 3 und 4.

III. Vergleichung der Weissagung mit der Gegenwart.

Woran kann man sich halten, um Klarheit zu gewinnen, wenn wir auch nicht Tag und Stunde angeben können, was nicht durchaus nötig ist, aber doch annähernd zu wissen, wo wir stehen?

a. An das Monarchieenbild des Nebukadnezars und seine Deutung durch den Propheten Daniel. Daniel Kap. 2.
b. An das Gesicht Daniels selbst und die Deutung durch den Engel. Dan. 7.
c. Offb. Joh. Kap. 6—Kap. 8 V. 5.
d. Offb. Joh. Kap. 8 V. 6—Kap. 11.
e. Offb. Joh. Kap. 13.
f. Offb. Joh. Kap. 16.
g. Offb. Joh. Kap. 19—20.
h. An die Zeichen der Zeit. Was hat sich nicht alles aufgerollt in einem Menschenalter, ja nur in den letzten 25 Jahren. So wanderten 1890 noch viele Kirchenleute zu Fuß in die Kirche, die jetzt im Automobil fahren. Entsprechend änderte sich das Kleid der Frau, das Kattunkleid ist ein Seidenkleid geworden. Doch das nur so neben her, denn sehr viel wichtigere Dinge kommen als Zeichen der Zeit in Betracht. Nicht zu den geringsten dieser Zeichen zählt natürlich auch der jetzige Weltkrieg. Schon was ihn veranlaßte, dann die Millionenheere, die weittragenden Waffen, die Flotten, die Unterseebote, die Flugmaschinen und Kriegseinrichtungen aller Art.

Die Hauptsache bei den vielen Zeichen der Zeit ist, daß sie sich so schnell mehren, und daß sie zusammenfallen mit dem letzten Stück des Monarchieenbildes und dem Gesichte Daniels in Dan. 2 und 7.

Wir fragen: Was ist da gewesen von dem Bilde? — Haupt, Brust und Arme, der Leib, Ende des Rumpfes mit den beiden Schenkeln.

Was ist davon also noch im Rückstand? — Die Füße von Eisen und Ton, was die Unhaltbarkeit derselben andeutet, und die zehn Zehen (bei Daniels Gesicht sind es zehn Hörner), welche zehn Reiche bedeuten.

Zu sagen ist noch, daß wenn diese zehn Reiche einmal da sind, sich schnell ein elftes Reich entwickeln wird, dessen Haupt sich zum Alleinherrscher der zehn Reiche zu machen weiß. Er ist das erst kleine Horn, das aber schnell wächst und das größte Horn oder Reich wird. Es ist das Reich des Antichristen. Dan. 7, 20—21.

Nicht zur Zeit eines der ersten drei Weltreiche, sondern erst zur Zeit des vierten ist Christus geboren, und zwar zu der Zeit, da es seinen ersten Kaiser Augustus erhalten hatte. Daß demselben noch viele andere folgten, lehrt uns die Welt- und auch die Kirchengeschichte. Das vierte Weltreich hörte also mit der Geburt Christi nicht auf, sondern entwickelte sich weiter nach der Weissagung.

Es ist demnach die Zeit von der Menschwerdung des Sohnes

Gottes bis zu seiner ersten Wiederkunft nicht die Zeit des Reiches Gottes, sondern nur die Zeit, da der Welt der Heiland und Erlöser Jesus Christus geschenkt worden, und die Zeit, während welcher das Evangelium den Völkern gepredigt werden soll.

Ist die Zeit, welche den vier Weltreichen bestimmt ist, abgelaufen und hat das Evangelium hinreichend seine erstmalige Verbreitung gefunden, so wird Gott vom Himmel das Reich aufrichten, welches im Monarchieenbild (Dan. 2) der Stein andeutet, der ohne Hände aus dem Himmel fällt, dem Bilde auf die Füße von Eisen und Ton, was zur Folge hat, daß das Ganze umstürzt. Aus dem Stein entsteht dann aber ein so großer Berg, der nicht nur den Umfang des letzten Weltreichs oder aller vier hat, sondern die ganze Erde füllt. Das Reich aber, welches dieser Berg darstellt, ist kein anderes als das tausendjährige Friedensreich, dessen Segnungen allen Ländern und Völkern zugute kommen sollen, und das regiert werden wird von Christus und solchen Christen, welche ihrem Herrn im Leben mit besonderer Liebe und Treue ergeben waren. Dieserhalb findet die erste Auferstehung statt. Selig ist und heilig, wer teil daran hat.

Wie hoch verehrt würde doch in unserer Zeit ein Mann, dem es gelänge, den Krieg aus der Welt zu schaffen. An Versuchen hat es in den letzten Jahrzehnten nicht gefehlt. Manches Gute ist auch in dem Friedenspalast in Holland beschlossen worden und auch ausgeführt worden, allein in der Hauptsache blieb es beim Alten, wütet doch nun ein Krieg, so schrecklich wie noch niemals.

Wäre denn aber auch mit der Abschaffung des Krieges der Menschheit viel geholfen? Viele meinen so, es ist jedoch ein sehr unbedachtes, törichtes Meinen, denn vieltausendjährige Erfahrung lehrt schon, daß die Menschen nichts weniger ertragen können, als eine Reihe von guten Tagen. Und so lehrt auch die Geschichte, daß ein rechter Krieg eine heilige Sache ist. Unter den Zuchtruten Gottes hat er sich noch immer als die wirksamste erwiesen. Er wird denn auch Gebrauch davon machen bis zum letzten Ende.

Durch Betrug des Teufels ist die Sünde nicht nur unter uns gekommen, sondern auch unter uns geblieben. Verführte, reizte und veranlaßte der Satan und sein Heer die Menschen nicht auf alle Weise zur Sünde, so würde sehr viel weniger gesündigt und ging es unter uns Menschen viel ruhiger und friedlicher her. Wer von uns kann ihn aber an seinem bösen Tun und Treiben hindern? Aus diesem Grund vermögen auch die Bestgesinnten unter den Menschen nicht, den Unfrieden und den Gebrauch des Schwertes aus der Welt zu schaffen. Das vermag nur Gott selbst, dem allein alle Dinge möglich sind. Und er will und wird denn auch zur bestimmten Zeit es tun.

Es sind noch andere Taten, welche Gott zu derselben Zeit zu vollbringen hat, die niemand sonst zu tun vermag, wie z. B. die Bekämpfung und Ueberwindung des Antichristen und die Vollziehung der ersten Auferstehung.

Fragt aber jemand, ob das Ende damit dann da sei, so müssen wir sagen, nein. Ein Ende ist dann da, aber nicht das Weltende. Das erste Kommen Christi findet dann statt, aber nicht sein letztes, mit welchem das Weltgericht verbunden sein wird. Und so ist also nur sein erstes Kommen nahe und die Aufrichtung des Friedensreiches. Von diesem singt Otto Baltin:

Ich weiß ein wunderselig Reich,
Auf Erden war noch keins ihm gleich,
Und wird auch keins ihm werden:
Wo unser Heiland Jesus Christ
Allein der Herr und König ist,
Und thronet hier auf Erden.
Mächtig, prächtig wird's erscheinen,
Wenn den Seinen ein Erretter
Kommen wird der Herr im Wetter.

Das Reich, davon ich singen will,
Der herrlichsten Verheißung Ziel,
Das ist's, um das die Hände
Das kleine Häuflein betend hebt,
Wenn es von seinen Lippen bebt:
„Mach End, o Herr, mach Ende!"
Länger, länger will's ihm werden
Hier auf Erden, nach dem Kommen
Jesu sehnen sich die Frommen!

Er hört's, der Herr, und macht sich auf
Zu seinem hehren Siegeslauf,
Er eilt um Zions willen,
Zu nehmen ein sein Königreich,
All die Verheißungen zugleich
Auf Erden zu erfüllen.
Waget's saget's allen Christen:
Sich zu rüsten, sich zu einen
Auf den Herrn und sein Erscheinen!

O hebet eure Häupter auf!
Wer sieht nicht an der Dinge Lauf,
Die überall geschehen,
Die hellen Zeichen dieser Zeit;
Sein Kommen macht der Herr bereit,
Wer es nur will verstehen!
Merket, stärket Herz und Hände,
Denn zu Ende gehn die Zeiten,
Und es nahn die Ewigkeiten!

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Vorwort zur Rundschau.

Bei vielen ernsten und nachdenkenden Christen wird die Frage erwogen: Sind wir mit diesem Kriege in die letzte Zeit eingetreten, oder ist auch er nur ein Vorläufer derselben? Wir maßen uns darüber kein Urteil an. Aber die nachfolgende Rundschau soll zeigen, welch ein schauderhaftes Chaos und babylonische Verwirrung heutzutage in der sog. christlichen Welt sich zeigt; welche abgrundsmäßige Mächte sich aufgemacht haben zum Kampf gegen Christum und sein Reich.

Und diese Abgrundskräfte sind geschäftig in Deutschland, in Frankreich, in England und Amerika. Diese Kräfte haben die Lügen so giftig und so sieghaft gemacht in dieser Zeit.

Und blicken wir auf die Macht des Unglaubens und der Unsittlichkeit in Deutschland, so können wir Gott danken, daß er durch ein ernstes Strafgericht eingegriffen hat, um der Macht der Finsternis zu wehren.

Wir halten diese Berichte über den Zerfall des Glaubens und der Sitte nicht zurück, obgleich dadurch der Schein entsteht, als ob die Urteile englischer Christen dadurch eben vollauf bestätigt werden. Wenn aber englische und amerikanische Christen pharisäisch den Stab über Deutschland brechen, ohne die Sünden des eigenen Landes zu erkennen und zu bekennen, so mögen sie sich erinnern an Luk. 18, 9—14.

Daß aber auch „positive Glaubens- und Geisteskräfte am Werk sind und mit der Finsternis ringen, auch mit der Macht des Unglaubens in der Kirche, das zeigen andere Stücke.

Es scheint ein Kuddelmuddel zu sein, es ist aber der in höchster Leidenschaft entbrannte Kampf zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Licht und Finsternis, und unsere Leser mögen nicht erschrecken über diesen Kampf, denn Jesus ist Sieger! Dabei bleibt's!

„Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr:
Es soll uns doch gelingen!
Der Fürste dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
So tut er uns doch nichts,
Das macht er ist gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen."

In dieser Stimmung mögen unsere Leser nun die Berichte über das Kampfgewühl lesen, die wir heute ihnen vorlegen.

Die holländisch-reformierte Kirche,

bekannt unter dem Namen: „Reformierte Kirche in Amerika," unterscheidet sich von dem gut und kerndeutschen Zweig der reformierten Kirche, die von der „Kirchenzeitung," als dem „Organ und Eigentum der Deutschen Synoden der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten," repräsentiert wird. Diese „Kirchenzeitung," in Cleveland wöchentlich herausgegeben vom Central Publishing Haus daselbst, bringt in ihrer Aus-

gabe vom 13. Juli d. J. zwei Berichte, welche klar und deutlich die grundverschiedene Stellung der beiderlei Kirchen in den gegenwärtigen Kriegsnöten zur Anschauung bringt.

Auf der ersten Seite wird zunächst über die Jahresversammlung der erstgenannten (holländisch-) reformierten Kirche kurz berichtet. Diese fand statt in Asbury Park, N. J., beginnend am 3. Juni d. J. Wir geben nun wörtlich, was die „Kirchenzeitung" davon berichtet, mit Auslassung eines kleinen Absatzes.

* * *

Am zweiten Tag wurden die stehenden Ausschüsse vom Vorsitzenden ernannt und der Religionsbericht von Dr. Fagg verlesen, der sehr ermutigend war. Die Reformierte Kirche in Amerika gewann demnach elf Gemeinden, 1725 Familien und 4000 kommunizierende Glieder, und zählt zurzeit 36 Klassen, 718 Kirchen, 750 Prediger, 70,860 Familien, 127,149 Abendmahlsgäste, 129,126 Glieder der Sonntagschule. Für wohltätige Zwecke der Benennung wurden $449,828, für andere wohltätige Zwecke $102,303 und für Gemeindezwecke $1,692,755 gegeben.

Der Ausschuß für Abänderung der Kirchenordnung berichtete durch Professor F. R. Hutton, den Vorsitzenden; Pastor Dr. James J. Good von unserer Kirche lud die Generalsynode zu einer gemeinsamen Feier des 400. Jahrestages der Reformation mit der Synode der Deutsch-Reformierten Kirche ein. Ein Vorschlag, diese Angelegenheit dem Ausschuß für Korrespondenz zu überweisen, wurde angenommen.

* * *

Die Vertrauenserklärung, welche dem Präsidenten durch einen eigens dazu ernannten Ausschuß durch Draht übermittelt werden sollte, muß dem Oberhaupt wohlgetan haben, hätte aber nicht den Beifall einer deutschen Körperschaft gefunden. Sie lautet: „Beschlossen, daß die Generalsynode der Reformierten Kirche in Amerika, am 3. Juni 1915 zu Asbury Park, N. J., versammelt, ihrem Vertrauen und ihrer Befriedigung hinsichtlich der hohen und christlichen Weisheit ernsten und aufrichtigen Ausdruck gibt, mit der Woodrow Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, die gegenwärtigen Beziehungen mit dem Ausland pflegt. Wir empfehlen seine Bemühungen herzlich, unser Land neutral zu erhalten. Wir billigen seine staatsmännische Klugheit, seine unerschütterliche Festigkeit und sein sich gleichbleibendes Urteil. Wir sind stolz auf sein echtes amerikanisches Wesen und seine weitherzige Menschenfreundlichkeit.

„Wir fühlen es, daß dieser Geist das Volk auf eine neue und erhabenere Stufe der Macht und internationalen Nutzens heben wird. Wir freuen uns, dies Zeugnis unserer einmütigen Treue und Gebete bei dieser feierlichen Gelegenheit darbringen zu können."

* * *

Ueberschwenglicheres Lob hätte dem Präsidenten von niemand gezollt werden dürfen. Selbst die Engländer in Großbritannien haben es nicht übertroffen. Wir befürchten aber, daß die Geschichte die übertriebene Verherrlichung Präsident Wilsons, in dieser gewiß für ihn sehr schwierigen Lage, seitens der Brüder in der holländischen Synode nicht zu der ihrigen machen wird. Es ist in der Tat fast unbegreiflich, daß Gegenstände wie menschliche Handlungen, von verschiedenen Seiten aus betrachtet, so verschiedene, vielfach geradezu widersprechende Beurteilungen erfahren können.

Der Bericht des Ausschusses für Sonntagschulen zeigt, daß die Kirche 689 Schulen besitzt mit 111,768 Gliedern, 133 Klassen für Heranbildung von Lehrern, 853 katechetische Klassen, 153 Sonntagschulen, welche die Benutzung eines Katechismus berichten, 230 Schulen, die systematischen Unterricht in der Mission erteilen und 153, die ihren eigenen Missionar unterstützen. Für Zwecke der eigenen Kirche wurde die Summe von $46,873 von diesen Schulen beigesteuert. — Die 110. Versammlung der Generalsynode soll im Juni des nächsten Jahres zu Holland, Mich., abgehalten werden. Auch wurde empfohlen, und diese Empfehlung dem Ausschuß für Korrespondenz und Programme überwiesen, daß die Generalsynode von Zeit zu Zeit an solchen verschiedenen Plätzen innerhalb der Grenzen der Kirche zusammentrete, die günstige Anerbieten machen. Die Kosten für die Bewirtung der Synode sollen im nächsten Jahr zwei Dollars das Glied täglich betragen. — Die Behörde der Einheimischen Mission bedarf im neuen Synodaljahr die Summe von $160,500 und die Frauenbehörde $93,500, zusammen $254,000, welche Beträge bewilligt werden. Für die Heidenmission sollen im laufenden Jahr $325,000 aufgebracht werden. — Endlich sei noch mitgeteilt, daß die Generalsynode den Plan, den 400. Jahrestag der Reformation im Jahre 1917 gemeinsam mit der Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten zu feiern, herzlich willkommen geheißen hat, und daß ein Ausschuß von vier Pastoren und drei Aeltesten ernannt wurde, der die nötigen Schritte in dieser Sache für die Synode mache. Am siebenten Tage erfolgte die Vertagung.

* * *

Auf der achten Seite derselben Ausgabe der „Kirchenzeitung" kommt eine Petition zum Abdruck, welche die Sheboygan Klassis an den Präsidenten der Ver. Staaten betreffs Neutralität der Ver. Staaten abgehen ließ. Da unser Blatt auch in Deutschland da und dort gelesen wird, so halten wir es für recht, wenn wir auch dieses Schriftstück im Wortlaut (in Englisch) wiedergeben. Denn hier ist am deutlichsten zu ersehen, welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen Kirchen, in welchen der deutsche Geist und Gesinnung noch vorherrschen und solchen, die unter vorherrschend englisch-amerikanischem Einfluß stehen. Hier ist nichts von Lobhudelei für die Politik Wilsons, sondern eine respektvolle Vorstellung, daß England die internationalen Gesetze verletzt hat, und Deutschland zur Gegenwehr gezwungen wurde u. s. w., u. s. w. Man lese den zwischen den Zeilen steckenden Tadel der falschen, unaufrichtigen Neutralität unserer Regierung Deutschland gegenüber.

* * *

Petition der ehrw. Sheboygan Klassis an den Präsidenten der Ver. Staaten betreffs Neutralität.

To the President of the United States:

The Sheboygan classis of the Synod of the Northwest, of the Reformed Church in the United States, assembled in its annual sessions at Curtiss, Wis., June 9—13, adopted the following petition in the cause of neutrality:

Representing a membership of about ten thousand, and in organic union with eight other classes of the Synod of the Northwest, whose

sentiments we know to be about unanimously identical with her own, we plead with you that you give this petition your careful consideration.

We, with very few exceptions born in the United States, and loyal citizens of the United States, take pride in the principles on which the stability of our government and the peace of our nation have been founded, and love our country, which has been an asylum of liberty for people of all nationalities.

We deeply regret that at the outbreak of the great European struggle our English press was so completely under the British control or influence, waging a war of falsehood and calumny against the German emperor and the German people that American reason became clouded and American sentiment largely pro-ally.

We rejoice that as knowledge increases, American sentiment is very rapidly becoming more neutral. We gratefully acknowledge the service rendered to the cause of neutrality by such eminent Americans as Prof. Muensterberg (The War and America, The Peace and America) and Ex-Consul Johnson, Aix-la-Chapelle (Letters to the Secretary of State). We rejoice also that Dr. Conybeare of Oxford, the eminent theologian and keen student of political history, has by a complete change of his views with regards to the responsibility for this war, greatly aided the cause of neutrality.

We sincerely rejoice in the desire expressed by the President of the United States that neutrality and friendly relations be maintained with all the belligerents.

We regret, however, that acts of an unneutral character of which United States subjects have been guilty, are rapidly forcing our Government into very dangerous international complications. American manufacturers of arms and ammunitions are supplying the Allies with enormous quantities of supplies, thereby lengthening the duration of the war and increasing its horrors. We may reasonably venture the assertion that more lives will be sacrificed on account of shipments of arms and ammunition from the United States than by reason of the unaided resources and powers of the belligerents.

Now we regard it as highly desirable that in a struggle under such extraordinary conditions as exist in the present European war giving to one side all the advantage of importing arms and ammunition, our government should aim at a higher neutrality, friendly to all belligerents alike. We hold that it would be in the spirit of true neutrality to place an embargo on arms and ammunition, indeed on all articles of a contraband character; we also hold that it would be fair to all belligerents to enforce, together with other neutral nations, international law with regard to shipments of foodstuffs, and other non-contraband articles, intended for the non-combatant population of all belligerent countries. Or if the United States is not powerful enough to enforce this law, it would be justified, we think, in placing an embargo on all exports. We hold that a friendly neutrality would aim to reduce the magnitude of the carnage and to increase the possibilities of sustaining life.

Furthermore, as in the contempt of international law Great Britain has taken the initiative and has paid no regard to the protests of the United States Government, where Germany, forced to a countermove

(submarine policy) has always very willingly complied with all just demands of the United States Government, and has promised satisfaction, where errors have occurred, we deem it not in accord with strict neutrality, if the United States Government should take any than diplomatic action, as in the Lusitania case. The responsibility for this disaster lies in our opinion, if not entirely with the British Admiralty, in part at least, at our own doors; first, on account of the Governments attitude towards the shipment of arms and ammunition; secondly, in its failure to enforce international law in regard to non-contraband shipments (causing Germany's counter-move to the British blockade, Germany's submarine policy) there would, we believe, have been no Lusitania disaster if the United States Government had risen to its oportunity with regard to commerce in contraband and non-contraband.

The time will come in the progress of nations and humanity, when all history will be judged by higher standards of justice and the higher neutrality will be established. Then the actions of our Government, judged by those higher standards, might, it is our opinion, be found wanting. Our Government has undoubtedly tried to rise to its duty; let it rise to its opportunity also. It may thus make amends for errors, which may have occurred, and it may yet be privileged, we hope, to play through you the role of peace-maker.

Therefore, in loyalty to our country and government which we wish to make the best and greatest and the most glorious on earth, in loving adherence to the eternal and divine principles of justice; in behalf of true neutrality, we submit for your consideration this petition containing an exposition of our views and hope that they may be considered on account at least of being the views of probably an overwhelming majority of the American people whose views your late Secretary of State, the Hon. Williams Jennings Bryan has lately estimated very correctly.

Dr. John Mott,

dessen Persönlichkeit und großes, über die ganze Welt hingehendes Wirken wir hochgeschätzt haben und der auch den Edinburger Missionskongreß vortrefflich geleitet hat, hält sich jetzt stark zurück. Wir hatten immer erwartet, etwas von ihm zu vernehmen im Sinne der Neutralität oder, wie die Wiener Note sagt, im Sinne der Parität und der von Amerika durch England abgesperrten Wahrheit. Aber John Mott schweigt und tritt nicht für die Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Professor Dr. Strack in Berlin schreibt im „Reichsboten" (Beilage „Kirche und Schule," No. 25):

„Gegenüber der Macht, die der Präsident Wilson tatsächlich hat und mißbraucht, müssen andere Kräfte zu Gunsten ehrlicher Neutralität auftreten.

Gleich England rühmen sich die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika „kirchlich" zu sein. Und in der Tat haben die Kirchen bedeutenden Einfluß. Diesen Einfluß sollten die Christen drüben aufbieten. Zu diesem Zweck ist freilich eine Persönlichkeit erforderlich, die den rechten christlichen Glauben, die rechte christliche Liebe, die rechte Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Urteils, die rechte Tatkraft und großen Einfluß besitzt. Für eine derartige Persönlichkeit habe ich Dr. John R. Mott gehalten, als Leiter der Edinburger Weltmissionskonferenz hat er große Tatkraft gezeigt

und sich um die erreichten Erfolge großes Verdienst erworben. Er hat auch als Evangelist einen Namen gewonnen, indem er nicht nur in Nord-Amerika und in England, sondern auch in China und in Japan und in verschiedenen Ländern Europas (auch in Deutschland) Evangelisations- und Missionsversammlungen mit Hunderten, nicht selten mit Tausenden gleichzeitig Anwesender abgehalten hat.

Nutzlos sind diese Versammlungen ja wohl nicht gewesen; aber stark wurde der Erfolg in allen Ländern nichtenglischer Zunge dadurch beeinträchtigt, daß Herr Mott nur englisch spricht, und daher seine Reden immer erst in die Landessprache übersetzt werden mußten. Auch gehört zu bleibenden Erfolgen fast immer ein längeres Wirken.

Für sein eigenes Land nun wäre Dr. John Mott jedenfalls vollauf befähigt gewesen, und er hätte auch — vermöge der Gleichheit der Sprache und in seiner Stellung als Vorsitzender des Fortsetzungsausschusses der Edinburger Welt-Missionskonferenz — wenigstens etlichen in England das Gewissen schärfen können.

Deshalb habe ich versucht, auf ihn einzuwirken, insonderheit seinen Einfluß auf sein Land zur Erscheinung zu bringen. Dr. John Mott hat aber versagt. Er fühlt als Engländer. Das heißt: er hat nicht die Unbefangenheit des Urteils, die ihn befähigen könnte, den englischen Christen die Verbrechen ihres Landes vorzuhalten (die Absicht, ein Volk von fast 70 Millionen Einwohnern auszuhungern, den Meuchelmordversuch von Grey und Findlay; anderes lasse ich hier beiseite) und er hat nicht den Willen in seinem Lande für ehrliche Neutralität zu wirken. Dies ergibt sich deutlich aus den sachlich nichtssagenden Briefchen die er am 8. Februar und am 22. März als Antwort auf meine beiden ersten Schreiben an mich richtete."

Im Briefe am 8. Februar sagte Mott: „Alles, was Sie sagen, spricht nachdrücklich für die Notwendigkeit, daß wir die Christen aller Völker zur Fürbitte aufrufen." — Und am 22. März schrieb Dr. Mott: „Ich anerkenne die volle Bedeutung dessen, was Sie sagen, und wünsche in der Tat recht sehr, daß unsere Regierung gleich beim Ausbruch dieses Krieges eine andere Politik angenommen hätte. Ich werde die Aufmerksamkeit einiger Personen auf das, was Sie dargelegt haben, zu lenken suchen."

Einer, den dürstet nach der Gerechtigkeit, würde etwas weniger kühl bleiben bei der amerikanischen Haltung. Aber diese Erfahrung mit Dr. John Mott ist eine Strafe dafür, daß auch wir aus diesem Manne so viel gemacht haben. Den furchtlosen und unbestochenen Gerechtigkeitssinn der alten Propheten hat auch John Mott nicht. Es ist gut, auf den Herrn vertrauen, und nicht sich verlassen auf Menschen, auch auf einen John Mott nicht.

Amerika und der Krieg.

Es wird einem Deutsch-Amerikaner, der seit bald 40 Jahren im Lande wohnt, nicht leicht, ruhig Blut zu behalten, und alle die gemeinen Beschimpfungen und Lästerungen über Deutschland über sich ergehen zu lassen, die eine unwissende und heuchlerische Amerikanerpresse, darunter leider auch Kirchenblätter, in einer schändlichen Lügenkampagne unausgesetzt über das deutsche Volk und Regierung ergießt. Wenn man sehen muß, wie unsere Regierung sich anmaßt, als Polizeibüttel und als

Tugendlehrer für die ganze Welt sich zu gebärden, sich anmaßt, einem von sieben Völkern gottloser Weise angefallenen Volke Vorschriften zu machen, wie es seinen Krieg führen dürfe, um nicht mit dem Allerweltspolizeimeister in Konflikt zu kommen, wenn man weiß, wie degeneriert im eigenen Lande so viele Bürger sind, die sich zu den Prominenten rechnen; weiß, wie in Stadt-, Land- und Staatsverwaltungen Betrug, Diebstahl und Schlechtigkeit aller Art zum Himmel schreien; weiß, wie schändlich das Gerichtswesen versagt, wo es sich um Bestrafung reicher Verbrecher handelt; weiß, wie solche Verbrecher schließlich noch wie Helden gefeiert werden, wenn sie den Maschen des Gesetzes entschlüpft sind, da möchte man dem so gearteten Tugendgesindel unsers Landes nur immer wieder den Spiegel vorhalten, daß es sich sehen kann, wie schön es aussieht.

Wir wollen daher hier zwei kleine Stücke aus der „Germania“ von Milwaukee abdrucken, die diesem Zwecke dienen können. Beides illustriert unsere musterhafte Rechtspflege. Bei den deutschen „Barbaren“ erlebt man solche Sachen nicht.

Aus unserm Sumpf. — Der als der Anstifter der Ermordung des New Yorker Spielhöllenbesitzers H. Rosenthal zum Tode verurteilte ehemalige Polizeileutnant Charles Becker, dessen Hinrichtung auf den 28. Juli festgesetzt ist, hat Gouverneur Whitman durch seinen Anwalt eine ausführliche Denkschrift überreichen lassen, die angeblich neues, bis jetzt in Beckers verschiedenen Prozessen noch nicht vorgebrachtes Material enthalten soll, und in der Becker jeden Anteil an der Mordtat bestreitet. Beckers Anwalt hat außerdem angekündigt, daß er beim New Yorker Obergericht dieser Tage auf Grund neuen jetzt vorliegenden Beweismaterials den Antrag auf ein neues Prozeßverfahren für seinen Klienten stellen werde.

Becker bezeichnet jetzt den inzwischen verstorbenen Tammany-Politiker „Big Tim“ Sullivan als denjenigen, der Rosenthals Enthüllungen zu fürchten hatte, und sagt, deshalb habe Rosenthal entweder zum Schweigen bestimmt oder entführt, aber nicht ermordet werden sollen; daß letzteres schließlich doch geschehen, sei die Schuld der betreffenden Leute, die sich nicht an ihre Instruktionen gehalten hätten. Ferner wiederholt Vater James Curry, Beckers Seelsorger, seine frühere Angabe, daß Sullivan nicht, wie bisher angenommen worden, durch einen Unfall auf der Eisenbahn ums Leben gekommen sei, nachdem er aus dem Sanatorium, wo er wegen seines überreizten Nervenzustandes untergebracht war, entwichen. Vielmehr sei er auf Veranlassung von Personen, die durch sein Eingreifen zugunsten Beckers bloßgestellt zu werden fürchteten, ermordet worden.

Das von Becker selbst niedergeschriebene, 56 Seiten lange Dokument enthält zahlreiche interessante Aufschlüsse über das Treiben gewisser Politiker der Spielerkreise und anderer Elemente des sog. Tenderloin-Distrikts.

Nachtrag: Die Festigkeit Gouverneur Whitmans widerstand jedem erneuten Versuch, das Todesurteil in lebenslängliches Gefängnis umzuwandeln. Becker starb im elektrischen Stuhl am 30. Juli d. J. Ueber seine Schuld oder Unschuld haben wir nicht zu richten. Der Gouverneur war es bekanntlich, der als Staatsanwalt die Anklage wider Becker leitete und seine Verurteilung herbeiführte. Er hat nun auch als Gouverneur das Urteil ausführen lassen. Und das Weib des Mörders durfte es wagen, den Gouverneur als den Mörder ihres Mannes zu bezeichnen! Ob sie dafür bestraft wurde, wissen wir nicht!

Götter und Götzen. — Eine nach Tausenden zählende Menge drängt sich Kopf an Kopf am Bahnhof. Der Zug läuft ein. Ein Mann steigt aus. Die Menge begrüßt ihn mit jubelnden Zurufen. Er besteigt sein Auto. Ein ganzes Polizeiaufgebot muß vor dem Wagen hergehen, um ihm eine Gasse durch die im Begeisterungstaumel schwankende Masse zu bahnen. Langsam fährt der Wagen. Die Hochrufe der Tausende umbranden ihn. — —

Zieht der Präsident irgendwo in ein Städtchen ein? Ist es ein Held, ein Künstler, ein Weiser, der seinen Einzug hält und dem das freudetrunkene Volk, dem Tausende und Tausende freier amerikanischer Bürger zujubeln? — Nein, es handelt sich um den Einzug Harry Thaws in seine Vaterstadt.

Er hat einen Menschen ermordet. Das steht fest. Man hat ihn damals für geisteskrank erklärt. Nach 12 Jahren, heute, hat man ihn wieder für geistig gesund erklärt. Er ist also nichts als ein Mitleid erregendes Geschöpf, dem eine Zeitlang der Wahnsinn im Gehirn saß und der während dieser Zeit seine Hände mit Menschenblut besudelte.

Wie ein Fürst zieht er ein und Tausende freier amerikanischer Bürger und Bürgerinnen jubeln und jauchzen ihm zu.

Ein Beitrag zur Geschichte unserer Kultur im 20. Jahrhundert.

Im „Evang. Gemeindeblatt“

für St. Louis, Mo., vom 1. Aug. d. J. fanden wir folgendes kräftige Zeugnis gegen die schmachvolle Politik unserer Regierung, abgegeben vom Pastor der Salvator-Kirche in St. Louis, Mo., Pastor Joh. Reichert. Es verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden, weshalb wir es hier abdrucken. — Es heißt da:

Anständige Menschen haben nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten. Unser Amerika wäre nicht so tief gesunken, daß es zu blutbefleckten, aus heimtückischen Hehlerdiensten erschacherten Judasgroschen seine Zuflucht nehmen müßte, wenn es nicht bloß auf seine vermeintlichen Rechte, sondern auch mal auf seine Pflichten pochte. Der ehrenwerte Teil seiner Bevölkerung wird überschrieen und übertölpelt von einer habgierigen, kriegslüsternen Spekulantenclique. Die benutzt den Präsidenten Wilson zu groben, herausfordernden Insulten gegen Deutschland und kalkuliert: bei dem künstlich angepeitschten Kriegsrausch werde das amerikanische Volk seine Eiterbeulen und die notwendige eigene Hausreinigung vergessen.*) — In unsern Gottesdiensten haben wir die landläufigen Friedensgebete längst ausgeschaltet, da alles so frivol gegen Recht und Frieden frevelt. Wilsons Gebetsverordnung hat keine Zugkraft mehr. Seine inbrünstigen Humani-

*) Wie hochnötig solche Hausreinigung wäre, zeigt unter anderm die schmachvolle Lyncherei, die in Texas Ende Juli (und bald nachher die in Georgia) stattfand, wo im Beisein von Tausenden von Männern und Frauen ein Neger wieder lebendig verbrannt wurde. Man hat nicht gelesen, daß die ehrenwerte Regierung von Texas oder die Bundesregierung Schritte taten, die Schuldigen für diesen Greuel des Lynchmords zu bestrafen, oder daß andere Tugendhelden im Lande sich zu ernsten Taten aufgerafft hätten, um diesen Mördern im Lande nachzuspüren. Auch der Mord unseres Pastors Kayser wird wohl ungesühnt bleiben. Wenn aber freches Amerikanervolk sich zur Deckung brauchen läßt für den schändlichen Waffenhandel und dabei umkommt, da weiß unser oberster Beamter nur von „Rechten“ der Amerikaner und von Gesetzen der Menschlichkeit zu schreiben.

täts-, Neutralitäts- und Friedensbeteuerungen mußten notwendig allen Kredit verlieren. Amerika steht da als unter dem Odium der Falschheit, gebrandmarkt mit dem Kainszeichen. Verlorene Ehre zu retten ist schwer, aber nicht unmöglich. Nur fort mit der heuchlerisch mißbrauchten Phrase von den „Rechten" amerikanischer Bürger! Unlautere Hände haben diese Phrase zum Diebesschlüssel gemacht. Sie muß erst in den Schmelzofen der Wahrheit, ehe sie wieder zu ehrenwertem Gebrauch fähig wird. Her mit dem mißhandelten, gesteinigten, aus der Heimat verbannten Wort „von der Pflichten amerikanischer Bürger!"

Die andere Seite.

Wem seine Seele lieb ist, der hüte sich vor Verallgemeinerungen wie vor der Pest. Wenn ich jetzt manchmal lese: „Die Amerikaner" — oh! Eine Illustration dazu liefert in der FZ 166 1. M. Karl Eugen Schmidt: „Hier, in St. Louis, lebt ein reicher Mann, ein Stock-Amerikaner, der keinen Tropfen deutschen Blutes in seinen Adern hat. Der Mann ist Besitzer eines großen Eisenwerkes, oder vielmehr, er besitzt den größten Teil der Aktien und steht als Präsident an der Spitze des Unternehmens. In den Vereinigten Staaten gehen die Geschäfte schon seit mehr als einem Jahr sehr schlecht, und dieses Eisenwerk arbeitet seit fast einem Jahr überhaupt nicht mehr. Die Arbeiter aber beziehen nach wie vor ihren Lohn, denn unser Mann ist ein eifriger und gläubiger Christ und weiß bestimmt, daß ihm im Jenseits alle seine guten und schlechten Taten vergolten werden. (Diesen frivolen Witz drucken wir mit ab, damit man sieht, die Geschichte stammt wirklich nicht aus einem Traktat.) Nun stellen Sie sich vor, daß drei Monate nach Ausbruch des Krieges Bevollmächtigte der englischen Regierung bei dem Fabrikherrn, der schon ein halbes Jahr lang nichts mehr verdiente, sondern nur Geld zusetzte, erschienen und ihm Aufträge für mehr als zwanzig Millionen Dollars anboten, die mit geringen Aenderungen im Betrieb sehr gut ausgeführt werden konnten und einen gewaltigen Gewinn abwerfen mußten. Was hätte unter solchen Umständen irgend ein gewöhnlicher Geschäftsmann getan, einerlei in welchem Lande er lebte und welcher Nation er angehörte? Mein Yankee wies den Auftrag ohne weiteres ab. Seine Aktionäre erfuhren die Geschichte und machten großen Radau, aber der Mann blieb fest: „Diese Fabrik ist gegründet, um friedlichen Arbeiten zu dienen; wir machen Eisenbahnschienen, Eisenträger und derlei nützliche Dinge; aber Maschinen, die dem Kriege dienen, werden bei mir nicht gemacht; mit Blutgeld sollen meine Hände nicht befleckt werden, und wenn ich zehn Jahre lang keine Dividenden zahle, ja wenn das ganze Werk darüber zugrunde geht!" Das ist aber nicht der einzige Stock-Amerikaner, der sich geweigert hat, Kriegsmaterial herzustellen und an eine der kriegführenden Parteien zu verkaufen. Wenigstens ein halbes Dutzend solcher Fälle sind in die Oeffentlichkeit gedrungen. — Was macht freilich dem Stammtisch in Neustadt dies halbe Dutzend? Ihm bleiben „die Amerikaner" „skrupellose Dollarjäger."

Die Englischen Methodisten und das Deutschtum.

Es ist dem Kenner der Geschichte wohl bekannt, daß die Englischen Methodisten schon von Anfang an nicht geneigt waren, das Evangelisationswerk in deutscher Sprache zu gestatten und die Organisation deut-

scher Methodisten-Gemeinden in diesem Lande gut zu heißen. Diesem engherzigen Anglizismus ist es ja zuzuschreiben, daß sich die Kirche der „Evangelischen Gemeinschaft" bildete durch Absonderung und als Protest gegen den engherzigen Geist der englischen Methodisten, der verlangte: Die Deutschen sollten englische Amerikaner werden ehe sie von ihnen mit dem Evangelium bedient werden. Jakob Albrecht war bekanntlich der Anfänger und Begründer dieser Kirche, die oft mehr bekannt ist unter dem Namen „Albrechtsleute," ihr englischer Name ist „Evangelical Association."

Jener, der Deutsche hassende Geist, ist im englischen Methodismus nicht ausgestorben, sondern feiert neuerdings wieder seine Auferstehung. Zu seinem Mundstück hat sich Bischof Quaile hergegeben, der da meinte, alle fremdsprachigen Gemeinden sollten ihre eigene Sprache und Organisation aufgeben und sich mit Haut und Haaren von dem englischen Teil der Kirche verschlingen lassen.

Der „Christl. Apologete" vom 28. April d. J. berichtet über dieses Ansinnen des Amerikaners und erhebt kräftigen Protest dagegen. Das deutsche Werk hier in Amerika und in Deutschland würde natürlich schwer geschädigt, wenn dieser nativistische Geist die Oberhand gewinnen würde.

Doch hebt in einer späteren Ausgabe ein anderer Einsender mit Recht hervor, daß die deutschen Glieder der Methodistenkirche mit Einschluß ihrer Prediger mit verantwortlich sind für die Geringschätzung des deutschen Werkes von seiten der englischen Methodisten, da sie selbst lieber armselig englisch radebrechen, als sich bemühen, ein gutes, reines Deutsch zu sprechen.

Doch das ist ein Vorwurf, der nicht nur deutsche Methodisten trifft. O nein, eine solche englische Strömung geht heute durch die Deutsch-Amerikaner, daß man meint, sie könnten nicht schnell genug ihre deutsche Sprache und Charakter abschütteln und englisch werden, um so als gebildete Leute und Vollbürger zu gelten, bei der Deutschenhassenden Knownothingsippschaft dieses Landes. Welch eine Schmach für das edle deutsche Volk, von seinen eigenen Kindern und Nachkommen so verächtlich behandelt zu werden! Doch das ist nur ein Stück des brutalen, die Weltherrschaft beanspruchenden englischen Geistes, der es unter seiner Würde hält, eine andere als die englische Sprache zu lernen und der den Anspruch erhebt, daß alle andern Völker englisch lernen sollen, um mit ihm, dem geborenen Weltherrscher sprechen zu können.

Jeder sich selbst achtende Deutsche sollte es unter seiner Würde halten, nur als Kulturdünger dienen zu müssen für Volksrassen, die bereits sich überlebt haben und entschieden im Niedergang begriffen sind. Daß die englische und die französische Rasse ihr Zenith überschritten haben und im Niedergang sind, kann jeder sehen, der mit der heutigen Generation dieser Rassen genauer bekannt ist. Der englische Hochmutsgeist geht seinem Fall entgegen.

Was der Meßpriester alles tun muß, wenn er die Messe zelebriert.

„Der Zelebrant (d. h. der die Messe lesende katholische Priester) bezeichnet sich mit dem heiligen Kreuz 16 Mal, wendet sich zum Volk 6 Mal, küßt den Altar 8 Mal, erhebt seine Augen zum Himmel 11 Mal, schlägt an seine Brust 10 Mal, beugt sein Haupt 21 Mal, beugt sich tief 8 Mal, segnet das Opfer mit dem Kreuzeszeichen 31 Mal, legt beide Hände auf den Altar

29 Mal, betet mit ausgebreiteten Händen 14 Mal und mit gefalteten 36 Mal, vollzieht dazu noch 35 verschiedene Handbewegungen, betet still 11 Mal, laut 13 Mal, deckt den Kelch auf und zu 10 Mal, geht hin und her 20 Mal. Neben diesen 350 Zeremonieen muß der Messeleser noch 150 andere beobachten, was zusammen 500 Zeremonieen ausmacht. Jeder Zelebrant muß außerdem auf 400 Rubriken oder Regeln acht haben, so daß diese zu den Zeremonieen gerechnet, der Priester 900 Handlungen zu vollbringen hat, deren keine er ohne wenigstens läßliche Sünde unterlassen darf. Alle diese Zeremonieen bilden ein so wundervolles, kunstreiches Ganzes, daß man sagen kann: Auf der ganzen weiten Welt gibt es keine in sich vollendetere und die Seele mit mehr Wonnegefühl erfüllende Erscheinung." (Aus „Neues Testament und Katholische Kirche." (Siehe Literatur, Seite 396 im vorigen Heft.)

Ausland.

Die Basler Mission

ist von einem schweren Verlust betroffen worden. Missionsdirektor Dr. Theod. Oehler ist am 15. Juni d. J. zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen. Der Heidenbote berichtet: „Trotz seines langjährigen leidenden Zustandes kam uns sein Heimgang doch unerwartet schnell. Die unverwüstliche Arbeitskraft und gewaltige Willensenergie des Entschlafenen hatten die mehr und mehr abnehmenden Leibeskräfte im Dienst behalten, bis überhaupt keine Kraft mehr da war und die Leibeshülle zusammenbrechen mußte."

Direktor Oehler war der Nachfolger von Inspektor Schott und wurde vom Basler Komitee im Jahr 1884 an dessen Stelle berufen. Er wurde geboren am 8. Juni 1850 zu Breslau, wo sein Vater die Professur des Alten Testaments bekleidete. Sein Vater folgte bald einem Ruf nach Tübingen und so hat der Entschlafene seine Kindheit, Schul- und Studienzeit hauptsächlich in Tübingen zugebracht. Er fand dann nach bestandener Dienstprüfung zunächst seine Anstellung im Kirchendienst, als Vikar, als Repetent am Stift in Tübingen und als Helfer in Leonberg.

Von dort aus wurde er dann nach Basel berufen und hat sein Amt als Missionsdirektor bis zuletzt mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit ausgeführt.

Der „Heidenbote," dem wir diese Nachricht entnehmen, ist das zweite Juniheft d. J., und das war schon druckfertig als der Heimgang Dir. Oehlers erfolgte, so daß auf ein nachfolgendes Heft für genauere Nachrichten verwiesen werden mußte.

Da auch die Basler Mission schwer unter den Kriegsnöten zu leiden hat und der „Heidenbote" darüber zweimal monatlich berichtet, so möchten wir unsere Leser auf dieses Blatt verweisen, um daraus zu ersehen, welche Schicksale über die Basler Geschwister ergehen unter den jetzigen Kriegsnöten. An anderer Stelle wollten wir eine Zusammenstellung der englischen Roheiten gegen die Missionare geben, die aber zurückgelegt werden mußte.

Weiteres zu Dr. Oehlers Tod aus „Allgem. Miss.-Nachrichten": Missionsdirektor Dr. Theodor Oehler ist am 15. Juni in Basel gestorben. Am 8. Juni 1850 in Breslau geboren, wo sein Vater, der spätere Ephorus des Tübinger Stifts, theologischer Professor war, wurde er nach seiner Tätigkeit als Repetent in Tübingen und als Pfarrer in Leonberg,

Neujahr 1885, zum Leiter der Basler Mission berufen. In seinem ersten Amtsjahr wurde die Uebernahme der Mission in Kamerun beschlossen, die zuletzt auf über 400 Haupt- und Nebenstationen 107 europäische und 370 eingeborene Kräfte, 15,000 Christen, sowie in 384 Schulen 23,000 Schüler zählte. Im Jahre 1913 kam Nord-Togo hinzu. Das Arbeitsfeld in Vorder-Indien und Süd-China lernte er 1888—89 kennen. Als neue Zweige wurden die Frauenmission und ärztliche Mission angegliedert. Er war ein Mann von einer seltenen sachlichen Klarheit und persönlichen Lauterkeit, von großer Demut und unermüdlicher Arbeitskraft, ein Mann der Schrift und des Gebets, ein Erzieher, Leiter und Seelsorger von Gottes Gnaden, der im Verborgenen wie in der Oeffentlichkeit Großes, vielfach Entscheidendes gewirkt hat. Darum ging sein Einfluß über die Basler Mission hinaus, er war Vorsitzender des Deutschen Missions-Ausschusses und der Kontinentalen Missions-Konferenz. Tiefen Eindruck machte sein Auftreten auf dem Deutschen Kolonial-Kongreß 1905. In den letzten Jahren körperlich hilflos gelähmt, aber bis zuletzt geistig frisch, hat er als ein Dulder durchgehalten und große Lasten der Arbeit, der Verantwortung, der Sorgen und Trübsale mit ergreifender Selbstverständlichkeit getragen. — Sein Nachfolger ist der seit 1910 an seiner Seite stehende Direktor Heinrich Dipper, der 1913—14 China und Indien besuchte. Zu seinem Nachfolger als Heimatinspektor ist Pfarrer Hermann Rieser berufen worden, der bereits 6 Jahre als theologischer Lehrer am Missionshaus tätig war und zuletzt als Sekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (D. C. S. V.) und des Studentenbundes für Mission (S. f. M.) wirkte.

Die Basler Festwoche wurde mit Rücksicht auf die Kriegslage dieses Jahr auf bloß einen Tag, Mittwoch, den 30. Juni, beschränkt. Da hat sich wieder einmal gezeigt, wie der Allmächtige so ganz andere Wege geht, als wir Menschenkinder es planen und ausdenken.

Gerade dieses Jahr hätte sollen ein ganz besonderes freudenvolles Fest bringen für die Basler Mission. Und es wären auch wohl ohne Zweifel mehr Freunde der Mission zu diesem Feste erschienen und freudige Festopfer des Dankes wären zusammengeflossen: Sind es doch nun 100 Jahre seit der Gründung der Basler Mission. Eine Zentennialfeier hätte dieses Jahr die Basler Mission feiern sollen. Statt dessen nur ein kläglicher Stumpf von einer Festwoche, beschränkt auf einen einzigen Tag: Vormittags 9—12 in der Turnhalle des Missionshauses geschlossene Missionskonferenz, wozu man Einlaßkarten haben mußte. Nachmittags 3—5 Jahresfeier in der Bernhardtskirche. Kurze Berichterstattung der Inspektoren Frohnmeyer, Dipper und Oettli.

Das war die Ankündigung, die der „Heidenbote" im 2. Juniheft brachte. Nun beachte man: Auf den 30. Juni war die Festfeier angesetzt, am 15. Juni entschlief Direktor Dr. Oehler. Wie sehr stand also allem Anschein nach das diesjährige Fest unter dem Zeichen des Kreuzes und der Trauer, statt eine frohe Hundertjahrsfeier zu werden. Da trifft zu jenes Prophetenwort, das derselbe „Heidenbote" voranstellt: Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland. (Jes. 45, 15.)

Möge auch aus diesen Trübsals- und Trauerzeiten die Basler Mission neu gestärkt hervorgehen, mit der seligen Erfahrung, daß der Gott Israels auch heute noch „der Heiland" ist und sein Volk, das ihm vertraut, auch aus

schweren Trübsalen zu erretten und zu neuen Heilserfahrungen zu führen vermag, wie das ja die Basler schon oft erfahren haben.

Aufgabe der Kirche in Deutschland.

Ueber die Aufgabe der Kirche an unserm Volk in der Jetztzeit, hat Präsident D. von Bezzel-München, kürzlich goldene Worte in der „Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung" veröffentlicht. Er wirft zunächst die Frage auf: „Wird unser Volk weiter beten?" und richtet dabei ernste Worte der Mahnung an den Staat, den er zu treuer Erfüllung der ihm von Gott aufgetragenen Pflicht des Einschränkens der Zuchtlosigkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens aufruft. Dann wendet er sich mit eindringlichen Worten an die evangelischen Geistlichen, deren treue seelsorgerische Arbeit an den Gemeinden und ihren Gliedern er mit Nachdruck fordert. Dabei warnt er mit besonderer Betonung vor jedem Versuch einer falschen Vereinigung der verschiedenen Richtungen innerhalb der Evangelischen Kirche, weil er darin mit Recht eine große Gefahr für ihre gottgegebenen Grundlagen und für ihre Zukunft erblickt. Wir geben den Wortlaut dieser bemerkenswerten Ausführungen des hervorragenden bayerischen Kirchenmannes im nachstehenden wieder, da ihre Bedeutung auch für die preußische Landeskirche auf der Hand liegt. D. von Bezzel schreibt:

Wird unser Volk weiter beten? Werden nicht die wilden Tiere, die jetzt, als eine frohe, heilige Frühe aufstieg, in ihre Löcher sich flüchteten (Psalm 104, 22), wieder sich hervorwagen und den alten Glauben höhnen und betäupfen? Ich gebe Tertullian von ganzem Herzen recht: non est religionis, religionem cogere (d. h. es steht der Religion nicht an, Zwang auszuüben). Aber so weit darf fürderhin die Freiheit nicht gehen, daß in Scherz und Witzwort bei dem „konfessionslosen Religionsunterricht," dieser wundersamsten aller pädagogischen Mißgeburten, das verlästert wird, was den großen Männern aller Zeiten Licht und Kraft für Leben und Wirken, Leiden und Scheiden war. Und so weit soll der Staat der ihm innewohnenden Kraft des κατέχειν (d. h. Zurückhaltens) und der ihm um seiner selbst willen vertrauten Pflicht, ein κατεχον (d. h. ein Hemmnis) zu sein, sich erinnern, daß er nicht freche Lästerungen sich ausschäumen und alte Faseleien gegen das Heilige als neue Wissenschaft auskramen läßt.

Es liegt in äußerer Förderung nur die Errichtung des Schutzwalls um das Heiligtum, nicht sein Aufbau. Wenn dieser nicht von innen sich vollzieht, so ist er nichts nütze. Wir haben noch die Zeit der Seelsorge an unserm Volk, noch das Recht an seinem Gewissen, noch können wir für unser geliebtes Deutschland beten, ohne Luthers Furcht zu teilen, daß das Gebet nimmer durchkomme. So wollen wir Geistlichen den barmherzigen Hohenpriester, dessen Heiligkeit Gott jetzt sonderlich erweist, den treuesten Freund der Volksseele, angehen: Herr, lehre unser Volk beten. Wir selbst aber wollen nicht einer falschen Einigung das Wort reden, wie es jetzt hin und her geschieht, als ob jetzt zu theologischen Sondermeinungen verwiesen werden sollte, was Ewigkeitsfrage ist, und einen Waffenstillstand ausrufen, der faulem Frieden gleicht und mehr schadet als stärkt; aber wir wollen mit denen, von denen wir um des Gewissens und heiliger Versprüche, gnadenvoller Erfahrungen willen geschieden sind und geschieden bleiben, im Gebetsernst, im Heiligungseifer uns messen, uns und ihnen zunutze, unserm Volk zum Gewinn. Wir sind in so viele Geschäftigkeit und Weitläufigkeit

hineingeraten, haben vor so viel brennenden Fragen das brennende Herz, dem Jesus die Schrift öffnete, gering geachtet, in unsern Predigten sorglich die tote Orthodoxie gemieden, als ob es nicht eine lebendige geben müßte, haben Vereine gegründet, in Weiten gearbeitet und unsere und der Unsern Seelen nicht genug in die Stille gehen lassen. Soziale Fürsorge war Panazee, der Geistliche ward Volksarzt, Volksberater, Kongreßteilnehmer, ängstlich um Fernhaltung von Aufregung bemüht, und doch — melius est, ut scandalum oriatur quam ut veritas taceatur (d. h. es ist besser, daß ein Aergernis ans Tageslicht kommt, als daß die Wahrheit verschwiegen werde)! Darum wollen wir beten, um Unterweisung in der Gebetskunst, für uns und unser Volk bitten, den Religionsunterricht mit allem Fleiß treiben, die heilige Ehrfurcht vor der biblischen Geschichte höher achten als die Rücksicht auf Dutzendeinfälle strebsamer Gelehrter, denen das Antlitz Mosis in der Mondsichel verschwimmt und verdämmert, und unsern Kindern ein Gebetsleben nicht mit wohlgesetzten Worten vortäuschen, sondern mit dem heiligen Lebensernst erweisen. Wehe dem Religionsunterricht, der erst durch Zutaten schmackhaft und würzig wird, weil er die Hauptsache nicht geben kann oder will; wohl aber jedem Lehrer, der seiner Zweifel ein Herr, weil seines Gottes gehorsamer Knecht, alles für die Wahrheit, nichts wider sie vermag. Er erreicht in einer Christenlehre mehr, um ein mir teures Wort des seligen Burger des Aelteren zu gebrauchen, als viele Stunden Oberkonsistorialdienst vermögen. Ruft es in die Häuser: Mütter, laßt eure Kinder wieder beten, damit sie diese männliche Kunst fleißig üben, habt Zeit für eure Kinder, nicht nur für Klubs und Gesellschaften, für Versammlungen in denen auf Abhilfe des Uebels gesonnen wird, das ihr selbst mit verschuldet. Verbannt aus euern Häusern die Afterbildung der französischen und englischen Modetorheit, die lächerlichen Moden und Bräuche, deren Schein jeder Erziehung zur Wahrheit spottet und das Gebet verhindert. Armut hat das Recht zu beten. Gott lasse ein betendes Volk erstehen und bestehen! Dem soll dann nichts unmöglich sein.

In ernster Zeit.

Im 1. Heft (Januar 1915) des 26. Jahrgangs der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift" *) hat deren Mitherausgeber D. von Bezzel-München wieder einen inhaltreichen Neujahrsartikel veröffentlicht, dem er die Ueberschrift gibt: „In ernster Zeit." Am Schluß seiner weltweiten und aus der Tiefe geschöpften Betrachtungen der allgemeinen kirchlichen Lage spricht sich Bezzel auch über die Zukunft der Evangelischen Kirche in ernster Weise aus. Es sind zum Nachdenken stimmende Urteile, wenn er schreibt:

In eine letzte weltgeschichtliche Stunde sind wir getreten, manche meinen — in die letzte. Die brausenden Massen der Feindschaft und Gottentfremdung, da Tiefen der Hölle sich auftun und Regenschauer göttlichen Zornes niedergehen, die rauschenden Stürme, vor denen Völker entwurzelt und entrechtet heimatlos über die Erde fliehen, die Entscheidungskämpfe um Existenz und Verstoßung, welche wohl der Erdkarte ein ganz anderes Bild geben werden, heißen dem Frühling entgegen harren, der allein das neue, wahre Leben bringen soll. Der Abfall von Jesus hat vielleicht in diesen Monaten klug sich verborgen, die Dämme, die vor ihm schützen, sind wieder ein wenig

---

* Man sehe unter Literatur in den Heften Mai, Juli und September.

gestärkt worden. Aber wie der Frühling alte Blätter abstößt, ehe die neuen kommen, wird alles Ueberkommene, lehrhaft Uebereignete, nicht Durchlebte noch Durchlittene dem anstürmenden Hohn und Spott zur Beute werden. Unser Volk wird wohl schneller, als es bisher schien, entchristlicht sein. Der Vorsehungsglaube allein, dessen Aufblühen man so hoch feiert, trägt in sich keine Kraft des Fortschritts, sondern die Gefahr einer stillen, tatenlosen Beharrung, die langsam den überweltlichen Gott zu einem innerweltlichen und diesen sich so genehm macht, daß er im Einzelnen aufgeht und Raum findet. Die Evangelische Kirche muß, weil sie am meisten empfangen hat, am nächsten und ehesten den Scheideprozeß durchleben, den man mit Bestimmungen und Ansprachen, mit Prüfungen und Ordnungen vielleicht verlangsamt, in Wahrheit beschleunigt. Aus dem Schoße der Kirche wird die zersetzende, teilende und trennende Bewegung sich erheben, die man nur bekämpfen kann, wenn man ihre Ernstlichkeit kennt. Ein Schweizer Gelehrter (Jakob Burckhardt) beklagt die Kirche, welche Ja und Nein in sich vereinen und das Nein mit äußeren Mitteln zum Siege heben will. Wir begreifen dies und wissen, so sehr wir die Scheidung von altem und neuem Glauben beklagen, weil viel edles, ernstes, wahres Gut uns Altgläubigen verloren gehen wird, doch nichts Besseres als eben diesen Kampf, der nicht einfach durch den Krieg beseitigt werden kann, wie etliche wähnen, die als höchstes Ziel die Parteilosigkeit rühmen. Was aus der Kirche werden wird, haben wir nicht zu fragen, sondern einfach die Pflicht zu tun, die in treuem Bekenntnis dessen erfüllt wird, der vor den Menschen als das, was er ist und bleibt, sich behaupten will. Kirchenkonferenzen und Kirchenausschuß in allen Ehren — je äußerlicher ihr Pflichtenkreis, desto mehr können sie nützen — aber die lutherische Kirche hat eben nur die eine Aufgabe, alles nach Christi Geist zu richten und eingedenk der furchtbaren Zukunft ihres Herrn ihre Lampen mit dem heiligen Oel zu schmücken und bereit zu sein.

Man verweist uns auf die Zunahme der Theologiestudierenden, als ob diese nicht äußerliche Ursachen genug hätte und mangels dieser, als ob in der Zahl die Kraft läge. In der Bibel landfremd, die den meisten ein Literaturdenkmal ist, dem man Motto und Umschrift, aber nicht die Kraft und das Leben entlehnt, ein religionswissenschaftlich zu zerpflückendes Gewächs, dessen Blätter die Zeit und dessen Duft die Wahrheit entführt, in dem Gesangbuch und den Gebetschätzen der Kirche unheimisch, weil auf ihnen der Rost vergangenen Empfindens liegt, das man ohne Archaismen nimmer verneuen kann, in der Geschichte der Kirche mit Mißtrauen den gesunden, mit stillem Einverständnis allen willkürlichen Regungen begegnend steht zumeist der jüngere Theologe an den Pforten der Kirche, die ihm fremd geworden oder gar nie nahe gewesen ist, seine Sprache nimmer versteht und die ihre ihm aufnötet, als ob der Mensch des 20. Jahrhunderts, um auf der Kanzel wirksam zu sein, mit dem Puder der vergangenen Jahrhunderte sich eine Leichenfarbe anschminken müßte! Man täusche sich nicht! Seminarien, die zwischen Universität und praktischem Amt vermitteln, sind nützlich und gut, werden aber die große Unkirchlichkeit, die freilich ein Theologieprofessor als Preis aller theologischen Erziehung krönte, nicht bannen, nur in die Vorsicht zurücktreten lassen, aus der im günstigsten Falle eine Art Gewöhnung wird. Und wiederum, man täusche sich nicht. Unser theologischer Nachwuchs, mit dem ehrlichen Enthusiasmus für alles Wirkliche, mit dem Abscheu vor dem Gewordenen und Gemachten, eingeschworen auf das Bodenbeständige,

wird es für ehrlich halten, nur mit eigenen Erfahrungen, so dünn und mager sie sind, zu wirtschaften und das Geheimnis so lange umschreiben und umdeuten, bis es mit der Erfahrung stimmt. Denn daß es Treue sei, das von der Wolke von Zeugen Erfahrene und Erlebte, ihnen zur Gewißheit des Lebens Gewordene zu bezeugen, um den Heiligen Geist, der sie so Großes erleben ließ, auch seinerseits zu erfahren, als den in lauter Wahrheit Leitenden, das läßt der moderne Mensch nicht gelten. Wir haben wahrlich ein Herz für unsere Jugend, aber die Sympathieen mögen noch so warm und lebensvoll sein, sie können uns nicht an der Erkenntnis vorüberführen, daß die Kirche der Reformation vor einer Wende steht, die wir nur mit einem Schein des Rechten aufhalten dürfen. Die Reformation begreift eben zwei Stücke in sich, das Recht auf Wahrheit und die Pflicht zur Wahrheit. Jenes allein genommen wirkt den Orthodoxismus, der die Lehre vorzutragen sich begnügt ohne mit dem ganzen Ernst der Tat ihr gehorsam und dienstbar zu sein. Diese allein und einseitig betont schafft eine dem Menschen nicht zuständige Autonomie, als ob er das Maß aller Dinge sei und nicht erst in einer willentlichen Gebundenheit die Freiheit und deren Betätigung ruhe.

Wir wünschen, daß nach dem Krieg ritterlich weitergekämpft, persönliche Mißdeutungen vermieden, dem Gegner die ehrliche Absicht zuerkannt werde und alle erlaubten und gegönnten Anknüpfungen noch bewahrt bleiben mögen. Aber wir wollen an dem ἀκαίρως εὐκαίρως der Bezeugung festhalten und lieber ein Gefüge, an dem Jahrhunderte mit redlichem Willen und wenig Glück arbeiteten, in Trümmer gehen sehen, ehe wir zwei Welten vereinen wollen, deren eine vor Gottes Wort und Wesen, wie es Christus offenbart und in sich dargestellt hat, anbetend in den Staub sinkt, während die andere in Leugnung des ἐπ' ἐσχάτου (Hebr. 1, 2) den ewigen Werdeprozeß der Religionen anerkennt und mit Verlangen nach einem Neuen aussieht.

Unsere Gemeinden werden unsere Richter sein.

Die obsiegende Macht des evangelischen Glaubens.

Die Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung: „Der Geisteskampf der Gegenwart" *) brachte in ihrer Januar-Nummer einen längeren Artikel aus der Feder des bekannten Kieler Professors der Theologie D. Erich Schaeder über die Frage: „Wie sind wir den Anforderungen unserer Kriegslage gewachsen?" Die Ausführungen, welche zunächst als Rede zur Eröffnung der Volkshochschule in der Aula der Universität Kiel dargeboten worden sind, verdienen die volle Beachtung jedes Freundes unsers Volkes und unserer Kirche. Schaeder weist hier in seinen Ausführungen nach, daß mit dem sogenannten Schicksalsglauben, dessen weite Verbreitung er als bekannt voraussetzt, ferner mit der weitverbreiteten Lehre vom Recht des Stärkeren, mit dem vielgerühmten deutschen Idealismus der Pflichtgesinnung und der Aufopferung wir die letzten Fragen und Rätsel der Gegenwart befriedigend nicht zu lösen vermögen. Das können wir nur, wenn wir die ganze, lebensvolle Kraft der Religion in ihrer evangelisch-christlichen Ausprägung auf uns einwirken lassen und ihr in freudigem Glauben an den lebendigen, in Christo Jesu unserm Herrn, geoffenbarten Gott uns hingeben. Schaeder schließt seine trefflichen Darbietungen mit folgen-

*) Man sehe unter Literatur.

den, die obsiegende Macht des evangelischen Heilsglaubens klar zum Ausdruck bringenden Sätzen:

So sei denn das Höchste und Größte gesagt, an das wir uns heute zu erinnern haben. Es fällt mir, indem ich davon rede, eine Aeußerung des früheren Kieler Kunsthistorikers, Karl Neumann in Heidelberg, ein. In seinem großen Buch über Rembrandt sagt er dort, wo er von Rembrandts Bild, „Der verlorene Sohn," spricht: „Dies ist Rembrandts letztes Wort. Die höchste Vergeistigung gelingt ihm in dem Ausdruck der Gnade." Gnade „ist dasjenige, dessen wir letztlich alle bedürfen, das Siegel und die Erlösung unsers Daseins." Bei diesem letzten, bei der Gnade Gottes, wollen wir Posto fassen. Sie ist nicht ohne Christus da. Von Gnade reden, heißt von Christus reden. von seinem eigenen Wollen und Tun. Er, seine Wirklichkeit, sein Leben und sein Sterben, ist für uns der Inbegriff der Gnade. Was auch auf uns drücken möge, eigene Sorge, Vaterlandssorge, Selbstvorwürfe, Klage über das, was unter uns nicht so ist, wie es sein sollte. Verluste und Vereinsamung — über das alles trägt uns doch schließlich und wirklich die lebendige Gottesgnade hinweg. Gegen das alles erfüllt sie uns mit Zuversicht und mit schöpferischer Lust an helfender, geduldiger Tat. Man hört von Tausenden unserer Soldaten, daß sie dies Größte am lebendigen Gott suchen und wollen. Ein junger Offiziersstellvertreter schreibt aus dem Felde: „Von meinen etwa 160 Mann aus der Kompagnie haben 130 Neue Testamente bestellt, die andern hatten sie zum Teil schon." Wenn dort der Hunger nach ewiger, heiliger Gottesliebe, nach Kraft und Stärke, die sie gibt, aufbricht, ist es nicht an der Zeit, jetzt in dieser kritischen Epoche des entscheidungsreichen Ringens, daß wir in der Heimat ihn auch rege werden lassen?

Vor einem oder zwei Jahren konnte man hier in der Aula überraschende Ausführungen hören. Der frühere Heidelberger Kunsthistoriker Henry Thode sprach über die Aufgaben einer neuen deutschen Kultur. Er betonte, man möge sich in bezug auf unsere geistige Gesamtlage keinen Täuschungen hingeben. Ein Volk, wie das deutsche, überhaupt jedes Volk, sagte er, wird nie durch Wissenschaft zu einheitlichem Leben zusammengeschlossen. Wissenschaftliche Arbeit verbindet immer nur einen begrenzten Kreis von Menschen. Auch wenn wir uns entschließen, die Resultate unserer Forschung weithin zu verbreiten — dazu, das alles wirklich zu verstehen, in seinen Gründen zu erfassen, gehört mehr. Dazu gehört ein ganzes Leben. Man meine auch nicht, fuhr der Redner fort, daß Kunst die Glieder eines Volkes zur Einheit verbindet. Um Kunst zu verstehen, zu würdigen, sind Künstleraugen und lange Schulung nötig. Wer hat die Zeit, die Fähigkeit, die durchzumachen? Ein einziges hat die Kraft und die Art, Menschen, Glieder eines Volkes, wirklich zu einen: Religion und sittlicher Idealismus, der an Religion hängt und durch Religion über die Stufe des bloßen Wünschens zum Können und zur Tat erhoben wird. Wer will mit Fug bestreiten, daß dieser Gedanke den Nagel auf den Kopf trifft? Glaube ist nicht nur die schöpferische Kraftquelle für jeden einzelnen. Glaube ist auch das tiefste Einigende einer Nation. Nicht Kultur einigt, sie zertrennt auch. Sie behält etwas Aristokratisches. Glaube einigt. Nun aber: nach Einigkeit, nach Zusammenschluß unsers Volks ruft unter den Stößen und Anforderungen dieser Kriegszeit alles. So trete man, wenn man Deutschland liebt, dafür ein, daß das Vertrauen auf den gerechten Gott der unverdienten Gnade unter

uns lebendig werde. Denken wir so, werben wir dafür, dann dürfen wir sagen: „Es muß uns doch gelingen."

Mißbrauch eines Kaiserworts.

Ein zutreffendes Urteil über den in kirchlichen Kreisen immer mehr Platz greifenden Mißbrauch des Kaiserwortes: „Ich kenne keine Parteien mehr, nur Deutsche!" brachte kürzlich die „Kreuzzeitung" in ihrer letzten kirchlichen Vierteljahrsrundschau, die in den Nummern 50 und 54 unter der besonderen Aufschrift: „Die Schicksalsstunde für unsere evangelische Volkskirche" erschien. Der Verfasser hatte zunächst die allgemeine kirchliche Lage eingehend dargestellt, wie sie sich während der letzten Monate gestaltet hat. Dabei war er auch auf die notorische Neigung vieler deutsch-evangelischen Christen zur Nachahmung englischer Formen im religiösen und kirchlichen Leben eingegangen. Er forderte zur kräftigen Abschüttelung dieser Anglomanie auch in den Dingen der Frömmigkeitsäußerung auf und mahnte: „Wir wollen uns gegen das Gute der ausländischen Christen nicht verschließen, aber das Bessere unsers evangelischen Christentums um so fester halten! Wir können auch auf kirchlichem Gebiet fertig werden ohne das Ausland! Und die Volkstümlichkeit unserer Evangelischen Kirche wird nur gewinnen!" In unmittelbarem Anschluß an diese Sätze folgen die nachstehenden beherzigenswerten Ausführungen:

Unsere Kirche wird volkstümlich sein, wenn sie sich nicht fürchtet vor Menschen, sondern vor Gott allein, und wenn sie nicht buhlt um das Wohlgefallen der Menschen, sondern nur danach trachtet, Gottes Wohlgefallen zu erlangen. Und damit kommen wir zu der ernstesten Gefahr, die unsere Kirche klar ins Auge fassen und vor der sie am sorgfältigsten auf der Hut sein muß. Das herrliche Wort unsers Kaisers: „Ich kenne keine Parteien mehr, nur Deutsche!" war vollberechtigt auf politischem Gebiete und hat viel zur Ueberwindung des Parteihaders beigetragen. Unserm Kaiser hat es durchaus ferngelegen, damit den Gegensatz zwischen katholischer und evangelischer Kirche, zwischen Vernunftglauben (Liberalismus) und Bibelglauben (Positivismus) aus der Welt schaffen zu wollen. Mittelparteiliche Parteifanatiker tun unrecht, wenn sie mit Berufung auf dies Kaiserwort von Positiven oder Liberalen die Preisgabe ihrer Grundsätze fordern. Sie fördern den Streit und verschärfen die Gegensätze, wenn sie es tun. Das trat offen in die Erscheinung auf der Brandenburgischen Provinzialsynode bei den Wahlen zum Vorstand und zur Generalsynode. Und noch unangenehmer, als das Presbyterium der Dortmunder Kirche sich mit der Bitte um Rehabilitation des im Disziplinarverfahren abgesetzten Lic. Traub an den Evangelischen Oberkirchenrat wandte. Traub hat manch gutes deutsches Wort in dieser Kriegszeit geredet und geschrieben, aber mit keinem Wort auch nur von fern angedeutet, daß er künftighin eine andere Stellung zu der Evangelischen Kirche, ihren Behörden und Ordnungen einnehmen wolle. Um seiner Unbotmäßigkeit und seiner prinzipiellen gegnerischen Stellung gegen die Landeskirche willen ist er entsetzt. Unbotmäßige Offiziere wird aber der Kaiser auch in dieser Kriegszeit in sein Heer nicht wieder einstellen wollen. Und wenn sein Freund Rade in der Christlichen Welt zu dem ablehnenden Bescheid des Oberkirchenrats schreibt: „Weshalb hat der Evangelische Oberkirchenrat nicht einfach gesagt, daß der Gesichtspunkt der Versöhnlichkeit für eine Kirchenbehörde überhaupt nicht in Betracht komme?"

so begnügen wir uns um des Friedens willen damit, diese Worte, zu deren Charakterisierung uns jeder parlamentarische Ausdruck fehlt, hiermit einfach niedriger zu hängen. Wer so über die höchste Kirchenbehörde Preußens in dieser großen, schweren Zeit urteilen kann, dient weder der Popularität noch dem Frieden.

Solange ein Professor Rade so schreibt und ein Professor Ostwald, ein Deutsch-Russe aus Leipzig, der Vorsitzende des Deutschen Monistenbundes, der sich rühmte, im Auftrag des Auswärtigen Amtes nach Schweden entsandt zu sein, dort im Auslande verkündet: „Der Herrgott ist bei uns für den persönlichen Gebrauch des Kaisers reserviert," und ein Pastor Heydorn in Hamburg sich in seinem Blatt offen über das Gebet lustig macht, solange ist es die Aufgabe der evangelischen Volkskirche, auf ihrer Hut zu sein. Nicht Charakterlosigkeit und Knochenerweichung führt zu einer sittlich-religiösen Erneuerung unsers Volks, sondern allein der Glaube, der sich mit Dr. M. Luther auf die Heilige Schrift und die Gnade Gottes in dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland gründet, der gegen jede religiöse und sittliche Verseuchung unsers Volkes mannhaft kämpft und in hingebender Liebe dem deutschen Volk dient, um es zu den Quellen des Lebens, zu Gott und seinem Wort zurückzuführen.

Gleichberechtigung der Richtungen.

Das Ziel, dem die liberale Kirchenrichtung in Deutschland überall entgegenstrebt und in dem sie leider auch von vielen Kirchenregierungen gefördert wird, ist die Gleichberechtigung der Richtungen. D. h. die gläubige Partei, die am alten Evangelium der Schrift unerschütterlich festhält und die von der negativen Kritik angesteckte, die keinen Heiland der Sünder mehr braucht und verkündigt, welcher Jesus eben nur ein vollkommenes, rein menschliches Vorbild, nicht der Gottessohn und Erlöser der Menschheit ist — sie sollen beide gleiche Rechte in der Evangelischen Kirche bekommen. Und dafür wird von den Liberalen das Kaiserwort weidlich ausgeschlachtet: „Ich kenne keine Parteien mehr."

Was vom Kaiser *rein politisch* gemeint war und besonders den alten Nörglern und Reichsfeinden gelten sollte, die oft mit beleidigender und empörender Opposition gegen den Kaiser und die Reichsregierung auftraten, das soll nun nach dem Sinn der Liberalen auch dahin gedeutet werden, daß auch die kirchlichen Gegensätze nun sollen abgetan sein und nach dem Friedensschluß nur eitel Harmonie zwischen Glauben und Unglauben sein soll in der Kirche.

Welche Art von Leuten unter dem Anspruch des Burgfriedens Gleichberechtigung in der Kirche beanspruchen, zeigen nachfolgende kurze Abschnitte, die wir teils der (Pos. Un.," teils der „Ref." entnehmen.

Mit gründlicher Sachkenntnis und durchschlagender Ueberzeugungskraft hat sich vor einiger Zeit ein Jurist in der „Kreuzzeitung" (No. 337 vom 22. Juli 1914) über das Thema ausgesprochen: „Grundsätzliches zum religiösen und zum religions-pädagogischen Modernismus." Seine Darlegungen gipfeln in dem ebenso wahren, wie in seiner Perspektive tief betrüblichen Satz: „*Der radikale religiöse Liberalismus in Kirche und Schule ist Heidentum* und missioniert Heidentum." Die klaren und in ihrer Logik einwandfreien Sätze des Aufsatzes hierüber lauten wie folgt:

Zum Wesen des Christentums gehört ohne allen Zweifel der Glaube an die nicht umgedeutete Gottessohnschaft Jesu, die sündererlösende Wirkung seines Opfertodes und seine diese Wirkung erst garantierende Auferstehung. Das war die Wesenheit des Christentums, noch ehe es eine kirchenähnliche Organisationsform gab. Deshalb sind jene Wesensbestandteile des Christentums alles andere als bloße kirchliche Lehrsätze und Dogmen. Um sich über die Wesenheit des Christentums zu vergewissern, bedarf es nicht irgend eines Studiums, man braucht nur mit normalen Sinnen lesen um tatsächliche geschichtliche Realitäten und Entwicklungen als solche erkennen zu können. Wer jene Wesensbestandteile des Christentums verwirft, ist vom christlichen Standpunkt aus Antichrist, Heide. Ob die Verwerfung unter konventionellen Lügen, mittels Umdeutung der Begriffe unter Beibehaltung der sonst und von jeher mit einem spezifischen, christlichen Begriffsinhalt verbundenen Wortformen geschieht, oder nicht nur durch Zerstörung des christlichen Begriffsinhalts, sondern auch mit Beseitigung der christlichen Wortfassungen, tut nichts zur Sache. Von Bedeutung ist dies nur insofern, als die erstere Methode die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der unter solchen Flaggen segelnden antichristlichen Mission bei allen gebildeten und wahrheitsliebenden Leuten in Zweifel stellt und zu einer vom Standpunkt der ehrlichen Bekämpfung des Christenglaubens aus starken moralischen Mißkreditierung der heidnischen Bewegung führt.

Aus Vorstehendem ergibt sich nun von selbst, daß der radikale religiöse Liberalismus in Kirche und Schule, soweit er jene Wesensbestandteile des Christenglaubens verwirft, in der ureigentlichsten Bedeutung des Wortes Heidentum ist, und Heidentum missioniert. So sind z. B. Jatho und Traub und ihre Anhänger vollendete Heiden, genau so wie Ostwald und Haeckel. Auf die ethischen Schattierungen kommt gar nichts an. Insbesondere ist auch klar, daß die moderne religionspädagogische Bewegung, wie sie z. B. von Kabisch und Niebergall vertreten wird und in Vorgängen wie den Zwickauer Thesen sich darstellt, antichristlichen Ursprungs und Inhalts ist und eine antichristliche Zielsetzung hat. Man sehe sich z. B. nur die Ergebnisse der Vertreterversammlungen des Sächsischen Lehrervereins vom Januar 1910 und Oktober 1911, auch die der Hauptversammlung in Chemnitz von 1913 an. Die Verbrämung des antichristlichen Programms mit Resten christlicher Ethik (nicht: christlichen Glaubens!) ist, wenn sie nicht bloß als taktisches Durchgangsstadium zum Bremer Ziel gedacht ist, lediglich ein Beweis für die wissenschaftliche und pädagogische Unzulänglichkeit der Thesenbegründung. Insbesondere muß dem Inhalt der Bergpredigt und der „Gesinnung Jesu" bei unvoreingenommener Prüfung nicht nur jede moralische Verpflichtbarkeit, sondern überhaupt ein den „modernen" Anschauungen entsprechender vernunftgemäßer Inhalt in dem Augenblick abgesprochen werden, in dem der obengenannte Wesensinhalt des Christentums negiert wird. Ganz abgesehen übrigens davon, daß es in letzterem Falle überhaupt eine starke und absolut ungerechtfertigte Zumutung ist, unserer Kindererziehung das belanglose Leben und die Lehren eines wissenschaftlich ungebildeten, in falschem Weltbild befangenen und vor 1900 Jahren an krankhafter Selbsttäuschung zugrunde gegangenen jüdischen Rabbiners zugrunde zu legen! Man muß den Bremer Lehrern und der Sozialdemokratie für ihr religiöses Programm hier durchaus den Preis der Logik zuerkennen. (P. U.)

A. P. V. Unter den „Laienwünschen betreffend die

Predigt" mag auch der Feldbrief eines oberhessischen Bauern (nicht Gemeinschaftsmann) Platz finden, den das „Hess. Kirchenblatt" vom 9. Mai mitteilt: „Es ist heute der erste Ostertag, aber wie traurig im Vergleich zum vorigen Jahr! Wie mächtig wird die tiefe Heimatssehnsucht gerade an diesem Tag in unsern Leuten wach! Wie schweifen wieder die Gedanken zurück in die Vergangenheit und sonnen sich in der Erinnerung einstiger schönerer, besserer Zeiten. Wohl spüren auch wir in Feindesland einen Hauch des Osterfriedens, denn wir haben heute dienstfrei und hatten heute morgen Gottesdienst in der hiesigen, schön festlich geschmückten Kirche — aber wie wenig wird das tiefste, innigste Bedürfnis des Herzens durch die Predigt manches Pfarrers gestillt. Denn man muß da Predigten hören, wo man tatsächlich sich darüber ärgert. Wenn ein Pfarrer unser Vaterland als Gott hinstellt, das ewige Leben als ein Leben, das fortlebt in der späteren Generation der Erinnerung, der Stachel des Todes damit erklärt wird, daß dem Tod der Stachel genommen wird, wenn man für das Vaterland stirbt und die Hölle nur erkennt in unsern Feinden, die wir jetzt bekämpfen, so ist dies wenig geeignet, den in manchen Herzen durch das erlebte Furchtbare angezündeten Glaubensfunken zu kräftigen und zu stärken. Doch wir wollen uns dadurch nicht beirren lassen, fortzukämpfen in dem Kampf, der uns verordnet ist, und wollen festhalten an dem, was wir in unserer Religion haben. Obwohl noch tiefes Karfreitagsdunkel über der schwer geprüften Menschheit liegt und die Kreatur unter manchem Jammer und Elend seufzt, so wird doch aus Nacht und Grauen ein schöner, lichter Ostermorgen der Auferstehung anbrechen. Wie auch die Natur in dem neuerwachenden Frühling zu neuem Leben und Treiben erwacht, wie auch unser Heiland nach der langen Nacht schweren, furchtbaren Leidens zu seiner Herrlichkeit eingehen konnte, so wird der langen Tränensaat eine herrliche Freudenernte folgen." (Ref.)

Traurige Zeichen der Zeit.

Die „Sächsische Evang. Korrespondenz" schreibt in No. 1 dieses Jahres unter der Aufschrift: „Ein Notschrei der vaterländischen Presse":

Wenn im ersten Kriegsmonat in einem Dorfe bei Döbeln ein Lustmord verübt wurde, so mochte man glauben, diese Bestie fühlt's noch gar nicht, daß Krieg — hohe Not des Vaterlandes — ist. Wenn im November aus Halles Umgebung das gleiche Verbrechen gemeldet wird, so gilt diese Entschuldigung kaum mehr. Wir trösten uns, daß solche sinnliche Schlechtigkeit Ausnahme sei. Ist sie es?

Oder wie beurteilt jener Mädchenhändler, der am 13. November in Aachen verhaftet wurde, weil er durch frische Ware die Langeweile unserer Landsturmleute im blutig erstrittenen Antwerpen vertreiben wollte, unsere deutschen Familienväter? Spekuliert er falsch?

Was antworten die aus dem opferreichen Kampf heimgekehrten 360 Soldaten, die allein in einem Lazarett unsers Landes, mit Lustkrankheiten geplagt, daniederliegen? O ihr armen Frauen! Sind sie aller Schuld bar? Hat nicht neulich ein Schloßherr in seinem Gutshof den Anschlag gemacht, daß er, wenn die nächtlichen Besuche bei den internierten Russen nicht eingestellt würden, die Namen der Besucherinnen veröffentlichen werde? Sieht man nicht vor den Gasthofsquartieren unserer Neuausgehobenen beim Dunkelwerden die Mädchen sich drängen? Ja, in einer Großstadt unsers

Landes sollen die Ehefrauen, die dem draußen kämpfenden Gatten die Treue gebrochen haben und unter Polizeiaufsicht gestellt sind, die zweihundert überschritten haben!

Im Dresdener Künstlerhaus konnte der Monistenprediger Ostwald unter dem tollen Applaus der Damen*) die Hoffnung aussprechen, daß nach dem Krieg endlich die Sanktion der Pfaffen und — Standesbeamten nicht mehr nötig sein möchte, um Kindern das Leben zu schenken. Und andere erschreckende Beispiele gibt es mehr.

Man will in diesen Tagen nur von Deutschlands Größe und Unüberwindlichkeit hören. Wer anders redet, wird vaterlandslos gescholten. Nein, die Vaterlandsliebe unserer wackeren deutschen Presse ruft in das Volk hinein: Halt ein! Du bringst dich um den gewissen Sieg durch deine sittliche Zuchtlosigkeit. An der Front verspritzen die Kämpfer ihr Blut und leiden Schweres. Hinter der Front wollt ihr in ungezügelter Lust nichts entbehren? Es gibt ein starkes, keusches Deutschland. An dieses wendet sich die vaterländische Presse. Führe Krieg gegen die Schamlosen, daß die Opfer dieser Tage nicht vergeblich werden und den Heimkehrenden die Freude nicht bitter vergällt werde. Daß das sittliche Deutschland siege, ist unser Wunsch fürs neue Jahr!

Was hier in erster Linie von den sittlichen Zuständen im Königreich Sachsen geschrieben ist, gilt leider Gottes auch in mehr oder weniger starkem Umfang für die andern Teile unsers Vaterlands. Es ist höchste Zeit, daß von allen Freunden unsers Volkes der heilige Krieg gegen diese schändliche Zuchtlosigkeit und ihren gemeinen Geist erklärt und rücksichtslos durchgeführt wird.

Ein gutes Bekenntnis.

Hierher gehört noch ein gutes Bekenntnis eines Offiziers, das er einem jener radikalen Pfarrer zusandte, und das als Feldpostbrief in dem Gemeinschaftsblatt „Auf der Warte“ erschienen ist. Wir zitieren nach „Pos. Un.“:

Ein gut Bekenntnis hat ein Offizier vor kurzem in einem Feldpostbrief dem Prediger Graue-Berlin zuteil werden lassen, der durch seine ultraradikale Stellung zu den Grundwahrheiten des biblischen Christentums bereits vielfach von sich reden gemacht hat. Der Feldpostbrief ist in dem Gemeinschaftsblatt „Auf der Warte“ vom 20. Dezember 1914 veröffentlicht worden und lautet wie folgt:

Lieber Herr Pastor Graue!!

Gerade lese ich hier im Argonnenwald Ihr „Germanisches Christentum als Zerrbild des Christentums der Bibel“ (Aufsatz aus dem „Protestantenblatt“).

Bitte, kommen Sie hier in die Schützengräben, leiden Sie mit, streiten Sie mit, wochenweise, monateweise, werden Sie überschüttet mit dem Hagel der Geschosse, und machen Sie Sturmangriffe. Dann werden Sie Gott danken, daß es einen Weg zu ihm gibt durch den Herrn Jesum, und dadurch Frieden im Herzen und volles Genüge; und dieser Weg heißt Buße, Vergebung der Sünden, ewiges Leben. Die Schrift nennt es Bekehrung. Wenn wir nicht Hunderte und aber Hunderte solcher Männer, vom Offizier bis

---

*) Das sind die „Damen“ von denen im Juliheft, Seite 292, geredet ist.

zum Gemeinen hier und im Osten in den vordersten Reihen hätten, die zu Jesu bekehrt, jeden Morgen durch das kostbare Wort Gottes neue Kraft schöpfen, und dadurch die stillen Vorbilder sind für die Kompagnien und Kolonnen, Leute, denen der Tod als Uebergang zum Leben in der Tat wenig bedeutet, die nicht nur heldenhafte Draufgänger sind, sondern was fast noch höher wertet, in dem grauen monatelangen Einerlei durchzuhalten wissen, und ihre Kameraden anfeuern, während drüben beim Feind fortgesetzt ganze Infanteriezüge, die marode und müde sind, sich ergeben — es stünde nicht so gut um Deutschlands Macht. Mir blutet das Herz über das, was Sie aussäen. Es klingt ja großartig, aber in den furchtbaren Stürmen des Lebens versagt diese Theologie. Gott möge uns allen ein weises, wahrhaft für ihn offenes Herz schenken. Ein nicht mehr junger Offizier.

von Hippel.

Zum Verständnis des englischen Nationalcharaktes mögen folgende zwei Ausschnitte dienen, die wir der „A. Ev. L. K Z." entnehmen. — Ohne Zweifel ist viel von diesem englischen Hochmutsgeist auch in unsern englischen Kreisen, namentlich bei den Reichen zu finden. Daher auch die diktatorische Sprache unserer Offiziellen Deutschland gegenüber.

Englands Unfähigkeit zur Buße liegt nach allem, was man die Monate her hat hören können, letztlich in dem verblendeten Anspruch seiner Weltmission. Es wird eine furchtbare Erschütterung im englischen Christentum geben, wenn Gott diesen Götzen vom Stuhl stürzt und zu Staub zermalmt. Noch ist es nicht so weit, und noch reden selbst führende Männer der englischen Kirche in stolzen Tönen von dieser Weltmission. So sagte der Edinburger Dogmatiker, Prof. Paterson, in einer Universitätspredigt: „Das britische Reich steht, wie kein Reich vor ihm es tat, für die gerechte und wohltätige Regierung unterjochter Rassen ein, für die Gewährung des größten Maßes von Freiheit, das mit festem Regiment verträglich ist, und für die Verbreitung der materiellen und geistigen Segnungen der Zivilisation durch ganze große Einflußsphären hindurch. Wenn wir erwägen wie reich in vergangenen Zeiten Gottes Segen auf unserm Volke geruht hat, . . . wenn wir ferner erwägen, daß keine andere Macht imstande ist, dieselben Verantwortlichkeiten in aller Welt zu übernehmen und seine weltweite Mission für die Sache der Zivilisation, von Gesetz und Ordnung und Philanthropie auszuführen, so dürfen wir wohl glauben — bis wenigstens ein tüchtigeres Organ erscheint, um es zu ersetzen — daß Gott dieses sein großes Werkzeug davor bewahren wird, in Stücke zerbrochen zu werden, und es erhalten für die fernere Förderung der Interessen seines Reiches." — Eine ganz andere Auffassung von dem „großen Werkzeug" hat der Kasseler Generalsuperintendent D. Dettmering in seiner Schrift: „Der deutsche Freiheitskampf und seine Frucht" (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt; Preis 30 Pf.): „Die Tagung der ersten Weltmissionskonferenz in Edinburgh 1911 war schon an sich das Zugeständnis der andern Christenvölker, daß England in der Weltmission die Führung habe. Allerdings lag seit langher der Verdacht vor, daß der Missionsbetrieb des englischen Volkes stark im Fahrwasser der englischen Weltherrschaftsgelüste segle, daß der Reichs-Gottesgedanke nicht in erster Linie stehe. — Der Weltkrieg hat diesen Verdacht in einer erschreckenden Weise bestätigt. England hat den euro-

päischen Völkerkrieg in die Kolonieen getragen und damit den eigentlichen Weltkrieg entfacht. England hat den farbigen Mann nach Europa geführt, und heidnische Soldaten gegen Christen zum Kampf gezwungen, England hat die Missionsstationen in den deutschen Kolonieen zerstört und den Krieg gegen friedliche Missionare, gegen Frauen und Kinder geführt; England hat durch den Besitz seiner Kabel und die Macht seiner Presse die gesamte Welt mit einem Netz von Lügen über die Ursache des Weltkriegs umsponnen, hat versucht, das deutsche Volk zu einem Greuel und Abscheu unter den Völkern zu machen, das nur der Vernichtung wert sei. Es ist uns unmöglich, zu glauben, daß ein solches Volk mit solchen Verbrechen gegen die Mission und gegen die Wahrheit die Führung in der evangelischen Heidenmission behalten kann. Nur eine ernsthafte Buße und Umkehr kann von einem Gericht über solche Untaten erretten aber der englische Hochmut scheint von Einkehr und Umkehr weit entfernt."

In der „Christl. Freih. f. Thür. u. Sachs.," No. 17, veröffentlicht Schwester C. Wolff aus Arnstadt frühere Eindrücke in England, wo sie in einem großen Pensionat in einem Städtchen Kents eine erkrankte deutsche Lehrerin vier Monate vertrat: „Diese vier Monate waren eine schwere Zeit für mich. Jetzt erst lernte ich selbst den grenzenlosen Hochmut und Egoismus der Engländer kennen. Deutschland sei in der Kultur mindestens um fünfzig Jahre zurück, sagte man mir. Ueberhaupt war man von einer großen Gehässigkeit gegen alles Deutsche, deren Grund ich erst langsam begriff. Die deutsche Industrie hatte ihren siegreichen Einzug gehalten und bedrohte den Markt des ersten Industrievolkes der Welt. Das "made in Germany" auf den Galanteriewaren konnte die Pensionsvorsteherin zur Raserei bringen. Wieder und wieder versicherte sie mir, daß alle englische Ware schöner und dauerhafter sei als die deutsche. Dies "made in Germany" sei eine geschmacklose, vorübergehende Modetorheit. Die jungen Schülerinnen des Pensionats stammten aus sehr reichen Häusern, betrug doch der Pensionspreis 200 Pfund = 4000 Mk. jährlich. Sie hatten fast durchweg keine Lust zum Lernen, das sie für unnütze Quälerei hielten. Ihr Sinnen und Denken war ausgefüllt mit Sport, Spiel und Tanz und den Erinnerungen an Flirts während der Ferienzeit in der Heimat. Sie waren auch fest davon überzeugt, daß ihnen der elterliche Geldbeutel eine entsprechende Zukunft bereiten würde. Sonntags waren sie sehr fromm. Da wurde zur Kirche gegangen, gesungen und gebetet, und wieder zur Kirche gegangen. Ein Kirchgang war allerdings nur Vorschrift, aber die meisten bettelten förmlich darum, auch zum Abendgottesdienst mitgenommen zu werden. War es bewußte Heuchelei, war es Macht der Gewohnheit oder war die Frömmigkeit ein Sonntagssport für diese Weltkinder? Ich habe es nie recht ergründen können. Die richtigste Erklärung hierfür ist wohl die, daß Frömmigkeit „ladylike" ist, und darum geübt werden muß. Aus den Erzählungen der Kinder erfuhr ich, daß sehr viele der erwachsenen Brüder ohne Beruf waren und ihre Zeit mit Sport und Spiel, Besuchen von Klubs und Wettkämpfen hinbrachten. Ich äußerte den Kolleginnen gegenüber mein Befremden über so viele Drohnen im englischen Reiche. Man lächelte überlegen: „Sie sind reich warum sollen sie sich das Leben nicht nach eigenem Gefallen einrichten?" — „In Deutschland ist ein Mann ohne Beruf undenkbar," sagte ich. Wieder dies spöttische Lächeln: „England ist eben

ein reiches Land." — Pflichten schien es also nur für die weniger Bemittelten zu geben. Wer wundert sich da noch über die schlechten Erfolge bei der Rekrutenanwerbung."

Die „Wacht am Rhein" in englischer Beleuchtung. — Ueber das Lied: „Die Wacht am Rhein," läßt sich das englische Heiligungsblatt „Life of Faith" aus und schreibt: „Wir hören gerade jetzt ein gut Teil von der „Wacht am Rhein." Laßt uns daran denken, daß Schneckenburger im Jahre 1849 starb. Laßt uns bedenken, daß er nichts von dem wilden Barbarentum der Hunnen wußte. — Wir entschlüpfen langsam der nationalen Kleinheit, während Deutschland reißend schnell seine nationale Größe verliert. Damals waren die Tage von Deutschlands Größe, als die reinen Flammen des Patriotismus heller brannten, als die Lust nach Macht es noch nicht verzehrt hatte. Aber ach! es hat den Tag hinter sich gelassen und ist in die Nacht eingetreten. Es ist von seiner Größe gefallen, und in die Kleinheit der Gewissenlosen getreten. Ein feierlicher Vertrag ist nur ein Stück Papier; Neutralität ist ein bloßes Wort. Dies sind kleine Dinge. Und doch, wenn Großbritannien in gewissen Beziehungen der Kleinheit entrinnt, so kehrt es mit großer Hingabe zu einer andern Art von Kleinheit zurück. Es war Großbritannien, das sich entschloß, das kleine Wort zu respektieren und das Stück Papier zu schützen. Es war Großbritannien, das beschloß, einem bloßen Wort seinen wahren Wert zu geben."

So das „Life of Faith" das Blatt der strengen englischen Heiligungsbewegung. Hierzu schreibt nun das Blatt der deutschen Gemeinschaftsbewegung, „Auf der Warte," in seiner Nummer 19 folgendes: „Die Herrschaft der Lüge auf seiten unserer Feinde ist eine furchtbare Macht, und die Lüge im frommen Gewand der Leute von der Heiligungskonferenz in Keswick, ihr Gipfel. Es wirkt auf einen wie ein Brechmittel, dies fromme Gewäsch. Heute geben alle englischen Blätter zu, daß England die Neutralität Belgiens nur im eigenen nationalen Interesse schützen wollte, sonst hätte man auf alle Neutralität gepfiffen, davon erfahren die neutralen Staaten gerade in diesem Kriege ihr gutes Teil. Wenn „Life of Faith" noch immer das alte Märlein auftischt, daß es Englands Gewissenspflicht gewesen sei, den feierlichen Vertrag zu schützen, und dem kleinen Belgien zu helfen, so steht es, was Ehrlichkeit betrifft heute sogar hinter den weltlichen englischen Tageszeitungen zurück und verwechselt, was in England leider nicht selten vorkommt, wieder einmal das Gewissen mit dem bedrohten Geldbeutel. Anfangs glaubte man, die englischen Christen mit ihrer Unwissenheit über die schmutzigen Triebkräfte ihrer Politik entschuldigen zu können, heute kann man dies nicht mehr, und muß ihnen der Vorwurf bewußter, kalter Unwahrhaftigkeit gemacht werden." (Aus „Ref.")

Die Sprache englischer Christen zum Krieg.

„Die englische Heiligungsbewegung und der Weltkrieg." — Was das englische Heiligungsblatt „Life of Faith," das Blatt der Keswicker-Kreise, schreibt zu dem Weltkrieg, haben wir in obigem Abschnitt vernommen.

Das deutsche Blatt: „Licht und Leben," schreibt dazu folgende erschütternde Kritik: „Wir haben die Kreise der Keswicker Konferenz immer geachtet und geliebt. Es waren viele Leute darunter, die nach dem Höchsten jagten, dem vollkommenen Sieg über die Sünde, und eine Kraft des Glaubens zur Ueberwindung der Welt anziehen wollen. Aber die vorlie-

gende Aeußerung des strengen englischen Heiligungsblattes offenbart den Mangel, der der englischen (und auch der deutschen) Heiligungsbewegung anhaftete: Man trachtete nach dem Höchsten und verleugnete die einfachsten Gebote der Gerechtigkeit. Man meinte, über die zehn Gebote hinaus zu sein. An ihnen hatte man nichts mehr zu lernen. Luther sagt einmal von sich: „Ich bin auch ein Doktor der Theologie und Prediger. Dennoch tue ich wie ein Kind, das man den Katechismus lehrt und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens die zehn Gebote, Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und kann dennoch nicht bestehn, wie ich gern wollte und muß ein Kind und Schüler des Katechismus bleiben und bleib's auch gerne." Dieser Standpunkt Luthers erschien vielen wie ein zurückgebliebenes Christentum. Dadurch kam es, daß vielen in der Heiligungsbewegung die ersten Stücke der Gerechtigkeit, wir wollen nicht sagen, abhanden kamen, aber von ihnen verleugnet wurden. In der angeführten Aeußerung des englischen Heiligungsblattes ist das einfache Gebot Gottes übertreten: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andern Götter haben neben mir." Die englische Selbstanbetung spricht da in ganz naiver Weise und mischt sich mit einer empörenden Unkenntnis der gewissenlosen Politik Englands in den früheren Jahrhunderten. Und das andere Gebot wird in leichter Weise übersehen: „Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten." Wer über einen andern so harte Urteile fällt, muß sich vor dem Angesichte Gottes klar sein, daß er den andern durch und durch in seinen Beweggründen kennt. Gott wolle den Brüdern der Heiligungsbewegung das gesunde Mark der zehn Gebote wiedergeben! Das ist und bleibt die Grundlage alles Heiligungsstrebens. („Licht und Leben.")

Angesichts der englischen Verblendung über die wahren Kriegsursachen möchte man beten mit dem Psalmisten (Ps. 45, 5. 6): „Zeuch einher der Wahrheit zu gut und die Elenden bei Recht zu behalten, so wird deine rechte Hand Wunder beweisen. Scharf sind deine Pfeile, daß die Völker vor dir niederfallen, mitten unter den Feinden des Königs." (Vgl. V. 7 und 8.)

Literatur.

Aus dem eigenen Verlag Eden Publishing House, 1716—18 Chouteau Avenue, St. Louis, Mo., kam uns zu:

„Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika." Im Auftrage der Synode zu ihrem fünfundsiebzigjährigen Jubiläum verfaßt von Pastor A. Mücke. 330 Seiten, gut in Leinwand gebunden. Preis $1.50.

Das frühere Buch von Pastor Schory über die Geschichte der Synode war vergriffen und von den Jahren überholt. Das neue Buch ist ein recht hübsches Angebinde zum fünfundsiebzigjährigen Geburtstag der Synode, verfaßt von dem Historiker unserer Kirche, mit vielen Bildern ausgestattet. Es sollte in keinem Pastorenhaus fehlen und auch in den Familien der Gemeinde reichlichste Verbreitung finden.

D. L. Ihmels Die christliche Wahrheitsgewißheit, ihr letzter Grund und ihre Entstehung. Dritte Auflage.

352 Seiten. Leipzig, Deichertsche Verlagshandlung. Preis 7.50 M., gebunden 9 M.

Eine Parallele zu dem unten angezeigten Buche „Schäders Theozentrische Theologie.“ Das Erscheinen der sinnverwandten Schriften ist ein Anzeichen der in der Gegenwart wohl vorherrschenden Richtung der Theologie, welche von dem wesentlich apologetischen Interesse geleitet ist, dem christlichen Denken sein Anrecht auf dem Boden der exakten Erfahrungswissenschaften zu gewinnen, wie dies in der Selbstbenennung „modern positive Theologie“ kurz ausgedrückt ist. Ihmels macht aufmerksam auf den Unterschied zwischen Wahrheitsgewißheit und Heilsgewißheit. In der Reformationszeit handelte es sich im allgemeinen nur um die letztere, um die Frage: wie werden wir Menschen des ewigen Heiles teilhaftig, wie können wir uns seines Besitzes sicher getrösten? Die Realität dieses Heiles ward da als selbstverständlich vorausgesetzt, von keiner Seite ward sie in Zweifel gezogen, zum Gegenstande forschender Frage gemacht. Heute ist das anders. Wer gegenwärtig von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt ist, muß auch in den einfachsten Verhältnissen darauf gefaßt sein, daß er diese seine Ueberzeugung immer wieder mannigfachen Angriffen gegenüber behaupten und durchsetzen muß, und er kann dies nur dann, wenn er nicht bloß glaubt, sondern auch zu sagen weiß, warum er glaubt. Aber abgesehen von der Ausrüstung für apologetischen Gebrauch ist es doch tief im Wesen des evangelischen Glaubens gegründet, daß er über den Grund seiner Wahrheitsgewißheit *sich selbst* Rechenschaft geben will.

Vorausgeschickt ist eine geschichtliche Orientierung, durch welche an den vornehmsten Lösungsversuchen veranschaulicht werden soll, um welche Probleme es sich handelt. Dieselbe beginnt naturgemäß mit Luther; an dem ja vorbildlich sich darstellt, was in evangelischem Sinne christliche Wahrheitsgewißheit ist. Er redet aus dem neuentdeckten Verständnis der Heilswahrheit. Wäre der Glaube, wie ihn der damalige Katholizismus auffaßte, nur ein historisches Fürwahrhalten von Tatsachen und Lehren, so könnte er die Verantwortung für die Wirklichkeit und Wahrheit der Aussagen auch äußerer Autorität überlassen: der Papst sagt's, die Konzilien sagen's. Nach Luther ist die christliche Wahrheitsgewißheit vor allem eine von aller äußern Autorität unabhängige, eventuell gegenüber allen Autoritäten sich behauptende persönliche innerlich feste Ueberzeugung. Auf der andern Seite aber verlangt er doch für diese innerliche Ueberzeugung einen objektiven Grund. „Wir Christen sind vom ewigen Tode und des Teufels Gewalt erlöst. Woher weißt du das? Das weiß ich daher, daß ich's im Wort und Sakrament und Absolution also höre, und daß mir's der Heilige Geist ebenso ins Herz sagt, wie ich's mit dem Ohre im Glauben höre.“ Aus dem letzten Satze ist ersichtlich, daß Luther doch nicht bloß der Autorität der Kirche die Autorität des Wortes gegenüberstellt, eine bessere äußere Instanz gegenüber einer minderwertigen, sondern daß er beides, die subjektive persönliche Gewißheit und die objektive Macht des Wortes Gottes in eins zusammenzieht als die Wirkung des Heiligen Geistes. In der verschiedenen Betonung dieser drei Momente, die die christliche Wahrheitsgewißheit charakterisieren, vollzieht sich die theologische Entwicklung in der Evangelischen Kirche in ihren Fortschritten und Rückschritten. Die nachreformatorische Dogmatik hob das zweite Moment hervor, die christliche Wahrheitsgewißheit ruht auf der Autorität des Wortes Gottes. Den Prätensionen des Katholizismus gegenüber, daß erst die Autorität der Kirche den Aussagen der Schrift Glaubwürdigkeit verleihe, hatte die prote-

stantische Kirche in ihrer Knechtsgestalt kein anderes Palladium als das Wort Gottes in seiner geschichtlichen Urgestalt, der Heiligen Schrift, und es war erklärlich, daß sie darauf bedacht war, ihr Kleinod mit überschwänglichem Vorzuge zu preisen, alle Spur menschlicher Unvollkommenheit abzuwischen und es als das ausschließliche Werk des Heiligen Geistes zu betrachten. Aufklärung und Rationalismus haben das erste Moment in den Vordergrund gestellt, die christliche Gewißheit muß eine selbständige sein und empfängt ihren Halt durch ihre Uebereinstimmung mit der Vernunft. Der Pietismus macht das dritte Moment geltend, die christliche Gewißheit muß beruhen auf einer durch den Heiligen Geist gewirkten Erfahrung, deren Wirklichkeit sich im praktischen Leben ausprägen muß. Der Supernaturalismus kehrt wieder das zweite Moment hervor, die christliche Wahrheit ist so unerfindbar, daß sie nur aus übernatürlicher Offenbarung herstammen kann, und die Autorität, durch welche die Offenbarungsbeweise gestützt werden, ist so gut, die Zeugnisse so zuverlässig, daß die Vernunft zur Anerkennung derselben genötigt ist.

Besonders eingehende Auseinandersetzung wird einer Auswahl von Theologen aus der Zeit nach Schleiermacher gewidmet, mit denen der Verfasser sich ebensowohl in Uebereinstimmung wie in Divergenz befindet, und an deren in freundlicher und gerechter Weise geschilderten Auffassungen er zum voraus über die von ihm selbst eingenommene Stellung orientieren will. Mit Frank, dessen Schüler er ja gewesen ist, verbindet ihn die gemeinsame Anerkennung der alten von Schleiermacher unverlierbar wieder geltend gemachten Wahrheit, daß Religion in ihrem innersten Wesen weder ein Wissen noch ein Tun, sondern unmittelbares Erleben des Göttlichen ist, daß also religiöse Gewißheit eine Sache der Erfahrung sein muß. So begrifflich verschieden Wahrheitsgewißheit von Heilsgewißheit ist, so kann erstere doch nicht ohne die letztere gewonnen werden, die felsenfeste Gewißheit von der Wahrheit des Schriftwortes kann nicht gewonnen werden ohne die Erfahrung von ihrem Inhalte. Die Wahrheitsgewißheit stammt nicht aus allgemeinen Erwägungen, nicht aus wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern aus einem geistgewirkten Erlebnisse. Während nun aber Frank aus der erfahrbaren Tatsache der Wiedergeburt rückschließend das Wort Gottes als die begründende Ursache derselben nachweisen will, so daß also sein Urteil über das Wort Gottes und seine Urform, die Schrift, ein beschränktes bleiben muß, indem er keine Aussagen darüber machen kann als die, welche aus den Zuständen des neuen Lebens in der Wiedergeburt nach dem Gesetz der Causalität sich erschließen lassen, bindet Ihmels die Wahrheitsgewißheit direkt an das Wort Gottes, das durch seinen Inhalt sich eben als G o t t e s Wort, d. h. als absolute Wahrheit an unserm Innern erweist.

In einem etwas stärkeren Gegensatze steht Ihmels gegen die Theologie Hermanns, den man ja wohl trotz seiner Selbständigkeit einen Ritschelianer nennen kann. Diese Theologie hat etwas Einfaches, Herzgewinnendes, sie sucht die christliche Gewißheit gewissermaßen zu entlasten von allem, was als Beschwerde empfunden werden kann, und den kurzen Weg zur Erlangung derselben zu ebnen. Religion ist Gottgemeinschaft. Dieselbe kann nicht vom Menschen aus entstehen, soll sie gegründet werden, so muß Gott sie eröffnen, Gott muß sich durch eine Tatsache zu erkennen geben, auf Grund derer wir an ihn glauben können, diese Tatsache ist Jesus Christus. Was aber ist es an Jesu, das ihn für uns so zum persönlichen Offenbarer Gottes macht? Hermann antwortet: sein inneres Leben, seine Gesinnung; die kann jeder aus

dem, was uns die Schrift auf unanfechtbare Weise von ihm berichtet, herausempfinden, sie entspricht dem, was wir selbst als Forderung der Pflicht in uns empfinden, und wenn dieselbe in uns übergeht, die unsere wird, dann haben wir Gottesgemeinschaft. So ist die christliche Wahrheit gewissermaßen auf ein sturmfreies Gebiet konzentriert, wo ihr Zustimmung ohne weiteres sicher ist und keine vernünftige Kritik sich heranwagt. Freilich erkennt Hermann an, daß der Inhalt der christlichen Verkündigung umfangreicher ist als eine bloße Beschreibung der Gesinnung Jesu, die Schrift weiß von demselben mehr zu sagen, als daß er göttlich gesinnt gewesen ist, aber Hermann macht einen Unterschied zwischen dem, was der Grund und dem, was der Inhalt der Gewißheit sei. Grund der Gewißheit ist nur die geschichtlich nachweisbare Existenz des Menschen Jesus, dessen Gesinnung schlechthin normativ gewesen ist; wer diese Gesinnung in sich aufgenommen hat, der wird und soll die weitergehenden Gedanken, welche die Zeugen dieses Jesuslebens über ihn gehabt haben, als z. B. den Gedanken der ewigen Gottheit Christi, der stellvertretenden Natur seines Leidens, seines Fortwirkens in seinem Geiste, von selbst in sich reproduzieren. Es ist nichts damit gedient, daß diese Gedanken traditionell weitergegeben und auf Autorität hin angenommen werden, Wert haben sie nur, wo sie spontan neuerzeugt worden sind, sie können und werden entstehen, wo schon Glaube vorhanden ist als Bereicherung seines Inhalts, aber Grund der Glaubensgewißheit bleibt immer nur das innere Leben des historischen Jesus. Es läßt sich erwarten, was Ihmels an dieser Theologie der Werturteile auszusetzen haben wird, daß nämlich der Grund der Wahrheitsgewißheit einseitig in die Subjektivität des Menschen verlegt wird, das Wort Gottes kommt nicht zu seinem Rechte, und es wird der Willkür nicht gewehrt, wonach schließlich doch jeder Gläubige für sich zu bestimmen hat, wie viel er zum Inhalte seines Glaubens rechnen will. Es ist eine Theologie der Starken, die nicht angefochten sind, aber in der Not der Anfechtung sucht die Seele wohl einen stärkern Anker als das Resultat der eigenen Ueberzeugungen.

Der dritte theologische Versuch der Neuzeit, der es unternimmt, das Wesen des christlichen Glaubens und damit den Grund der Wahrheitsgewißheit zu bestimmen, und dem Ihmels die Aufmerksamkeit zuwendet, ist unternommen von der religionswissenschaftlichen Schule, als deren Repräsentant Tröltsch vorgeführt wird. Dieselbe repräsentiert in gewissem Sinne einen Fortschritt oder auch eine Wiederbereicherung nach erlittenem Verluste gegenüber der Ritschlschen Theologie, die von derselben preisgegebene Metaphysik wird wieder aufgenommen, der Blick wird erweitert. Dem bisherigen Christentume wird beschränkter Supernaturalismus vorgeworfen, Gott stehe gegenüber einer ihm fremden Welt, in die er durch Wunder, insonderheit durch das Wunder der Person Christi eingreife. Demgegenüber wird die Immanenz Gottes betont, Gott der Lebendige in allem Lebendigen vor allem im geistigen Leben der Menschheit, auch Christus und die von ihm ausgehenden geschichtlichen Wirkungen nur ein Ausschnitt aus dem großen Gesamtgebiete der Wirkungen des immanenten Gottes. Hier kann von einer Absolutheit der christlichen Wahrheit nicht die Rede sein, sondern nur von einem relativen Vorzuge derselben vor andern Religionen, wobei die Möglichkeit einer über dasselbe hinausgehenden Selbstoffenbarung des immanenten Gottes nicht ausgeschlossen ist.

Nach Ihmels gehört zur christlichen Wahrheitsgewißheit selbstverständlich die Ueberzeugung, in der durch das Wort vermittelten Offenbarung nicht

eine, sondern die Wahrheit zu besitzen. So sucht Ihmels in der Auseinandersetzung mit Gegnern oder Mitarbeitern über den eigenen Standpunkt zu orientieren, er sucht die drei Grundgedanken, daß die Wahrheitsgewißheit auf innerer Erfahrung beruhende persönliche Ueberzeugung ist, daß sie an das Wort Gottes gebunden ist, und daß beides, subjektive Gewißheit und Gebundenheit an Gottes Wort in Wechselwirkung zu einander stehen, in gleichmäßiger Weise zur Geltung zu bringen. Die Darstellung ist nicht leicht, es sind sehr subtile Gedankengänge, denen man nachzugehen hat, aber es lohnt sich, sich hindurch zu arbeiten; namentlich enthält auch das Schlußkapitel über Vermittelung der Wahrheitserkenntnis an Fernstehende wertvolle praktische Anweisungen an den Prediger. E. O.

Theozentrische Theologie. Eine Untersuchung zur dogmatischen Prinzipienlehre von D. Erich Schaeder, Prof. der Theologie in Kiel. Erster geschichtlicher Teil. Deichertsche Verlagshandlung, Leipzig, 1909. 197 Seiten. Preis 4 M. Dasselbe, zweiter systematischer Teil, 1914. 324 Seiten. Preis 6.80 M., gebunden 8 M.

Das sehr lehrreiche Buch ist allerdings seiner nächsten Bestimmung nach für Zunftgenossen geschrieben, d. h. der Verfasser will sich in demselben mit seinen theologischen Mitarbeitern darüber auseinandersetzen, welchen Standpunkt eine Dogmatik einzunehmen, welche Methode sie zu verfolgen habe, um den Anforderungen, die die Kirche der Gegenwart an sie stellt, zu genügen. Die Theologie hat ja nicht bloß die verhältnismäßig harmlose, eventuell überflüssige Aufgabe, die ihr oft zugewiesen wird, den Glauben der Gemeinde für den engeren Kreis Geförderterer zu beschreiben, sondern sie hat die höhere Aufgabe, denselben auch zu beeinflussen und zu gestalten, und ist an ihrem Teile für das Auftreten von Entartungen und Irrgängen im Denken und Leben der Kirche mit verantwortlich. Der erste, geschichtliche Teil ist nun wesentlich kritischer Art und zeigt an einer Kritik der bedeutendsten Erscheinungen und Richtungen der modernen Theologie seit Schleiermacher, wie derselben bei aller Verschiedenheit allerdings ein gemeinsamer Mangel anhafte, und wie demselben durch Geltendmachung vernachlässigter Prinzipien abzuhelfen sei. Hier ist nun der Punkt, bei welchem dem einfältigen Leser, der kein Fachtheologe ist, zuweilen das Bedauern aufsteigen wird, daß er auf dem Gebiete der theologischen Literatur nicht mehr oder überhaupt nicht genug bewandert ist, um den Darstellungen des Verfassers selbständig kontrollierend zu folgen, daß er der Kritik, die ja im allgemeinen den Eindruck macht, sine ira et studio geführt zu sein, zu sehr auf Treue und Glauben Gehör geben muß, daß er also, kurz gesagt, das Buch etwas zu gelehrt findet, indem es voraussetzt, zu „Wissenden" zu reden. Das soll aber keinen unserer Leser abschrecken, sich das Buch anzuschaffen und zu studieren; wer überhaupt an theologischer Fortbildung Interesse hat, wird schon durch die dargebotene Orientierung über den gegenwärtigen Stand der theologischen Sachlage lohnende Förderung gewinnen, und die hier vorliegende Besprechung hat keineswegs den Zweck, durch abgekürzte Inhaltsangabe die Lektüre des Buches selbst überflüssig zu machen, sondern vielmehr dieselbe zu empfehlen. Der Verfasser formuliert seine Ausstellungen, die er an der modernen Theologie zu machen hat, zusammenfassend dahin, daß dieselbe nicht, wenigstens nicht energisch genug, theozentrisch, sondern anthropozentrisch sei. Indem er die eigene Lehrweise, wie er sie in einer Dogmatik vorzulegen gedenkt, als theozentrisch

bezeichnet, nimmt er von vornherein den Vorzug höheren Wertes gegenüber anderen Richtungen in Anspruch, denn daß in der Theologie, als der Lehre von Gott, Gott der Mittelpunkt sein muß, ist ja selbstverständlich. Es wird sich nur fragen, ob in der Wahl der beiden Bezeichnungen anthropozentrisch und theozentrisch, der Gegensatz zwischen Mangelhaftem und Anzustrebenden zum richtigen Ausdrucke gekommen ist, und ob die theozentrische Theologie selbst eine anthropozentrische Stellungnahme ganz entbehren und vermeiden kann.

Der Vater der modernen Theologie ist Schleiermacher. Er hat neu bauen müssen, man denke nur daran, wie er es zunächst mit Verächtern der Religion zu tun gehabt hat, das will nicht sagen mit gottlosen Menschen, sondern mit solchen, für die wohl eine Beziehung des Menschen zum Uebersinnlichen in Kunst, Wissenschaft, Philosophie, Sittlichkeit ein Sinn war, aber eine eigenartige unmittelbare Beziehung zu Gott ein Phantom. Ihnen gegenüber hatte Schleiermacher das Recht der Religion als einer Realität geltend zu machen, auf deren Anerkennung man nicht verzichten kann, ohne das eigene menschliche Selbstbewußtsein aufzugeben. Es lag daher in der Natur der Sache, daß Schleiermacher „anthropozentrisch“ verfuhr. Es lag ihm daran, sozusagen den eigentlichen Sitz der Religion im menschlichen Geistesleben zu erobern und zu behaupten, er findet denselben im Gefühl. Wohl ist für ihn „Gefühl“ etwas anderes, als was der vulgäre Sprachgebrauch damit gern bezeichnet, eine unklare Regung, die vor der besonnenen und energischen Prüfung nicht besteht, die sich mit subjektivem Belieben über die zwingendsten Data der Erkenntnis ignorierend hinwegsetzt, aber es bleibt doch dabei, Religion ist ihm im eigentlichen Sinne weder Sache der Erkenntnis noch des Willens, sie geht nicht auf und wird nicht ersetzt weder durch Philosophie noch durch Sittlichkeit, sondern sie ist eben Gefühl, und zwar eigenartiges Gefühl der, nach dem von ihm erfundenen Ausdrucke schlechthinigen Abhängigkeit. Ganz schuldlos sind Schleiermachers Gedankengänge nicht an der so häufigen Diskreditierung des Christentums, wonach dasselbe der Domäne der Frauen- und Kinderwelt zugehören aber für die reife Mannheit abgetan sein soll. Für dies zum Menschentum zugehörige schlechthinige Abhängigkeitsgefühl muß es eine bewirkende Ursache geben, dieselbe nennen wir Gott, und das freie persönliche Inbeziehungsetzen zu diesem „Woher“ unseres Abhängigkeitsgefühls ist Glaube. Obwohl nun nach Schleiermacher dies Sichselbsterleben des Menschen, dies Gelangen zu höherem Selbstbewußtsein zugleich ein Erleben Gottes, ein Sichbetätigen desselben sein soll, und Ausdrucksweise wie Standort der Auffassung oft wechselt, so bleibt es doch dabei, daß nach ihm das eigentliche Fundament religiöser Gewißheit aufseiten des Menschen zu suchen ist, und erst vom menschlichen Selbstbewußtsein aus durch einen Schluß, durch die Anwendung des Causalitätsbegriffes zu Gott gelangt wird, das gibt der religiösen Gewißheit etwas Unsicheres, Subjektives. Mit dem Glauben, unserer Selbstbeziehung zu Gott, sind auch innere Erfahrungen verknüpft, in denen es sich um Bewegungen des menschlichen Seelenlebens handelt, die Mannigfaltigkeit seelischer Zustände, Furcht, Hoffnung, Vertrauen, Friede u. s. w. sind die Begleitungserscheinungen des Abhängigkeitsgefühls, und wie dieses eine Selbstmanifestation Gottes ist, so sind auch die mannigfachen psychologischen Phänomena gewissermaßen Niederschläge göttlicher Wirkungen. Daher heißt es bei Schleiermacher: „Alle Sätze, welche die Glaubenslehre aufzustellen hat, können gefaßt werden entweder als Beschaffenheiten menschlicher Lebenszustände oder als Begriffe von göttlichen Eigen-

schaften und Handlungsweisen." Schleiermacher nennt deshalb auch mit Konsequenz sein theologisches Hauptwerk nicht Theologie oder Dogmatik, sondern Glaubenslehre, also eigentlich nicht Lehre von Gott, sondern Lehre vom Glauben, und er kann dieselbe nicht als eine konstruierende, sondern als eine beschreibende Wissenschaft bezeichnen, sintemal dieselbe keine andere Aufgabe hat, als die, den Inhalt des christlichen Glaubens zu beschreiben. Es ist allerdings nicht, wie es mit derbem, drastischem Ausdrucke bezeichnet worden ist, eine Theologie, welche von Gott nichts weiß, aber doch im Grunde genommen, eine Theologie, welche von Gott nichts sagt, oder nur insofern von Gott sagt, als in den Aussagen über den Glauben die Aussagen über Gott enthalten sind. Schleiermacher hat den katholischen Wahn durchbrochen, daß der Glaube die Beziehung überkommener kirchlicher Lehren von Gott sei, zu welcher man sich mit natürlicher Willensanstrengung erhebt. Das ist sein Verdienst, und darin darf er nicht aufhören, vorbildlich zu sein, er hat in echter Wiederbelebung des reformatorischen Grundgedankens den Glauben in seine Würde als ein persönliches Verhältnis zu Gott einzusetzen gesucht; aber doch liegt in der Fundamentierung des Gottesverhältnisses auf das Abhängigkeitsgefühl, auf ein Selbsterlebnis des Menschen, die Gefahr des Subjektivismus, dem der Anspruch auf Allgemeingültigkeit versagt wird. Wie in der Philosophie Cartesius vom Denken aufs Sein schloß: cogito, ergo sum, so analog läßt Schleiermacher vom Glauben auf Gott schließen: ich bin abhängig, darum ist Gott, und daher nicht völlig unverschuldet an dem leider so vielfach sich zeigenden Mangel an Ueberzeugungskraft der Theologie als Wissenschaft, als sei dieselbe eine Systematisierung von Ansichten, gut für die, welche bereit sind, diese Ansichten zu teilen, aber ohne zwingende Ueberzeugungskraft, nach dem Motto: „Religion ist Privatsache." Auch die Tatsache, die Schleiermacher als ein unvergängliches Verdienst zugerechnet werden muß, daß er im Unterschiede von der ganz von Christo ablenkenden Aufklärung Christum wieder in die Stelle einzusetzen gesucht hat, die er nach urchristlicher und reformatorischer Auffassung für den Glauben haben muß, daß er also der Theologie christozentrischen Charakter wiedergegeben hat, auch sie streitet nicht gegen die Beurteilung seiner Theologie als einer anthropozentrischen und damit subjektivistischen. Denn man wird wohl sagen müssen: Schleiermacher hat für die Beantwortung der Frage: Wer war Christus? weniger die Schrift und die Geschichte zu Rate gezogen, als das eigne Bewußtsein und Gefühl, er hat gefragt: Wer ist Christus mir oder uns? und er sieht in ihm das Urbild von dem, wovon wir selbst nur ein Abbild sein können, er ist der vollkommene Träger der Religiösität oder der Frömmigkeit, der uns durch seine unsündliche Vollkommenheit und ungehemmte Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins in die Gemeinschaft mit Gott aufnimmt. So meint Schäder, tritt in Schleiermacherscher Theologie der absolute, sich selbst offenbarende Gott in den Hintergrund und wir erfahren von ihm nur, was wir vom Menschlichen aus, sei es auch vom idealst gedachten Menschlichen, über ihn erschließen können. Das andere Manko, welches neben der unsicheren Fundamentierung der anthropozentrischen Theologie anhaftet, ist dies, daß durch sie die Wahrheit und Größe Gottes verkürzt und verengert wird. Wohl ist ja der Mensch Mikrokosmus, ein Universum in verjüngtem Maßstabe, aber daraus folgt nicht, daß man aus dem, was der Mensch an geistigem und geistlichem Besitze in sich haben kann, auf den Vollinhalt des göttlichen Wesens zurückschließen könnte, Gott geht nicht auf in den engen Umfang und den

mehr oder weniger gebrochenen Charakter unseres persönlichen religiösen oder geistlichen Besitzes.

Den Spuren nun Schleiermacherschen Einflusses mit seinen irreführenden Leitungen sucht der Verfasser nach zu gehen in den einflußreicheren theologischen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart. Nicht eine Geschichte der Theologie im neunzehnten Jahrhundert in vollem Umfange beabsichtigt er zu geben, viele Erscheinungen derselben sind ja von ihm mit Absicht beiseite liegen gelassen, die altliberale, die spekulative, die eklektisch vermittelnde, die konfessionalistische Theologie sieht er gewissermaßen als absterbende Zweige überlebter Richtungen an. Wirklich mitarbeitend an der notwendigen zielstrebenden Bewegung der Theologie sind ihm nur diejenigen theologischen Erscheinungen, die, eben in Schleiermacherscher Weise aber über dieselbe hinausgehend, der theologischen Erkenntnis einen festen, gewissen Standort zu gewinnen suchen, den sie ungeachtet der veränderten Weltlage, gegenüber den unermeßlichen Erweiterungen der Erkenntnis auf dem Gebiete der Natur und Geschichte unantastbar behaupten kann, die, um es so auszudrücken, den archimedischen Punkt einzunehmen suchen, auf dem sie inmitten der fluktuierenden Geschäftsbewegung fußen können. Diese versucht er zu charakterisieren, ihre Verdienste und die bleibenden Erträge ihrer Leistungen anzuerkennen, aber auch die ihnen anhaftenden Mängel und Ungenügendheiten hervorzuheben.

Da werden zunächst die Erlanger Theologen vorgeführt, Hofmann, Frank Thomasius, die eine neue Weise, alte Wahrheit zu lehren, angebahnt haben; aus der erfahrbaren Tatsache der Wiedergeburt, also eines Selbsterlebnisses, suchen sie, der eine als Historiker die Heilsgeschichte, der andere als Systematiker die Dogmatik der lutherischen Kirche per Rückschluß zu konstruieren, „Ich, der Christ," sagt Hofmann, „bin mir, dem Theologen, eigenster Stoff meiner Wissenschaft." Ihnen gegenüber wird der Greifswalder Cremer gestellt. Er findet im Begriffe der Wiedergeburt, wie ihn die Erlanger ausgeprägt, das auszusetzen, daß sie zu sehr als ein subjektiver, im Menschen sich vollziehender Vorgang gefaßt werde. Also durch Selbstbeobachtung, dadurch, daß er an sich inne werde, wie ein neues Leben an ihm vorhanden sei, soll der Mensch zur Gewißheit eines lebendigen, heiligen, gnädigen Gottes kommen, das kann zu schädlichen Irrtümern verleiten. Cremer sieht vielmehr die Rechtfertigung und Wiedergeburt rein objektiv als, sozusagen, im Himmel sich vollziehende Akte Gottes an, ehe im Menschen irgend etwas geschieht, was als Aeußerung des neuen Lebens gedeutet werden kann, hat sich die Rechtfertigung als Vergebung der Sünde und die Wiedergeburt als Versetzung in ein neues Verhältnis zu Gott für ihn vollzogen, sie ist geschehen in den Heilstatsachen, von denen die Schrift berichtet. So ist nun Cremers Theologie auf der einen Seite streng biblizistisch, anderseits geht sie auch in der von Schleiermacher angebrochenen Bahn. Die Selbstbeobachtung läßt ihn, nicht wie bei Schleiermacher, ein schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl entdecken, noch wie bei den Erlangern, auf die Erfahrungen des neuen Lebens sich richten, sondern sie lenkt sich bei ihm auf die Grundtatsache der Menschennatur, die Sünde, und auf das zwar mit größerer oder geringerer Deutlichkeit doch allgemein sich geltend machende Zeugnis derselben, des Gewissens. Gewissen und Schrift stimmen zusammen, in letzter Instanz ist es das Gewissen, das der Schrift Zeugnis gibt, und mit dem Bewußtsein der Verschuldung, der Verantwortlichkeit, das den mehr oder minder klaren Inhalt des Gewissens bildet oder vielmehr die allgemeine Form ist, in welcher die inhaltlich ver-

schiedenen Regungen auftreten, ist auch das Gottesbewußtsein gegeben, denn Verantwortlichkeit kann ja nicht empfunden werden ohne ein Tribunal. So zeigt sich das Verdienst aber auch die anthropozentrische Schwäche der Theologie Cremers und seiner Nachfolger. Ihr Verdienst ist die tiefernste Geltendmachung des Sündenbegriffes, der jeden Gedanken an Selbstverständlichkeit der Gnade, jede Abschwächung ihrer Notwendigkeit ausschließt. Aber abgesehen von dem mehr formellen Mangel, daß die Gottesgewißheit doch mehr auf Menschliches, auf das natürliche Gewissen und auf das doch auch die Form menschlich vermittelter Ueberlieferung tragende Schriftwort basiert wird, zeigt sich auch ein inhaltlicher Mangel an der Theologie dieser Richtung. Es ist eine gewisse Verengung und Verkürzung der Gotteserkenntnis. Es dreht und beschränkt sich nahezu alles auf Sünde und Gnade. Das ist ja schön, und es reiht sich diese Stellungnahme im Zentrum an die Denkweise der Reformation oder an die Pauli, der in Korinth von nichts wissen wollte als von dem gekreuzigten Christus. Aber die Theologie muß doch auch gewissermaßen den Puls der Zeit zu fühlen verstehn und den Bedürfnissen der Zeit entgegenkommen. In der Reformationszeit, wo die Menschheit durch die Geißel der Gesetzesreligion geängstet war, drängte sich allerdings allbeherrschend die Notfrage hervor: Wie erlangt man Vergebung der Sünde? Man muß gestehen, daß das Bedürfnis der Sündenvergebung bei der Menschheit von heute nicht mehr so kräftig, wenigstens nicht so unmittelbar, instinktiv empfunden wird, und es läßt sich dies nicht durchaus auf steigende Gottlosigkeit und Verrohung zurückführen, trotz der individuellen Verantwortlichkeit ist doch jeder zugleich ein Kind seiner Zeit; galvanisieren läßt sich das Sündengefühl nicht, und wo dies, wie zuweilen in forcierten Erwekkungspredigten, versucht wird, führt es nicht immer zum rechten Ziele. Es sind auch nicht ausschließlich die sittlichen Nöte, welche den Menschen fragen lassen, wer und wie Gott ist, sondern es sind theoretische intellektuelle Dunkelheiten, die ins Klare gestellt, Konflikte, die geschlichtet, Pflichten, die begründet sein sollen, und hierüber versagt die zu eng interessierte Theologie der von Cremer repräsentierten Richtung. Nicht der einzige aber doch einer von den Gründen für den oft so bedauerlichen Mangel an Bedürfnis nach Gottes Wort, man findet oder wähnt zu finden, daß in der Verkündigung desselben nur das Bedürfnis der blöden, bekümmerten Herzen befriedigt werde, das man eben persönlich nicht so stark empfindet. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Zeit dieser Theologie des allbeherrschenden Heilsgewißheitsinteresses vorüber ist. Wir können uns nicht ausschließlich durch die Fragestellungen der lutherischen Reformation leiten lassen oder immer nur zu ihnen zurücklenken." (Schäder.)

Weiter wird der Theologie Kählers und Ihmels gedacht mit weitgehender Anerkennung, indes wird auch hier unter der Devise des Anthropozentrismus eine Einseitigkeit aufgewiesen. Die beiden bedeutenden Vertreter positiver Theologie in der Gegenwart heben zu ausschließlich die eine Seite der Wahrheit hervor, daß Gott der Gnädige Rechtfertigende, daß er für uns ist, ohne gleichmäßig zum Ausdruck zu bringen, was das Fundamentale an der Selbstoffenbarung Gottes in der Schrift und im geistgewirkten Glauben ist, daß er der Mächtige, Herrschaft Beanspruchende ist, für den wir da sind. So wird Gott gewissermaßen nur nach dem bewertet, was er für uns ist, als ob wir mit unseren Bedürfnissen die Hauptsache wären.

Dies leitet über zur Beurteilung der Theologie Ritschls. Hier kann man freilich sagen: es mag schwer sein, Ritschl zu verstehen, aber die Schädersche Beurteilung Ritschls zu verstehen ist noch ein wenig schwieriger. Die Bedeutung Ritschls und die große Werbekraft, die seine Theologie ausgeübt hat, so daß von der Bildung einer Ritschlschen Schule geredet werden kann, läßt sich unsers Erachtens am einfachsten aus der theologischen Zeitlage erklären. Die Vermittelungstheologie hatte die „theologischen Nöte" nicht beschwichtigt, die Wendung zur historischen Kritik schien die Grundlagen zu gefährden, da machte sich das Bedürfnis nach einer Vereinfachung der Theologie, einer Reduzierung derselben auf das Gewisse geltend. Das ist unsers Erachtens die Bedeutung der Ritschlschen These, daß die Gotteserkenntnis unseres Glaubens in Werturteilen verlaufe. Populär ausgedrückt will das sagen: wir wissen nicht mehr von Gott und brauchen nicht mehr zu wissen, als was uns nötig ist, wie viel er nach seiner freien Entschließung uns offenbart hat, darum hinweg mit der Metaphysik aus der Theologie; halten wir uns an die Geschichte. Jesus, und zwar in Berücksichtigung einer vorherrschenden kritischen Zeitstimmung der Jesus der synoptischen Evangelien, ist der feste Punkt, an welchem der Glaube, der feste Erkenntnis sein will, seinen Halt gewinnt. Jesus ist der Offenbarer Gottes, der uns durch Vergebung unserer Sünden mit sich versöhnt und uns zum Vertrauen auf sich bringt, und der zugleich uns den Antrieb zum guten Willen, zum Eintritt in die Gemeinschaft des guten Willens, das Reich Gottes, mitteilt. Durch beides, durch unsere Versöhnung und durch Einfügung in sein Reich der Liebe ist Gott der Urheber unserer Seligkeit, das ist sein Wert für uns. Hierin liegt dann wieder nach Schäder die anthroprozentrische Schwäche der Ritschlschen Theologie, die Unsicherheit der Fundamentierung, indem die Gotteserkenntnis doch nur auf Menschliches, auf das wenn auch noch so zuverlässig gedachte Zeugnis von Menschen über die Offenbarung Gottes angewiesen und es der menschlichen Reflexion überlassen wird, was sie aus dieser Ueberlieferung entnehmen will, und zum andern die Verengung des Glaubens, indem nur das praktische Bedürfnis des Menschen nach Seligkeit inmitten des rätselvollen Weltlaufes berücksichtigt wird, ohne daß das Majestätsrecht Gottes an uns, das uns für seinen Dienst haben will, zu seinem gebührenden Rechte kommt.

Wir übergehen die weiteren Auseinandersetzungen mit Theologen, die als Nachfolger Ritschls klassifiziert werden können, Hermann, Reischle, Kaftan und andere. Die Theologie dieser Männer ist im Wesentlichen christozentrisch, aber Christum zum ausschließlichen Zentrum und Ausgangspunkte aller Gotteserkenntnis machen geht nur dann an, wenn sein Wesen sozusagen ganz in das Gottes hineingerückt, wenn er in ewiger persönlicher Einheit mit Gott gedacht, nicht durch menschliche Reflexion und Schlußfolgerung gedacht, sondern durch Geisteswirkung erlebt worden ist, und zu diesem Zeugnis, zum Bekenntnis der persönlichen Präexistenz Christi und der Trinität des göttlichen Wesens drängt diese Theologie nicht empor, sie bleibt stehen bei dem Christus in seiner geschichtlichen Erscheinung und bleibt daher im Wesentlichen anthropozentrisch.

Einen besonders kräftigen Zweig moderner anthropozentrischer Theologie bildet die religionsgeschichtliche Richtung, vertreten vorzüglich von Troeltsch. Impuls zur Entstehung derselben haben natürlich die reichen Erweiterungen der Kenntnis gegeben, welche die geschichtlichen und ethnologischen

Forschungen der Neuzeit geliefert haben. Die Welt, die Menschenwelt, ist uns gewissermaßen weiter geworden, zu weit, um sie überblicken zu können. Früher bekümmerte sich die theologische Wissenschaft im Grunde nur um Israel und um die Völker des klassischen Altertums; jetzt ist der Blick auf Aegypten gelenkt, auf Indien, Persien, Babylon, wer kann alles aufzählen, und überall, das ist das Bedeutendste für uns, Denkmäler religiösen Lebens. Wem legt sich da nicht der Gedanke nahe an ein allgemeines zielstrebiges Geistesleben in der Menschheit, das doch nur ein Ausschnitt, eine Blütenerscheinung innerhalb des welterfüllenden, ewig gegenwärtigen immanenten Lebens des Absoluten ist. „So als Individuum in der Geschichte stehen, im Vergangenen wie im Gegenwärtigen Gott begegnen, von seinem Leben berührt werden, das heißt Religion oder Glauben besitzen."

So eignet dieser theologischen Richtung ein erweiterter Blick eine größere Wärme, eine philosophischere Haltung, die von Ritschl verpönte Metaphysik wird wieder aufgenommen. Aber sie geht von einer Anschauung aus, die doch im Grunde auch nur ein Dogma, eine menschliche Satzung ist. Es ist die Anschauung von der Gleichartigkeit alles Geschehens, d. h. kurz gesagt, von der Unmöglichkeit des Wunders. Diese Theologie will ja nicht den persönlichen, freiwirkenden Gott leugnen oder pantheistisch an die Bewegung der Natur und Geschichte binden, aber „das Wirken Gottes in der Welt, auch in Jesus und an Jesus, erfolgt ihr in dem Rahmen eines geschlossenen Naturprozesses und Geschichtsverlaufs." An der Hand dieses Dogmas wird Christus und alles in der Geschichte, ob es ihn nun vorbereite oder sich auf ihn zurückführe, mit ihm zusammenhängt, auf die prinzipiell gleichartige Stufe mit andern geschichtlichen Bildungen gerückt und in den zusammenhangenden Fluß des Geschichtlichen getaucht. Jede Möglichkeit, Christo und seinen Wirkungen irgendwie absoluten Charakter beizulegen, fällt damit hin. So hat die Theologie es auch prinzipiell nicht mehr mit Gott in der Geschichte, auch Christo gegenüber nicht, zu tun, sondern mit menschlich Relativem, der Mensch mit seiner Religion geht sie an aber Gott selber nicht. Es liegt dieser Richtung nahe, in den Dienst der auf naturwissenschaftlichem Gebiete aufgekommenen Evolutionstheologie zu fallen, oder sich auf dieselbe zu stützen, ein Versuch, dessen Haltlosigkeit sich gerade hier leicht nachweisen läßt; es geht nicht an, in den religiösen Erscheinungen in der Menschenwelt einen kontinuierlichen Fluß, einen Aufstieg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen aufzufinden, und ein Streben der einzelnen Stufen, über sich selber hinaus zu führen, läßt sich nur künstlich denselben andichten, vielmehr zeigt sich in der Menschengeschichte, speziell in der religiösen, dasselbe Gesetz der Entwickelung wie in der Natur, daß jede Gattung sich in ihrer Art zu befestigen und auszubilden sucht, das bedeutet aber auf dem Gebiete der Religion eine Entwickelung ebensowohl nach unten wie nach oben hin, und in diese Bewegungen der religiösen Erscheinungen läßt sich das Christentum als ein zugehöriges Glied einer Kette nicht einordnen.

Einen Zweig der religionsgeschichtlichen Theologie bildet die religionspsychologische Richtung. Wie jene die Mannigfaltigkeit der religiösen Erscheinungen im Gesamtverlauf der Vergangenheit bisher ins Auge faßt, so diese die Mannigfaltigkeit in den Einzelerscheinungen. Es ist ja richtig, daß die Religion eine Erscheinung des Seelenlebens ist, und wie die Seelen verschieden sind wie die Leiber, so ist damit auch eine Verschiedenheit der religiösen Aeußerungen, in Vorstellungen, Gebräuchen, Handlungsweisen gegeben.

Diese zu schildern ist Aufgabe der Religionspsychologie, und so lange sie eben nur Psychologie sein will, ist sie berechtigt und wertvoll, wie z. B. in den missionsgeschichtlichen Monographieen, welche uns schildern, wie sich in den Köpfen und Herzen der Völker das Eine in Mannigfaltigkeit spiegelt; wenn sie aber unternimmt, Theologie zu sein und was Wahrheit ist, aus ihren Beobachtungen des Mannigfaltigen herauszulesen, wie dies in dem vielgelesenen Buche von James geschieht, „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit," so führt sie zu Irrungen. Das läuft dann schließlich darauf hinaus: Wie der Mensch ist, so ist sein Gott, die Götter sind Personifikationen der menschlichen Bedürfnisse und Wünsche. Das ist dann das Aeußerste des Anthroprozentrismus.

Sollen wir nun diesen im Wesentlichen kritischen Vorführungen den eigenen Standpunkt Schäders charakterisieren, so kann dies nur kurz geschehen. Mit den geschilderten Richtungen gemeinsam ist ihm die Anerkennung, daß Religion, speziell christliche Religion, ein eigenstes persönliches Leben der Seele ist. Diese Grundüberzeugung ist in doppelter Frontstellung zu verteidigen; einmal gegen schrankenlosen Subjektivismus. Aufgabe der Theologie ist es, die unerläßliche Erkenntnis, daß Religion persönliches Leben ist, mit der maßgebenden Bedeutung einer Gotteswirklichkeit oder -wahrheit in Einklang zu bringen. Aber auf der andern Seite muß auch der Gefahr falschen Autoritätszwanges entgegengetreten werden. Ueberwunden ist noch nicht, obwohl eigentlich einer untergeordneten theologischen Kulturstufe angehörig, die Stellung zur Heiligen Schrift, wie sie in der Theorie von der Verbalinspiration zum Ausdrucke kommt, welche aus dem Christentum eine Gesetzesreligion macht und bei scheinbarer Verherrlichung der Schrift doch in Wahrheit eine lebendig geistesgewirkte Wertschätzung derselben hindert. Ebenso steht es auch mit dem Heilstatsachenchristentume von heutzutage. Für manche Kreise, welche mit der Verbalinspiration fertig sind, spielen doch die sogenannten Heilstatsachen dieselbe Rolle wie für jene der Schriftkoder, d. h. sie sprechen denselben eine äußerlich gesetzlich bindende Bedeutung für den christlichen Glauben zu, ohne der Wahrheit gerecht zu werden, daß dieselben doch nur für den wahre Heilsbedeutung haben, der sie nicht nur in ihrer Vereinzelung als geschichtliche Tatsachen anerkennt, sondern sie in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Christus und somit in seiner ganzen Gottheit, d. h. in lebendigem, geistgewirkten Glauben sich aneignet. Hierin liegt das Zentrum der Position Schäders: Wir glauben an den Heiligen Geist. „Die Geistfrage ist die Kernfrage der heutigen Theologie."

Bei aller prinzipiellen Billigung, die man dieser Stellungnahme entgegenbringen kann, wird man doch nicht finden können, daß dieselbe vor einem Mangel gesichert sei, der anderen Richtungen zum Vorwurfe gemacht ward, vor der Geltendmachung eines gewissen Subjektivismus. Was nun der geistgewirkte Glaube im einzelnen für Aussagen enthalte, darüber entscheidet doch wieder die persönliche Ueberzeugung des Theologen, und wenn etwas an der Zeichnung der „Grundlinien einer theozentrischen Theologie" auszusetzen ist, so ist es die nicht genügende Betonung des paulinischen Gedankens: „Unser Wissen ist Stückwerk und unsre Erkenntnis ist Stückwerk."

E. O.

Von A. Deicherts Verlag kam uns zu:

Kurzgefaßte Kirchengeschichte für Studierende von Lic. theol. Heinr. Appel. Mit Tabellen und farbigen Karten. Zweite voll=

ständig durchgearbeitete Auflage. Mit Tabellen aller Art umfaßt das Buch 712 Seiten. Preis geb. 8.50 M., eleg. geb. 10 M. Besprechung später.

Vorläufige Anzeige:

Schulze, Gustav, Pastor des Diakonissenhauses Bethanien zu Berlin. Tropfen aus stillen Wassern. Mitteilungen aus der geistlichen Praxis des Diakonissenhauses Bethanien zu Berlin. Zweite Auflage. Durchgesehen von V. Große, Pastor des Diakonissenhauses zu Leipzig. 1915. VIII, 289 Seiten. 3. M. —, eleg. geb. 3.80 M. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königßraße 25.

Inhalt: I. Aus der Unterweisung der Probepflegerinnen. II. Einsegnungsunterricht. III. Sendschreiben. 1. An die Novizen 1894. 2. Aus Westerland auf Sylt 1894. 3. Aus Obersalzbrunn in Schlesien 1895. 4. Aus Schierke am Harz 1897. 5. Aus Heringsdorf 1898. 6. Aus Heringsdorf 1899. 7. Monatsschreiben. IV. Weihnachtsbriefe. V. Vorträge. 1. Diakonissen-Gesinnung. 2. Die Eintracht des Schwesternkreises. 3. Eine General-Instruktion in sieben Paragraphen über Kol. 3, 12—17. 4. Was kann geschehen, um dem Zuge zur Welt in der Schwesternschaft wirksam zu begegnen? 5. Ueber Schwesternfreundschaften. VI. Bibelantworten. 1. Ueber Jeremias 1. 2. Ueber Jeremias 10.

Dieses Buch nennt sich bescheiden „Tropfen aus stillen Wassern." Sie sind schöne Zeugnisse ebenso von dem reichen, inneren Leben des Verfassers als von der Art, wie er seelsorgerlich die Schwestern für ihren Beruf bereiten und stärken wollte. Das Buch hat eine weit über den Kreis hinausgehende Bedeutung. Es sollte nicht bloß in den Diakonissenhäusern einen Platz finden, wo es z. B. auch bei Zusammenkünften von Schwestern außerhalb des Mutterhauses gut zu brauchen wäre, sondern sollte auch der weiblichen Jugend, ja nicht bloß dieser einen Dienst christlicher Erziehung zu einer tieferen, wichtigen Lebensauffassung leisten. Aber auch die Pastoren, wie die Leiter von Vereinen werden daraus viel Anregung empfangen können. Die Bemerkungen über Christentugenden und Christenfehler würden z. B. vorzüglichen Stoff zu kurzen Ansprachen oder Besprechungen in Jünglings- oder Jungfrauenvereinen geben, die Sendschreiben gehören zu dem Besten, was man in den Vereinen vorlesen kann. — Da der Verfasser vor wenigen Jahren heimgegangen ist, ist die zweite Auflage von dem Pastor des Diakonissenhauses zu Leipzig durchgesehen worden. — Möge das Buch auch in der zweiten Auflage Segen bringen.

Appel, Pastor Lic. H., Die Echtheit des Johannesevangeliums mit besonderer Berücksichtigung der neuesten kritischen Forschungen. 1915. 37 S. 80 Pf. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25 I, sowie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Dieser Vortrag gibt zuerst eine kurze, lichtvolle Darstellung der Geschichte des Problems, von Bretschneiders berühmten Probabilia ausgehend, bis zur Gegenwart, verständnisvoll auch für die von der seinigen abweichenden Ansichten. Ausführlich unter anderem auf die neuesten Erörterungen der Papiasnotizen eingehend, folgt die Frage des Selbstzeugnisses des Evan-

geliums, weiter das Verhältnis zu den Synoptikern, die Geschichtlichkeit und das Christusbild. Der Vortrag zeigt denen, die nicht selbst alle Verhandlungen quellenmäßig zu verfolgen die Zeit haben, die jetzige Lage des Problems und in gegenwärtiger Beleuchtung die Gründe für die Echtheit des Evangeliums.

Lebensbüchlein. Ausarbeitungen für die Hand der Konfirmanden nach Prof. D. Steinbeck: „Der Konfirmandenunterricht nach Stoffwahl, Charakter und Aufbau" zweite Auflage 1913 von Pastor Bettac, 1915. 32 Seiten. Preis pro Exemplar 25 Pf., 10 Exemplare à 20 Pf., 20 Exemplare à 18 Pf., 40 Exemplare à 16 Pf., 80 Exemplare à 15 Pf., 100 Exemplare à 14 Pf. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25, sowie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

Dieses „Lebensbüchlein" ist ein praktisches Hilfsmittel für den Konfirmandenunterricht; es ist für die Hand der Konfirmanden bestimmt und soll diese jungen Menschenkinder zu einem praktischen selbständigen Christenleben führen. Allen Geistlichen, vor allen denen, die bereits nach Steinbecks Lehrbuch unterrichten, wird dieses Lernbuch für Kinder sehr willkommen sein, es erleichtert den Unterricht ganz wesentlich; das zeitraubende Diktieren fällt weg. Was Bettac in diesem Heftchen geboten, hat er durch jahrelangen Unterricht nach Steinbecks Lehrbuch erprobt. Der an sich sehr niedrige Preis verbilligt sich bei größerem Bezug.

Aus demselben Verlag:

Die Wahrheit des Christusglaubens mit einem Anhang über „Die Eigenart des christlichen Gottesglaubens." Von Prof. D. Carl Stange, Göttingen. 126 Seiten. Preis gef. 2.80 M., geb. 3.50 M.

Eine Vorbemerkung sagt: Dem ersten Teil des Buches („Die Wahrheit des Christenglaubens") liegen die Vorträge zu Grunde, welche ich in der Zeit vom 22.—29. April 1914 auf dem apologetischen Instruktionskursus in Dorpat gehalten habe. Ueber das zweite Thema („Die Eigenart des christlichen Glaubens") habe ich im Anschluß an jenen Kursus in Dorpat, Reval und Riga vor einem zum Teil sehr erweiterten Hörerkreis gesprochen.

Aus demselben Verlag:

Die angefochtenen Grundwahrheiten des Apostolikums. Verteidigt von Lic. theol. Dr. phil. Hermann Grosch. 118 Seiten. Preis brosch. 3.00 M.

Der Streit um das Apostolikum, der in unseren Tagen so heiß geführt wird, hat den Verfasser veranlaßt, die im Apostolikum zu bekennenden Grundwahrheiten zu prüfen und zu verteidigen gegen die mancherlei Angriffe des Materialismus und des theologischen Liberalismus der Gegenwart. Er gibt von vornherein eine sehr genaue und ausführliche Inhaltsübersicht, die fast von Seite zu Seite geht. Das ist sehr dankenswert, denn es ermöglicht dem Leser, schnell auszufinden, wo irgend eine der angefochtenen Lehren im Buch behandelt ist. Verfasser unternimmt es teils auf Grund von Kants Philosophie, teils auf Grund der Schrift, der Kirchengeschichte und der Erfahrung den Widerspruch gegen die einzelnen Sätze des Apostolikums zu beleuchten, respektive zu widerlegen. Sein Buch gestaltet

sich fast zu einem kurz gefaßten Kompendium der christlichen Dogmatik. Er steht durchaus fest auf dem positiven, biblischen Glaubensgrunde und sucht auch darzutun, was im Apostolikum nicht ausgesprochen, sondern nur unbedingt mit eingeschlossen ist. So gibt er unter anderm eine ziemlich ausführliche Darstellung der Heilsbedeutung des freiwilligen Opfertodes Jesu am Kreuz; d. h. er gibt seine Auffassung der Versöhnungslehre, seine Auffassung von der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu. Eigentümlich ist ihm, daß er mit größter Bestimmtheit festhält, Jesus sei gleich nach der Erscheinung, die er den Frauen gewährte, aufgefahren gen Himmel (E. Joh. 20, 17). um der Verklärung teilhaftig zu werden und am Abend, als er den Jüngern erschien (Luk. 24), sei er dann eben in verklärter Gestalt wieder gekommen.

Zu dieser und manchen anderen Ausführungen des Verfassers wird man wohl ernste und große Fragezeichen machen müssen. Seite 59 zeigt, daß Verfasser den Geß von 1856 zwar kennt, wir fanden aber nirgends eine Spur, daß er das viel spätere und reifere Werk von Geß: „Dogma von Christi Person und Werk," Detloff 1887 kennt und berücksichtigt hat. Die Frage der Zweinaturenlehre in Christo wird ausführlich behandelt, und nach Kant zwei Ichbewußtseinsformen im Individuum unterschieden, um so den Unterschied zwischen dem höheren, göttlichen Ich in Jesu und dem niedrigeren zeitlichen zu beleuchten, und das Beisammensein der göttlichen und der menschlichen Natur begreiflich zu machen. — Wir deuten hier bloß an, was der Leser eventuell für Fragen hier angeschnitten findet. Jeder wird ja nach dem Stand seiner Erkenntnis zu der gegebenen Antwort Stellung zu nehmen haben. Durch Konzilienbeschlüsse und Symbole lassen sich solche Fragen nicht definitiv lösen.

Am Schluß des Buches gibt er eine erweiterte Fassung des Apostolikums, wie sie nach der Darlegung seines Buches lauten sollte, um auch diejenigen Wahrheiten mit einzuschließen, die die christliche Kirche mit den im Apostolikum zusammengestellten Bekenntnissätzen verbindet. Das Buch gibt Anregung zu ernstlichem Forschen und Nachdenken über das ganze System der christlichen Wahrheit. Nur über die Erwartung der Wiederkunft Christi, um sein Reich auf Erden aufzurichten (Millennium) und die nachfolgende Eschatologie schweigt er sich aus.

Recht und Schuld in der Geschichte. Rede vor der Universität Tübingen am 27. Januar 1815, dem Geburtstage des Kaisers. Von Dr. A. Schlatter, Professor in Tübingen. Verlag von Bertelsmann, Gütersloh. 24 Seiten. Preis 60 Pf.

Die Zeitschrift „Beiträge zur Förderung christlicher Theologie" eröffnet ihren neunzehnten Jahrgang mit oben genannter akademischer Rede, für die ja, wie der Titel sagt, die Feier des Festtages nur Veranlassung und Anknüpfungspunkt sein soll zur Darlegung von Gedanken allgemeinen und bleibenden ethischen Inhaltes. Der Redner sagt: „Ich unternehme den Versuch, der festlichen Stunde dadurch würdigen Inhalt zu geben, daß ich den ethischen Vorgang in unserm gemeinsamen Erlebnis darstelle." Wohl ist ja der Krieg auch eine technische Leistung, bei welcher der Erfolg von der Richtigkeit des die mechanischen Bewegungen leitenden Denkaktes, der Intelligenz, abhängt, wohl sind in die Motive und Ziele des Krieges auch Ueberlegungen eudämonistischer Art verflochten, die mit Hoffnung oder mit Besorgnis die materiellen Veränderungen erwägen, die der schließliche Ausfall des Waffen-

ganges mit sich bringen wird oder würde. Aber der Historiker würde die Bewegung schlecht verstehn und deuten, der sie nur als einen mit den Mitteln der Intelligenz und der Technik zum Austrag gebrachten Konflikt von Interessen zu deuten wüßte. Dieser Krieg ist eine Aeußerung des Willens und darum eine unter die sittliche Beurteilung fallende Tat. Nicht nur einzelne wollen, sondern die Völker. Es ist wohl zuweilen daran gezweifelt, ob es überhaupt so etwas wie Volkswille gebe, eine aus dem griechischen Denken stammende Geschichtsbetrachtung lehrt die geschichtlichen Ereignisse mehr auf die Leitung einzelner zurückführen, denen die Masse willenlos folgt. Hier jedoch haben wir eine unverkennbare Manifestation eines geeinten Volkswillens. Am klarsten und kräftigsten tritt diese ja uns allerdings in unserm deutschen Volke entgegen, aber es darf doch nicht verkannt werden, daß auch die andern beteiligten Völker w o l l e n. (Hier eine Auffassung des Redners, die uns sonderbar anmutet; er sagt: „Für unsere östlichen Nachbarn mag der Satz Einschränkung bedürfen, für unsern stärksten und ehrwürdigsten Gegner, für England, trifft er zu." Wenn der Redner das in Ironie gemeint hat, so sollte er das etwas deutlicher zu erkennen geben.)

Ist nun die Völkerbewegung der sittlichen Beurteilung unterliegende Willenstat, so ist die Norm zu erkennen, nach der der Wille sich zu richten hat: „Derjenige Wille ist gut, durch den wir die Gemeinschaft unter einander begründen." Unrecht und Schuld ist da, wo die Gemeinschaft zerrissen wird. Das gilt dem einzelnen, der sich der Gesamtheit gegenüber, der er zugehört, der Gemeinschaft entzieht, das gilt auch den Volkskörpern, die die Gemeinschaft, welche die Menschheit umfassen soll, zerstören. Es folgt nun eine etwas sehr akademisch gehaltene Erörterung, die eine Rechtfertigung des deutschen Standpunktes in der Kontroverse enthalten soll: Wer hat nun Recht, und wer Unrecht, wer hat die Gemeinschaft zerrissen? Alle Parteien erheben den Vorwurf gegen einander, wie ist das möglich? Da werden wir wieder auf ein Erbe aus dem Griechentum verwiesen, auf eine Weise des Denkens, die gewöhnt ist, nicht die Wahrnehmung, sondern den Begriff, und nur den Begriff, als Erkenntnis zu werten. Damit soll wohl gesagt sein, daß man zu sehr gewöhnt ist, Tatsachen und Handlungen nach abstrakten Regeln, nach Vorurteilen zu werten, ohne die konkreten Verhältnisse zu berücksichtigen, aus welchen heraus sie geboren sind. Wir Deutschen sind besser als die andern Nationen darauf vorbereitet, die Ethik der abstrakten Regeln und hypostasierten Begriffe zu verlieren, ohne dabei unsern ethischen Besitz einzubüßen; wie wir in unserm Denken, in unserm Verhältnis zu Natur und Geschichte uns gewöhnt haben, uns auf die eigne Beobachtung zu gründen, so werden wir auch das Denken, durch welches wir unsern Willen formen und die ihm vorgesetzte Norm empfangen, aus der Wirklichkeit gewinnen; dazu hat das Wort Jesu und Pauli einen zu starken Einfluß auf unsere Geschichte gewonnen und uns eine Ethik gegeben, die den Nomismus überwunden hat. Mit dieser akademischen Ausführung soll wohl umschrieben sein, was anderweitig oft genug in einfältigerem Deutsch ausgesprochen und empfunden ist: ihr feindlichen Nationen werft uns alle mit dem Brusttone der Ueberzeugung vor: ihr Deutschen habt den Krieg angefangen, ihr habt die durch geheiligte Verträge zugesicherte Neutralität kleiner Völker mißachtet, ihr habt das Völkerrecht übertreten, ihr verwehrt den so freundlich gesinnten Amerikanern ihre Freiheit, auf beliebigen Schiffen in beliebigen Weltgegenden zu reisen, aber wir Deutschen sehen die Dinge an, wie sie sind, und entnehmen aus

euren wirklichen Taten das Bewußtsein unseres Rechts. Der Redner ist, wie man sieht, willig genug, sich auf den Standpunkt eines Historikers zu stellen, der etwa nach fünfzig Jahren die Geschichte dieses Krieges zu beschreiben unternimmt und dabei imstande und willens ist, sine ira et studio auch die Motive zu würdigen, die den andern Nationen ihre Stellungnahme zugewiesen haben, wobei er zu dem Schlusse kommen mag, daß allerdings das höhere Recht aufseiten der Deutschen zu finden ist, daß aber auch die andern Nationen von einer wenn auch irrenden Ethik geleitet worden seien. Er erkennt es darum auch rühmend vom deutschen Kaiser an, daß man wohl manches kampfesmutige, willensstarke, ja trotzige Wort von ihm gehört habe, aber keins, das den Gegner entehre. Am wohltuendsten berührt in der Rede die ausgesprochene Hoffnung, die zugleich einen sittlichen Appell enthält, daß der Krieg dazu dienen möge, das nationale Bewußtsein zu stärken; zeigt er doch, wie das Wohl des einzelnen so durchaus abhängig ist vom Wohl des Ganzen, und umgekehrt das sittliche Verhalten des Ganzen sich in ungezählten einzelnen wiederholen muß. Das Gewissen des Volks wird nur gut, wenn jedes Glied des Volkes selber ein gutes Gewissen hat. Die Rede enthält zwar keine durchaus neuen und eigentümlichen Gedanken, hat aber an der Stelle und bei der Gelegenheit, bei welcher sie gehalten, jedenfalls wohltuend gewirkt. E. O.

Aphorismen aus der Welt des Denkens zur Erwägung in ernster Zeit. Von Pastor Lic. theol. Ernst Stosch. Oberpfarrer in Neuwedell. Verlag von Bertelsmann, Gütersloh. 80 Seiten.

Aphorismen, abgegrenzte Stücke, in welchen in möglichst knapper Form Beobachtungen ausgesprochen werden, die verschiedenen Wahrheitsgebieten angehören, und die deswegen ohne besondere Berücksichtigung des Zusammenhangs aneinander gereiht werden können, nennt der als sehr fruchtbarer Schriftsteller bekannte Verfasser diese seine Darbietung in ernster Zeit. Der Name ist insofern zutreffend, als die Gegenstände, auf welche die Betrachtung gelenkt wird, in ausgedehnter Fülle vorliegen, rasch schreitet die Beobachtung von einem Punkte zum andern, die Welt des Denkens ist ja weit; aber andrerseits ist der Titel zu bescheiden, indem nicht unzusammenhängende Bemerkungen neben einander gereiht sind, sondern alles in wohlgeordnetem Zusammenhange vorgeführt wird. Es ist nicht leicht, in kurzem den Inhalt zu rekapitulieren. Wir leben im Zeitalter des Voluntarismus, der energischen Tätigkeit, die aus dem Willen hervorgeht.

Was tun wir und was haben wir zu tun? Das sind die Hauptfragen, die uns angehn. Aber gesunde Entfaltung des Willens ist nicht möglich ohne gesundes Denken. Unsern Feinden fehlt es nicht am Mut ungestümen Willens, nicht an Ausdauer blinder Hingebung, nicht an frevlem Mut, wie ihn Ehr- und Machtbegier zu geben vermag, aber es fehlt ihnen ein wirklich guter Gedanke, die Gedankenkraft eines guten Gewissens. Gesundes Denken aber entspringt nicht autonom aus dem Inneren des Menschen heraus, sondern es ist ein Nachhall der Gedanken Gottes, die er in lautloser und doch vernehmlicher Sprache in der uns umgebenden Wirklichkeit kund tut. Die göttliche Sprache will vernommen, Gottes Gedanken wollen und können erfahren werden. Dank und Verwunderung sind die Quellen gesunden Denkens. Solch gesundes Denken finden wir in der Heiligen Schrift, gesundes

Denken ist biblisches Denken. Denken und Glaube stehn nicht mit einander im Widerspruche, sind vielmehr aufeinander gewiesen, man könnte wohl sagen: niemand kann denken ohne zu glauben. Glaube aber ist nicht eine autonome Regung unseres Geistes, sondern ein Geschöpf dessen, was wir glauben. Nicht unser Glaube schafft das Objekt, sondern das Objekt schafft unsern Glauben. Darum ist es das höchste Interesse der Wissenschaft und der Religion, daß Glauben und Denken sich nicht von selbstgemachten Wahnbildern, sondern von Tatsachen nähren, daß beides von Wahrheit seine Wahrhaftigkeit empfange und nähre. Die Versuche des reinen, spekulativen Denkens von unten herauf zu bauen, die Wirklichkeit in durchdringender Erkenntnis geistig zu erobern, Sichtbares und Unsichtbares, Sein und Denken in ihrer Einheit zu begreifen, müssen mißlingen. Nicht der Logik und Dialektik, sondern der Intuition ist es gegeben, die rechte Erkenntnis, natürlich in der Enge menschlicher Beschränkung aber doch ausreichend für jedes wahre Bedürfnis, zu gewinnen. Was auf dem Gebiete der Kunst die Genialität ist, das ist auf dem Gebiete praktischer Lebensweisheit der für die Wirklichkeit offene kindliche Sinn. Intuition ist nicht nur der Vorzug hervorragender Geister, sondern die ursprüngliche Genialität des menschlichen Denkens, und dieser Tiefblick in das Wesen der Menschheit verbunden mit dem Aufblicke zu Gott ist den heiligen Schriften der Bibel durchweg eigen.

Das Büchlein wird gewiß viele dankbare Leser finden, und man könnte vielleicht ohne allzuböses Gewissen die Lobrede abschreiben, die ein wohlwollender Kritiker einer früheren Publikation des Verfassers hat zuteil werden lassen. Da heißt es: „Sich würdig den köstlichen Büchern anreihend, die wir schon dem Verfasser verdanken, bietet es gleichfalls alle Vorzüge des geistvollen Autors, edle, formschöne, dichterisch-schwungvolle Sprache, biblische Gründung, tiefe Auffassung, heiligen Ernst, dem es überall um Gewinnung unsterblicher Seelen zu tun ist.“ Das kann man ja unterscheiden, ohne dabei mit dem Urteile zurückzuhalten, daß geniale Intuition immer etwas Subjektives an sich hat, daß viele Urteile mit gefälliger Leichtigkeit als selbstverständlich apodiktisch ausgesprochen werden, die zwingend zu begründen der Verfasser nicht imstande sein würde. E. O.

Die Schuld der Kirche am Kriege und im Kriege. Von O. Willkomm, Pastor. Zwickau, Schriftenverein der separierten evang.-luth. Gemeinde in Sachsen. 24 Seiten. Preis 15 Pf.

Der Verfasser ist, wie die Bezugsquelle andeutet, ein „Missourier.“ Das tritt auch aus der Broschüre selbst zutage, in der er die Befürchtung ausspricht, daß man sein Urteil sehr übelnehmen und als missourische Polemik abtun werde. Wenn er der Kirche eine große Schuld an dem gegenwärtigen entsetzlichen Weltkriege, den Deutschland nicht gewollt und auch nicht verschuldet, zuschreibt, so will er unter Kirche nicht die Kirche des dritten Artikels, die Gemeinde der Heiligen, verstanden haben, denn alle wahren Gläubigen in der ganzen christlichen Welt demütigen sich bei einem solchen Weltbrande vor dem Herrn und bekennen sich schuldig, sondern „die Kirche, die gewöhnlich als Kirche angesehen wird und sich als solche gebärdet, nämlich die organisierte und staatlich anerkannte Kirche,“ und zwar scheidet er dabei die römisch-katholische Kirche Deutschlands und der demselben feindlichen Länder, die griechisch-katholische Kirche, sowie die Episkopalkirche aus. Er hat es lediglich mit der deutschen Staatskirche zu tun, und diese trage an

dem Kriege dadurch eine große Schuld, daß sie fortgesetzt eine falsche Lehre dulde; darum vergleicht er sie auch mit dem abgöttischen Israel, denn falsche Lehre ist Abgötterei. Die Hauptschuld treffe die, welche die Lehre zu treiben und über sie zu wachen haben. An die Stelle der Heilswahrheiten (Versöhnungstod und Auferstehung Christi, seiner Wiederkunft, kurz, seiner Gottheit) habe man auf den Universitäten, auf den Kanzeln, in den Lehrerseminaren und im Unterricht ganz besonders in den dreiundvierzig Friedensjahren die allerschädlichsten Menschenfündlein gesetzt, und diese seien ins Volk eingedrungen. Die Landeskirche in ihren Hauptrepräsentanten müsse rechtschaffene Buße tun und das Volk zur Buße ob seiner Abgötterei mahnen. Es handle sich nicht bloß darum, Baal und Astarte abzutun, sondern auch „Die Höhen," als da sind: die Wissenschaft, um derer willen auch die sogenannten Positiven von der Schriftwahrheit allerlei Abstriche tun, sodann der Unionismus und Synkretismus, welcher mit der Tat die Gemeinschaft mit ganz offenbaren Irrlehren aufrecht erhalte, und schließlich das Staatskirchentum. Man habe, selbst in den meisten positiven Kreisen, die Verbalinspiration der Heiligen Schrift und damit alle Gewißheit der Lehre preisgegeben und dafür „Das christliche Erlebnis" gesetzt als die Höhe, auf der man dem wahren Gott dienen wolle. Kein Wunder, daß die Masse des Volkes in Ungerechtigkeit, Unzucht, Saus und Braus, Leichtfertigkeit und Verbitterung, ohne Gott, ohne Buße, ohne Hoffnung dahinlebe. So habe man Schuld auf Schuld gehäuft. Dazu komme, daß man in dieser Zeit schwerer Not und ernster Heimsuchung Gottes vonseiten derer, die sich mit Nachdruck „Die Kirche" nennen, kein Bußbekenntnis höre. Die Schuld der Kirche im Kriege findet der Verfasser insonderheit darin, daß es um die geistliche Versorgung der evangelischen Truppen von Anfang an gar schlecht bestellt sei. Es fehle absolut an Feldpredigern. Wochenlang müssen die Soldaten oft ohne Gottesdienste sein. Freilich müsse der Feldprediger auch der rechte Mann sein, der Gottes Wort, Gesetz und Evangelium, den Kriegern bringe, die rechte Arznei wider den Tod und die Todesfurcht darbiete, nämlich Jesum Christum und seine Gerechtigkeit, denn bloße Mahnungen zur Tapferkeit können die Hauptleute wohl besser geben als Feldprediger. Auffallend sei, daß viele Pastoren sich lieber zum Dienst mit der Waffe drängen, als daß sie ihr Amt an den Kriegern im Felde und in den Lazaretten zur Rettung der Seelen ausüben. Eine andere Schuld der Kirche im Kriege findet der Verfasser in den Kriegspredigten, die überall gehalten werden und vielfach im Druck vorliegen. Da sehe man zunächst, statt Gottes lauterer Wahrheit zur Seligkeit mit Beweisung des Geistes und der Kraft, Menschenfündlein mit hohen Worten menschlicher Kunst. Es möge ja hie und da im Lande einzelne Prediger geben, die wahrhaft Buße und Glauben an Jesum zur Gerechtigkeit predigen und auf Grund solchen Glaubens auch die Bekümmerten trösten können, allein was er — der Verfasser — von Kriegspredigten gehört und gelesen, das sei *nicht* Gottes Wort gewesen. Es gehe wie zur Zeit Jeremiä: Die Propheten lehren falsch und mein Volk hat's gern also. Darum müsse man auf Volk und Prediger den Schluß des Verses anwenden: Wie will es euch zuletzt darob gehen? „Wehe dem Volk, das also verführt wird, dreimal wehe den Verführern!" Er schließt seine Broschüre mit dem Wunsch, daß die Staatskirche die schwere Schuld erkennen möchte, die sie mit ihrem Abweichen von Gottes Wort, mit Duldung und Verteidigung falscher Lehre auf sich geladen hat und noch auf sich lädt, und daß sie ernstlich zu Gottes

Wort zurückkehre und Christi Kreuz als Kern und Stern des Wortes und einziges Heilmittel verkündige, damit der Krieg keine üble Wendung nehme oder Sieg und Frieden dem Volke zum Verderben gereiche. —

In manchem mag man dem Verfasser beipflichten. Es steht in der Landeskirche nicht, wie es stehen sollte; daran fehlt wohl noch viel. Allein er schaut doch durch eine zu schwarze Brille. Der Herr hat ganz entschieden in der Landeskirche unter Predigern und Laien sein Volk, das ein Salz ist, ein Volk, von dem in dieser schweren Zeit gewiß segensreiche Einflüsse auf die Masse ausgehen werden. Ob das deutsche Volk unter einer missourischen Kirchenverwaltung gläubiger und gottesfürchtiger in den dreiundvierzig Friedensjahren gewesen wäre? Die reine Lehre allein macht's nicht. Wir hoffen zuversichtlich, daß der Weltkrieg unsrer alten Heimat in jeder Hinsicht zum Besten dienen wird. W.

Weltkrieg und Wiedergeburt. Ist nach der Schrift durch den Krieg eine Wiedergeburt unseres deutschen Volkes und demgemäß ein Genesen der Welt am deutschen Wesen zu erwarten? Von Pastor W. Wöhling in Hannover. Verlag des Schriftenvereins (E. Klärner), Zwickau (Sachsen). Groß-Oktav. 26 Seiten. Preis 25 Pf., 50 Exemplare 10 M. —

Kriegsbetrachtungen in Anlehnung an den Kleinen Katechismus. Von Martin Willkomm, Pastor. Zwickau (Sachsen). Verlag des Schriftenvereins (E. Klärner). Oktav. 63 Seiten. Preis 50 Pf., 10 Exemplare 4.50 M.

„Daß wir den Katechismus so fast treiben und zu treiben beide begehren und bitten, haben wir nicht geringe Ursachen." So muß die rechtgläubige Kirche noch jetzt mit Luther sagen. Der Krieg hat es aufs neue bewiesen. Denn über den großen Fragen, die er im Herzen erweckt, ist doch alle neue Weisheit, die unter dem Schein des Christentums den Katechismus längst überholt zu haben meinte, zuschanden geworden. Der in den Hauptstücken der christlichen Lehre wohlgeübte Christ ist's allein, der auch in so schweren Zeiten sicheren Grund unter den Füßen hat und im Licht wandelt. Darum können wir dem verehrten Verfasser obiger Kriegsbetrachtungen, der schon mit seinen Kriegsandachten: „Kommt, wir wollen wieder zum Herrn!" großen Segen hat stiften dürfen, nur herzlich danken, daß er uns hier den Krieg im Licht der Katechismuswahrheiten betrachten lehrt. Er redet überdies, wie bald zu merken, mehr als mancher andere aus der Erfahrung, vom Herzen zum Herzen. Das inhaltsreiche Büchlein, das sich auch äußerlich bestens empfiehlt, wird gewiß viele dankbare Leser finden.

Neue kirchliche Zeitschrift in Verbindung mit Geheimrat Prof. D. Dr. Th. von Zahn in Erlangen und Oberkons.-Präs. D. Dr. Hermann von Bezzel in München herausgegeben von Prof. D. Engelhardt in München. — A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig. Preis pro Quartal 2.50 M. — Jahrgang 1915.

Inhalt des 6. Heftes: Die Lobpreisungen des Augustinus. Von Prof. D. H. Böhmer in Marburg i. H. — „Unser Herr Jesus." Von Privatdozent Lic. Paul Althaus in Göttingen. — Theologie und Gottesglaube. Von D. Steinmann in Herrnhut.

Inhalt des 7. und 8. Heftes: Die Lobpreisungen des Augustinus. Von Prof. Dr. H. Böhmer in Marburg i. H. (Schluß.) — „Un-

ser Herr Jesus." Von Privatdozent Lic. P a u l A l t h a u s in Göttingen. (Schluß.) — Luthers Dekalogerklärung 1528 unter dem Einfluß der sächsischen Kirchenvisitation. Von Prof. D. J o h. M e y e r in Göttingen. — Die johanneische Kirche, das ewige Evangelium und das dritte Reich. Von Konsistorialrat D. M a h l i n g in Charlottenburg.

D i e T h e o l o g i e d e r G e g e n w a r t herausgegeben von Prof. D. R. H. G r ü t z m a c h e r in Erlangen, Prof. D. Dr. G. G r ü t z m a c h e r in Münster, Prof. D. H. J o r d a n in Erlangen, Prof. D. Dr. S e l l i n in Kiel, Prof. D. U c k e l e y in Königsberg, Prof. D. W o h l e n b e r g in Erlangen. — Direkt durch die A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl, Leipzig, Königstraße 25I, sowie durch alle anderen Buchhandlungen zu beziehen. Preis pro Jahr 3.50 M. franko oder für Abonnenten der Neuen Kirchlichen Zeitschrift 2.80 M. franko.

I n h a l t v o n J a h r g a n g 1915. Heft 3: Alte und Mittelalterliche Kirchengeschichte von Prof. D. Dr. G. G r ü t z m a c h e r, Münster-W. 44 Seiten. Preis apart M. —.80.

Der Verfasser führt den Leser gewissenhaft in die Struktur der einzelnen Nummern ein, sagt ihm, was geboten wird, legt den Fortschritt dar, den seine Wissenschaft erfährt, schweigt auch nicht davon, wo ihm Methode und Ergebnis verfehlt erscheinen, und regt an, den behandelten Fragen nachzugehen. Der Ton ist vornehm, auch im Widersprechen verbindlich. Man spürt sehr bald, einem meisterlichen Führer zu folgen, der auch Anfänger begreift, weil er die Schwierigkeiten des Weges einmal hat selber überwinden müssen. Da auf dem unübersehbaren Gebiete der Geschichte nur der Fachmann über eine zuverlässige Kenntnis der Einzelheiten verfügt, so bedarf der Laie, der ein berufliches oder persönliches Interesse hat, sich zu unterrichten, der Anleitung. Hier wird sie unübertrefflich geboten. Geistliche, die sich auf dem Laufenden erhalten und an einem Punkte selber mitarbeiten wollen, mögen sich das Heft kaufen. Ueberhaupt erweist sich die „Th. d. G." immer mehr als unentbehrlich für diejenigen, die in ihrer theologischen Bildung nicht zurückgehen wollen.

D i e e v a n g e l i s c h e n M i s s i o n e n. Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Prof. D. J. R i c h t e r. Jährlich (12 Hefte 3 M.) Mit dem illustrierten Jugendmissionsblatt: S a a t u n d E r n t e a u f d e m M i s s i o n s f e l d e, herausgegeben von P a u l R i c h t e r. (Einzeln 1 M.) 3.75 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Das Juliheft der „Evangelischen Missionen" bietet eine längere, reich illustrierte Arbeit „Bilder von einer Missionsstudienreise in Afrika." Der folgende Aufsatz führt in das Bereich der südafrikanischen Mission der Brüdergemeine und erzählt weiteres aus dem Leben der „Tante Anna." — „Saat und Ernte" bringt unter der Ueberschrift „Ein zweimal geborener Türke" die Erinnerungen eines bekehrten mohammedanischen Scheichs.

D e r G e i s t e s k a m p f d e r G e g e n w a r t. Monatsschrift für christliche Bildung und Weltanschauung. 51. Jahrgang. Herausgegeben von Prof. D. E. P f e n n i g s d o r f. Vierteljährlich 1.50M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Das Juliheft veröffentlicht eine Kriegspredigt des Herausgebers „Gottes Walten in dem Völkergericht unserer Tage," ferner einen Aufsatz „Der Sinn des Lebens," der in der gegenwärtigen Zeit von vielen als besonders

brennend empfunden werden wird. Hieran schließen sich die Betrachtungen eines Auslanddeutschen über „Das Deutschtum im Auslande,“ die „Tagebuchblätter eines Daheimgebliebenen,“ der Aufsatz „Volksseele und Weltgeschichte“ und noch manche andere Darbietung.

Theologischer Literaturbericht. Mit dem Beiblatt: Vierteljahrsbericht aus dem Gebiete der schönen Literatur. Herausgegeben von Studiendirektor Julius Jordan. 38. Jahrgang. Jährlich 4 M., der „Vierteljahrsbericht“ für sich 1 M. (Gütersloh, C. Bertelsmann.)

Jordans altbewährter „Theol. Literaturbericht“ zieht in den Kreis seiner Besprechung alles, was vom Gesamtgebiete der Literatur für evangelische Theologen von allgemeinerem Interesse ist; also neben Theologie ebenso auch Philosophie, Geschichte, Kunst und schöne Literatur. Gegen hundert namhafte Fachgelehrte stehen dem Herausgeber helfend zur Seite. Wir empfehlen das angesehene, zuverlässige, und dabei überaus wohlfeile Blatt nachhaltig der Beachtung; jeder Theologe sollte es halten, und auch die Häuser der religiös Interessierten sollten ihm immer mehr geöffnet werden.

Der Türmer. (Kriegsausgabe.) Herausgeber: J. E. Frhr. v. Grotthuß. Vierteljährlich (6 Hefte) 4 M. 50 Pf., Einzelheft 80 Pf. Probeheft franko (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Aus dem Inhalt des zweiten Julihefte**s**: Deutsche Sorgen. Von Marie Diers. — Das Mittel und der Krieg. Von Hermann Kienzl. — Die Hintermänner von Serajewo. Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß. — Der Kriegsbankrott unseres Theaters. Von Karl Storck. — Das wirkliche Indien. — Von Uncle Sams Kriegsbilanz. Von Dr. F. E. S. — Die Federn der Diplomaten. — Datterich-Feuilletonisten. Von Prof. D. Dr. Diehl. — Von heiligen Zorn. — Verdeutschungen. Von K. St. — Shakespeares „Episoden.“ — Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Unsere Helden im Westen. — Ein allzu wißbegieriger Engländer. — Die Untreue gegen den „guten Kameraden.“ Von Dr. Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage.

Aus dem Inhalt des ersten Augustheftes: Ein Rückblick. Von Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne. — Meines Vaters Uhr. Von Karl Berner. — Der Krieg gegen den englischen Handel. Von Konteradmiral Kalau vom Hofe. — Kriegschroniken und Familiengeschichten. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Von der internationalen Gemeinschaft der Geister. Von Karl Nötzel. — Vergeßt die Balten nicht! — Himmelszeichen, gespenstische Heere und ähnliche Erscheinungen. Von W. Kuhaupt. — Diplomatie. — Die unterjochten Völker im Westen Rußlands. Von M. E. Menghius. — Ein Ehrentag der Vlamländer. — Der kunstgewerbliche Mißbrauch des Eisernen Kreuzes. Von K. St. — Ein Menetekel. Von Hermann Kienzl. — Musikalische Hauskomödien. Von St. — Siegmund von Suchodolski. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilagen. — Notenbeilage

Aus dem Inhalt des zweiten Augustheftes: Auslandsdienerei. Von Karl Storck. — Zwischen den Gärten. Von Mela Escherich. — Eine Zukunftsfrage. Von Dr. Wilhelm R. Richter. — Eine deutsche internationale Umfrage. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. — Zur stillen Erwägung! Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß. — Die Vergessenen! Von J. W. — Baltisches Deutschtum und Deutsches Reich. — Seelische Fernwirkungen. von Dr. med. Löhmann. — Gloria, Viktoria! (Ein Wort aus der Front.) Von Hans Schmidt. — Der Krieg und die deutsche bildende Kunst. Von Karl Storck. — Türmers Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Notenbeilage.